Bunte Bilder aus dem Schlesierlande



Verlag von
Franz Goerlich in Breslau

2876

Ihrer Majestät

der Kaiserin und Königin

Auguste Victoria

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem

Vorstande des

Schlesischen Pestalozzi-Vereins.

Bibljoteka
Sejmu Śląskiego
2816

Bunte Bilder

aus dem

Schlesierlande.

Herausgegeben

vom

Schlesischen Pestalozzi-Verein.

3. Aufl.

[Bd 1.]

Biblioteka Śląska

Mit vielen Illustrationen.

Dritte, durchgesehene Auflage.

Breslau.
Verlag von Max Woywod.
1903.

Biblioteka
Sejmu Śląskiego

SL 2 g 1
SL 7 b 16

1575.1
III



50.000,-



X-1849
1575/ III
11

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
	Widmung. Von G. Wende, Liegnitz.	
1.	Primkenau. Von A. Willenberg	1
2.	Schlesiens geographische Lage und weltgeschichtliche Bedeutung. Von J. Koschmieder	15
3.	Streifzüge in Schlesiens Urgeschichte. Von A. Langenhan	21
4.	Schlesisches Volksleben. Von A. Lichter	29
5.	De schläf'sche Gemittlichkeet. Gedicht von A. Lichter	31
6.	's Ganschreita. Von A. Lichter	32
7.	Görlitz. Von R. Koch	37
8.	Johannes Haß, Oberstadtschreiber in Görlitz. Von Dr. Jecht	43
9.	Der Pönfall. Von R. May	47
10.	Die preußische Oberlausitz im Dreißigjährigen Kriege. Von R. Koch	50
11.	Der Tod des Marschalls Duroc. Von E. Gebauer	54
12.	Die Rose des Glücks. Von F. Endert	57
13.	Eine Wanderung im Wendenlande. Von O. Barthel	58
14.	Vier wendische Volkslieder	62
15.	Die Königliche Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau. Von G. Wende, Bunzlau	65
16.	Martin Opitz. Von H. Kottwitz	70
17.	Grünberger Wein. Von E. Schorsch	75
18.	Lenbus. Von A. Volkmer	83
19.	Michael Willmann, der schlesische Raphael. Von W. Patschovsky	92
20.	Der Kunitzer See mit seiner Möveninsel. Von J. Gerhardt	96
21.	Das verlorene Wasser bei Panten. Von W. Kolbe	99
22.	Liegnitz. Von G. Wende, Liegnitz	106
23.	Die Liegnitzer Goldfelder. Von H. Schnieblich	121
24.	Die Schlacht bei Liegnitz. Von H. Sieber	125
25.	Die Schlacht an der Katzbach. Von H. Sieber	130
26.	Aus Goldbergs Leidenstagen. Von L. Sturm	135
27.	Eine Wanderung im Bober-Katzbach-Gebirge. Von Gottfried Müller	141
28.	Aus dem Isergebirge. Von Dr. Adam	148
29.	Die Eiszeit in Schlesien. Von Dr. Gürich	154
30.	Der Name des Riesengebirges. Von Dr. Regell	159
31.	Die Entstehung der Wohnstätten auf dem Kamme des Riesengebirges. Von W. Patschovsky	165
32.	Hirschberg. Von O. Fiedler	173
33.	Die Burg Kynast. Von H. Schubert	180
34.	Der Wolf und das Lamm. (Eine Sage vom Kynast)	186
35.	Eine Kammwanderung. Von M. Nordorff	188
36.	Rübezahlsagen	196
37.	Trompta Maria. Von Hauptmann a. D. Cogho	200
38.	Graf Friedrich Wilhelm Reden. Von Th. Eisenmänger	205
39.	Buchwald, Fischbach und Erdmannsdorf. Von Pastor Kölbing	213
40.	Die Einwanderung der Zillerthaler. Von G. Wende, Liegnitz	220
41.	Hohenfriedeberg. Von F. Sommer	225
42.	Bolkoburg und Burg Schweinhaus. Von Raupach	230
43.	Der Zobten. Von A. Lichter	236
44.	Eine Pfingstfahrt ins Schweidnitzer Bergland. Von Prof. Dr. Worthmann	244
45.	Steinkohlenbergbau im Waldenburger Gebirge. Von Br. Peschel	252

Seite

46. Görbersdorf. Von E. Goldberger 260
47. R.-G.-V. Von P. Hoehne 265
48. Ein Denkmal altschlesischer Dialektdichtung. Von H. Bauch 271
49. Karl von Holtei. Von H. Bauch 275
50. Robert Rößler. Von H. Bauch 280
51. Heinrich Tschampel. Von H. Bauch 285
52. Karl Ehrenfried Bertermann. Von H. Bauch 289
53. Max Heinzel. Von Th. Nöthig 292
54. Die Kämpfe um Glatz, Schlesiens älteste Feste. Von Hauptmann a. D. H. v. Wiese . 297
55. Streifzüge in der Grafschaft Glatz. Von O. Kobel 305
56. Die Westecke der Grafschaft Glatz. Von W. Mader 309
57. Schlesiens Heilquellen. Von Oberstabsarzt a. D. Dr. Preuße 318
58. Schlesiens Naturheilanstalten. Von Philo vom Walde 325
59. Trebnitz. Von P. Kindler 329
60. In der Spinnstube. Von Philo vom Walde 335
61. Die Brüdergemeinde und ihre Niederlassungen in Schlesien. Von K. Seiffert 340
62. Nimptsch. Von K. Kaboth 348
63. Der Vertrag zu Heidersdorf. Von O. Kostrowsky 353
64. Das Werden Breslaus. Von F. G. A. Weiß 355
65. Breslau und seine Bedeutung für Schlesien. Von Prof. Dr. H. Markgraf 370
66. Schlesien im Jahre 1813. Von O. Kobel 373
67. Breslauer Eigenheiten. Von W. Köhler 376
68. Theater und Musik in Breslau. Von Dr. Freund 385
69. Ein kaiserliches Jagdrevier. Von Th. Artopé 389

Oberschlesien; Land, Leute und Geschichte:

70. Landschaftliches. Von C. Luppa 398
71. Auf oberschlesischen Sumpf- und Torfwiesen. Von J. Koschmieder 400
72. Oberschlesische Dörfer und Häuser. Von C. Luppa 402
73. An den drei Hauptfesten in Oberschlesien. Von J. Koschmieder 404
74. Die Polen Oberschlesiens. Von Pastor prim. Kölling 406
75. Eigentümlichkeiten der Oberschlesier. Von C. Luppa 412
76. Schmuggel. Von C. Luppa 414
77. Von drüben hinter der russischen Grenze. Von J. Koschmieder 415
78. Versuche, Oberschlesien wieder zu polonisieren. Von C. Luppa 417
79. Die Schlacht bei Pitschen. Von Pastor prim. Kölling 418

Oberschlesien; Industriebezirk:

80. Umschau vom Redenberge. Von Fuhland 421
81. Die Dreikaiserecke. Von Fuhland 424
82. Entstehung der unterirdischen Schätze Oberschlesiens. Von Fuhland 426
83. Ein Stück oberschlesischer Geschichte. Von Fuhland 428
84. Entwickelung der oberschlesischen Industrie. Von Fuhland 430
85. Königshütte. Von Fuhland 434
86. Leben und Treiben im Industriebezirk. Von Fuhland 438
87. Das Redendenkmal. Von Fuhland 440
88. Wohlfahrtseinrichtungen. Von Fuhland 441
89. Oberschlesische Illumination. Von Fuhland 441
90. Das Tarnowitzer Glöcklein 443
91. Schlesiens Erze. Von Dr. Gürich 444
92. Die Überschwemmungen im Hirschberger Tale i. J. 1897. Von Heinrich XXVIII., Prinz Reuß j. L. 453
93. Schlesiens Aufblühen unter den Hohenzollern. Von K. Ernst 462



Mein Schlesierland! Wie liebt' ich dich seit meiner Kindheit Tagen!
Du kleines, stilles Dörfchen, weite, sonn'ge Heide,
Wo Hirsch' und Rehe tummeln sich im düsteren Getann,
Wo ich die erste Lust gejauchzt, im ersten Leide
Mir an der Mutterbrust die erste Träne rann;
Wo ich der Zukunft erstes stolzes Schloß gebaut:
Wie warst so arm du und dabei so traut!

Nun bin gewandert ich durch meiner Heimat Fluren,
Der Städte stolzen, lichten Kranz hab' ich gegrüßt!
Ich forschte sinnend nach vergang'ner Zeiten Spuren
Und hab' im Frühlingswehn den schönsten Mund geküßt.
Ich stieg hinauf zu deiner Koppe steilem Gipfel,
Sang überm Wettersturm mein fröhlich Wanderlied,
Die Sonne sah ich glühn auf deiner Tannen Wipfel
Und horcht' auf deines Bergbachs kosend Abendlied;
Ich lauscht' auf deines Kynast halbzerfall'ner Zinne
Manch' altem Sang von Rittertreu und Minne.

Durch deine Felder schritt ich, als des Kornes Wogen
Im Mittagswehn den Herrgott priesen, hab' geruht
Im Schatten deiner Eichen, stieg in deine Berge,
Wo tief der Bergmann schürft der Erze teures Gut,
Sah auf dem Strom' der Schiffe stolze Wimpel wehn:
Mein teures Schlesierland! Wie bist du reich und schön!

Ich trat in deiner Herrensitze stolze Hallen,
Dem fleiß'gen Arbeitsmanne drückte ich die Hand;
Den würd'gen Pfarrer grüßt' ich, den gemess'nen Ratsherrn,
Das nimmermüde Mütterchen am Ackerrand.
Ich schritt durch deiner Bürger helle Festesreihen,
Dreht' auf des Dörfleins Anger mich im lust'gen Tanz;
Mein Volk, ich sah dich scherzen, Abschied nehmen, freien,
Sah dies Geschlecht vergeh'n, sah jenes Hauses Glanz;
Ich sah der Zeiten Sturm manch schönen Brauch verwehn
Und sah zu aller Zeit — die Lieb' und Treu' bestehn. —

Und heiße Lieb' zur Heimat, Treue zu den Brüdern
Legt' dieser Bilder bunte Reih' in unsre Hand.
Nun zieht hinaus! Grüßt mir mein Volk in allen seinen Gauen,
Führt's in der Fremde auch durchs traute Heimatland.
Zieht hin, ein still Gelübd', zum Hohenzollernthrone,
Dem unser Schlesierland verdanket seine Pracht!
Zieht hin zur Fürstin, die heut trägt die Kaiserkrone
Und deren Jugendglück mein Schlesiervolk bewacht'!
Zieht hin, ein fromm' Gebet, daß Gott mit starker Hand
Die edle Fürstin schirm' — und's teure Schlesierland!

G. Wende.

Primkenau.



Das Schweizerhäuschen im Park zu Primkenau.

Kaum haben wir das Bahnhofsgebäude von Armadebrunn, einer Station der Bahnstrecke Liegnitz-Sagan, verlassen, so hat uns auch schon die niederschlesische Heide aufgenommen. Wir lenken unsere Schritte nordwärts, unserem Ziele Primkenau zu. Nach kurzer Wanderung lichtet sich der hohe, dunkle Föhrenwald, und vor uns erblicken wir das Dorf Armadebrunn, das seinen Namen von einem jetzt noch vorhandenen Brunnen erhalten hat, der einer vorüberziehenden Armada, einer Armee, Wasser gespendet hat; so erzählt der Volksmund. Das Dorf mit seiner Feldmark liegt wie eine Oase mitten in der Heide. Leider besitzen seine Gefilde nichts von der üppigen Fruchtbarkeit jener Wüsteneilande; nur Kartoffeln, dürftigen Roggen und Lupinen finden wir auf den Äckern, und gering sind die Erträge, die auch die fleißigste Arbeit ihnen abzuringen vermag. Trotz der Genügsamkeit der Heidebewohner müßte viel Armut und oft Not unter ihnen herrschen, wenn ihnen nicht der Wald seinen Segen spendete. Frauen und Kinder finden in ihm reiche Beute an Pilzen und Beeren und die Männer lohnenden Verdienst durch das Fällen und Abfahren des Holzes.

Durch das Tor des Wildzaunes, der den Wald einhegt, treten wir wieder in die Heide ein, die breite Straße weiter wandernd, die einst Napoleons Scharen siegesgewiß auf ihrem Marsche nach Rußland dahinzogen, auf der sie todesmatt aus

dem unbezwungenen Lande zurückkehrten. Heute hören wir kein Rossestampfen und kein Waffengeklirr; nicht ein Wagen, ja kaum ein Mensch begegnet uns auf unserer zweistündigen Wanderung, und doch fühlen wir uns nicht einsam. In eiliger Flucht setzt ein Reh über die Straße, ein Hase quert unseren Weg, wenig danach fragend, daß er uns nach dem Volksglauben dadurch Unglück bringt. Verborgen bleiben uns die anderen Bewohner des Waldes, der edle Hirsch, der im Herzen der Heide, im dichtesten Gehege seinen Stand hat, und das schwarze, finstere Wildschwein, das erst das Dunkel der Nacht abwartet, ehe es auf die Lichtungen und Äcker heraustritt, um da sein Zerstörungswerk zu üben. Den Waldrand schmückt blühendes Heidekraut, das eifrige Bienen umsummen, ein Vöglein läßt sein Lied durch den Wald erschallen, den Takt dazu schlägt der Specht, der die einsam unter den Kiefern stehende Eiche untersucht,



Das alte Schloß Primkenau.
Nach einer Original-Aufnahme von H. Haertlwig in Haynau.

das ewig gleichmäßige Rauschen der Bäume klingt wie ein alt bekanntes liebes Lied: da senkt sich tiefer Frieden auch in unsere Brust — die Heide hat unser Herz bezaubert.

Noch eine kurze Strecke, und der Nordrand der Heide ist erreicht. Vor uns breitet sich eine weite Ebene aus, die auf drei Seiten von der Heide und im Norden vom Sprottebruch umschlossen ist. Über eine kleine Anhöhe hinwegragend, grüßt uns der schlanke Turm der evangelischen Kirche zu Primkenau, und bald liegt das freundliche Landstädtchen vor uns, an das sich im Nordwesten Schloß Primkenau anschließt.

Man sieht es dem etwa 2000 Einwohner zählenden Orte mit den freundlichen Häusern nicht an, daß er schon ein recht ehrwürdiges Alter besitzt. Herzog Primislaus I., der Enkel des ruhmreichen Heinrich I. von Liegnitz, baute zwischen 1280 und 1290 am südwestlichen Ende des heutigen Parkes, der in alter Zeit den Namen „Oberwald“ führte, auf dem „Burgberge“ ein Jagdschloß, zog deutsche Ansiedler heran und legte so den Grund zu der Stadt, die nach ihm Primislavia, deutsch Prymkenaw oder

Prymke genannt wurde. Schwere Schicksalsschläge haben diese Stadt heimgesucht. Wer die Sprache eines uralten Zeugen der Geschichte Primkenaus deuten könnte, einer tausendjährigen Eiche, die nahe jenem Gründungsorte steht, dem würde ihr Rauschen wie ein Klagelied tönen.

Aber von dem Leide und der Not dieser Stadt, von dem wackeren Sinn ihrer Bewohner drang keine Kunde über Heide und Bruch hinweg in die Welt hinaus, ihr Name blieb unbekannt. Da auf einmal, als hätte der Zauberstab des Märchens diese Stätte berührt, wurde im ganzen Vaterlande von Primkenau erzählt, und Einlaß fordernd und findend klopfte der Name dieses stillen Heidestädtchens an jedes deutsche



Das neue Schloß Primkenau.

Herz: ein deutscher Kaisersohn fand hier in der stillen Heide seine Braut; Primkenau ist die Heimat unserer geliebten Kaiserin Auguste Victoria.

Unsere Kaiserin stammt aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, einer Nebenlinie des dänischen Königshauses, das aus dem Geschlecht der Grafen von Oldenburg hervorgegangen ist. Die Geschichte dieses alten Fürstengeschlechtes ist innig verbunden mit den Schicksalen der früheren Herzogtümer, der jetzigen preußischen Provinz Schleswig-Holstein. Im Jahre 1460 wählten die Stände von Schleswig-Holstein den dänischen König Christian I. zu ihrem Herzoge mit der Bedingung, daß die Herzogtümer „ewig zusammen und ungeteilt" bleiben sollten. So waren die deutschen Nordmarken an die dänische Krone geknüpft, eine Verbindung, aus der für diese Länder bis in unser Jahrhundert hinein viel trübe Zeiten hervorgegangen sind. In Dänemark war beim Aussterben des Mannesstammes die weibliche

Linie der Königsfamilie erbberechtigt, in den Herzogtümern aber nach einem alten, verbrieften Rechte die männliche des oldenburgischen Gesamthauses, zunächst die Augustenburger Linie. Als nun in der Mitte unseres Jahrhunderts das dänische Königshaus jenem Schicksal entgegenging, als dazu auch die dänische Regierung offen darauf hinarbeitete, das Recht der Herzogtümer zu beugen, sie von Deutschland, ihrem Mutterlande, loszureißen und unlöslich an Dänemark zu ketten, da erhoben sich im Jahre 1848 diese Nordmarken, um für ihr Recht und ihre Freiheit zu kämpfen. Doch umsonst. Nach Wiederherstellung der dänischen Herrschaft wurde die gesamte Augustenburger Linie des Landes verwiesen und deren Grundbesitz mit Beschlag belegt. Herzog Christian August aus dem Hause Augustenburg, der rechtmäßige Erbfolger in Schleswig-Holstein, der mit Entschiedenheit für die Sache der Herzogtümer eingetreten war, kam zu der Überzeugung, daß sein Ringen nach der Herzogskrone aussichtslos sei; er verzichtete auf die Erbfolge, trat seine Güter gegen eine Entschädigung an Dänemark ab und kaufte im Jahre 1853 die Herrschaft Primkenau.

Hier fand der Herzog, wie er gewünscht hatte, einen großen Landbesitz vor, in dem noch viel zu schaffen war. Rastlose Arbeit sollte ihm Vergessen bringen. An Stelle des alten Herrenhauses erhob sich bald ein schönes Schloß im normannischen Stil, das in jüngster Zeit einem stattlichen Neubau hat weichen müssen; ihm folgten das Prinzenpalais, das Kavalierhaus und das Küchenhaus. An der Stirnseite tragen diese Gebäude die Anfangsbuchstaben der Namen des Herzogs und seiner Gemahlin, C. A. — L. S. — Christian August, Luise Sophie — sowie die Jahreszahl des Baues und das herzogliche Wappen. Unter des Herzogs Leitung entstanden durch mühevolle Arbeit aus öden Sand- und Heideflächen fruchttragende Gefilde; der unwegsame, unwirtbare Sprottebruch wurde entwässert und dadurch nutzbares Acker- und Wiesenland mit außerordentlich üppigem Graswuchs gewonnen; der an den Schloßplatz anstoßende Oberwald wurde in einen herrlichen Naturpark umgewandelt und dieser mit liebevoller Sorgfalt gepflegt, kurz: der Einzug des Herzogshauses in Primkenau bedeutete für die Stadt und deren Umgegend einen dauernden Aufschwung.

Des Herzogs Sohn, Erbprinz Friedrich, vermählte sich am 11. September 1856 mit der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg und wohnte auf seinem Rittergut Dolzig bei Sommerfeld.

Am 22. Oktober 1858 wurde diesem Fürstenpaare ein Mädchen geboren, das die Namen Auguste Victoria Luise Feodora Jenny erhielt — unsere Kaiserin. Zu ihren Paten gehörten der damalige Prinzregent von Preußen und nachmalige Kaiser Wilhelm I. und sein Sohn, Friedrich III., mit ihren hohen Gemahlinnen, den Prinzessinnen Augusta und Victoria, von denen das Patchen seine Namen erhielt. Zwei deutsche Kaiserinnen die Paten der dritten!

In Dolzig wurde den fürstlichen Eltern noch die Prinzessin Karoline Mathilde und ein Sohn, der jetzige Herzog Ernst Günter, geboren, in Kiel die Prinzessin Luise Sophie, die mit dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen vermählt ist, und in Primkenau die Prinzessin Feodora. Die Mutter übernahm, einer guten bürgerlichen

Sitte folgend, selbst den größten Teil der Pflege ihrer Kinder. In Dolzig verlebte die Prinzessin Auguste Victoria, ein blondes, blauäugiges Mädchen, ihre ersten sechs Lebensjahre.

Während hier tiefer Frieden herrschte, zog über Deutschland ein schweres Gewitter herauf, dessen Donner Jahre lang in unserem Vaterlande widerhallen, das auch die Dolziger Herzogsfamilie tief erschüttern sollte. Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII., der letzte Sproß der männlichen Linie des dänischen Königshauses. Nun mußte sich die schleswig-holsteinsche Erbfolgefrage endgültig entscheiden. Herzog Friedrich, der gegen die Verzichtleistung seines Vaters Einspruch erhoben hatte, erklärte, auf sein gutes Recht bauend, schon am 19. November seinen Regierungsantritt als Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein. Ein kurzer, hoffnungs-



Herzog Friedrich und die Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein.

reicher Traum für den Herzog! Er verlegte seinen Wohnsitz nach Kiel, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Im nächsten Sommer folgte ihm seine Familie dahin nach. Auch in dieser ernsten, folgeschweren Zeit widmete sich die Herzogin ganz ihrer Familie. In die Kinderstube drang nichts von den Sorgen des Erben der Herzogtümer. In Kiel erhielt die Prinzessin Auguste Victoria auch ihren ersten Unterricht. — Der Gang, den die Sache der Herzogtümer nahm, ist bekannt. Preußen und Österreich errangen diese Nordmarken durch einen siegreichen Feldzug gegen Dänemark und retteten sie dadurch dem Deutschtum. Das Selbstbehauptungsrecht und das eifrige Streben nach dem von allen Patrioten so heiß ersehnten Ziele, Deutschlands Einigkeit, verbot aber Preußen, an jener wichtigen Stelle die Bildung eines völlig unabhängigen Kleinstaates zu dulden, und Herzog Friedrich glaubte die preußische Forderung, den dauernden Anschluß der Heeresmacht und der Politik der Herzogtümer an Preußen zu versichern, nicht erfüllen zu können. Der

Krieg von 1866, der die Grundlage zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches schuf, entschied auch über die Herzogtümer; sie wurden eine preußische Provinz. — Das Vaterland muß, wenn es stark und mächtig sein soll, oft schwere Opfer fordern. Gut und Blut haben ihm unsere Väter geweiht — Herzog Friedrich mußte der nationalen Sache seine Hoffnungen opfern.

Der Herzog verkaufte das Gut Dolzig und lebte einige Jahre in Gotha in stiller Zurückgezogenheit. Am 11. März 1869 legte sein Vater das müde Haupt zur ewigen Ruhe nieder. Herzog Friedrich wird Herr auf Primkenau. Wie einst seinen Vater, so nimmt auch ihn die Heide auf, nachdem seine großen Pläne und Hoffnungen zusammengebrochen sind, und auch auf ihn übt sie ihren Zauber aus und lehrt ihn alle Enttäuschungen vergessen. Er verwaltet sein Erbe in dem Sinne seines Vaters; vor allem aber lebt er der Erziehung seiner Kinder. Der schwere Kampf der Entsagung, den er hat kämpfen müssen, hat ihn gelehrt, daß allein ein gesunder, frischer Geist, ein tiefes Gemüt und festes Gottvertrauen die Stützen sind, die den Menschen auch in schwerer Zeit auf-



Die Kaiserin im 5. Lebensjahre.

recht erhalten. In diesem Sinne erzieht er seine Kinder, erzieht er, ohne es zu wissen, eine deutsche Kaiserin.

In Primkenau beginnt für die beiden ältesten Prinzessinnen, Auguste Victoria und Karoline Mathilde, die einander in herzlicher Liebe zugetan sind, die Zeit der ernsten Arbeit. Besonderen Wert legt der Herzog auf den Unterricht in Religion und Geschichte. Er fordert, daß den Kindern die echte Gottes- und Nächstenliebe ins Herz gesenkt werde, daß sie in der Geschichte das Walten Gottes erkennen lernen, der die Geschicke der Nationen wie die Wege des einzelnen lenkt. Oft finden wir ihn in ein ernstes Gespräch mit dem Lehrer seiner Kinder vertieft, in dem die Fragen der Erziehung und des Unterrichts erwogen werden.

Pünktlichkeit und Ordnung sind im Herzogsschlosse zu Hause. Die Kinder müssen eine genaue Einteilung der Tageszeit befolgen, nach der Arbeit und Erholung abwechseln. Nach dem am späten Nachmittage stattfindenden Diner leben die Eltern ausschließlich ihren Kindern. Wie leuchten deren Augen, wenn der Wagen ankommt und eine fröhliche Fahrt unternommen wird, tief in die Heide hinein, die ihnen so vertraut ist, in der sie sich so heimisch fühlen! Für einen anderen Tag ist der Sprottebruch das Ziel der Ausfahrt. Dabei wird ein ergiebiges Jagdrevier durchkreuzt, und immer von neuem macht es den Kindern Freude, wenn bald rechts, bald links

mit lautem Geräusch die Fasanen aufschwirren, wenn ein Reh, ruhig stehen bleibend, den Wagen an sich vorüberfahren läßt und sie mit seinen großen, treuen Augen anblickt. Gerastet wird auf Vorwerk Adelaidenau, das mitten im Bruch liegt, und die Prinzessinnen hören, mit welcher Mühe ihr Großvater, der Herzog Christian August, aus wertlosem Sumpf- und Moorland blühende Wiesen und fruchtbare Äcker geschaffen und wie sich dadurch der Wohlstand der ganzen Umgegend gehoben hat.



Die Kaiserin mit ihren beiden jüngeren Schwestern.

Gern wandern die Prinzessinnen mit ihrem Vater auch zu Fuß zum Eisenwerk Henriettenhütte, das 400 Arbeitern Beschäftigung gibt, und sehen den schwarzen, rußigen Gestalten bei ihrer Arbeit zu. Die Schwedenbrücken, die bei dem Eisenwerk über die Sprotte führen, und die Sage, daß in den Moorgründen ein Fähnlein Schweden versunken ist, geben dem Vater Veranlassung, von den traurigen Schicksalen Primkenaus während des Dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation zu erzählen.

Liebe Plätze haben die Prinzessinnen auch daheim. Hinter dem Schlosse, am Anfange des Parkes liegt an zwei Teichen, auf denen Schwäne stolz einherziehen,

der Spielplatz. Groß und klein, oft sind auch Gäste dabei, vereinigt sich hier zu fröhlichem Spiel, und helles Kinderlachen erschallt, wenn die Krocketkugel des Vaters ihr Ziel verfehlt. Doch das Paradies der Kinder liegt tiefer im Parke. Aus dunklem Tannengrün lugt ein kleines Häuschen hervor, im Schweizer Stil gebaut; sein Dach ist von wildem Wein überwuchert. Auch ein Gärtchen fehlt nicht, in dem jedes Kind sein Beet hat. Hier graben, pflanzen, gießen und jäten die Prinzessinnen mit rastlosem Eifer, und stolze Freude empfinden die kleinen Gärtnerinnen, wenn sie selbstgezogenes Gemüse zur herzoglichen Küche tragen können, das dann bei Tafel auch gebührend gewürdigt werden muß. — Heute sind die Beete mit Immergrün bewachsen. — Und was birgt das Schweizerhäuschen im Innern? Alles, was ein Mädchenherz sich träumt. Ein niedlich ausgestattetes Zimmerchen ist Wohnstube für die Prinzessinnen und ihre Lieblinge, die Puppen; daneben liegt eine kleine Küche mit offenem, aus roten Ziegeln gemauertem Herde und einer vollständigen Kücheneinrichtung. Hier schalten und walten die Prinzessinnen als deutsche Hausmütterchen. Bald gehen sie mit ihren Lieblingen im Garten spazieren, bald kosen sie mit ihnen auf der Veranda, die sich an der Vorderseite des Häuschens hinzieht, bald feiern sie frohe Feste. Dann wieder bereiten sie, gar ernste Mienen im Gesicht, in der Küche mit emsigem Fleiß ein Mahl und singen nachher die Puppen in den Schlaf. Doch noch andere Pfleglinge warten ihrer Fürsorge. Hinter dem Schweizerhäuschen haben Rehe und Hühner, die nie vergessen werden, ihre Wohnung. — In eine Buche in der unmittelbaren Nähe des Schweizerhäuschens hat unser Kaiser als Bräutigam die Buchstaben V W eingeschnitten. Warum wohl gerade hier?

Die Prinzessinnen hören ihre Namen rufen, und ob es hier auch tausendmal schöner ist als irgendwo, verlassen sie doch ihr Märchenreich und eilen freudig hinweg; sie haben des Vaters Stimme erkannt. Vor dem Schlosse steht der Herzog, ein hoher, stattlicher Mann. Die trüben Erfahrungen haben seinem Gesicht einen ernsten Ausdruck gegeben; doch als er seine Lieblinge heranstürmen sieht, leuchtet innige Freude in seinen Augen auf, er weiß, wie reich ihn Gott in seinen Kindern gesegnet hat. Gern begleiten die Prinzessinnen den Vater, sich an ihn anschmiegend, auf einem Spaziergange durch den dunklen Park. Vorüber gehts an all den lauschigen Plätzen, an den Sieben Quellen, am Irrgarten, am Fuchsberge, an Wiesen und Teichen. Hier und da werden die schönen, hochaufstrebenden Eichen bewundert, die ihre Jugend in der Heide verlebt haben und nun ein Schmuck des Parkes sind. Das Ziel der Wanderung ist erreicht, ein kleiner Hügel am Ende des Parkes, dessen Gipfel Villa Jägerhof, ein Jagdschlößchen, krönt. Von hier aus überblickt das Auge die weite Ebene, die von der braunen Heide wie von einem undurchdringlichem Wall umgeben wird. Von Norden her schauen über den Bruch herüber die blauen Dalkauer Berge; ein Durchhau durch das Gehölz des Parkes ermöglicht einen Blick auf das Schloß. Wie schön ist doch die Heimat! Schon neigt sich die Sonne tief zum Horizonte nieder und mahnt an den Heimweg. Noch einmal ladet die Helenenbank unter einer mächtigen Eiche zur Rast ein. Mit andächtigem Gemüt betrachten die Kinder das schöne Schauspiel des Sonnenunterganges;

eine Nachtigall singt der Scheidenden das Schlummerlied. Auch unsere Wanderer kehren heim.

Ernste und tiefe Gespräche führt der Vater auf diesen Spaziergängen mit seinen Kindern. Zu sinniger Betrachtung der Natur regt er die empfänglichen Gemüter an und weckt in den jungen Herzen die Liebe zu dem treuen, sorgenden Vater im Himmel. Er erzählt ihnen auch von dem teuren, meerumschlungenen Heimatlande, vom Schloß Augustenburg, dem Stammsitze der Ahnen auf der von den blauen Wellen der Ostsee umspülten Insel Alsen. Aber nicht bitteres Weh ruft er bei ihnen wach, sondern er will sie führen zu einem zuversichtlichen Vertrauen zu dem, der die Seinen oft durch Nacht zum Licht führt.

Daß der Herzog selbst die Sache des Vaterlandes über die eigene stellt, zeigt er im Sommer 1870; auch er zieht sein Schwert zu des Vaterlandes Wehr. Im Hauptquartier des Kronprinzen macht er den Feldzug gegen Frankreich mit und erneuert dabei den Freundschaftsbund mit diesem edlen Fürsten. Still ist's in diesem Kriegsjahre im Schlosse zu Primkenau; auch des Winters Freuden erscheinen minder schön als sonst: den Prinzessinnen fehlt der Vater, der jede, auch die kleinste Freude mit ihnen teilt. Um so herzlicher wird der aus siegreichem Feldzuge Heimkehrende begrüßt.

Viel Schönes dürfen die Prinzessinnen in den nächsten Jahren schauen; sie begleiten die Eltern auf Reisen ins Riesengebirge, nach Frankreich und Schweden. Einen Teil des Winters verlebt die herzogliche Familie regelmäßig in Gotha.

Eine ernste Zeit beginnt für die Prinzessinnen, sie sind Konfirmandinnen. Innig mit einander verbunden, haben sie der Jugend Lust und Leid geteilt, zusammen den Konfirmandenunterricht empfangen, gemeinsam sollen sie auch eingesegnet werden. Es ist der 22. Mai des Jahres 1875, kein Feiertag, und doch sieht's im Städtchen so feierlich aus. Der Landmann ist nicht zur gewohnten Zeit aufs Feld gezogen, in den Werkstätten ruht die Arbeit, und schon früh sind die Kinder in ihren Sonntagsstaat gesteckt worden. Da läuten die Glocken vom Turme, und bald ist das festlich geschmückte Gotteshaus gefüllt. Auguste Victoria und Karoline Mathilde treten in die Kirche ein, geleitet von ihren Eltern, von Verwandten und lieben Freunden des Hauses. „Unsere lieben Prinzessinnen!" sagt ein altes Mütterlein, und seine Augen werden feucht. Hinter den für sie bestimmten Stühlen vor dem Altar bleiben sie stehen. Alter Sitte gemäß hält der ehrwürdige Geistliche, Pastor Meißner, mit ihnen eine Prüfung ab. Erfüllt von dem heiligen Ernst dieser Stunde, legen die beiden Konfirmandinnen vor der versammelten Gemeinde Zeugnis ab von ihrem Glauben und ihrem Hoffen. Mit der Verheißung: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben", segnet der Geistliche Prinzeß Auguste Victoria ein. Nach guter Fürstensitte legt auch der Vater seine Hand segnend auf das Haupt seiner lieben Kinder und mahnt sie, allzeit festzuhalten an dem Wahlspruch des Hauses: „Ohn' Gottes Gunst all Tun umsunst".

Ein so reiches Innenleben, wie es bei den herzoglichen Kindern geweckt wird, äußert sich nicht nur in inniger Zuneigung zu Eltern und Geschwistern, sondern auch in echter Nächstenliebe, in einer herzgewinnenden Freundlichkeit gegen jedermann. Das erfahren vor allem die Armen von Primkenau. Beglückt sind die Prinzessinnen.

wenn sie Eltern und Geschwistern an den Geburtstagen und am Weihnachtsfeste Überraschungen bereiten können; aber noch tiefere Freude empfinden sie, wenn sie den großen Christbaum schmücken und unter ihm die Weihnachtsgaben ausbreiten für die, die sonst leer ausgehen würden an diesem Fest der Liebe. Und wenn dann die Alten mit Tränen in den Augen, die Jungen mit freudestrahlendem Blick ihnen zum Dank die Hand drücken, dann zieht selige Weihnachtsfreude in ihr Herz ein. Sie empfinden es auch gar nicht als ein Entbehren, wenn sie von ihrem nicht allzu reichlich bemessenen Taschengelde sparen, um den Armen zu helfen und die Kranken



Victoria
Prinzeß v. Schleswig Holstein
d. 22. Juni 1868

zu erquicken. Und treten sie in die niedrigen, ärmlichen Stübchen ein, so ist's, als zöge Sonnenschein mit ihnen ein, und fast noch mehr als ihre Gaben erquicken ihre lieben, tröstenden Worte die Bedürftigen und Notleidenden.

Bei einem Spaziergange durch den Park trifft Prinzeß Auguste Victoria ein kleines Mädchen, das am Wege sitzt und bitterlich weint. Mit freundlichem Wort fragt sie nach der Ursache des Leides; da reckt die Kleine der Prinzessin den Fuß hin, in dem ein starker Dorn steckt. Schnell ist er herausgezogen. Dann nimmt die Prinzessin das Mädchen an der Hand, wandert mit ihm weiter, läßt sich von Eltern und Geschwistern vorplaudern, und bald hat das Kind sein Weh vergessen.

Ein andermal sieht die Prinzessin, wie ein kleines Kind sorglos auf dem Wege spielt, während ein Wagen herangesaust kommt. Auf die eigene Gefahr nicht achtend, springt sie hinzu und rettet das Kind im letzten Augenblicke.

Einst wanderten die Prinzessinnen nach einem benachbarten Dorfe, um auch da ein Liebeswerk zu üben. Der sandige, auf einen Hügel führende Weg wird steiler. Ein altes Mütterlein müht sich immer von neuem, den schwer beladenen Karren hinaufzuziehen. Vergebens. Da greifen auf einmal kräftige Hände zu, und bald steht der Karren auf der Höhe. Kaum ist das Mütterlein zu folgen imstande, und ehe es seinen Dank aussprechen kann, sind die Prinzessinnen unter freudigem Lachen verschwunden.

Prinzeß Auguste Victoria ist zur Jungfrau herangewachsen. Reisen nach Frankreich und England erweitern ihre Kenntnisse; mit besonderem Interesse beschäftigt sie sich mit Musik und Malerei. Aber wo sie auch weilt, immer zieht sie's zurück in ihr liebes Primkenau; kein anderer Ort erscheint ihr so traut wie dieser, an dem sie so viel Liebe übt, an dem sie aber auch viel Liebe empfängt.

Da klopfte der Engel der Trübsal auch an ihre Herzenstür, er geht ja auch an den sonnigsten Fürstenkindern nicht vorüber, Bei einem Waldbrande hatte sich der Vater ein schweres Herzleiden zugezogen, und bange Sorge um sein teures Leben beherrschte die Seinen. Von einer Kur in Wiesbaden hofften sie Besserung. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Am 14. Januar 1880 entschlief Herzog Friedrich, fern von der Heimat.

Tiefen Schmerz rief die jäh eintreffende Todeskunde in Primkenau hervor, unsägliches Weh im Herzogsschlosse. Die Armen beklagten in dem Heimgegangenen den tröstenden Helfer, seine Diener einen freundlichen, wohlmeinenden Herrn, alle einen edlen, selbstlosen Mann. Auguste Victoria hatte den Vater verloren, zu dem sie stets als zu ihrem Vorbilde emporblickte, dem sie als das älteste Kind besonders nahe stand. Am 22. Januar wurde die Leiche in der Gruft der evangelischen Kirche zu Primkenau beigesetzt. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war gekommen, um dem Freunde das Geleit zur letzten Ruhestätte zu geben und der betrübten Familie in ihrem Leide beizustehen.

Ein rechter Trost für die Hinterbliebenen war es, daß ein lichter Freudenschein den Lebensabend des Heimgegangenen erhellt hatte.

Zur Auerhahnbalz im Jahre 1879 war der damalige Prinz Wilhelm von Preußen Jagdgast des Herzogs Friedrich. Hören wir, was der schlesische Dichter Rößler davon zu singen weiß.

Af der Auerhoahnbalz.

Im Herzogspusche zu Primkenau
Wird's laut vahn ollen Ecken,
Der Auerhoahn balzt, man hürt in genau,
Do hilft kan schlaues Verstecken.

Und der Förster schreibt gerichts uf Berlin:
„Herr Prinz, aber flink itzunder;
's ihs de beste Zeit uf de Balze giehn,
Verlechte schießen Se'n runder."

Vorsichtig schlichen sich beede roan,
Noch leit de Welt im Troome;
Der Prinz drickt ab und a prächtiger Hoahn,
Sei irschter, purzelt vom Boome.

Und wie a kimmt 'ns Herzogsschluß,
Ganz stolz uf de rare Beute,
„Herr Herzog", spricht a, „Gott zum Gruß,
Mein glücklichster Tag ist heute!"

Da gieht de Türe, und wer tritt rei?
De ollerschimnste Prinzessin,
Wie bezaubert stieht der Prinz dorbei,
Als hätt' a de Welt vergessen.

A grüßt se stumm und küßt ir de Hand,
Und sei Schicksoal hoot sich entschieden,
Heil Schleswig-Holstein und Preußenland!
Ganz Deutschland ihs zufrieden.

Die hohen Eltern der beiden Fürstenkinder, wie auch das erhabene Haupt des Hohenzollernhauses, Kaiser Wilhelm I., gaben diesem Herzensbunde freudig ihren Segen.

Während der Hoffeste im kommenden Winter sollte die Verlobung proklamiert werden, da warf der Tod des Herzogs einen düsteren Schatten auf das sonnige Glück des hohen Paares. Die herzogliche Familie verlebte den Winter in Gotha in tiefer



Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Augusta Victoria als Brautpaar.

Trauer. Am 14. Februar traf dort Prinz Wilhelm ein und steckte seiner lieblichen Braut den Verlobungsring an den Finger. „Frühling im Herzen, Tränen im Blick."

Am 2. Juni fand die feierliche Verkündigung der Verlobung in Schloß Babelsberg statt. Als die in Berlin anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie und des schleswig-holsteinschen Hauses, sowie die vielen hohen Gäste versammelt waren und der Minister des königlichen Hauses die Verlobung verkündet hatte, erschien der greise Heldenkaiser mit der anmutigen Braut am Arme und stellte sie vor. Deutschlands Zukunft an der Hand seiner ruhmreichsten Geschichte — ein bezauberndes Bild!

Nun war die Tochter jenes Fürsten, dem die Nordmarken so gern gehuldigt hätten, berufen, dereinst die Krone der deutschen Kaiserin zu tragen; ihr konnten jetzt die Schleswig-Holsteiner die Liebe und Treue erweisen, die sie von alters her für ihr angestammtes Fürstenhaus hegten.

Die Vermählung des hohen Brautpaares wurde auf den 27. Februar 1881 angesetzt. Doch vorher galt es für die Braut, Abschied zu nehmen von der trauten Heimat

und ihren braven Bewohnern. Auf ihren besonderen Wunsch wurde beim letzten Gottesdienst, dem sie in Primkenau beiwohnte, als Scheidegruß das Lied „Jesu, geh voran" gesungen. Doch paßt denn seine zweite Strophe — Soll's uns hart ergeh'n — für eine Braut, die einst einen mächtigen Kaiserthron zieren und die höchste Erdenkrone tragen soll? Die Prinzessin entschied: „Diese Strophe soll erst recht gesungen werden. Ich glaube durchaus nicht, daß ich in meinem neuen Stande immer auf Rosen wandeln werde. Doch ich habe einen Trost, Prinz Wilhelm denkt wie ich und ich wie er; wir haben uns vorgenommen, alles gemeinsam zu tragen, und so wird uns auch das Schwere leicht werden." Und als die Scheidestunde kam, da legte die Stadt ihr Festgewand an. Von Dächern und hohen Masten flatterten Hunderte von Fahnen und Wimpeln, und die preußischen und schleswig-holsteinischen Farben vereinigten sich zu einem harmonischen Bilde. Die herzoglichen Beamten, die Vereine der Stadt, die Schuljugend der ganzen Parochie, ja wohl die gesamte Einwohnerschaft von Primkenau hatten sich auf dem weiten Schloßplatze versammelt, um der lieben Prinzessin, die nun eine Königin und Kaiserin werden sollte, den letzten Gruß und die herzlichsten Wünsche darzubringen. Als dann die Prinzessin mit feuchtem Blick für die viele Liebe dankte und zum letzten Male der Menge Grüße zuwinkte, da schlich die Wehmut leise sich in aller Herzen, und manche Träne zeugte lauter, als Worte es vermocht hätten, davon, daß die Liebe der Heimat der scheidenden Braut ins stolze Königsschloß folgte. Doch auch die Herzen der kaiserlichen Familie und die Liebe Alldeutschlands hat sie im Sturm gewonnen.

Unsere Kaiserin fühlt sich am glücklichsten in ihrem Hause, im Kreise ihrer blühenden Kinderschar. Ihrem hohen Gemahl, unserm geliebten Kaiser bereitet sie ein trauliches Heim, in dem er Erholung findet und neue Kraft gewinnt für sein arbeitsreiches, verantwortungsvolles Herrscheramt, ihren Kindern ist sie die sorgsamste Mutter, die ihnen eine glückliche Jugendzeit schafft. Und als das Jahr 1888 unserm Kaiserhause bange Sorge und tiefe Trauer brachte, da war sie dem um seinen todkranken Sohn bekümmerten Greis wie dem großen Dulder eine rechte Trösterin, ihrem Gemahl aber eine feste Stütze in der schwersten Stunde seines Lebens, als er, gebeugt vom herbsten Schmerz, mit fester Hand das Zepter des Reiches ergreifen mußte. Als Kaiserin konnte sie ihr Liebeswerk, das sie in ihrer Jugend im kleinen Kreise geübt, auf unser ganzes Vaterland ausdehnen. Sie hat das Erbe der hochseligen Kaiserin Augusta, „Tränen zu stillen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern, frohe und glückliche Menschen zu machen", treu gehegt. Der Vaterländische Frauenverein, der Evangelische Hülfsverein, die unzähligen Krankenhäuser und Hospitäler, die Kleinkinderbewahranstalten, ja die Wohltätigkeitsbestrebungen im ganzen Reiche erfreuen sich ihrer Fürsorge; überall weiß sie helfende Liebe zu den Armen und Notleidenden zu wecken. So waltet das holde Fürstenkind, das in unserer stillen schlesischen Heide aufwuchs, der gute Engel von Primkenau auf Deutschlands Kaiserthron.

Auch als Kaiserin hat Auguste Victoria ihre Heimat lieb behalten. So brachte das Jahr 1896 nicht nur Breslau und Görlitz, sondern auch Primkenau Kaisertage. Vom 13. bis. 16. Mai weilten die kaiserlichen Majestäten auf Schloß Primkenau als Gäste des Herzogs Ernst Günter, des Bruders der Kaiserin. Kaum sich der Empfang,

der hier dem Herrscherpaare von der Bevölkerung bereitet wurde, an Glanz und Pracht auch nicht mit dem in jenen Großstädten messen, treuere Liebe als in diesem Heidestädtchen kann dem Kaiserpaare nirgends entgegengebracht werden. Zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers wurde auf dem tief im Parke liegenden Fuchsberge eine Eiche gepflanzt, und der Kaiser warf selbst die ersten Spatenstiche Erde auf die Wurzeln des jungen Baumes; Lehrer stimmten bei dieser Feier Festgesänge an. Möge die Kaisereiche Jahrhunderte hindurch wachsen und grünen und mit ihr unser Kaiserhaus.

Diese Festtage lieferten auch einen neuen Beweis von der herzerfreuenden Leutseligkeit unserer Kaiserin. Vor ihrer Abreise besuchte sie die Kleinkinderschule, die nach der kaiserlichen Prinzessin den Namen „Victoria-Luisen-Schule" führt. Nachdem die Kaiserin von dem Ortsgeistlichen, den Diakonissinnen und geladenen Damen ehrfurchtsvoll empfangen worden war, überreichte ihr ein kleines Mädchen einen Blumenstrauß mit einem sinnigen, poetischen Gruße. Die Kaiserin war darüber herzlich erfreut und fand auch vielen Gefallen an den niedlichen Gruppenspielen, die von der fröhlichen Kinderschar vorgeführt wurden. Dann brachten die hellen Kinderstimmen ein jubelndes Hoch auf den Kaiser und die liebe Kaiserin aus. Nun aber sollten die kleinen Patrioten auch ihren Lohn empfangen. Die Kaiserin teilte selbst Pfefferkuchen unter sie aus, und nach Kinderart umstürmten sie die freundliche Geberin, deren Auge mit liebevollem Blick auf ihnen ruhte. Nur ein Kind weinte, ein zweieinhalbjähriges Mädchen, zu klein, um sich durch die dichte Schar bis zur Kaiserin hindurchdrängen zu können, da zog es die Kaiserin an sich und wußte es gar schnell zu trösten. Doch da schauten Kinderaugen zu den Fenstern gar sehnsüchtig hinein. Schnell ließ die Kaiserin die Fenster öffnen und teilte auch unter diesen Kindern ihre süßen Gaben aus; ja ein Mädchen, das in großer Enge stand, hob sie sogar zum Fenster in den Saal hinein. Freundliche, liebreiche Worte sprach die Kaiserin auch zu den draußen stehenden Müttern, die von dem sich ihnen darbietenden Bilde, die Landesmutter unter den Kindern ihrer Heimat, ganz überwältigt waren. Und bald brauste es mächtig zum Himmel empor: „Unsere Kaiserin lebe hoch!" Dieser Jubelruf findet einen Widerhall in allen deutschen Herzen, die von dem einen Wunsche durchglüht sind:

Gott schütze, Gott segne unsere geliebte Kaiserin!

A. Willenberg.

Schlesiens geographische Lage und weltgeschichtliche Bedeutung.

Eine der wichtigsten und bemerkenswertesten Linien, die man sich auf der Karte von Europa gezogen denkt, ist die, die den Einfluß des Pregels mit der Mündung der Donau verbindet. Sie teilt unseren Erdteil in zwei ganz verschieden geartete Hälften, Ost- und Westeuropa. Der Osten ist eine ungeheure Tieflandstafel, deren geographisch-charakteristisches Merkmal in dem Mangel an wagerechter Gliederung und dem Fehlen ragender Gebirge besteht. Westeuropa dagegen bietet infolge tiefer Meereseinschnitte und insularer Absonderung auf der einen und reicher Gebirgsdurchgitterung auf der anderen Seite das Bild zahlreicher Landschaften von besonderem Gepräge. Dort enthielt die Natur der Bodenverhältnisse keine Bedingungen für die Entstehung und Entwickelung von Völkerindividuen, wohl bot sie aber Raum genug für die Ausbreitung und Festigung eines Einheitsstaates, der mit eigenwilliger Energie alles Streben nach Trennung und Einzelgestaltung niederhält, eines Staates, wie es der russische ist, mit einer Sprache, einer Kirche, einem regierenden Willen. Hier finden wir eine Reihe einzelner Völker, verschieden in Stamm, Anlage, Sprache und Sitte, und diese Völker haben durch vielfache Reibung und gegenseitigen Austausch das erzeugt, was wir Kultur zu nennen gewöhnt sind; sie alle bilden eine große Staatenfamilie mit freiheitlich entwickelter Regierungsform, die dem einzelnen Teilnahme an der Verwaltung sichert. Ganz in der Nähe jener Linie, wo diese Gegensätze sich berühren, wo europäische Kultur und halbasiatische Barbarei sich die Hand reichen, liegt Schlesien. Seine Mittelstellung kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß es wie ein Keil zwischen das Germanentum und das Slaventum geschoben ist.

An der Südwestgrenze Schlesiens liegt ein Gebirge, das den Anfang eines im Zickzack in ostwestlicher Richtung verlaufenden Zuges bildet, der eben aus den

Sudeten, dem Erzgebirge, dem Thüringer Walde, den eine Lücke füllenden Rhön- und Vogelsberg-Erhebungen und dem Taunus besteht. Dieser Höhenzug trennt das staatlich mehr geschlossene Norddeutschland von dem landschaftlich und politisch zersplitterten Süddeutschland. Und wiederum auf der Scheide beider ist unser Schlesien gelegen. An dem Zwiespalt von Gegensätzen, die in der Provinz zweimal zusammentreten, ist dieses Land hervorragend beteiligt, und seine Jahrhunderte lange Geschichte erklärt sich aus seiner geographischen Lage. Mögen diese Gegensätze in nationalem Rassenhaß oder politischer Eifersucht Gestalt gewonnen haben, immer ist Schlesien dabei in arge Mitleidenschaft gezogen worden, wie dies die Hauptzüge seiner mit Blut geschriebenen Geschichte bestätigen.

Schlesiens Geschichte reicht etwa bis zum Jahre 1000 der christlichen Zeitrechnung hinauf. Seit seinen historischen Anfängen hat es nie eine selbständige politische Rolle gespielt, einmal, weil es von geringer Ausdehnung ist und zu wenig als Einzellandschaft hervortritt, da es auf drei Seiten schützender Gebirge entbehrt, dann aber, weil es von Anfang an zwischen drei mächtigen Staatswesen lag, denen gegenüber es seine Selbständigkeit zu behaupten nicht die Macht hatte. Eingeklemmt zwischen zwei große Stämme des Slaventums, die Böhmen und die Polen, war es für lange Zeit der Zankapfel beider. Und so waren denn Schlesiens Fluren das ganze elfte Jahrhundert samt den voraufgehenden und nachfolgenden Jahren der Schauplatz furchtbarer Verwüstungen. Dazu kam, daß die Kaiser des deutschen Reiches, um dem Vordringen des Slaventums zu wehren und eine Art Oberlehnshoheit über Schlesien zu behaupten, ihre Waffen in das Land trugen; dann waren Plünderung und Verheerung die natürlichen Begleiter ihrer Heereszüge. Endlich trugen die fortgesetzten Teilungen des Polenreiches, zu dem nach Verdrängung der Böhmen 1109 Schlesien gehörte, und die daraus entspringende blutige Befehdung der Teilfürsten untereinander dazu bei, das Maß des Elends der schlesischen Lande voll zu machen. Heinrich I., genannt der Bärtige, der Gemahl der heiligen Hedwig, 1202—1238, entwindet mit kräftiger Hand Schlesien der polnischen Oberherrschaft, indem er selbst den größten Teil Großpolens unter sein Zepter bringt und die Zeit einleitet, in der das Land unter der Regierung eigener Herzöge steht, 1201—1327.

In den Anfang dieses Zeitraums fallen zwei Ereignisse von welthistorischer Bedeutung: die deutsche Kolonisation und die Niederwerfung der Mongolen bei Wahlstatt. Die zweite Hälfte des zwölften, noch mehr aber das dreizehnte Jahrhundert sieht in Schlesien eine gewaltige Veränderung vor sich gehen, die wir als Kolonisation und Germanisierung bezeichnen. Es kommt ein Schub deutscher Kolonisten nach dem anderen aus dem bereits in höherer Kultur stehenden Westen und verbreitet in dem polnischen Lande deutsches Wesen und deutsches Recht, deutsche Sitte und deutsche Sprache. Bald tritt der Händefleiß dieser Kulturträger in der Anlage von Dörfern und Städten, in der Lichtung der Wälder und Urbarmachung des Bodens sichtbar zu Tage. Und darin folgt die slavische Bevölkerung dem Beispiel der deutschen Lehrmeister. Hinsichtlich ihrer Existenz aber wird sie in den Hintergrund gedrängt oder germanisiert. Es ändert sich das landschaftliche und kulturelle Gepräge des Landes. Alle

germanischen Neugründungen werden zu deutschem Recht ausgesetzt. Ins Werk gesetzt und begünstigt wird diese Bewegung von drei Seiten. Da die slavischen Untertanen durch Herkommen nur zu persönlichen Dienstleistungen und Naturallieferungen verbunden sind, so weist die Geldverlegenheit, in die die Fürsten durch verfeinerten Lebensgenuß und vielfache Kriegführung kommen, darauf hin, neue Einnahmequellen zu erschließen. Und solche erstehen in der Erhebung des Geldzinses, den die Ansiedler nach Hufen zu entrichten haben. Auf der anderen Seite erfolgt die Förderung der Kolonisation durch Mönchsorden. Noch ehe jene Veränderung begann, waren hier und da auf schlesischem Boden Klöster entstanden; deutsche Augustiner, Prämonstratenser und Zisterzienser hatten ihren Einzug gehalten. Die Klöster hatten als deutsche Gründungen ein Interesse daran, Leute in ihrer Nähe zu wissen, die Wohltäter und Förderer der geistlichen Stiftungen sein mußten, da sie in slavischer Umgebung einen natürlichen Rückhalt an den Klöstern hatten. Ihr Kolonisierungsinteresse konnten die Orden um so leichter bekunden, als sie stets Verbindungen mit dem Westen unterhielten, aus dem sie gekommen waren. Eine mehr äußerliche Unterstützung erhielt die Germanisation durch den Umstand, daß zwei schlesische Herzogskinder nach der Vertreibung ihres Vaters Wladislaw am Hofe Kaiser Konrads III. Aufnahme gefunden und deutsche Erziehung genossen hatten. Es waren Boleslaw der Lange und Mieszko, die in den siebzehn Jahren, die sie in Deutschland zugebracht, deutsches Wesen sich angeeignet hatten. Nach dem Tode ihres Vaters, der in der Verbannung starb, gelangten sie 1163 durch nachdrückliche Verwendung des Kaisers Barbarossa in Schlesien zur Regierung und waren nun eifrige Förderer der deutschen Sache. Noch übertroffen wurden sie in dieser Beziehung von dem bereits genannten Heinrich dem Bärtigen, unter dem die Kolonisation ihren Höhepunkt erreichte. Das Ergebnis aller dieser Bestrebungen war eine ununterbrochene Reihe deutscher Pflanzungen von dem Ufer der Neiße bis zur Mündung des Bobers. Die Kolonisation machte Schlesien zu einem Vorposten und Bollwerk des Deutschtums gegen die Anstürme der Slaven im Süden und Osten.

Ohne natürliche Schutzwehr im Osten, wie ein Gebirge sie bietet, war Schlesien das letzte gegen Westen gelegene Land, das so viele Völkerzüge aus Asien und Rußland ohne Widerstand betreten konnten. Entweder ergossen sich die Flutwellen in ungebrochener Stärke von Großpolen kommend über die schlesischen Fluren, oder durch den Gebirgswall der Karpaten zur Stauung gebracht, drangen sie durch die Senke im Süden, die wir die mährische Pforte nennen, in das Land. Beide Wege benutzten die Mongolen bei ihrem Einfall im Jahre 1241. Mord und Raub, Brand und Plünderung zogen in ihrem Gefolge. Wohin die Hufe ihrer kleinen Rosse traten, sanken die Pflanzungen mühsamer Kulturarbeit wie Halme unter der Sense dahin. Das junge Deutschtum sollte ein Raub ihrer Zerstörungswut werden. So kamen diese Gestalten, wahre Ausgeburten der Hölle, die lediglich Beutelust und Raubgier zusammenhielten, nachdem sie Breslau verbrannt hatten, bis vor die Tore von Liegnitz, der Residenz Heinrichs II. Unweit Wahlstatt stellte er sich ihnen am 9. April 1241 mit deutschen und polnischen Rittern zu verzweifelter Wehr entgegen. Das christliche Heer erlag der Überzahl der Mongolenhorde. Heinrich fiel in tapferem

Kampfe. Aber sein blutiges Haupt, das die Tartaren auf einem Spieße vor die Burg zu Liegnitz trugen, war für sie eine teuer erkaufte Trophäe. Der Mut zum Weiterzuge war ihnen durch die heldenmütige Tapferkeit der Ritter geschwunden, die auf den Hügeln von Wahlstatt mit ihnen gerungen hatten, und am Gebirge entlang bewegte sich der Rückzug durch Jauer, Striegau, Schweidnitz, Nimptsch nach dem Süden, überall Spuren der Verwüstung zurücklassend. Der Mongolenschlacht ist nur ein Ereignis an die Seite zu stellen: der Heldenkampf des Leonidas und seiner Spartaner bei Thermopylä. Beide Male handelte es sich um die große Aufgabe, europäische Kultur gegen asiatische Barbarei zu verteidigen. Ein zweiter Leonidas verblutet Heinrich an der Pforte des Reiches, die Ergebnisse Jahrhunderte langer Zivilisation schützend. Das Verdienst, diese Aufgabe erfüllt zu haben, bleibt ewig Herzog Heinrich und ist ein Glanzpunkt in der traurigen Geschichte Schlesiens.

Etwa hundert Jahre später, nachdem Schlesien ein Teil des großen böhmischen Reiches geworden war, sehen wir es in emsiger Arbeit an seiner Fortentwickelung. Unterstützt wird es darin durch die friedvolle und weise Regierung Karls IV. In dem europäischen Handel fängt Schlesien und seine Hauptstadt an eine wichtige Rolle zu spielen. Schon 1297 hatte Breslau das Stapelrecht erlangt. Viel befahrene Handelsstraßen gehen von hier aus nach allen Richtungen. Sehr lebhaft ist die Beziehung zu dem Westen, insbesondere zu dem kunst- und gewerbreichen Nürnberg. Dahin geht die Straße über Neumarkt, Liegnitz, Görlitz, Leipzig und setzt sich dann bis nach Flandern fort, woher die Kunst der Bierbrauerei und der feinen Tuchweberei nach Schlesien kam. Über Kalisch gelangen von Osten her Talg, Tierhäute und Pelzwerk nach Breslau. Von der größten Bedeutung ist die nordsüdliche Handelslinie, die Breslau zum Mittelpunkte hat und die Ostsee mit der Adria verbindet. Sie folgt nicht der Oder ihrer ganzen Länge nach, sondern wendet sich nördlich von Breslau ostwärts, um, über Thorn gehend, bei Danzig am Gestade des berühmten Bernsteinlandes auszumünden und sich von dort überseeisch fortzusetzen. Auf diesem Wege wurden Tuche nach dem Norden verhandelt, während die zurückkehrenden Wagen Bernstein und Fischwaren heimbrachten. Im Süden, zu dem man den Eingang durch die mährische Pforte fand, waren Krakau, Prag, Brünn, Wien, Buda-Pest und Venedig vortreffliche Absatzgebiete. Einen wichtigen Handelsartikel bildete das Salz aus dem uralten Bergwerke von Wieliczka. Gab es doch in Breslau einen besonderen Salz- oder polnischen Ring, der eigentümlicherweise durch ein des Abends zu verschließendes Gitter von dem Hauptringe getrennt wurde und den polnischen Salzfuhrleuten zum Aufenthalt diente.

Nur wenige Jahre waren dahingegangen, und schon wieder mußte Schlesien den Schauplatz greulicher Kriegsverwüstung abgeben. Auf dem Konzil zu Konstanz 1415 hatte Johannes Huß mit bewundernswerter Standhaftigkeit die Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehre mit dem Flammentode besiegelt. Seine Verbrennung war das Signal zu einer mächtigen Erhebung in Böhmen; die schrecklichen Hussitenkriege begannen. Ihre Ursache bildeten religiöse und nationalpolitische Beweggründe, und es ist schwer zu entscheiden, welche von ihnen das Übergewicht hatten. Die unverzagten böhmischen Krieger waren nicht nur begeisterte Anhänger von Hussens

Kirchenlehre, sie waren zugleich fanatische Tschechen, denen der Deutschenhaß und die Abneigung gegen jedwede Herrschaft in Böhmen, die nicht tschechisch war, das Schwert in die Hand drückte. In Schlesien aber war das Bewußtsein deutscher Nationalität und Zugehörigkeit zu sehr erstarkt, als daß man sich hier hätte willig einer Regierung fügen können, die im Sinne des verhaßten Tschechentums war. Darum leihen die Schlesier bei dem Ansturm gegen die Böhmen ihren Arm dem Kaiser Sigismund, der sich dem Papste zur Bekämpfung der hussitischen Lehre verpflichtet hatte. Als aber die Böhmen unter ihren genialen Führern alle Angriffe auf ihr Land mit beispielloser Tapferkeit zurückgeschlagen hatten, suchten sie für die Einfälle, die von Schlesien aus erfolgt waren, Vergeltung zu üben. Mitbestimmend war auch die Beutelust der gewaltigen Hussitenheere, die das Böhmerland auf die Dauer nicht zu unterhalten vermochte. Auf drei Stellen brechen nach einander die Hussiten in Schlesien ein: durch die mährische Pforte, durch die Oberlausitz und durch den Paß von Wartha. Dörfer, Klöster und Städte werden geplündert und sinken in Asche. Gewaltige Beute, darunter ungeheure Viehherden, bringt man über die Grenze. Widerstand leistende Bürger werden schonungslos niedergehauen, und Mönche und Priester müssen den Flammentod erleiden. Es giebt eine lange Reihe schlesischer Städte, deren Chroniken von den furchtbaren Greueln aus jener Zeit berichten: „Mit dem Ende des Jahres 1434 hörten die Kämpfe auf, die fünfzehn Jahre lang Schlesien von einem Ende zum anderen heimgesucht und das vorher blühende Land zur Einöde gemacht hatten. Das goldne Bistum Breslau war jetzt mehr zum Wüsttum geworden." Den Erfolg aber hatten diese Kriege, daß durch den Gegensatz von Tschechentum und Deutschtum, der darin zum Ausdruck gekommen war, das deutsche Bewußtsein der Schlesier gestärkt und die Wachsamkeit gegen fremd-nationale Einflüsse geschärft wurde. Dieser Erfolg wurde sichtbar in den Anstrengungen gegen die Tschechisierungsversuche des böhmischen Usurpators Podiebrad 1458—69, der schließlich durch Gewalttat und schlaue Politik Schlesien doch von Böhmen abhängig machte. Nur Breslau erwies sich durch jahrelangen Widerstand als eine feste Burg des Deutschtums.

Waren das Kämpfe, entsprungen aus nationalen Gegensätzen, so sehen wir kaum ein Jahrhundert später in dem furchtbaren Kriege, der Deutschland dreißig Jahre lang zerfleischt hat, Schlesien als ein besonders wundes Glied des Reiches bluten. Da die norddeutschen protestantischen Kriegsscharen durch das im Norden offene Schlesien den kaiserlichen Erblanden am leichtesten beikommen und sich auf diesem Wege am bequemsten mit den verbündeten Ungarn vereinigen konnten, so war es wiederum die geographische Lage, die unser Land den Furien des Krieges preisgab. Verwüstungen, von den Mansfeldischen kaum beendet, wurden in der gleichen Weise von den Wallensteinschen erneuert.

Die Hohenzollern haben mit weitausschauendem Blick die Bedeutung des Besitzes von Schlesien für den brandenburgischen Staat erkannt. Ein Zeugnis davon ist ihr 1537 mit dem Fürsten Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau geschlossener Erbvertrag. Durch Machteinfluß und schlaue Politik Habsburgs war ihnen aber dieses Erbe nach dem 1675 erfolgten Aussterben der Piasten entzogen worden.

Friedrich der Große war der Mann, der sich die Kraft zutraute, sein Recht mit bewehrter Faust durchzusetzen. Im Jahre 1742 wird Schlesien eine preußische Provinz. Dieser Erwerb war für Preußen eine Notwendigkeit; er rückte die geographisch unbestimmte Südgrenze des Staates, dessen Hauptstadt Berlin sich die Herrschaft Österreichs ehedem bis auf zwanzig Meilen näherte, um ein bedeutendes nach Süden auf eine ausgeprägte Scheidelinie mit etwa gleicher Entfernung von Wien und Berlin und verlieh dem lang, aber schmal sich hinziehenden brandenburgischen Staate eine kompaktere Gestalt mit gesicherter Südgrenze. Der neue Besitz wies aber die preußische Politik auf die Einverleibung Posens, wodurch die Verbindung zwischen Schlesien und Ostpreußen, diesen beiden gegen das Slaventum vorgestreckten Gliedern des Gemanentums, hergestellt wurde.

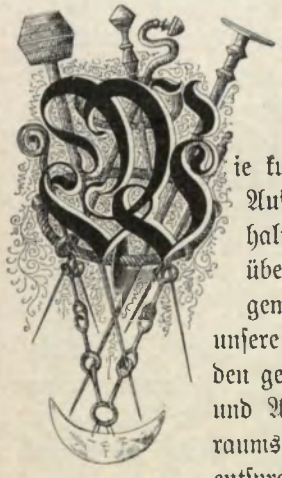
Ein halbes Jahrhundert nach dem Frieden von Hubertusburg zeigte das neue Besitztum, wie fest es mit dem preußischen Staate verwachsen war. Als dieser Staat, von Napoleon zertreten, machtlos dalag, als die Kunde von dem Untergange der großen Armee durch die deutschen Gaue scholl, da zählte Schlesien zu denjenigen Ländern des verstümmelten Preußens, in denen das Signal zur Erhebung zuerst ertönte, in denen zuerst die Kräfte sich regten, die die Fesseln der napoleonischen Knechtung mit eiserner Faust zerbrechen wollten. Breslau war das Herz, von dem die Pulsschläge jener gewaltigen Volksregung ausgingen. Hier erließ Friedrich Wilhelm III. jene Kundgebungen, die das Preußenvolk unter die Waffen riefen. Die Dorfkirche zu Rogau am Zobten hat den historisch wichtigen Moment der Einsegnung der Freiwilligen gesehen. In ihren Hallen ertönte des Tyrtäus der Freiheitskriege, Theodor Körners „Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps“:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen;
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Die Geschichte Schlesiens ist bis 1763 eine Leidensgeschichte ohnegleichen. Ewige Kriege mit unendlichen Drangsalen füllten das Land und zehrten an seinem Marke. Nie ist dem Lande eine selbständige und ausschlaggebende Rolle zugefallen. Jahrhunderte hindurch mußte es die Kosten nationaler, religiöser und kultureller Kämpfe mit der Habe und dem Herzblut seiner Bewohner bezahlen. Möge es, nachdem es sich stets als Schutzwehr der Kultur und als Bollwerk des Deutschtums erwiesen hat, nunmehr als Glied eines imposanten Staatswesens, als Perle der preußischen Krone, sich der Segnungen eines dauernden goldnen Friedens erfreuen!

J. Koschmieder.

Streifzüge in Schlesiens Urgeschichte.



Wie kurz ist doch die Spanne Zeit, von der uns wirkliche geschichtliche Aufzeichnungen über die Verhältnisse unserer engeren Heimat erhalten geblieben sind, und wie unübersehbar lang erscheint demgegenüber der Zeitraum, der verflossen sein dürfte, seitdem der Mensch gemeinsam mit dem Mammut und dem wollhaarigen Nashorn unsere Breiten bewohnte und die Unterkieferäste des Höhlenbären mit den gewaltigen Eckzähnen benutzte, um sich eine wuchtige Verteidigungs- und Angriffswaffe zu verschaffen! — Das Dunkel dieses langen Zeitraums aufzuhellen und die große Lücke in unserer Kulturgeschichte in entsprechender Weise durch sachgemäße Beobachtungsergebnisse auszufüllen, hat sich eine verhältnismäßig junge Wissenschaft, die Archäologie, nach Schliemann auch „Wissenschaft des Spatens" genannt, zur Aufgabe gesetzt. Dank dem weitgehenden Interesse, das durch rasch gewachsene Sammlungen angeregt und durch eifrige Forscher überall hingetragen worden ist, sind zahlreiche Einzelfunde vor der Verschleppung bewahrt und der wissenschaftlichen Verwertung erhalten geblieben. Die heimische Vorgeschichte hat darum auch während der letzten Jahrzehnte einen solch ungeahnten Aufschwung genommen, daß ihr heute kein Gebildeter mehr seine Aufmerksamkeit versagen kann. Freilich verlangt gerade die Urgeschichte ein sehr langsames und schrittweises Vorgehen. Zahlreiche Einzelbeobachtungen müssen zusammengetragen und in vorurteilsfreier Weise betrachtet werden. Und sind sie gesammelt, dann sind aus der Fülle der Auffindungsumstände und der Beschaffenheit der Funde selbst sorgfältig die Schlüsse zu ziehen, auf die die Tatsachen ungezwungen hinlenken, ohne dabei der Phantasie irgendwie die Zügel schießen zu lassen. Gerade der Teil der Urgeschichte, dem ob seiner langen Dauer naturgemäß der breiteste Raum zuzumessen wäre, der älteren Steinzeit oder der paläolithischen Periode, ist im

engeren Schlesien am wenigsten durch Funde belegt. Um diese Periode etwas näher kennen zu lernen, ist es nötig, die Grenzen Schlesiens nach Osten und Süden ein wenig zu überschreiten und die durch günstigere natürliche Verhältnisse erhalten gebliebenen Höhlen- und Talfunde Polens und Mährens zu studieren. Während Schlesien arm an natürlichen Höhlen ist und daher nur wenige, aus unberührten Diluvialschichten stammende Spuren menschlicher Tätigkeit aufzuweisen hat (wie beispielsweise die bearbeiteten Hirschstangen von Mondschütz bei Wohlau und die vom Pfaffendorfer Wege bei Liegnitz), so bieten gerade die in Kalkgebirgen Polens bei Ojcow unweit Krakaus und die an etwa 12 Stationen in Mähren aufgedeckten Höhlen und Talfunde so zahlreiche Beweise des Zusammenlebens des Urmenschen mit den Tiergeschlechtern der Vereisungsperioden und mancherlei nordischen Steppenbewohnern, daß wir staunend und überrascht immer von neuem auf sie aufmerksam werden. Die mit Tausenden von Knochen des Höhlenbären aus den Ojcower Höhlen zu Tage geförderten Knochen, Pfriemen, Pfeilspitzen und Steinwerkzeuge befinden sich neuerdings zum größten Teil im Breslauer Museum schlesischer Altertümer. Unter den mährischen Funden sind die ganz besonders hervorzuheben, die Professor Maška in der Schipkahöhle und dem Teufelsloche bei Stramberg in Mähren hob und wissenschaftlich bearbeitete. In mehreren deutlich von einander geschiedenen Kulturschichten fand er neben etwa 80000 Tierresten, von denen allein 12000 dem Höhlenbären angehörten, die deutlichsten Spuren des wiederholten Aufenthalts von Menschen in den betreffenden Höhlen. Die einzelnen Schichten ließen einen Fortschritt in der Bearbeitung der aus Tierknochen, Zähnen, Quarzit, Feuerstein, Hornstein, Basalt und Kieselschiefer hergestellten Gegenstände erkennen. Viele Knochen waren gespalten, um das im Innern der Knochen befindliche Mark zu gewinnen. Auch ein menschlicher Unterkiefer fand sich in der Schipkahöhle und zwar in der untersten Kulturschicht in ungestörter Lage zwischen Asche und Holzkohlen. Er hat wegen der an ihm beobachteten Eigentümlichkeiten bezüglich der Zahnbildung und deren Ersatz Anlaß zu vielen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen gegeben. An den südlichen Ausläufern der Oderquellen-Höhenzüge fanden sich in einer Lößwand bei Předmost massenhafte Überreste des Mammut neben Feuersteingeräten, sowie zerschlagenen und gespaltenen Knochen und Bein-, sowie Elfenbeinwerkzeugen. Der bei den Verfertigern dieser Gegenstände bereits sich entwickelnde Schönheitssinn bekundete sich in der Verwendung von Rötel und der Benutzung von durchbohrten Muscheln und Bärenzähnen als ersten primitiven Schmuckgegenständen. Zwei Stücke von Mammutrippen zeigten auf den beiden flachen Seiten Zickzacklinien und regelmäßig geordnete Gruppen paralleler Striche zum Zwecke der Verzierung. Bei einem Kanalbau in Brünn wurden 1891 im Löß neben und untermischt mit den Knochen und Stoßzähnen von Mammut, Rhinozeros, Hirsch und wildem Pferde Teile eines menschlichen Skeletts, etwa 600 zu einem Schmucke gehörige Muscheln (Dentalien), Knochenscheiben, Elfenbeinscheiben und eine aus Elfenbein roh gefertigte menschliche Figur ausgehoben. Alle diese Funde haben, auf streng wissenschaftlicher Basis beurteilt, deutliche Beweise über das erste Auftreten menschlicher Kultur in den Breiten unserer heutigen Wohnsitze erbracht. Sie sollen uns überleiten zu der Betrachtung der

Funde, die uns aus den von der Oder und ihren Hauptnebenflüssen durchfurchten Strichen Schlesiens erhalten geblieben sind. Ein Blick auf die prähistorische Karte Schlesiens, die auf Grund von weit über 1000 Fundplätzen hergestellt worden ist und an deren Ausgestaltung fortdauernd gearbeitet wird, lehrt uns, daß die südlichen Grenzgebirge Schlesiens und deren Ausläufer weit ausgedehnter und dichter bewaldet gewesen sein mögen und erst in späterer, geschichtlicher Zeit zur Besiedelung gelangt sind. Die Oder in ihrem ganzen, früher viel verschlungenen Verlaufe und ihre Nebenarme nahe deren Mündungsstelle boten aber durch Fischreichtum und als bequemste Verkehrsstraßen die natürlichste Veranlassung zur Besiedelung. Die Auffindung von mehreren Einbäumen (das heißt, durch Ausbrennen mittelst glühender Steine aus Eichstämmen hergestellter Kähne) bei Kosel und Breslau gab uns Aufklärung darüber, in welcher Weise in ältesten Zeiten die Oder befahren wurde. Bei der Ausgrabung des Koseler Einbaums fanden sich neben dem Kahne zwei durchlochte Steinhämmer, die ja an sich das hohe Alter des Fahrzeugs zwar nicht beweisen, mit den sehr zahlreichen anderen Funden von Steingeräten aus der Ratiborer Gegend zusammengehalten aber doch einen unzweifelhaften Belag dafür abgeben, daß das Gebiet der oberen Oder bis Oderberg hin zur jüngeren Steinzeit reich besiedelt gewesen ist. Dies dürfte mit Rücksicht auf zahlreiche Funde auch bezüglich der Umgebung des Zobtengebirges, namentlich im Süden und Osten dieses Gebirgsstockes, wie auch hinsichtlich der Gegend des heutigen Breslau der Fall gewesen sein. Hochinteressante und für die jüngere Steinzeit, auch neolithische Periode genannt, höchst bedeutsame Entdeckungen wurden in den achtziger Jahren in der nächsten Umgebung von Ratibor gemacht und während einer Reihe von etwa zehn Jahren sachgemäß weitergeführt. Einem Berichte des Verfassers über seine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen ist zu entnehmen, daß die Ränder des etwa vier Kilometer breiten Erosionstales, in dem jetzt Ratibor liegt, für die ältesten Anwohner des Oderstromes namentlich da zur Herstellung von Wohnungen geeignet waren, wo der Löß (Lehm der alten Flußbette) in nahezu senkrechten Wänden stehen geblieben war und bei seiner plastischen Beschaffenheit gleichsam zum Eingraben einlud. Diese erhöht gelegenen Ränder des Odertales wurden vermutlich auch damals nur selten von Überflutungen erreicht, so daß in ihren mannigfach gewundenen Ausbuchtungen Gelegenheit zur Anlegung trockener, windgeschützter, wahrscheinlich zumeist unterirdischer Wohnräume geboten war. Bis in die letzten Jahre nun sind in diesen Lehmwänden, namentlich bei Kolonie Ottitz unweit Ratibor, zahlreiche kleinere und größere Gruben gefunden worden, die sich durch die sie erfüllende dunkle Erdmasse deutlich im gelben Lehme abheben und zweifellos als von Menschenhand angelegt erscheinen. Ähnliche Vorkommnisse in Mähren und auch nach anderen Nachrichten in Polen veranlaßten verschiedene Forscher schon Ende der siebziger Jahre zur eingehenden Untersuchung insbesondere der größeren und auffälligeren Gruben. Vor allem eine solche von neunzehn Meter Länge und zweieinhalb Meter Tiefe mit einem acht Meter langen, von Norden in die Höhle führenden Stolleneingange erregte besondere Aufmerksamkeit. Sie zeigte eine rechtwinklige Anlage, an ihren Wänden Sitze und muldenartige Vertiefungen und ergab beim Ausschachten des ausfüllenden Humusbodens zahlreiche Gefäßscherben, Holzkohle,

Kieselschieferbeile und sehr viele Feuersteinwerkzeuge. Daß es sich hierbei um Reste einer Kultur handelte, die der Metallkultur vorausging, war daraus zu folgern, daß an der Ottitzer Fundstelle weder in den Gruben selbst, noch neben denselben jemals Metallgegenstände gefunden worden sind, daß die Gefäßscherben vor allem den Charakter der jüngeren Steinzeit tragen und besonders mehrfach das bekannte und typische „Schnurenornament" aufweisen, das in neuerer Zeit auch an anderen Orten Schlesiens in Skelettgräbern der jüngeren Steinzeit nachgewiesen worden ist. Bei Ottitz fiel aber vor allem die große Zahl der Feuersteinwerkzeuge neben solchen aus Kieselschiefer, Diorit und Obsidian auf. Etwa 16 000 Stück bearbeiteter Feuersteinschlagstücke, oft zu zierlichen Pfeilspitzen und Schabern umgewandelt, zieren heute (von dem leider so früh verstorbenen Herrn Oberstleutnant a. D. Stöcker-Ratibor auf Tafeln aufgezogen) die vorgeschichtliche Abteilung des Breslauer Altertumsmuseums. Woher die Feuersteinschläger jener Zeit den „Obsidian" nahmen, der in Schlesien nicht nachgewiesen ist, bleibt noch eine offene Frage. Zur Herstellung der Feuersteinobjekte scheinen die Alten die als nordische Geschiebestücke auf dem „Goy" bei Ratibor massenhaft vorgekommenen Kernstücke gesucht und verwendet zu haben, da neben den fertigen Objekten auch zahlreiche Nuclei (Schlagstücke) mit Schlagmarken aufgefunden wurden. Auch die an anderen Stellen, so in der Nähe von Breslau bei Woischwitz, Brockau ꝛc. und in der Nähe des Zobtens in Skelettgräbern gefundenen Steinwerkzeuge, besonders die mit regelmäßig ausgeführter Durchbohrung für die Befestigung des Stieles, deuten darauf hin, daß der Mensch der jüngeren Steinzeit in der Bearbeitung des ihm zu Gebote gewesenen Materials (Stein, Knochen, Horn, Ton ꝛc.) schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Wie noch heute verschiedene wilde Völkerstämme, so benutzten auch unsere Altvordern eine Art Drillbohrer, um die zu verwendenden Gesteinsstücke an passender Stelle zu durchlochen, wobei eine harte Knochenröhre und scharfer Quarzsand die Hauptrolle spielten. Aufgefundene Steinhämmer mit angefangener oder mißglückter Bohrung, sowie mit den Artefakten entdeckte Bohrkerne haben den Beweis für die angewendete Methode erbracht.

Die Benutzung von Steinwerkzeugen, auch noch nach Einführung der Metalle in unseren Breiten, läßt sich vielfach nachweisen. Seltsamerweise scheint nicht zuerst das Eisen, sondern vorerst das reine Kupfer oder auch die später sehr viel benutzte Bronze zur Herstellung der Gebrauchsgegenstände hierorts Eingang gefunden zu haben. Sowohl in Österreich-Ungarn, wie an den in Schlesien nachgewiesenen Gegenständen aus reinem Kupfer konnte die interessante Tatsache beobachtet werden, daß man gewisse Formen der aus Stein hergestellten Werkzeuge direkt nachahmte.

Die schon vor der Einführung der Metalle ziemlich dichte Bevölkerung Schlesiens nahm alsdann, wie wohl mit Sicherheit aus vielen Anzeichen zu schließen ist, an den Errungenschaften der nordischen, wie auch ungarischen Bronzekultur teil und erhielt hierauf infolge südlichen Einflusses die Formen des bekannten Hallstätter Gräberfeldes, namentlich insoweit, als es sich um Gebrauchs- und Schmuckgegenstände aus Bronze (der bekannten Legierung aus etwa 95 Teilen Kupfer und 5 Teilen Zinn) handelte. Bei weitem die größte Zahl und die ergiebigsten der schlesischen Gräberfelder gehören diesem ebenerwähnten Hallstätter Formenkreise an. Während dieser Periode gewinnt

allmählich das Eisen neben der Bronze an Geltung, um schließlich noch vor der römischen Kaiserzeit zur unbedingten Herrschaft zu gelangen. Nadeln aller Art, Gewandspangen, Arm- und Fingerringe, Perlen und Ohrgehänge aus Bronze, sowie Kelte, Messer, Scheren, Lanzen- und Pfeilspitzen, sowohl aus Bronze, wie aus Eisen, bilden deshalb in den Leichenbrand-Urnen der Begräbnisplätze jener Zeit die bemerkenswertesten Beigaben. Neben größeren und kleineren Hauptgefäßen aus Ton mit den Leichenbrandresten standen und lagen in der Regel eine größere oder geringere Zahl von Krügen, Näpfen, Schalen, Tassen, Töpfen und Flaschen, ferner zuweilen zwei- und dreiteilige Gefäße, Klappern in Form von Kissen oder Vögeln mit kleinen Steinchen im inneren Hohlraum und Dosen mit Deckeln. Alle aus Ton gefertigten



Nach eigener Zeichnung von A. Langenhan-Liegnitz.

Rekonstruktion eines vom Verfasser bei Breslau aufgedeckten Grabes der jüngeren Leichenbrand-Gräberfelder-Periode (ca. 500—200 v. Chr. Geb.)

enthaltend:

Urne mit Knochenresten (Asche) und 1 obenaufliegende Bronzenadel mit dem in Schlesien häufigen Schwanenhalse, ferner 1 Steinhammer, 1 Eisenmesser, 1 größeres und 4 kleinere schwarze Beigefäße, 1 Dose mit Deckel, 1 Gefäß in Tierform, 1 Schale, 1 bemaltes kleines Krüglein, 1 Tellerchen und 1 kleine Klapper.

Gegenstände waren aus der freien Hand, also ohne Drehscheibe geformt und zeigten neben den einfachsten Formen ohne Henkel und Zierat alle Übergänge bis zu den dünnwandigen, feingeformten, durch Henkelansätze und Buckel gezierten, durch geometrische Ornamente ausgestatteten und zum Teil geschmackvoll bemalten Gefäßen. Eine große Geschicklichkeit in der Behandlung des plastischen Tones, in der Formengebung, in der Erfindung immer neuer Formen und in der sicheren Ausführung der in geraden und geschwungenen Linien ausgeführten Ornamente waren ohne Zweifel den Verfertigern

jener Grabbeigaben eigen. Es zeigte sich auch in der Anordnung der Grabstätten selbst und in den oft sehr zahlreichen Beigaben ein hoher Grad von pietätvoller Behandlung der Toten. Die große Zahl der gleichartigen Grabstätten auf ein und demselben Platze ließ auf eine dichte Bevölkerung der fruchtbaren Ebenen Schlesiens schließen. Speisereste und verkohlte Getreidekörner deuten darauf hin, daß die Altvordern jener Zeit in festen Wohnsitzen Ackerbau und Viehzucht, wenn auch in viel einfacherer Weise als heute, betrieben. Als Fundstätten dieser Zeit sind namentlich zu nennen Göllschau, Lessendorf, Woischwitz, Tschansch, Dyhernfurth, Carlsruh bei Steinau u. s. w.

Über die Ausstattung der Leichenbrandgräber gibt die vorstehende Abbildung einen ungefähren Anhalt. Oft war die Zahl der Beigaben eine viel größere, zuweilen stand die Leichenbrandurne allein, oder es fanden sich nur dürftige, einfache Gefäße in ihrer Nähe, die nicht selten sogar schon verletzt waren, bevor sie eingesenkt wurden.

Da uns schriftliche Aufzeichnungen über die der vorchristlichen Zeit angehörenden Funde und ihre Urheber naturgemäß ganz fehlen, so sind bildliche Darstellungen, wie sie auf einer 1896 dem Altertumsmuseum zu Breslau einverleibten Urne von Lahse (Kr. Wohlau) sich zeigen, von großer Bedeutung. Die allerdings sehr einfache Darstellung von Jagdszenen auf dem bauchigen Teile jenes Gefäßes beweist uns, daß die damaligen Bewohner Schlesiens Pferde züchteten, diese gut zu reiten verstanden, daß sie den Hirsch jagten, und zwar nicht mit der Lanze, sondern mit Bogen und Pfeil, den sie stehend, nachdem sie vom Pferde abgesprungen waren, dem beschlichenen oder eingeholten Hirsche nachsandten.

In den südlicheren Ländern Europas wird die durch die allgemeinere Benutzung des Eisens charakterisierte, nunmehr folgende Periode nach einer reichen Fundstelle am Neuenburger See La Tène-Periode genannt. Dieser Zeit von La Tène (Untiefe) entsprechen in Schlesien die erst in neuerer Zeit recht gewürdigten und genauer spezifizierten Funde der vorrömischen Eisenzeit. Die Bronze wurde in dieser Periode fast nur noch zu Schmuckgegenständen (geperlten und gebuckelten Armringen, Kettchen und Fibeln [Gewandspangen]) verwendet. Aber auch die Fibeln wurden zu dieser Zeit schon vielfach aus Eisen geschmiedet und haben ein durchaus anderes Äußere als die des Hallstätter Formenkreises. Insbesondere aber treten die Waffen, wie Schwerter, Lanzenspitzen, Schildbuckel und Dolche, ferner Gürtelhaken und Ösen, Riemenbeschläge aller Art und Pinzetten, Scheren und Messer in neuen Formen und Gestalten in die Erscheinung. Statt der Leichenverbrennung zeigt sich vielfach die Beerdigung, die auch später dann hervorzutreten scheint, sobald die Lage der Bewohner unserer Breiten unruhiger, die Zeiten kriegerischer geworden waren. Die Funde von Kentschkau, Merzdorf, Lorzendorf, Langenau, Bernstadt, Jeseritz, Klein-Schweinitz (im Liegnitzer Kreise), Schweidnitz, Zölling und Kaulwitz gehören dieser Kulturstufe an, in der die Tongefäße an Zahl und Formenreichtum bei weitem hinter denen der früheren Stufe zurückblieben.

Aus der eigentlichen römischen Periode stammen Grabstätten, die in der Regel nur ein schöngeformtes, meist dreihenkliges Gefäß, mit Mäander- oder Punktornamenten aufweisen und neben diesem, mit den Resten des verbrannten Leichnams

erfüllten Gefäße meistens Eisenbeigaben enthalten, von denen die Schwerter und Lanzenspitzen fast immer verbogen oder unbrauchbar gemacht waren. Die Metallbeigaben tragen oft Spuren der Feuereinwirkung, waren also dem Toten auf den Scheiterhaufen mitgegeben worden.

Der späteren römischen Periode oder der schon beginnenden Völkerwanderungszeit gehören endlich Funde an, die in Schlesien namentlich bei Wichulla (unweit Oppeln), bei Carlsburg (Kr. Öls), bei Massel (Kr. Trebnitz) und vor allem bei Sacrau (unweit Hundsfeld, nordöstlich von Breslau) zu Tage gefördert wurden. Diese letzteren Funde heben sich, sowohl was die Verschiedenartigkeit und den Wert der verwendeten Materialien, als auch die Kostbarkeit der Fundgegenstände selbst anlangt, aus dem Rahmen sämtlicher übrigen Fundergebnisse heraus. Sie überragen auch die zierlichen Bronzegeräte der Hallstätter Kultur ganz bedeutend. Die vom Verfasser in den achtziger Jahren zum Teil mitgehobenen und größtenteils mitbearbeiteten Objekte der drei Sacrauer Funde verdienen auch an dieser Stelle eine kurze Würdigung. Man war bei ihrer Betrachtung in der glücklichen Lage, ihre Zeitstellung durch gefundene Gold- und Silbermünzen genauer festzustellen. Ein Goldsolidus, der alsbald nach dem Tode des Claudius Gothicus (268—270) geprägt wurde und die jüngste der entdeckten Münzen war, verwies die Einbettung der Fundobjekte in das Ende des dritten, bezw. den Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Gleichartige Funde in Sandernmgaard und Varpelew (Dänemärk), in Osztrópataka (Ungarn) und am Schwarzen Meere wiesen auf eine Kultur hin, die auch Schlesien berührte und sich vom Schwarzen Meere bis zu den Eilanden der Ostsee erstreckte. Spezieller mag noch hervorgehoben werden, daß aus der Lage der Fundgegenstände in drei Gevierten aus nordischem Steinmaterial und aus zwei aufgefundenen menschlichen Backen- oder Mahlzähnen mit großer Sicherheit darauf geschlossen werden konnte, daß es sich bei Sacrau um drei Skelettgräber handelte und daß allem Anscheine nach drei vielleicht zu einer angesehenen Familie gehörige Glieder, ein Mann, eine Frau und ein junges Mädchen hier in drei separaten Grabstätten ihre Ruhe fanden. Die Gräber wurden beim Sandschachten entdeckt, die letzten zwei erst ein und einviertel Jahr später als das erste Grab. Alle drei enthielten sowohl die wertvollsten Schmuckgegenstände, als auch die einfachsten Objekte des Hausrates, was einen Schluß auf die Gebräuche der damaligen Zeit zuläßt, den Leichnam mit allem, was ihm im Leben lieb und teuer gewesen war, auszustatten. In dem zuerst entdeckten Frauengrabe waren besonders auffallend ein mehr als einen Meter hoher Vierfuß aus Bronze, dessen Hauptstäbe durch Schienen mit Scharniergelenken verbunden waren und beliebig enger oder weiter gestellt werden konnten. Goldfibeln, Goldpinzette und Goldlöffelchen, eine silberne Schere und silberne und bronzene Gefäße, besonders aber ein Spinnwirtel bildeten den besonderen Schmuck des Frauengrabes. Das Männergrab wurde gekennzeichnet durch die kräftigere Ausstattung der Schmuckstücke, durch eine starke Gürtelschnalle und die größere Trinkschale. Das Mädchengrab endlich zeigte alle Schmuckstücke in zarterer Ausführung und entsprechender Größe. Außer den angedeuteten Gegenständen aber verdanken wir den drei Gräbern eine reiche Sammlung der schönsten Fibeln aus Gold und Silber,

verschiedenartige Ton- und Holzgefäße, Becher und Schalen aus Glas, Silber- und Bronzekessel, Siebe, Kasserolle und vieles andere. Die Fundobjekte wiesen die verschiedensten Kunsttechniken auf, wie sie vom Schwarzen Meere aus nach Norden verbreitet wurden. So namentlich kamen bei den Goldsachen die Filigranarbeit, die Granulierung, die Tauschierkunst und die Herstellung des Niello zur schönsten Geltung. Das Färben und Schleifen der Gläser, die Millefioritechnik, wie auch die Verwendung der Halbedelsteine und des Bernsteins der Nordseeküste trat nicht minder deutlich vor Augen. Alle diese herrlichen Fundstücke werden eine der wertvollsten Erwerbungen des Breslauer Altertumsmuseums bleiben. Sie dürfen wie alle vorher besprochenen Objekte als die Hinterlassenschaft germanischer Ureinwohner Schlesiens angesehen werden. Wir werfen zum Schlusse nur noch einen Blick auf die nun folgende, für Schlesien sehr bewegte Zeit, die eigentliche Zeit der Völkerwanderung, zu der auch Schlesien von seinen alten Bewohnern entblößt wurde und neue Besiedelung empfing. Die nun folgenden Jahrhunderte bieten nur wenig bemerkenswertes und nicht leicht zu deutende Funde. Schlesien scheint erst wieder in späterer Zeit reicher bevölkert worden zu sein; die Funde der Burg- und Ringwälle, sowie Hacksilberfunde arabischen Ursprungs vermitteln die Epoche des Beginns schriftlicher Aufzeichnungen.

A. Langenhan.

Schlesisches Volksleben.



Das schlesische Volksleben ist das Buch der schlesischen Kulturgeschichte, und der Schlesier darf sich dieses Sittenspiegels nicht schämen. Bei allem, was er denkt und empfindet, was er beginnt und schafft, läßt er sich von dieses Spiegels schönem, klarem Bilde leiten. Zwar halten es viele nicht für der Mühe wert, sich die prächtigen, farbenfrischen Bilder des herrlichen Buches anzusehen oder seinen inhaltsvollen Text zu lesen; sie finden es im Gegenteil unter ihrer Würde, sich damit zu befassen und leben wohl gar in dem törichten Irrtum, daß ein solches Beginnen auf ihre verfeinerten Sitten einen höchst schädlichen Einfluß ausüben könnte. Aber das sind glücklicherweise nur wenige, die solchen Anschauungen huldigen, und zwischen ihnen und dem echten schlesischen Volke ist deshalb eine große Kluft geschlagen, die um so fester und unüberbrückbarer wird, je erhabener jene sich über die anderen dünken und je mehr sie das Volksleben aus den Augen lassen. Die überwiegend große Mehrzahl unserer schlesischen Bevölkerung ist sich erfreulicherweise wohl bewußt, welcher hohe sittliche Wert in unserem Volksleben liegt, und trägt zur Erhaltung und Förderung desselben jederzeit ihr möglichstes bei. Und willst auch Du, mein lieber Landsmann, Gelegenheit zur Beobachtung dieses Volkslebens finden, so bringe ihm nur ein offenes Auge und ein empfängliches Gemüt entgegen, dann wirst Du allerorten schauen, was Dir tiefe Bewunderung und reine Freude schafft. Belausche das unterhaltende, unschuldige Spiel der Kleinen mit seinen im Dialekt gehaltenen, ungekünstelten Liedern, Unter-

haltungs- und Auszählreimen, und Du wirst Dich bald in die Fröhlichkeit und Unschuld Deiner eigenen Kindheit zurückversetzen; sei nur Augenzeuge der Stunden der Erholung und der Unterhaltung, in der die bescheidene, anspruchslose Jugend nach mühevoller Tagesarbeit ihre Befriedigung sucht, und Du müßtest das griesgrämlichste Exemplar der Menschheit sein, wenn Du an ihrer geistigen Frische, an ihrer sittsamen Lust und an ihrem lauteren Frohsinn nicht herzliche Freude empfändest und innigen Anteil nähmest; wirf einen Blick ins stille, zufriedene Glück des Familienlebens, wo noch einfältige Frömmigkeit und wahre, aufrichtige Liebe und Treue zu finden ist, und Du wirst alsbald zu der unumstößlichen Wahrheit gelangen, daß auch ein mit allerlei Gütern überreich gesegneter Mensch in diesem Stücke sich mit jenen Glücklichen nicht zu messen vermag; suche das schlesische Volk auf bei seiner Arbeit und im Beruf, bei seinen Gastmählern und Festlichkeiten, in guten und bösen Tagen, höre es in seinem witzigen Sprichwort und in seinem gemütlichen Liede, achte auf sein scharfes, zutreffendes Urteil, auf sein ganzes Tun und Treiben, überall und jederzeit wirst Du neben seinem originellen Wesen zugleich die tiefe Innigkeit seines Gemütes verspüren. Selbst bei Ausbrüchen des Zornes, des Spottes und der Verachtung weiß der Schlesier in seiner Gemütsruhe Bilder und Worte zu gebrauchen, die Dich nicht selten in Bewunderung und Staunen versetzen werden, und über deren Derbheit Du ein herzliches Lachen wohl schwerlich wirst verbeißen können.

Die Umgangssprache im Volksleben des Schlesiers ist selbstverständlich die Mundart seines Landes. Diese ist je nach der Lage des Heimatsortes verschieden. Die älteste und zugleich am meisten ausgeprägte von allen ist die des Zobtener Haltes, von der sich die zahlreichen übrigen Abstammungen mehr oder weniger unterscheiden. So ungleich aber auch die Idiome in den verschiedenen Gegenden Schlesiens sind, so atmen sie doch alle einmütig den gesunden Geist, dessen kernige Eigenschaften eben den Schlesier kennzeichnen.

Man hat vielfach versucht, der Ausbreitung nicht nur des schlesischen Dialekts, sondern der Mundarten überhaupt vorzubeugen und das Volk mehr an eine deutsche Schriftsprache zu gewöhnen; das ist aber bisher ein so vergebliches Bemühen gewesen, daß auch an den kleinsten Erfolg in diesem Sinne niemals zu denken war. Und das schlesische Volk tut recht daran, wenn es das Kleinod seiner heimischen Sprache sorglich hütet und die Sitten und Bräuche seiner Väter hegt und pflegt; denn nicht nur von der hochdeutschen, sondern ganz besonders auch von der mundartlichen Sprache gilt das Wort Schenkendorfs: „Meine seligsten Gedanken sprech' ich wie der Mutter Mund".

Der echte Schlesier ist ein feiner Gemütsmensch; er ist für alles Rechte, Gute, Wahre und Schöne begeistert und leicht zu gewinnen, während er Unrecht und unlauteres Wesen jedweder Art energisch verabscheut. Das schlesische Volksleben erzieht demnach dem Hause und der Familie lebensfrohe, rechtschaffene und arbeitsfreudige Menschen und schafft dem Vaterlande und der Obrigkeit nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft, treue und gehorsame Staatsbürger und von wahrer Humanität erfüllte Menschenherzen. Angesichts solcher Tatsachen verdient es auch als mustergültig für alle Lebensfälle hingestellt und in seinen zahlreichen Tugenden zur

Nachahmung empfohlen zu werden. Es erscheint daher auch als Aufgabe der heimischen Poeten, dieses Volksleben auf einer seiner hohen Bedeutung entsprechenden Höhe des Ansehens zu erhalten; denn ungeselliges, ungehöriges und scharf zu mißbilligendes Wesen beginnt bereits hie und da an dem festen Fundamente unseres Schlesiertums zu bröckeln und seine Bedeutung herabzuwürdigen. Um nun diese gegnerischen Versuche kräftig abzuwenden, bedarf es beredter Zungen und gewandter Federn, die wohl ein derbes Wort, wie es dem Schlesier ureigen ist, nicht zu scheuen haben, die aber zugleich auch peinlich Vorsicht zu üben wissen, um sich nicht in Ungezogenheiten und Geschmacklosigkeiten zu verlieren. Poeten des letzteren Schlages erweisen der schlesischen Heimat einen schlechten Dienst; sie zeigen die Auswüchse, die Schatten- und Kehrseite des schlesischen Volkslebens, und ihre ungesunden, giftigen Erzeugnisse sollten daher nicht gelesen werden.

De schläf'sche Gemittlichkeet.

Wu jung und ahlt zusommahält,
Do labt sich's schien und gutt.
Woas nutzt a Strump vul boares Geld,
Wenn oll's sich händeln tutt!
Drüm gilt mer de Gemittlichkeet
Suviel als wie a Schmotz,
Dan ich ei oller Herzlichkeet
Uf's Guschla ga mem Schotz.

Wenn Diech's, Du prawes Weibla Du,
Vom gorscht'ga Ala kränkt,
Weil Montigs, doß a do partu
Bluß oan a Bräuer denkt:
Hiersch', ginn 'm ock doas Neegla Bier.
— Die andern schloppern Wein —
Und setz' 'm lieber Dinstigs vür
'n Harig uf die Pein.

Der Moan und 's Weib, doas is ee Leib,
Drüm, Aller, merk dersch gutt:
Wünscht sich Dei Weib zum Zeitvertreib
'ne Schürze, Rook und Hutt,
Do mach' orscht keene Würgerei,
Niem flink a Watschker raus,
Greif nei recht tief, do kimmt o glei
Gemittlichkeet eis Haus.

Um doß Dei Geld ne müssig leit,
Und doß De ne drüm kimmst,
Do wirscht De darb vo Zeit zu Zeit
Zum Steuerzoahln verbimmst.
Mach' keene Zucht, wenn Du o org
Mit 'm Dauma wackeln mußt,
Der Steuermoan macht sich 'n Quorg
Aus Denner Wutt und Buhst.

Goar Moncher koan ne glücklich sein,
Led't schauderhoft'ge Nut
Und schosst, ver lauter Liebespein,
Sich endlich mausetut.
Doch war gemittlich is, dar gofft
Die Sache anderſch oan:
„Foahr' hin, mei Kind!" spricht dar und
Sich glei 'n andre oan. [schofft

Wenn Hinder und is Gänseviehch
Und Schmied's sei Taubahaar
Den'n Hoaber äga, Striech fer Striech,
De Garschte kreuz und quar:
Ock schick' a ne a Hund uf's Kleed,
Und schlo ne ein se nei!
Nee, joa se ei Gemittlichkeet
A Tag zwee-, dreimool rei.

Kränkt Dich amool der Nupperschmoan
Und kimmt Der sackvelgroob,
Do siech Der ock a Himmel oan
Und thu, als wärscht De toob;
Und looß a pulwern, wie a wiel,
Und thu a ne verkloan:
Denn de Ufgoata kusta viel:
Drüm bleib gemittlich, Moan!

Und weil uns de Gemittlichkeet
A frischa Mutt derhält
Ei bieser Zeit, ei Surg' und Leed,
Do gilt se mehr wie Geld.
Drüm lußt ock, ohne Underschied,
Gemittlichkeet eis Haus:
War heute noch eim Juche zieht,
Spannt uft' schunt murne aus.

's Ganschreita.

's woar Sunntigs nomittigs, acht Tage no Fingsta. De Sunne brannte goar roasnig heeß uf a Pelz, und ma schwitzte bem Missiggiehn. Aber under a Schoartaboom mucht' sich heute ei Klee-Klunkerschdurf kee Mensch lä'n; denn draußa uf der Schoofbroche woarsch Ganschreita, und do wullde do kees woas verpossa. Olles woar uf a Ben'n, und goar aus a Nupperschdörfern und aus'm Staadtla hotte de Neuschier heute is Bubelkum hargetrieba. Verm Kratsch'm stoand Kupp oan Kupp, doß kee Oppel zur Arde kunnde, und olles poßte, wenn's wär lusgiehn. De Museganta stoanda schunt fix und fertig oam Standboome und luhrta uf Weidlich Edewards sen'n Wink. Edeward blies nämlich die feine, quietschnige Stimme uf der Klannette, und deswägen stallt' a o a Kapallmeester vür. Seine Leute hotta schunt is Knotabuch ufgeschloan und a Klee-Klunkerschdurfer Morsch ufgesucht, denn dar mußte heute zum Auszuge und zum Eizuge feste weg gespielt warn. Der Kapallmeester instruwierte derweilte a Muhrla Franze no awing, doß a und a tät o immer hübsch usposssa und a ließ' sich ne ent aus'm Gleeße brenga. „Wenn ber heute ünse Sache ne urntlich macha", meent' a, „do krieg' ber a Puckel vul Schande. Lä' Dich amool urntlich nei eis Zeug, der Teiwel wird Dich ne glei hulln." Franze hotte zwoar keene gruße Künste zu blosa, a tüt'te bluß immer kwischer de Weise und kwischer a Poß nei: „Hie hoot's Rotta, do hoot's Rotta, hie und do und durt' hoot's Rotta;" aber a ging orscht a irschta Winter miete Musik macha, und do woar a mit da andern no ne recht eigefuxt.

Uf eemol schub is Bubelkum aus 'nander, als wenn 'n Utter drunder gefoahrn wär. De Froovölker gillta, und de Mannsleute lachta haller Holses: Der Honsworscht koam gedroabt und machte Plotz mit der Strangpeitsche, zwanzig Schriete üm sich rüm. A hotte pludrige Leimthosa oan; ee Been stackte ei em ruta Strumpe und doas andre ei em bloa; de weiße kurze Jacke woar mit zwanzigerlee scheckiga und gittriga Flecklan geflickt; oan der Zippelmütze, oan a Hända und oan a Ben'n hinga Klingerla runder, diede schunt vo grußer Weite 'n tulla Spektakel machta, und doß a und a soag recht fursch aus, do hott' a sich ubadruf mit Rome 'n schworze Lorve gemoolt. A machte hurtig a poar Bocksprünge derkreuze und derquare, und dernohrte hullt' a aus und knollte a poarmool mit der Peitsche, doß's em ei a Uhrn

summte. Und wie a und a hotte olles hübsch ei de Winkel gepreſcht, do koama de Ganſchreiter oangeſprengt: a holb Schook ſchmucke, ſtromme Knechte aus der Klee-Klunkerſchdurfer Pauerſchoft. Jeder hott' a ſchluweißes Hemde über a Rums gezoin, und doas woar wieder mit enner ruta Schärpe üm a Leib zuſommagebunda. Dan der Mütze ſtackte a hübſch Richla mit langa, flottriga Bändern. Schärpe und Bänder und Richla woarn Geſchenke vo ihra Jumfern, die ſe ſich zum Feſte eigeload't hotta. 's Fard hoatt' ſich jeder vo ſem Pauer geburgt. Vurnaweg riet Heeda Lobe, der ält'ſte Grußknecht aus'm Durfe. A fuhrte a Zug oan und fuchtelte derbeine immer mit em ala, holb verruſterta Sabel ei der Luft rüm. De Muſik blies 'n Tuſch, und dernohrte ſtallta ſich de Ganſchreiter ei Kratſchmers ſem Howe uf, immer zwee und zwee, doß der Zug recht lang wurde. Weidlich Edeward winkte mit der Klannette, und de Muſeganta bliſſa a zweeta Tuſch, dar goalt a Jumfern, diede äben — fufzamool zwee — aus der Goſtſtube rausmoſchiert koama. Ei ihra kurza Porcharöcka, ei da pauſchiga, weißa Hemdsärmeln, ei da ruta Purpertüchlan und ei da ſchnieweiß gebleechta Leimt-ſchürza ſoaga die klen'n Froovölker recht ollerliebſt aus, und war ſe a Tag dervüre a Kühſtoal ausmiſta ſoag, dar kannt' ſe heute ne wieder. Jede hielt 'n friſcha Trunk ei der Hand, dan ſe ihrem Junggeſelln überſch Fard nuf reechte, üm doß und a tät ſich droan loaba. 's woar freilich ock a Fingerhuttvel, und bei dar moadiga Hitze woarſch, als wenn doas Tröppla uf 'n heeßa Steen fillde; aber 'ne kleene Derfriſchung blieb's halt ecmool doch, überhaupt do ſe vo der Jumfer koam.

Der Kratſchmer ließ jitzt is Scheuntor uffmacha, und ei em klen'n bißla, do koam a vierſpänniger Flechtawoan rausgefoahrn und hielt ver a Ganſchreitern und ver a Jumfern ſtille. A war mit junga Birklan geputzt, und quarrüber, vo enner Flechte zur andern, loag a Brat, uf dam ſoaß der bekränzte Ganſch. Nattierlich woar a tut; aber er ſoaß do, als wenn a labte und Gigag ſchrein wellde. Sunſter hott' 's uf'm ganza Woane niſcht als wie 'n gruße Rodehacke. De Muſeganta ſpielta a dritta Tuſch, und dar goalt jitzt 'm Ganſche, üm dan ſich heute doas ganze Feſt drähte. 's machte olles 'n barbarſcha Juz, und der Weidlich Edeward ließ oanſtimma:

Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe, eh' ſie verblüht!
Man ſchafft ſo gern ſich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet ſie
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blühet.

Monnsleute und Froovölker ſonga dichtig miete, und wie doas Liedla olle woar, ſchwoang der Heeda Lobe a Sabel, und doas woarſch Zeecha, daß der Zug und a ſullde obmoſchiern. Vurnaweg kullerte wieder der Honsworſcht und hielt ſich mit ſenner Hetzpeitſche de Leute immer a gruß Stücke vom Holſe, dernohrte koam de Muſik und der Flechtawoan mit 'm Ganſche, derhingerhar rieta zwee und zwee die dreißig Ganſchreiter, und zuletzt moſchierta poarweiſe de Jumfern, genau ei darſelba Urdnung als wie ihre Junggeſelln. A letzta Zoop machte 's Bubelkum. Monch-mool blieb der Zug haln, weil der Flechtawoan entzweder ei em Groaba oder ei

enner klen'n Tilke feste soaß. Do hoppste ock hurtig der Honsworscht uf a Woan, hullde de Rodehacke runder und hackte hinger a Radern awing weg, do ging's glei wieder wetter. Doas wurde freilich ock bluß verliebegerne gemacht, üm doß 's und is goab wieder 'n Raake zum Lacha.

Jitzt bug der Zug zum Bacha-Pauer nei. Dar stoand mit der Jumfroo schunt ei der Haustüre. De Musik und de Ganschreiter und de Jumfern machta 'n Krees üm se rüm, und dernohrte troat ihre eegne Grußemoad, die o miet Jumfer woar, mit em Taller ver se hien und but der Herrschoft a Richla oan. De Jumfroo grief zu, und der Herr noahm a Watschker raus und goab der Moad 'n Toaler derfür. „Wenn sich de Leute is ganze Joher schinda und äseln", meent' a, „und ünsereems Sache woahrnahma halfa, do wulln se o amool 'n Luft hoan, und 's Arbeita gieht dernohrt' no amool asu gutt". Jitzt zug Heeda Lobe mit sem brauna Wollach avür und ließ a Wuhltäter huch laba, doß de Arde zitterte. „'s is schunt gutt", soate der Bacha-Pauer, „ock besufft euch ne!" Der Honsworscht noahm seine gruße, birkne Tuse raus und ließ a Herrn amool schnuppa; dernohrte zerrt' a 'n ale, blecherne Funze aus der Westatosche, die 'n Uhre vürstelln sulde, und hielt s' 'm under de Noase und zeigte druf und machte 'n wichtige Miene und winkte mit der Hand uf de Schoofbrooche zu, indem doß a und a meente dermiete, 's wär Zeit, doß a sich nausmachte uf a Festplotz. „Ju, ju", soat' a, „ich kumme mit der Jumfroo glei annooch." Der Flechtawoan mit 'm Gansche woar underdessen üm a Mist rüm ümgedräht, und nu machte sich olles wieder zum Luche naus.

Asu ging's aus em Pauerhowe ei a andern, und jede Herrschoft goab herzlich gerne woas derzune zum Feste fer ihre Leute, und o der Honsworscht kriegte do und durte 'n Biehma uf Schnupptobak. Wie se olle vier'nzwanzig durch woarn, de Pauern, do juxte olles uf de Brooche zu.

* * *

Uf der Schoofbrooche wimmelt's heute als wie ei em Omßaheffa. Der Kratschmer woar schunt a Tag dervüre mit 'm Stellmacher draußa gewast und hotte Buda gebaut und Schoartabeemla ufgestallt, Bänke und Tische ufgeschloan und a Grabla gegroaba, wu a wullde seine Faßla neilä'n, doß is Getränke und is blieb hübsch frisch. „Wenn's heemlich bleibt", meent' a, „do könnde murne a Biehma Geld eikumma", asu spikliert' a, und a hott' sich ne verrecht. Herrschoft und Gesinde, Moan und Weib, Alc und Kinder hott's draußa zum Dertrata. Der Hauptplotz fer de Neuschieriga woar die lange Reitboahne; 's wor olles drüm rüm, als wie de Fliega üm a Quorgsaak, und der Honsworscht hotte Nut, doß a und a kunde mitta drinne an Plotz fer de Ganschreiter freihaln. Unda woar a Gemoole*), wu se ausrieta, und uba woar wieder ees, wu se stille hielda. Ei der äbersta Hälfte stoand 'n huche Ehr'nfoorte, und mitta droan bummelte der Gansch. A hing a Kupp trübatimplig uf nunderzu, und 's woar ock gutt, doß a tut woar, sunster wär 'm wull sein is Blutt ei a Kupp gestiega. Ubadruffe uf der Ehr'nfoorte stoand a klee Birkla, wu a hübsch Purpertüchla druffe flotterte.

*) Mal oder Zeichen.

Doas woarsch Geschenke fer da Reiter, dar 'm Gansche eim Kalupp mit 'm Sabel a Schard'l runderschlug. Sapperlot no amool! Doas woar 'n Lust, wie die dreißig Ganschreiter ümzechig uf und objächta, no 'm Gansche hieba und nischt troafa. Enner schwoppte uf a Rums, dar andre uf de Ehrnfoorte, und a dritter fing goar erscht oan zu haun, wenn a schunt durchgepreschst woar. 's soag sich zwoar ganz leichte oan, doas Ding; aber 's woar schwerrer, als wie ma duchte. Der Sabel woar wull ent oan der Schneide awing gewetzt, aber de Lobe noahm a no lange ne. A poarmool woarn se schunt durch, de Kunstreiter, und kenner hotte woas lusgenurkelt; uf eemool aber prüllte 's ganze Bubelkum aus Leibeskräfta „Hurra", und de Musik blies a Klee-Klunkerschdurfer Morsch. Der Schworzer Gootlieb, Nußboom-Pauers sei Kleeknecht, hotte mit em sauf'niga Hiebe a Gansch köppniert, doß der Kupp zahn Beete weit furtflug. Der Honsworscht schlug dreimool 's Road, klatterte oan der Ehr'nfoorte nuf und hullde 'm Schworzer Gootliebe sei Purpertüchla runder, und dernohrte schniet a mit sem Kließlahengste a Gansch lus und brucht' a mit em hübscha Kuppelmente Gootlieb senner Jumfer, dar a nämlich vo Rechtswägen gehurrte. Die andern gunnta 'm Gootliebe urntlich ne doas Glücke, weil a doß a und a hott' sich erscht ver acht Taga under de Knechte eigekooft. Kaum doß a sen'n Grußjunga obgestreeft hotte, do schnoppt' a 'n o schunt da fetta Bissa weg, uf dan sich der Heeda Lobe und moncher andere schunt lange verspitzt hotte. Aber 's nutzte nischt; woas recht und billig is, muß 'm Mensche warn, und deswägen behielt o der Schworzer Gootlieb is Purpertüchla und senne Jumfer a fetta Gansch und goalt uf 's ganze Johor fer a besta Fechter under a Klee-Klunkerschdurfer Knechta. Sei Jumferla aber soag mit Stulze uf ihra prächtiga Gootlieb.

* * *

Der Kratschmer hotte underdessen ei sem Schenkzelte gude Geschäfte gemacht. Doas durstige Water machte durstige Kahln; 's wurde immer ee Faßla no 'm andern ausgeloppert. Und doderbeine bruchte o der Honsworscht die ganze Gesellschoft gehörig ei a Schweeß; überhaupt da verpuchta Junga, dan stieg a urntlich uf 's Kleed, denn se plätta immer ei em weg: „Honsworscht, gi' mer 'n Wurscht, wenn d' a Stückla übrig hust!" A trieb se immer aus em Winkel ei a andern und knollte mit der Peitsche üm se rüm, doß 's a urntlich ei a Uhrn knaxte.

Dan enner langa Tuffel extra soaß de Klee-Klunkerschdurfer Pauerschoft. Hien und derwieder machta se dem Kratschmer amool woas gutt uf Getränke fer de Knechte und fer de Made, denn ei dam Punkte do lissa se sich ne lumpa. Se fräta sich, doß ihre Leute asu gemittlich mit 'nander harmenierta, und doß überhaupt doas ganze Fest asu wunderschien verlief. 's wurde gesunga und gelacht, gespielt und getanzt; der Grußknecht tanzte mit der Pauersfroo und der Herr mit der Grußemoad, kurzum olles woar lustig und guder Dinge.

Wie de Sunne übersch Bergla kruch, ließ Heeda Lobe zum Sommeln blosa, und ehb ma sich versoag, woar olles zum Eizuge ufgestallt. Vurna oan der Spitze riet jitzt nattierlicherweise der Schworzer Gootlieb und ließ sich vom Bubelkumme

bewundern. De Muſeganta mußta uf neizu bloſa, doß a de Oga zum Kuppe rausſtoanda. Ver'm Kratſch'm wurde ſtille gehaln, und der Heeda Lobe ließ no amool de ganze Klee-Klunkerſchdurfer Pauerſchaft huch laba. Dernohrte ging olles, woasde ne miete zu a Ganſchreitern und zu a Jumfern gehurrte, ſenner Wäge uf heemzu.

Ei Kratſchmers ſenner Tanzſtube wurde 'm Foſſe der Boden vunt ausgeſchloan. Bem Huchländer und Schottiſch, bem Linksum und bei der Exkuſeſe, bem ſachta Walzer und bem ala Deutſcha ging's luſtig üm de Saule. — „Doasmool tanza de Junga!" ſoate Hedda Lobe, wie de Knechte ent aſu a zahn Stückla obgetanzt hotta. Und beſcheeden und geſictſ'm koama ſe azu, die Stoaler und de Kleejunga, boata ſich 'n Jumfer aus und probierta o amool 'n Lottſch; under de Knechte durfte kee Junge drunder neitanza, do hätt' ich is Trinkgeld ne miet 'm teeln wulln. Lärm und Händel wurde nee gelieda, und oan eene Prügelei woar überhaupt ne zu denka. Woar aber ju ent amool a Krakehler drunder, dar wurde bale oan de Luft geſotzt, doß a ne erſcht Stänkerei machte. Uf die Weiſe blieb olles ei Ruhe und Urdnung, bis der Kratſchmer Fei'robend gebut. Heeda Lobe und noch a poar andere Grußknechte machta jitzt Kaſſe und bezoahlta de Muſik und 's Getränke, und nu ſuchte jedes ſei Poocht uf, de Knechte, de Jumfern und die Stoaler.

Montigs früh woarſch Klee-Klunkerſchdurfer Geſinde wieder ei der Arbeit; kees woar krank oder müde, jedes feef und ſoang, und ees derzahlt' 's 'm andern, wie ſchien doß's zum Ganſchreita gewaſt woar.

A. Lichter.

Görlitz.

Lage und Entwickelung der Stadt.

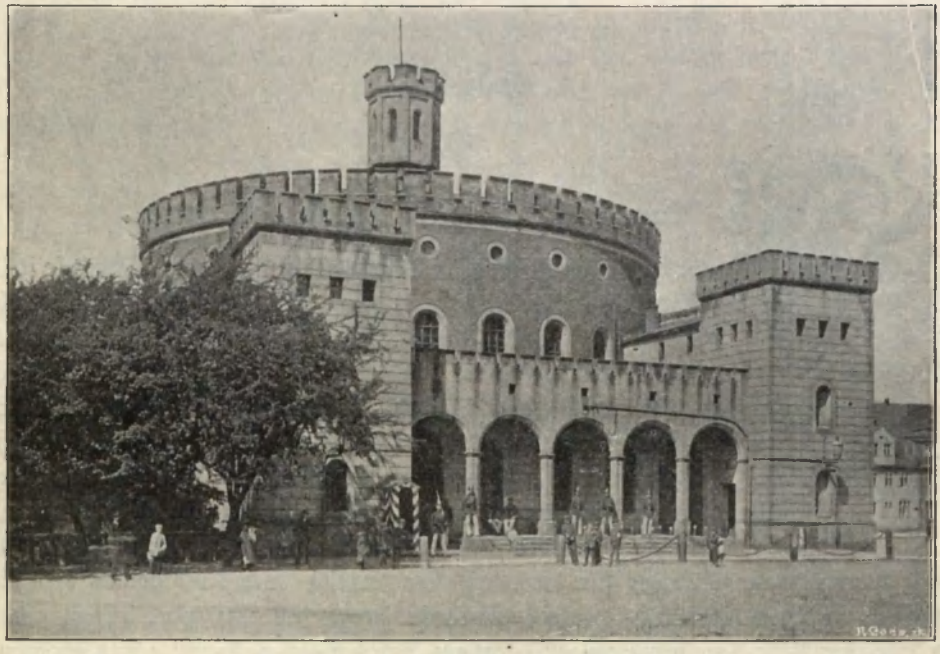


Wenn du, lieber Leser, deine Uhr am Postamte oder Bahnhofe stellst, denkst du wohl selten daran, daß du — wo du auch im lieben Deutschland seist — nun nach Görlitzer Ortszeit deine Taten regelst. Barer Zufall, daß der vielbesprochene 15. Meridian östl. v. Greenwich gerade über Görlitz geht! Weder die ersten slavischen Ansiedler, noch die vor 700 Jahren hier eingewanderten vlämischen Tuchmacher und Wollweber konnten ihre Ortswahl nach dieser damals noch gar nicht „entdeckten" Linie treffen. Und schwerlich kümmern sich selbst heute viele Bewohner der Stadt darum, daß der internationale Uhrzeiger für die ganze Staatenreihe vom Nordkap bis zum Kap Passaro in ihrem Weichbilde dreimal die Neiße kreuzt, den Stadtpark besucht und in bedenklicher Nähe über das einstige Wohnhaus Jakob Böhmes streicht. Den berühmten Görlitzer Theosophen und Schuster aber würde dieser Umstand wohl gar noch bestärkt haben in dem Streben, mit seinen mystischen Schwärmereien Tausenden die Zeit einer geistigen „Morgenröte" zu zeigen.

Bedeutsam für das Gedeihen der Stadt war von jeher ihre Lage an wichtigen Verkehrslinien. Der Breslauer Kaufherr konnte nach Leipzig oder Dresden kaum einen geraderen Weg einschlagen als über Görlitz; auch für den Durchgangsverkehr aus Südwestdeutschland nach Schlesien oder Polen hin war die Stadt bequem genug gelegen, führte doch schon eine altrömische Handelsstraße dicht am heutigen Görlitz vorüber. Nach Görlitz hin öffnet sich endlich auch im Norden der böhmische Kessel. Die Stadtregierung wachte stets eifersüchtig darüber, daß in den hergebrachten Fracht- und Reiserouten keine Verschiebung einträte. Als sich z. B. 1368 durch geschickte Maßregeln des Herzogs Bolko von Schweidnitz ein neuer westöstlicher Handelsweg 7 Stunden weiter nordwärts zu entwickeln begann, scheuten die Görlitzer weder List noch Gewalttat, um diese Schädigung ihrer Interessen zu hintertreiben.

Zielbewußte, energische Bürgermeister — vor allem Joh. Haß im 16. und Demiani im 19. Jahrhundert — wiesen weitschauend ihrem Gemeinwesen neue Bahnen des Wachstums an Volkszahl, Wohlstand und Bedeutung, und ein tüchtiger Kern echtdeutschen Bürgertums wußte sich aus zahlreichen schweren Schicksalsschlägen mit stets neuer Tatkraft emporzuarbeiten.

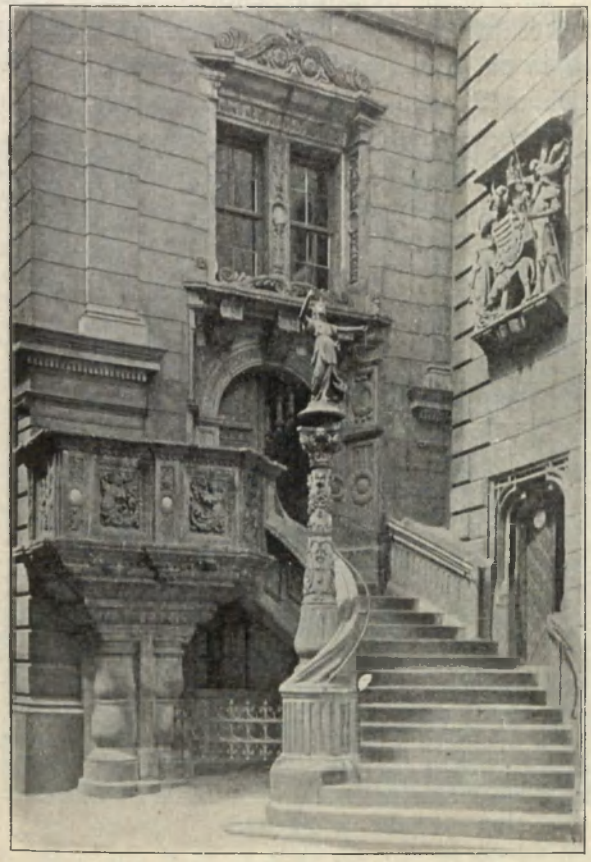
Folge mir durch die Stadt, lieber Leser, und laß dich's nicht verdrießen, daß es dabei in häufigem Wechsel bald bergauf, bald bergab geht! Die Hochfläche, auf der Görlitz erbaut ist, leidet trotz oft erfolgter Ebnungen an unbequemen Wellen, so daß die längst durch die „Elektrische" ersetzte Pferdebahn dort regelmäßig Vorspann



Der Kaisertrutz in Görlitz.
Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

brauchte. Ehe das Neue dein Auge fesselt, möchte ich dir einige stummberedte Zeugen alten Glanzes vorführen. Steige die Luisenstraße hinab und wirf einen Blick auf den zinnengekrönten „Kaisertrutz" und den malerischen Reichenbacher Turm, die schönsten Reste alter Befestigungen! Die beiden sonst noch erhaltenen Wachttürme entzücken dein Auge weniger, und gar das letzte Stück der dreifachen Ringmauer mit der Rundbastion zu Füßen der Strafanstalt im Nordosten fesselt in seiner zwar unberührten Echtheit, aber finsteren Schwärze nur den Forscher und den Romantiker. Von den alten Görlitzer Kirchen sollst du trotz vieler schöner Einzelheiten der kleineren nur die monumentale Peterskirche sehen, einen Gottestempel, wie ihn wenige Städte Ost-Deutschlands in gleicher Großartigkeit besitzen. Ein eigentümliches Gegenstück dazu ist das winzige Kirchlein des „Heiligen Grabes"; doch führe ich dich nur hin, wenn du Phantasie genug hast, um diese sonderbare mittelalterliche Schöpfung des Bürgermeisters

Emmerich mit ihrem Beiwerk zu würdigen. Dagegen erspare ich dir nicht die Mühe, am Untermarkte und in dessen Nähe einige Probebilder von Bürgerhäusern in dir aufzunehmen aus einer Zeit, da durch Wohlstand und Schönheitssinn die Wiedergeburt alter Kunst auch hier zur Tatsache wurde. Namentlich siehe dicht bei einander die zwei hervorragendsten Stücke jener Periode: den „Schönhof" und den Rathausaufgang! Nach dem allen kannst du dir gewiß eine schwache Vorstellung machen von dem Bilde der tonangebenden Sechsstadt zur Zeit ihrer höchsten Blüte.

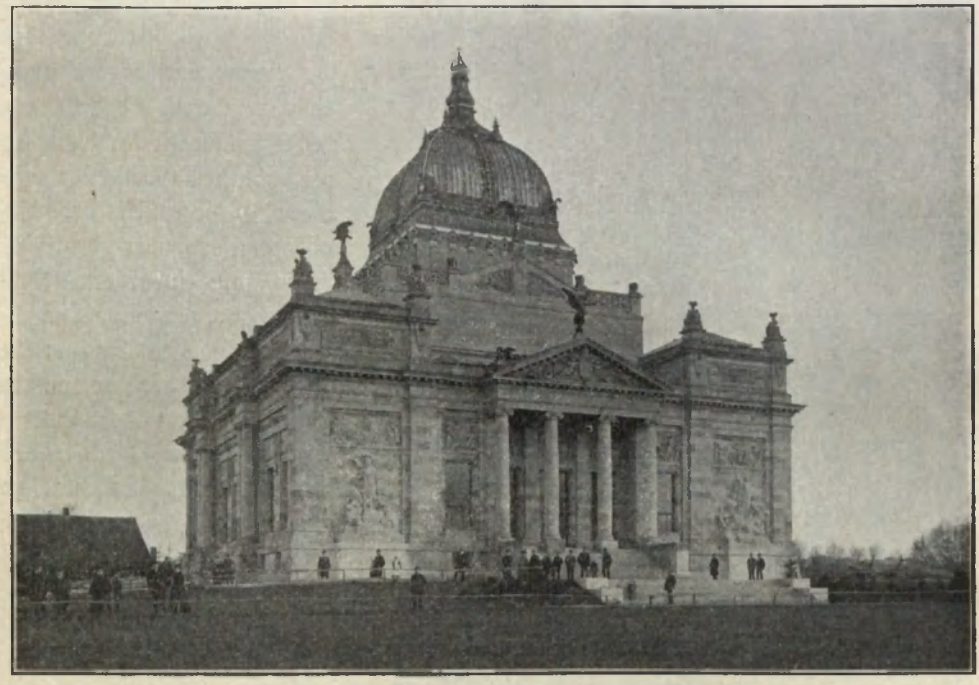


Rathaustreppe zu Görlitz.
Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

Daß nach den verheerenden Stürmen, die seit der Reformation hier gewütet, eine lange Zeit armutatmender Nüchternheit hereinbrach, ist erklärlich. Der Augenschein aber lehrt dir, daß im neuen Görlitz die vornehme Gediegenheit der Renaissancezeit immer deutlicher wieder sich einbürgert. Das Ständehaus, verschiedene mächtige Schulpaläste, die gotische Jakobikirche, der romanische Zentralkuppelbau der Lutherkirche, namentlich die herrliche Oberlausitzer Ruhmeshalle sind dafür beredte Zeugen, und die großartige Krankenhausanlage im Nordwesten, sowie die Rathausvergrößerung beweisen gleichfalls, daß es der reichen Stadt, wo es nötig ist, auf einige Millionen nicht ankommt. Auch unter den Privatbauten findest du Heimstätten neuzeitlicher Gestaltungsfreude, die siegreich aus der Menge prunkender Mittelmäßigkeiten sich herausheben. Du triffst lange Straßen, die nicht mehr bloße Doppelreihen von Wohnkasernen darstellen. Freundliche Gärten lagern sich vor und zwischen behagliche Villen, und große, gartenähnliche Plätze überraschen dich. Das nervöse Hasten nach Erwerb sucht sich ein Gegengewicht, und Natur und Kunst vereinigen sich zu erfolgreichem Bunde. Unser Postplatz, einst (wie Jehrisch 1874 schrieb) „eine staubige, brennende Sandfläche, kahl und steril wie das Gewissen der nahen Zellenbewohner (im Gerichtsgebäude) und monoton wie die tägliche Beschäftigung eines Rechnungsrats, . . . ohne Recht, hervorgehoben zu werden", — ist heute ein Prunkstück

ersten Ranges. Inmitten gärtnerischer Schöpfungen erhebt sich der Toberentzsche Brunnen, dessen herrliche, üppiges Leben atmende Figuren ihre nackten Marmorglieder einer von oben erwarteten kühlen Labung darbieten (einer Labung, die die bronzene Gorlicia — „Muschelminna“ nennt sie der lose Volksmund — aus Sparsamkeit leider nur selten und kärglich spendet). Die Gebäude ringsum sind dieses Mittelpunktes nicht unwürdig, vornehmlich die neue Post, durch Exzellenz Stephans kunstfördernden Willen mit schönen allegorischen Sandsteinarbeiten geschmückt. Ihre burghofähnliche Rückseite macht selbst den hinteren Teil des Platzes sehenswert.

Die bildende Kunst trat auch in den Dienst bürgerlicher Dankbarkeit. Längst schon ehrte die Stadt den unvergeßlichen Demiani durch ein Standbild von Johann

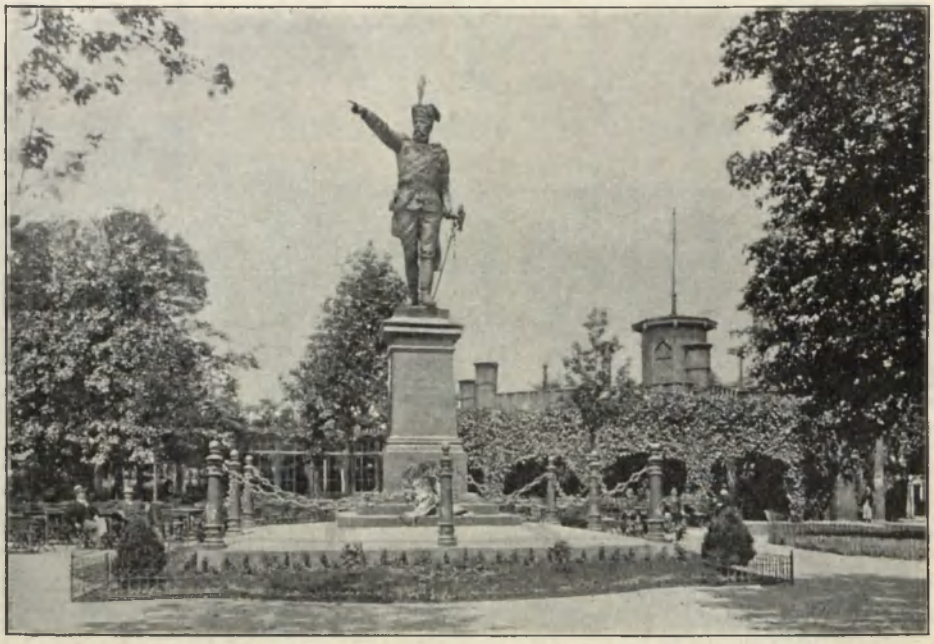


Die Oberlausitzer Ruhmeshalle in Görlitz.
Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

Schilling. Dann folgten Büsten für A. von Humboldt, Schiller, Steudner und Schultze-Delitzsch, sowie das „Kanonendenkmal“. Der schöne siemeringsche Fries: „Wir lassen Pflug und Hammer ꝛc.“ umgibt halbkreisförmig das erste 1870 eroberte Geschütz. Den Obermarkt schmückt Joh. Pfuhls herrliches Reiterstandbild des Großen Kaisers mit Bismarck und Moltke; der dritte der Paladine, Roon (von demselben Künstler modelliert), steht mitten unter den Zierbüschen und Laubkronen des schönen Wilhelmsplatzes. Der Sieger von Düppel, Gitschin und Metz blickt von der Blockhausplatte auf ihr weitgerühmtes Panorama, ein Goethedenkmal unweit davon auf die neue, nach dem Dichterheros benannte Promenadenstraße hinaus, und ein anderer Geistesfürst der Vorzeit, Jakob Böhme, thront auf seinem Schusterdreibein am östlichen Parkeingange. Eine weit großartigere Schöpfung zur Ehrung verdienter

Männer, namentlich auch des Kaisers Friedrich, ist die schon oben erwähnte, von Behr erbaute Oberlausitzer Ruhmeshalle auf der Höhe östlich der Neisse.

Es verbietet sich, hier mehr als ein äußerliches Bild der Stadt zu geben, also z. B. noch zu schildern, welche Verehrung das heutige Görlitz der Tonkunst widmet, sowohl durch die rühmlichst bekannten Schlesischen Musikfeste, als durch eine schier allzureiche Konzertsaison, — wie man ferner Thalien und Melpomenen huldigt, — welch warme Fürsorge unser Schulwesen erfährt, — wie sorglich die Wissenschaften gepflegt werden von reich dotierten gelehrten Gesellschaften, — welche Förderung eine ins Ungeheuerliche gewachsene Vereinstätigkeit der fachlichen und allgemeinen

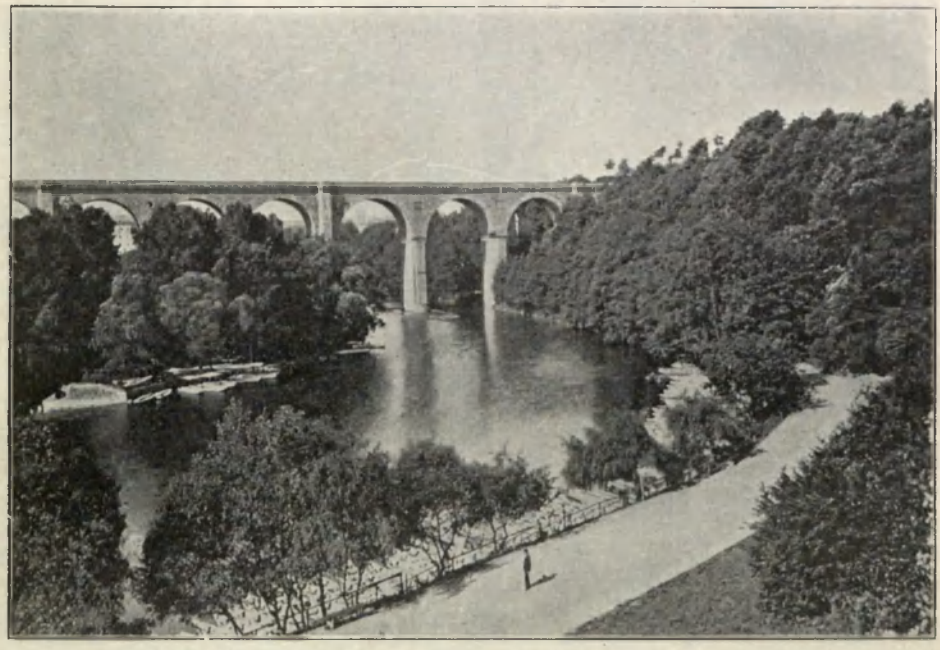


Blockhaus in Görlitz mit Denkmal des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.
Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

Bildung, der Wohltätigkeit, der Geselligkeit angedeihen läßt; — auch kann ich unmöglich genauer eingehen auf die wachsende Bedeutung der Stadt in Gewerbe, Industrie und Handel, auf ihre großen alljährlichen Ausgaben für ihre gemeinnützigen Einrichtungen. Ein so reiches Gemeinwesen, dessen Grundeigentum fast dem Fürstentum Reuß ä. L. gleichkommt, das allein etwa 280 qkm (= 5 Quadratmeilen!) Kommunalforsten besitzt, kann sich schon etwas leisten, auch ohne die Steuerkraft seiner Bürger mehr als mäßig anzuspannen. Görlitz ist daher das gelobte Land der Pensionäre, vom Feldmarschall bis zur ärmsten Beamtenwitwe, obwohl du auch Reutersche „Fetthamel" als Stammgäste im Stadtpark antrifft.

Im Stadtpark! Ja, dies schöne Produkt des Zusammenwirkens von Natur und „Verschönerungsdeputation" hat schon mancher Besucher gepriesen. Die vielen schattigen Gänge und lauschigen Plätzchen darin waren aber dem verwöhnten Görlitzer

noch zu wenig. Die unter vier Reihen schöner, alter Linden bis zur Blockhaus-Höhe führende Promenade verbindet jetzt den alten Park mit umfangreichen neueren Anpflanzungen. In zum Teil bedeutender Breite bedecken sie den hohen Ost- und Südrand des Stadtplateaus. Ein würdiges Gegenüber finden sie am rechten Neiße-Ufer, das in einer Länge von 2 km durch ebenso prächtig gepflegte städtische Anlagen begleitet wird, die sich dann in südöstlichem Bogen bis nach Moys hinziehen. Auf dieser Strecke, so schön sie ist, vermag der alte Görlitzer nicht den Groll darüber zu unterdrücken, daß ihm das „Jägerwäldchen", das anmutige ehemalige Schoßkind „seiner" Jäger, nun schon seit Jahren ein verbotenes Paradies ist. Und



Der Neiße-Viadukt bei Görlitz.
Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

doch hat er reichlichen Ersatz erhalten jenseits und diesseits! Vor kaum zwanzig Jahren waren die wallartigen Südabhänge „von Heidekraut und spärlichem Graswuchs bedeckt und hüllten sich, vom nahen Leschwitz her gesehen, in düstres Grau" (Jehrisch); die ganze Gegend machte „den Eindruck einer unheimlichen Einöde". Heute verleiht jeder Lenz den steilen Hängen üppigen Laubschmuck; den düstern Hohlweg, die Stätte grausiger Geschichten", überspannt eine niedliche Brücke, und die Höhe ist gekrönt vom schlanken Aussichtsturme der 1885er Ausstellung und dem zierlichen Spielzeug des „Weinberghauses" — vom Volke „Ozonschenke" getauft. Auf seiner gastlichen Veranda genießt man eine Fernsicht, um die uns schon viele Fremde beneideten, die so glücklich waren, an schönen Tagen dort noch Platz zu finden. Und die lieblichen Ausblicke auf den Felsvorsprüngen der bewaldeten Uferhöhen — werter Leser, ich kann nur sagen wie Philippus: „Komm und siehe es!"

Noch einen weiteren Genuß empfehle ich dir: zur Sommerzeit eine Gondelfahrt auf der Neiße, nur 1 km weit! Du hast da den vor länger als fünfzig Jahren von Kießler erbauten Viadukt vor Augen, der mit seinen dreißig Rundbogen und der geschmackvollen Sandsteinbrüstung noch auf lange hinaus die schönste Zierde des lieblichen Tales sein wird und das gewaltigste Bauwerk der Gegend dazu, da er fast $^1/_2$ km in die Länge mißt und zwei Bahnlinien 35 m hoch über dem Neißespiegel hinführt. Bewundere von der Gondel aus im Rahmen seiner granitnen Pfeiler und Wölbungen den reizvollen Durchblick nach der Aktienbrauerei, den hohen Laubkronen der Insel und den durchsichtigen Sichelbogen der neuen eisernen Laufbrücke! Schaue nach der Durchfahrt um dich auf eine Szenerie wie eines tiefgebetteten Gebirgssees, dann zurück auf den weißgrauen Riesenbau: es ist hier ein Fleckchen Erde, das in seiner eigenartigen Schönheit jeden Fremden entzückt und den Einheimischen stets aufs neue fesselt.

Endlich mußt du einen kurzen Besuch auf „unsrer" Landeskrone machen. Sie ist dem Lausitzer das, was dem Mittelschlesier der Zobten ist: die Landmarke, nach der sein Auge in der Ferne die Heimat aufsucht. Ihre Rundschau kann sich mit der vom Zobten getrost messen. Von den Wohnstätten der 80 000 Görlitzer siehst du allerdings oben nur wenig, weil sich die städtische Hochfläche vom dicken Wasserturme aus nach Nordosten um reichlich 50 m allmählich senkt. Es dauert schon noch einige Zeit, bis — nach einem kühnen Worte Demianis — der schöne, jetzt auch von einer Bismarcksäule gekrönte Berg mitten in Görlitz liegen wird. Nun, vielleicht sehen von seinem schlanken Burgfried herab einmal unsere Kindeskinder die Stadt ringsum aus der Vogelschau!

R. Koch.

Johannes Haß,

Oberstadtschreiber in Görlitz.

Die Stadt Görlitz hat das Glück, auf eine große Vergangenheit blicken zu können. Seitdem das Dunkel in der Geschichte dieser Stadt allmählich sich lichtet, d. h. seit etwa 1300, spielte sie die größte Rolle in der Oberlausitz. Wenn auch in Budissin (Bautzen) der Sitz des obersten Regierungsbeamten war, so zeigte sich doch die Stadt an der Neiße ihrer Nebenbuhlerin an der Spree weit überlegen an Wohlhabenheit und zielbewußtem Vorgehen in der Politik. Sie nahm die leitende Stelle in jenem seit 1346 bestehenden Sechsstädtebunde ein. Pochend auf ihre festen Mauern und auf die Tapferkeit und Opferwilligkeit ihrer Bürger, hatte sie den kühnen und tapferen Scharen der Hussiten solche Furcht eingejagt, daß sie nie einen Sturm auf sie wagten. Die Görlitzer Heereshaufen waren von jeher ein Schrecken der vielen Raubbürger und Raubritter gewesen. Hatte man einen Frevler erwischt, so hing er gewöhnlich schon nach ein paar Tagen an dem lichten Galgen. Durch kluges und festes Verhalten hatten die Bürger es verstanden, ihrer Stadt dem Könige vom Böhmen gegenüber, der Landesherr der Lausitzen war, fast die Stellung einer freien Reichsstadt zu geben. Die Stadregierung lag vollständig in den Händen

etlicher reichen Familien. Die Mehrzahl der Einwohner, d. h. vornehmlich die Zunftangehörigen, hatte fast gar keinen Anteil an der Leitung der Stadt. Es treten nun aus diesen leitenden Kreisen des Stadtregiments einige bedeutende Männer hervor, so recht Abbilder mittelalterlichen, kräftigen Bürgertums. Den ersten Platz nimmt in dieser Hinsicht zweifelsohne Magister Johannes Haß ein.

Haß war kein Oberlausitzer; er stammte aus Greiz im Vogtlande. Wie es scheint, aus einer Handwerkerfamilie entsprossen, wurde er im Jahre 1476 geboren. Als fünfzehnjähriger Knabe suchte er im Jahre 1491 zum ersten Male als Bacchant, d. h. als fahrender Schüler, Görlitz auf, um die dortige Schule, deren altes Gebäude noch heute an der Peterskirche steht (Rentthaus, Waidhaus) zu besuchen. Es muß diese Schule einen guten Ruf gehabt haben; denn es wird berichtet, daß sie damals von nicht weniger als 500 bis 600 Schülern besucht wurde. Im Jahre 1493 wandte sich der siebzehnjährige Jüngling nach der Universität Leipzig, wo er bald den akademischen Grad eines Baccalaureus erlangte. Dann war er als Lehrer tätig in Zittau und Zwickau. Nachdem er sich sodann auf derselben Hochschule Leipzig den Titel eines Magisters erworben und in Naumburg a. d. Saale als Lehrer an der Domschule gewirkt hatte, wurde er im Frühlinge 1509 zum Oberstadtschreiber von Görlitz gewählt. Der Oberstadtschreiber war in dem ganzen Gemeinwesen der geschäftskundigste und deshalb einflußreichste Beamte. Er war bei allen Verhandlungen des Rats und des Gerichts gegenwärtig, ordnete den Haushalt der Stadt mit, veranlagte die Steuern und trieb sie ein, vor allem aber war er der regelmäßige Vertreter der Stadt bei auswärtigen Verhandlungen und führte deshalb die gesamte amtliche Briefschaft des Rates. In allen den Ereignissen, die Görlitz im Jahre 1509 bis 1544 betrafen, wurde Haß die leitende und bestimmende Persönlichkeit. Es erforderte aber damals die Leitung einer Stadt wie Görlitz eine viel umfassendere Tätigkeit als heute. Eine Reihe von Handlungen, die jetzt der Staat wahrnimmt, mußten damals von den Stadtoberhäuptern verrichtet werden. Görlitz war zu jener Zeit sozusagen eine Republik, die mit benachbarten Städten, Adligen und Fürsten ununterbrochen in politischen Verhandlungen lag; die mannigfachen kleinen und größeren Gewalten in den Lausitzen und in den benachbarten Landen wollten aber fast alle verschieden behandelt sein. Am schwierigsten waren die fortwährenden Verhandlungen mit dem Landesherrn, dem Könige von Böhmen. Es war ein immerwährendes Feilschen um Verringerung der geforderten Steuern, ein beständiger Kampf um die Hofgunst gegen andere Parteien, wobei denn bedeutende Summen Geldes zur Bestechung einflußreicher Personen aufgewendet werden mußten. Es verging kein Jahr, daß nicht die Stadt mit dem Adel der Oberlausitz, der neidisch auf die Blüte der Städte schaute, in einen bedeutenden Zwist geriet, sei es nun, daß man mit einem adligen Wegelagerer kurzen Prozeß gemacht hatte, oder daß die Adligen sich von der immer mehr nach Gerechtsamen strebenden Stadt in ihren Rechten verletzt fühlten. Dazu kamen Streitfälle mit den Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Schlesien, mit Städten wie Breslau, mit den kirchlichen Behörden und mit anderen Städten des Sechsbundes. Aber damit nicht genug, auch im Innern der Stadt traten kräftig dem Stadtregiment entgegenstrebend auf die Zünfte, die nicht mit Unrecht auch für

sich Anteil an der Stadtleitung haben wollten. Zu alle dem gesellte sich auch noch die Reformation, der die konservativen Stadtbehörden energisch entgegen zu treten suchten.

Den größten Teil der Geschäfte, die dem Rat zu Görlitz aus diesen Verhältnissen erstanden sind, hat Johannes Haß fast allein bewältigt. Denn während der Rat sich fast jedes Jahr erneute, blieb die Stelle eines Oberstadtschreibers fortwährend von ein und derselben Person besetzt. Und Haß war für die Leitung dieser Geschäfte befähigt wie kein anderer. Er verfügte über eine umfassende Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse. Aber von größerer Bedeutung für seinen Beruf war sein Charakter. „Er war fest und energisch, warm bei der Sache, und eben deshalb nicht selten sogar leidenschaftlich aufbrausend, zäh und ausdauernd, nicht zu ermüden, nicht abzuschrecken, gewöhnt auch beim Mißlingen immer wieder von neuem anzufangen, dabei gewandt und scharfblickend. Das alles aber stellte er selbstlos in den Dienst der Stadt; für sie arbeitete und sorgte er rastlos; ihre Ehre ist seine Ehre; voll wachen Mißtrauens wahrt er ihren Vorteil, ihr Recht gegen die Schwesterstädte wie gegen den Neid des Adels und das nur geringe Wohlwollen des königlichen Hofes. Und wie er hier nichts Neues will, sondern nur das Alte, das Errungene festzuhalten strebt, so ist er konservativ auch in den inneren Verhältnissen seiner Stadt, ein entschiedener Anfechter des Regiments der Geschlechter, ein scharfer Gegner jedes demokratischen Anspruchs."

Es mögen nun die bedeutenderen Ereignisse, die Görlitz von 1509—1544 durchzumachen hatte, und in denen Haß fast immer eine große Rolle spielt, aufgeführt werden.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Zeit der Streit mit dem Adel der Landschaft. Es handelt sich hier wesentlich um den Streit über die Ausdehnung der Berechtigungen der städtischen Gerichte. Endlos sind die Schreiben, endlos die Reisen, — die sich allmählich nach Prag, dann sogar bis nach dem fernen Ungarn erstreckten. Im Jahre 1510 gestaltete sich die Frage für die Sechsstädte — Haß tritt vielfach als Verfechter des Sechsstädtebundes auf — sehr trübe; vier Jahre später gelang es der unermüdlichen Tätigkeit des Oberstadtschreibers, den Städten große Vorteile zu verschaffen. Die Streitigkeiten dauerten immerfort. 1530 triumphierte wieder der Adel, bis dann 1534 Haß wiederum für seine Stadt einen fast vollständigen Sieg erfocht. Es blieb nicht immer bei Verhandlungen; man suchte auch durch Gewalt sich Recht zu verschaffen. Dabei ging Görlitz so furchtlos, energisch, ja manchmal gewalttätig vor, daß des öfteren die diplomatische Geschicklichkeit unseres Haß Mühe und Not hatte, größere Herren, die sich dadurch verletzt fühlten, wieder zu beruhigen. Der Reisen, die er zum guten Teil zu diesem Zwecke meist zu Roß unternahm, sind außerordentlich viele. Er besuchte außer Prag, wo er erstaunlich oft war, Breslau, Dresden, Leipzig, Wittenberg, Magdeburg, Berlin, Erfurt, Krakau, Ofen u. s. w. Man begreift kaum, wie sein Körper das hat aushalten können. — Den Streit mit der Stadt Breslau, die allen Verkehr zwischen Polen und den Ländern der böhmischen Krone auf der einzigen Straße über Breslau haben wollte, brachte er zu gunsten von Görlitz, das vornehmlich noch mit den

polnischen Landen über Glogau verkehrte, zu Ende. — Das Unheil, das die Münzwirren vom Jahre 1515 an über Görlitz und die Oberlausitz herbeiführten, konnte Haß nicht hindern; aber ein gut Teil davon wäre verhütet worden, hätte man seinen Rat befolgt. Die Görlitzer Münze war nämlich, besonders durch eine Menge ähnlicher, minderwerter Münzen, die in der Oberlausitz in Umlauf gesetzt wurden, in Verruf gekommen und in Böhmen und Schlesien sogar verboten worden. So strömte denn die große Masse der echten und unechten Görlitzer Pfennige nach der Oberlausitz zurück. Dadurch stiegen die Warenpreise ins ungeheuere, und Handel und Wandel hatte sehr zu leiden. Überaus geschädigt wurde die Görlitzer Tuchindustrie. — Wie bedeutend dieselbe war, geht daraus hervor, daß es im Jahre 1538 nicht weniger als zweihundert Tuchmachermeister gab. Das Görlitzer Tuch galt für das beste in der Lausitz und in Schlesien, und es fand Absatz bis nach der Türkei. — Die mächtige und reiche Zunft der Tuchmacher, die von jeher mit Neid auf die regierenden Herren geschaut hatte, schob nun die Schuld dieser schweren wirtschaftlichen Krisis die durch die schlechten Münzverhältnisse herbeigeführt war, auf den Rat. Das vermehrte den schon lange vorhandenen Zündstoff zu einem gewaltsamen Vorgehen gegen die Stadtregierung. Überaus befördert wurde zudem die Bewegung dadurch, daß der Rat soviel als möglich dem Eindringen der lutherischen Kirche entgegenzutreten suchte. Als nun vollends im Jahre 1521 die Ratsherren, unter ihnen auch Haß, bei einer eindringenden fürchterlichen Pest die Stadt ohne vorbeugende Ratschläge und rettende Unterstützung verließen und die lutherischen Prediger auch von der Kanzel herab gegen den Rat eiferten, da kam es schon zu öffentlichen Zusammenrottungen der Zünfte, und im Jahre 1525 schien der Vulkan loszubrechen. Da gab ein schreckliches Naturereignis den Gedanken der Einwohnerschaft eine andere Richtung. Eine verheerende Feuersbrunst legte etwa 170 Häuser nieder. Die Zünfte bekamen mit sich selbst zu tun und vergaßen eine Zeitlang ihre Bestrebungen. Aber das Feuer des Aufruhrs glomm unter der Asche fort. Am 1. September 1527 rotteten sich die Zunftgenossen auf dem Ringe (Untermarkte) zusammen und zogen zum großen Teil in die Peterskirche. Dort wurden Ansprachen gehalten. Man wollte vor allem die Patrizier noch vor der neuen Wahl, die nach altem Brauch in der Nacht vom 1. zum 2. September stattfinden sollte, zwingen, eine größere Anzahl von Handwerkern ins Ratskollegium aufzunehmen. Mitten unter den hin- und hergehenden Reden erschienen Ratsboten in der Peterskirche mit dem Befehle der auf dem Rathause versammelten Herren, schleunigst auf das Rathaus zur Verantwortung zu kommen. Die Innungsältesten folgten dem Befehle und trugen ihre Wünsche vor. Der Rat antwortete energisch und bestimmt. Man solle die Pläne aufgeben, sonst werde er zu strafen wissen. Die Ratskür wurde abgehalten. Einige Tage darauf wurden etliche Verhaftungen vorgenommen und durch die Folter Geständnisse ausgepreßt. Da faßten die Hauptbeteiligten den kühnen Entschluß, die Gefangenen zu befreien. Man sammelte in Peter Liebigs Hause an der Ecke der Langestraße und der Verrätergasse*)

*) Das Gäßchen erhielt von diesem Tuchmacheraufruhr seinen Namen. Auch ließ man über dem Pförtlein, durch das die Verschworenen eingingen, die Buchstaben anbringen: D. V. R. T. (der verräterischen Rotte Tür) 1527. Die Buchstaben sind heute noch zu sehen.

Waffen. Man wollte Gewalt brauchen und vor allem gegen Haß schonungslos vorgehen. Doch der Rat kam ihnen zuvor. Am 5. September ließ er Peter Liebigs Haus durchsuchen und eine Menge Verhaftungen vornehmen. Ohne Erbarmen räumte er nun auf. Es erfolgten neun Hinrichtungen, dazu eine große Anzahl Ächtungen. Die Niederwerfung des Aufstandes war vor allem das Werk des Oberstadtschreibers Haß.

Im folgenden Jahre lasteten auf der Stadt Görlitz schwer die Steuern und Truppensendungen, die man dem Könige von Böhmen, Ferdinand, gegen die vordringenden Türken bewilligen mußte. Haß hatte fast ununterbrochen deswegen Verhandlungen zu leiten und Versammlungen zu besuchen. Im Jahre 1538 hatte er die Freude, König Ferdinand, den er selbst in Prag dazu eingeladen hatte, in Görlitz empfangen zu können. Haß hatte alles aufgeboten, um Ferdinand den Aufenthalt angenehm zu machen.

In Haß' Zeit fällt der Anfang der Blüte der Görlitzer Baukunst. Die Feuersbrunst vom Jahre 1525 gab den Anlaß dazu. Als er zum ersten Male die höchste Würde in der Stadt, das Amt eines Bürgermeisters, bekleidete, wurde eines der schönsten Werke der Frührenaissance begonnen: die höchst geschmackvolle und zierliche Freitreppe zum Haupteingange des Rathauses mit ihren Verzierungen. Ferner ließ er die Bastei in der Kahle (Ochsenbastei) erhöhen, wölben und mit Ziegeln eindecken. Eine recht wohltätige Einrichtung war es, daß er auf allen Türmen der Stadt Schlaguhren anbrachte. Haß' Wohnung befand sich Peterstraße 11.

Eine Seite der Tätigkeit des Haß ist noch nicht berührt worden, die Niederschreibung von Annalen. Ihnen verdanken wir ein gut Teil unserer Kenntnis, nicht nur aus der Geschichte seiner Zeit, sondern auch der früheren Jahrhunderte. Dabei ist er nicht ein gewöhnlicher Chronikenschreiber, sondern ohne Zweifel der beste Geschichtsschreiber, den Görlitz bis jetzt gefunden hat. Ein Herausgeber seiner Chronik sagt von dem dritten Bande seiner Annalen mit Recht: In Luthers Weise und Luthers Sprache geschrieben, ist die Chronik ein vortreffliches Denkmal der deutschen Sprache des 16. Jahrhunderts, ein Muster in der Aufstellung des historischen Stoffes und kann kühn den berühmtesten derartigen Chroniken jener Periode an die Seite gestellt werden.

Haß starb am 3. April 1544. Er hatte sich durch eine Reise, die er im Januar nach Prag bei einer überaus strengen Kälte zum Wohle seiner Stadt machte, ein tödliches Leiden zugezogen.

Dr. Jecht.

Der Pönfall.

(Aus einem Tagebuche.)

Anno 1547. Wir Görlitzer sind stolz auf unsere Stadt, die in jüngster Zeit mächtig aufgeblüht ist, besonders unter unserem großen Bürgermeister Haß, der vor drei Jahren starb. Die Stadt ist wohl befestigt, hat schweres Geschütz. Neue, stattliche Bauwerke erregen weithin Bewunderung. Wir haben viele Privilegien, z. B.

freie Ratskür, fühlen uns beinahe als freie Reichsstädter. Rund um die Stadt dehnen sich unsere Dörfer, Landgüter, Forsten aus. Gewerbe und Handel blühen. Unser Obergericht ist der Schrecken des ritterlichen Raubgesindels, das wir im Weichbilde unserer Stadt nicht aufkommen lassen. Im Bunde mit Budissin, Zittau, Löbau, Lauban und Kamenz, mit denen wir vor zweihundert Jahren den Sechsstädtebund geschlossen haben, sind wir eine Macht, die mit Grafen und Fürsten unterhandelt. Unsere Oberherren, die Könige von Böhmen, sind uns bisher wohlgesinnt gewesen.

Freilich hat uns der Adel der Oberlausitz, bei seinem Verfall neidisch auf unseren Wohlstand, dazu erbittert über unsere strenge Rechtspflege, die auch den adligen Wegelagerer schnell zu bestrafen weiß, unermüdlich in Prag angeschwärzt. Wenn dies keinen Erfolg hatte, so verdanken wir es unserer umsichtigen und unermüdlichen Leitung; Abgeordnete sind fast beständig auf dem Wege nach dem Hofe.

Auch besteht wie anderwärts eine Kluft zwischen den Geschlechtern des Rates und den Zünften, die mitraten und -taten möchten.

Die neue wittenbergische Lehre hat diese Kluft anfangs noch erweitert. Während das gemeine Volk die lutherischen Prediger mit offenen Armen aufnimmt, hängen die Spitzen des Rates, von der Kirchentrennung einen allgemeinen Umsturz befürchtend, am Alten fest. Doch schon bringen die vornehmen Söhne unserer Stadt, die in Wittenberg studieren, Begeisterung für die neue Lehre ins Vaterhaus. Diese wird bei uns allgemein.

Im Vorjahre (1546) ist der schmalkaldische Krieg ausgebrochen zwischen dem Kaiser Karl V. und seinen protestantischen Gegnern, den schmalkaldischen Verbündeten. Wir wissen, daß die protestantische Sache auf dem Spiele steht. Besonders schlimm ist dies für uns, die wir einen katholischen Landesherrn haben, Ferdinand, den Bruder des Kaisers. Sollen wir unserem protestantischen Herzen oder unserer Untertanenpflicht folgen? Im stillen erforschten wir durch Unterhandlungen die Stimmung in den böhmischen und schlesischen Städten. Dort ist man entschieden: Keinen Mann für den König, den Feind unseres Glaubens.

1547, 14. Januar: Unser König erläßt an alle seine Untertanen die Aufforderung, „auf zu sein gegen den Ächter Johann Friedrich, ehemals Kurfürsten von Sachsen, bei Vermeidung eines Pönfalles", d. i. die Strafe, seiner Ehre, seines Leibes und Gutes verlustig zu gehen. Wir vereinbaren mit dem Adel der Oberlausitz, eine Streitmacht für den König auf zwei Monate ins Feld zu schicken. Der Adel stellt 1000 Mann zu Roß. Wir bringen 500 Söldner zu Fuß auf.

25. Februar: Unsere Söldner marschieren ab, vier Wochen nach dem Aufbruch der Streitmacht des Adels. — Die festgestellten zwei Monate gehen vorüber ohne kriegerische Ereignisse Auf einem allgemeinen Landtage vereinbaren Adel und Sechsstädte, die Truppen nicht länger im Felde zu lassen.

23. April: Der König richtet ein Schreiben an die Sechsstädte mit der Aufforderung, ihre 500 Mann weitere zwei Monate in seinem Dienste zu lassen. Als wir es erhalten, sind unsere Söldner schon ausgelohnt und haben sich zerstreut.

24. April: Die Entscheidungsschlacht bei Mühlberg hat dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand den Sieg gebracht. Die Adligen der Oberlausitz haben dabei

geholfen. Wehe uns! Sie haben uns verraten. Sie konnten, da sie selbst auf dem Kriegsschauplatze waren, die Lage überschauen; sie wußten, daß die Entscheidung nahe war; sie haben uns davon nicht Mitteilung gemacht, lachenden Auges unsere Truppen abziehen lassen; sie haben gegen die Vereinbarung die Ihren beim Heere gelassen. Gewitterschwüle über unserer Stadt!

9. August: Die Bürgermeister, Richter und Räte der Sechsstädte, dazu Abgeordnete aus den Ältesten der Handwerke erhalten die Vorforderung vor den König nach Prag, um sich im Namen ihrer Städte zu verantworten. — Mit bekümmertem Herzen reisen die Abgeordneten ab, unter ihnen fünfzehn Görlitzer. Sie werden in das Kirchengebet eingeschlossen. Zugleich ist von dem Hofe an den Adel der Oberlausitz die Einladung ergangen, wohlinformierte Abgeordnete zur Anklage gegen uns nach Prag zu schicken.

12. September: Zwei unserer Abgeordneten kommen zurück. Die anderen sind in hartem Gewahrsam zurückbehalten worden. Die Botschaft erregt Schrecken und Unwillen. Die königliche Anklageschrift hat zwölf Punkte enthalten, wohl von unserem Adel aufgestellt. In der Audienz hat der Bürgermeister von Budissin, Göritz, in würdiger Weise unsere Schuldlosigkeit beteuert und für den Fall eines unabsichtlichen Vergehens um Verzeihung gebeten. Der König hat unsere Abgeordneten, die auf die Knie gefallen sind, nicht beachtet und sich mit seinen Räten zurückgezogen. Unter ihnen haben sich als unsere schlimmsten Feinde gezeigt: Ulrich von Nostitz, der Amtshauptmann von Budissin, Nickel von Metzrad, Christoph Burggraf von Dohna und der Kanzler Georg Fritsche. Während sie den König gegen uns aufreizten, haben sie uns immer wieder geraten, uns „auf Gnade und Ungnade" zu übergeben. Wir sind in diese Falle der Ritterschaft gegangen. Dadurch ist diese gerettet worden; denn das gerichtliche Verfahren hätte ihre Mitschuld und die Böswilligkeit der zwölf Anklagepunkte an den Tag gebracht. Uns hat diese Hinterlist die strengen Strafartikel gebracht, wie sie auf dem Rechtswege nicht hätten schlimmer sein können:

1. Alle Privilegien und Statuten,
2. alles Geschütz und alle Munition,
3. alle Stadt- und Landgüter (Dörfer) zu überantworten,
4. eine ewige Abgabe auf Bier zu entrichten,
5. für die eingezogenen und teilweise zu Schulzwecken verwandten Kirchenlehen 100 000 Gulden Strafe zu zahlen, wovon Görlitz 40 000 zu tragen hat;
6. der König behält sich ausdrücklich die besondere Bestrafung der Rädelsführer vor.

In unserer Stadt herrscht Erbitterung gegen den Rat, dem man die ganze Schuld beimißt. Ein Pamphlet findet sich angeschlagen. Der Aufruhr droht. Da die reichsten Bürger Zahlung der Strafgelder weigern, müssen die armen beiden Abgeordneten von Dorf zu Dorf reisen, um die Gelder aufzubringen. Unsere Schuldenlast wächst. Wir haben Gläubiger in Schlesien, in Böhmen, sogar in Posen.

20. September: Schon sind die königlichen Kommissare hier, um die Strafartikel zu vollstrecken. Zuerst werden uns unsere Waffenvorräte genommen: 2 sehr große Kanonen, 48 Stück kleineres Geschütz, 200 Doppelhaken, 200 ganze Haken, 200 Zentner Pulver, 800 lange Spieße, 400 Hellebarden, Harnische für 100 Mann zu Roß und

300 zu Fuß. — Nun müssen wir unsere Dorfschaften abgeben, dann alles Wertvolle an Kirchenkleinodien. — Was uns am meisten schmerzt, ist der Verlust aller unserer wertvollen Privilegien, die wir seit Jahrhunderten mit unermüdlichem Eifer erworben haben. Der alte Rat muß abtreten. Ein neuer wird von der königlichen Kommission eingesetzt und muß einen sonderlich harten Eid schwören. — Da uns neben der freien Ratswahl auch die Obergerichtsbarkeit genommen ist, die der König nun durch einige Adlige verwalten läßt, geht es um die Stadt herum mit Gericht und Gerechtigkeit schläfrig und gelinde zu. Diebstahl und Straßenraub sind nicht selten. — Unser altes, festgeordnetes Innungswesen ist gelockert; denn die Aufsicht über die Güte und Echtheit der Waren ist weggefallen, und auch auf den Dörfern dürfen jetzt Handwerke betrieben werden. Unsere Leinenweber verlassen uns und siedeln sich auf den Dörfern um Zittau und Lauban an. — Unsere Stadtschulden haben die ungeheure Höhe von 120 000 Reichstalern, zu 6 Prozent verzinsbar, erreicht. — So hat König Ferdinand, der städtischen Freiheit unhold, von dem Adel gegen uns aufgehetzt, in dem Unglücksjahre unsere Macht und unseren Wohlstand vernichtet.

1564: König Ferdinand ist tot. In seinen letzten Jahren mochte er eingesehen haben, daß wir uns an den Wunden des Pönfalles verbluten müßten. Und so hat er — wohl auch von dem Erzherzog Ferdinand beeinflußt — uns manches Recht zurückgegeben: Ratskür und Obergericht. Auch gestattete er in seiner Geldbedürftigkeit, daß wir für schweres Geld (erst 55 000 Gulden, dann noch 80 000) die wertvollste unserer früheren Besitzungen, Penzig mit seinen Forsten, zurückkauften. — Doch ist unser Wohlstand und unser stolzes Bürgerbewußtsein dahin. Wird es einmal wieder erstehen? Wann?

R. May.

Die preußische Oberlausitz im Dreißigjährigen Kriege.

Oftmals hat die Oberlausitz arge Drangsale durchgemacht, nie aber in dem fast unbeschreiblichen Maße wie im Dreißigjährigen Kriege. Nur wenige deutsche Gegenden erblickten damals die Kriegsfurie gleich oft und in gleich entsetzlicher Gestalt.

Soweit der Krieg den jetzt preußischen Teil des Markgrafentums berührte — und nur dies zu schildern ist hier meine Aufgabe —, lassen sich drei Perioden unterscheiden, deren Grenzpunkte die Jahre 1631 und 1635 bilden.

Damals noch böhmisches Gebiet, ließ sich die Lausitz gleich den anderen kaiserlichen Erblanden 1617 von dem kinderlosen Matthias dessen Neffen Ferdinand als Thronerben aufdrängen. In ihrer Besorgnis vor dem Jesuitenzöglinge zögerten die protestantischen Sechsstädte lange, dem 1619 statt seiner zum Könige von Böhmen gewählten Friedrich von der Pfalz als Landesherrn zu huldigen. Waren doch die bitteren Folgen des furchtbaren Pönfalles noch in allzunaher, schmerzlicher Erinnerung! So unterwarf sich denn auch der Städtebund nach Friedrichs Vertreibung sofort freiwillig dem Kaiser, als dessen Verbündeter, der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, mit Heeresmacht in die Lausitz einrückte, und Ferdinand II. sicherte

dafür den Bewohnern sogar Religionsfreiheit zu. Eine größere Sicherheit allerdings als dieses Kaisers Wort bot den Sechsstädten die glückliche Fügung, daß sie — zunächst pfandweise — unter kursächsische Verwaltung kamen.

Die ausdauernde Treue, mit der Johann Georg bis 1631 an dem Bündnis mit dem größten Feinde seines Glaubens festhielt, verhütete in diesem Zeitabschnitt allerdings geradezu feindliche Einfälle, doch litt die Oberlausitz schon genug durch die allgemeinen Folgen des im Reiche herrschenden Kriegszustandes. Umherstreifende Banden entlassener Söldner, denen sich allerlei sonstiges fahrendes Volk zugesellte, schufen durch Wegelagerei, Plünderung, Brandschatzung überall eine nie dagewesene Unsicherheit und lähmten Handel, Verkehr und Landbau. Truppendurchmärsche, Teuerung, Hungersnot, Münzwirren, zunehmende Verrohung des Volkes, das Erscheinen vieler Wölfe riefen den Bewohnern, je länger, je mehr ins Bewußtsein, daß dem Reiche der edle Friede fehlte.

Schlimmeres aber brachte die 1628 vom Kaiser der Lausitz aufgenötigte Einquartierung Wallensteinscher Truppen. Die Maradasschen Reiter, gleich den berüchtigten Liechtensteinern „Seligmacher" genannt, lagerten zweiundzwanzig Wochen in Görlitz und der Umgegend. Gegenüber ihren Erpressungen, Grausamkeiten, Morden und sonstigen Schandtaten war jedermann wehrlos; auch die Behörden vermochten nicht Einhalt zu tun, denn die Offiziere begünstigten dies Treiben. Wallenstein selbst gab bei einem Besuche in Lauban dem dortigen Rate die beruhigendsten Versicherungen, was gleichwohl nicht verhinderte, daß seine Söldner auch dort aufs ärgste hausten, weshalb ihnen beim Abzuge nach Stralsund der Fluch der gesamten Lausitz folgte.

Oft hat man Johann Georg zum Vorwurf gemacht, er habe zu lange gezaudert, ehe er 1631 auf Seite der Schweden trat. Mußte ihm indes nicht grauen vor der Aussicht, Truppen, die sich als Freunde derartig benommen hatten, als Feinde im Lande zu haben? Ganz abgesehen von seinen Bedenken als Reichsfürst. Aber die Sorge um das evangelische Bekenntnis entschied endlich. Was die Lausitz in den nun folgenden Jahren zu erdulden hatte, spottet der Beschreibung. Im Jahre 1631 wurde die Laubaner und Görlitzer Gegend vom Feldmarschall Tiefenbach mit 16000 Mann überschwemmt, die nicht nur die Dörfer fürchterlich heimsuchten, sondern sich durch die Drohung mit Magdeburgs Schicksal auch in die Städte Einlaß erzwangen. Wie Räuberbanden plündernd, trieben sie das Vieh weg, marterten Bürger und Bauern und handelten mit tierischer Schändlichkeit besonders an deren Frauen und Töchtern. Und die nach ihnen kamen, waren nicht besser. Die entmenschten Horden wurden immer erfinderischer in Martern und Greueln. Das bewiesen die wilden Söldner des Feldmarschalls Schaumburg, namentlich die des Oberstleutnants Paradeiser, die spanischen und französischen Reiter des Grafen Schaffgotsch, die Regimenter Illos, die 1632 in Görlitz wüteten; das bewiesen 1633 die Kroaten, die nach Wallensteins schlesischen Siegen von Osten her einbrachen, und endlich die mehr als 20 Regimenter, die unter des Friedländers und Illos Kommando bald nachfolgten, Görlitz nach heftiger Beschießung erstürmten und aufs gräßlichste plünderten.

Kein Führer kehrte sich daran, wenn bei solchem Wüten Feuer ausbrach. Es war nur die mit wildem Hohnlachen begrüßte Fackel, die den Unmenschen bei weiteren Greuelszenen leuchtete! —

In die schrecklichen Fußstapfen des ehernen Krieges trat zweimal nach kurzer Zwischenzeit das bleiche Gespenst der Pest. 1632 wurden durch die Seuche in Lauban 1400, in Görlitz mehr als 6000 Menschen hingerafft; im folgenden Jahre holte diese Gottesgeißel in letzterer Stadt binnen wenig Wochen noch 1100 Seelen nach. Das sind erschreckende Zahlen bei der damals nur kleinen Bevölkerungsziffer.

Das Jahr der Ermordung Wallensteins war eins der bittersten für Görlitz, da die Besetzung und Schädigung des Ortes bald durch Freunde, bald durch Feinde erfolgte. Und was für Feinde! Des Fürsten Lobkowitz Truppen, die zuerst hier lagerten, waren bloß von dem bisher gewohnten Schlage der Kaiserlichen. Aber die vier Regimenter kroatischer, spanischer und italienischer Reiterei, die nach ihnen zweimal in die Stadt einbrachen, haben den Namen ihres Führers Lamboy mit dem schmählichsten Schandmal behaftet. Die Feder sträubt sich nachzuerzählen, was die Chroniken jener Zeit aus Stadt und Umgegend über die tierische Raub- und Mordgier dieser Scheusale berichten, mit der sie einer so oft schon heimgesuchten und ganz verarmten Bevölkerung immer wieder neue, vielleicht noch verheimlichte Schätze zu entreißen suchten. Gleich schlimm erging es Lauban, Seidenberg und der übrigen Oberlausitz. Die fluchwürdigen Banden ließen überall Rauch- und Trümmerstätten in Menge, in den noch erhaltenen Häusern nur kleine Häuflein armer, gemißhandelter, dem Stumpfsinn der Verzweiflung überlieferter Bewohner zurück.

Da 1635 die kursächsischen Truppen ganz Schlesien siegreich besetzt hatten, erlangte Johann Georg im Prager Separatfrieden die Oberlausitz zum erblichen Eigentum. Das gab dem armen Lande zwar einige Jahre Ruhe; aber eine letzte furchtbare Prüfung — die „Schwedenzeit" — stand bevor.

Die Schweden besaßen wenig mehr von der unter Gustav Adolf bewiesenen Mannszucht. Erpressungen, Roheiten und Grausamkeiten waren längst auch bei ihnen üblich geworden. Nachdem sie 1639 die Kaiserlichen und die Sachsen bei Chemnitz besiegt hatten, drangen sie unter Torstenson ins Gebiet der Sechsstädte ein. Nicht bloß der Feldherr erhob eine schwere Kriegssteuer, auch jeder Unterführer sorgte noch besonders für seine Tasche, sogar die Soldaten ließen sich nicht genügen an den der Gemeinde für ihren Unterhalt abgenötigten Geldern und Naturalien, sondern zwangen ihren Quartierwirten noch außerdem volle Verpflegung ab. In Görlitz wirtschaftete zuerst das Schulmannsche Regiment. Es wurde durch die Bauerschen Leibdragoner unter dem tapferen, aber harten, herzlosen Oberstleutnant Wancke abgelöst. Kaum glaublich erscheint, was alte Urkunden aufs genaueste nachweisen: daß die Schweden der Stadt bis zum 22. April 1640 volle 265000 Taler Kosten verursachten. Eine Summierung der späteren liegt nicht vor; doch gibt jener Betrag aus einer Zeit von nur elf Monaten immerhin einen Maßstab für die Schätzung der ungleich höheren Schäden aus den folgenden siebzehn Monaten der Schwedenherrschaft. Man bedenke: Görlitz besaß nach einer durch Wancke 1641 veranstalteten

Zählung nur noch 3388 Bewohner! Durch die Belagerung im Sommer jenes Jahres erstieg die Not ihren Gipfel.

Mehr als 10 000 Kaiserliche, Sachsen und Brandenburger nahten unter dem Kurfürsten Johann Georg und General v. d. Goltz. Auf die Weisung, Görlitz bis auf den letzten Mann zu halten, ließ Wancke ungeheure Vorräte herbeischaffen, Mauern und Gräben ausbessern, zahllose Hindernisse anbringen und die Vorstädte niederbrennen. Gegen 800 Häuser fielen in Asche, — wie ein Chronist sagt: „noch einmal soviel, als die Stadt an ihr selbst hatte!“ Rohe Gewalt, selbst Mißhandlungen zwangen die Bürgerschaft ohne Ansehen der Person zu Schanzarbeiten. Mit größter Tapferkeit allerdings wurden trotz heftigster Beschießung zehn Wochen lang alle Posten verteidigt, alle Stürme blutig abgeschlagen, alle entstandenen Schäden nach Möglichkeit sofort ausgebessert. Nur zwei ganz zerschossene Basteien hatten die Schweden verlassen, die vorgeschobene Stellung rechts der Neiße dagegen behauptet. Dabei aber hatte Wancke alle Vorräte jeglicher Art, alles verfügbare Holz- und Eisenwerk aufgebraucht, ja die Dachsparren von den Häusern nehmen, auch ganze Gebäude abbrechen und neue Palisaden, Verhaue und dergleichen daraus herstellen lassen. — Schließlich kam doch das Ende! Der Mangel an Pulver und Lebensmitteln, die Aussichtslosigkeit auf Entsatz, die täglichen, flehentlichen Bitten des Rates, der Frauen, der Bürger, schließlich der Wunsch einzelner Offiziere drängten den Kommandanten zu Verhandlungen. Den Ausschlag gab eine furchtbare Himmelserscheinung, eine Feuerkugel von gewaltiger Größe, die mit Donnerkrachen platzte, so daß Wancke sagte: „Wenn Gott selbst mit mir zu kriegen anfängt, bin ich zu wenig dazu!“ — Am 30. September 1641 übergab er die Stadt dem Kurfürsten, und am 3. Oktober verließ er sie mit den Seinigen. Der Allbarmherzige hatte damit endlich der ärgsten Not für diese Gegend ein Ende gemacht.

Es war die höchste Zeit gewesen. Die große Mehrzahl der Häuser lag in Trümmern, den übrigen fehlten meist die Dächer, die Bewohner waren am Ruin angelangt. Ähnlich in der ganzen Oberlausitz.

Aber die Bürger der Sechsstädte waren ein zähes Geschlecht. Unverzagt begannen sie von neuem zu arbeiten, zu bauen, zu erwerben, und Gott hat ihr Tun gesegnet. Doch hatte dieser Krieg eine so grausige Fährte hinterlassen, daß der Westfälische Friede wohl nirgends mit heißeren Freudentränen und innigeren Dankgebeten begrüßt worden ist als in der schwer geprüften Oberlausitz.

Die Wunden sind längst geheilt. Doch eine Wancke-Erinnerung ist geblieben: das Rondell am Reichenbacher Turme in Görlitz, damals das festeste Werk der Stadt, hat sich in jenem Belagerungsjahre den Namen „Kaisertrutz“ erworben, den dies wohlerhaltene Wahrzeichen einer wildbewegten Vorzeit heute noch trägt.

R. Koch.

Der Tod des Marschalls Duroc.

Napoleon I. vergießt Tränen aufrichtigen Schmerzes auf seinem Bauerngute zu Markersdorf, Kreis Görlitz.

Markersdorf, ein großer, wohlhabender Ort in der preußischen Oberlausitz, liegt zwischen Reichenbach und Görlitz an der ehemals sehr belebten, großen Heerstraße Warschau-Breslau-Görlitz-Dresden.

Das sogenannte Niederdorf, durch das sich diese Straße schlängelt, ist durch den qualvollen Tod des berühmten, kaum 41 jährigen Generals Duroc, des intimsten Freundes des Kaisers Napoleon, in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

Duroc, Herzog von Friaul und Groß-Marschall des ersten französischen Kaiserreichs, wurde hier am 22. Mai 1813 bei der Verfolgung der Preußen und Russen nach der Schlacht bei Bautzen an der Seite seines Kaisers durch eine russische Kanonenkugel gleichzeitig mit dem Ingenieur-General Kirchner tödlich verwundet.

Das kaiserliche Heer — in seiner Mitte Napoleon — hatte sich nach einem heißen Tage und nach vielen herben Verlusten, die es bei der Verfolgung der in bester Ordnung zurückweichenden Verbündeten erlitt, bereits auf einem umfangreichen Hochplateau vor Nieder-Markersdorf zum größten Teile zur Ruhe gelagert. Da erhob sich ganz unerwartet unten am östlichen Ausgange des Dorfes ein lauter und immer lauter werdendes Kleingewehrfeuer zwischen dem Nachtrab der Russen und der Vorhut der Franzosen. Durch diesen von Augenblick zu Augenblick bedenklicher werdenden Zwischenfall unangenehm berührt, ritt der Kaiser mit einigen seiner Getreuen das Dorf hinab, dem Kampfplatze zu.

Auf diesem Rekognoszierungsritte wurde, nachdem die Pferde an einer noch heute vorhandenen Furt des Weißen Schöps getränkt worden waren, ungefähr fünfzig Schritt von dem Hanspachschen Bauerngute entfernt, auf einer kleinen Anhöhe des schräg aufsteigenden Gartens Halt gemacht. Noch war Napoleon, das Fernrohr in der Hand haltend, im Gespräch mit seinen Generalen versunken, als plötzlich im Angesichte des Kampfplatzes, wo das Schreien, Toben und Schießen des wogenden Soldatentrosses den Höhepunkt bereits überschritten hatte, die Erde erdröhnte und die Abendluft erzitterte. Die letzte russische Batterie hatte sich gewendet und sandte gleichsam als würdigen Schluß des blutigen Tages noch drei Geschosse aus ihren Tod und Verderben speienden Schlünden dem aufgeschreckten Feinde zu.

Es erfüllte sich jetzt das Wort Napoleons, das er vielleicht zwei bis drei Stunden zuvor Duroc zugerufen hatte, als bei der fast wahnsinnigen Verfolgung des Feindes, die der aufs äußerste erzürnte Kaiser zwischen Reichenbach und Markersdorf selbst leitete, in seiner unmittelbarsten Nähe zwei sächsische Reiter niedergeschossen wurden und einer seiner Leibjäger tödlich getroffen sich zu den Füßen des kaiserlichen Herrn im Blute wälzte:

„Duroc, heute will das Schicksal an uns!"

Das letzte, gegen 7 Uhr abends in die Reihen der Franzosen geschleuderte Geschoß wurde auf einer ungefähr 3 km von dem Bauerngute entfernten Anhöhe Holtendorfs, am Abhange des sogenannten Hotherberges, abgeschossen. Mehrere

Terrassen und elf Lindenbäume bezeichnen noch heute sehr deutlich den Ort, wo die für Napoleon so verhängnisvoll gewordene russische Batterie am Abend des 22. Mai 1813 aufgepflanzt war. — Nun schwieg das brüllende Geschütz, gleichsam zufrieden mit seinem Erfolge. Kirchner und Duroc lagen unweit des Torweges zum Bauerngehöfte in ihrem Blute. —

Die verhängnisvolle Kugel traf zunächst den General Kirchner, Napoleons Liebling, einen äußerst tapferen und umsichtigen Mann. Binnen wenigen Sekunden hauchte er seinen Geist aus. Nach ihm verwundete die Kugel den Groß-Marschall Duroc, indem sie ihm das rechte Bein dicht am Leibe zerschmetterte und ihm den Leib aufriß, so daß die Eingeweide heraustraten.

Napoleon, von dem Blute seiner Besten bespritzt, war unversehrt geblieben. Das Geschoß war an ihm vorübergegangen und hatte sich tief in die Erde der anstoßenden Berglehne gebohrt.

Nur ein Wink des der Größe des Unglücks sich sofort bewußt werdenden Kaisers, und die Garden eilten still herbei. In Begleitung des vom Schmerze gebrochenen Kaisers wurde der schwer verwundete Marschall in das Wohnhaus des Hanspachschen Gehöftes getragen.

Der sonst so herzlose Korse stand tief erschüttert an Durocs Schmerzenslager und weinte, weinte hier vielleicht nach langer, langer Zeit zum ersten Male, und zwar Tränen aufrichtigen Schmerzes.

Verzweiflungsvoll wankte der Kaiser, der die fürchterlichen Qualen, die Duroc erlitt, nicht mehr mit ansehen konnte, hinaus.

Da das Feuer auf beiden Seiten schon seit einiger Zeit schwieg, lagerten sich die Heeresabteilungen von neuem auf den Feldern des Gerichtskretschams und auf den angrenzenden Fluren, wo nun auch Napoleon sein Nachtlager aufschlug. Doch Schlaf fand er nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn immer wieder zu seinem im Todeskampfe liegenden Freunde nach dem kaum acht Minuten vom Heerlager entfernten Bauernhause hin. Unheimlich wurde nach einem schwülen Tage die dunkle Nacht von grellen Blitzen, lodernden Wachtfeuern und brennenden Gehöften erleuchtet.

Und — während die Herzen der in die umliegenden Berge geflüchteten Dorfbewohner in jener Schreckensnacht ängstlich schlugen und der Besitzer des denkwürdig gewordenen Bauerngutes an einem sicheren Orte versteckt am Nervenfieber krank daniederlag, da wankte Napoleon, unbekümmert um die ihm drohende Gefahr ohne jegliche Begleitung zum Sterbelager Durocs. Er wollte seinem teuersten Freunde bis zum letzten Atemzuge nahe sein. „Dort oben werden wir uns wiedersehen!“ stammelte Napoleon schmerzbewegt und verließ abermals tränenden Auges den sterbenden Freund. In das Viereck seiner Garden zurückgekehrt, saß er, die Hände ineinander gefaltet, das Haupt in düsterem Schweigen gesenkt, vor seinem Zelte. In ehrfurchtsvoller Entfernung standen die Marschälle. „Die Garde heftete traurige Blicke auf ihn. Armer Mann! sagen die alten Grenadiere, er hat eins seiner Kinder verloren! Es war der Jahrestag der Schlacht von Eßlingen, die ihm den Marschall Lannes gekostet.“ — General Drouot wagt es endlich, leise an ihn

heranzutreten, um Befehle für die Artillerie zu erbitten. „Morgen, morgen, alles morgen!“ war die einzige Antwort, die der Kaiser zu stammeln vermochte. . . .

Nach fünfzehnstündigem Todeskampfe verschied am 23. Mai gegen 10 Uhr an einem Sonntagmorgen der tatenreiche Herzog von Friaul, der teuerste Freund des gewaltigen Korsen, der gar oft im Leben besänftigend und heilsam auf Napoleons aufbrausendes Temperament eingewirkt hatte.

Odeleben schreibt über diese Stunden in seinem Werke „Napoleons Feldzug in Sachsen“ folgendes:

„Es war ein Abend, welcher der Phantasie den reichhaltigsten Stoff zum Nachdenken gab. Man denke sich Napoleon zwar nach einer großen, gewonnenen Schlacht, aber mit steter Vergeudung der außerordentlichen, ihm anvertrauten Kräfte, ohne ein entscheidendes Resultat, an den dunklen Pforten einer schwankenden, folgenreichen Periode, beraubt des liebsten Vertrauten, den dieser empfindungslose Mann vielleicht auf der Welt hatte, der zu ihm vielleicht mit der Freimütigkeit eines Jugendgefährten sprach. Man denke sich ihn im einfachen grauen Überrock auf einem Feldstuhl, mitten in dem ungeheuren Kreise seiner Bravsten sitzend, mit herunterhängenden Armen und gesunkenem Haupte, abgesondert von dem glänzenden Gefolge seines Hauses, das sich ehrfurchtsvoll in einzelnen Gruppen zurückgezogen hatte und kaum die Worte auszusprechen wagte, des Kaisers Freund sei im Verscheiden. Und neben dieser dumpfen Stille zunächst dem Kaiser das Geräusch, welches die Geschäftigkeit der Garden, ihre Einrichtung zum Kochen und Lagern verursachte, und zwei Chöre Musik der Grenadiere und Jäger, welche auf den Endpunkten des Vierecks in elegischen Akkorden das Bild des Tages versinnlichten und durch eine seltene Auswahl ihrer Stücke vergebens den Gebieter zu zerstreuen suchten. Unzählige Wachtfeuer schienen in der Gegend umher zu schwärmen; die Landeskrone erhob sich matt am Horizonte, und die Flammen von zwei brennenden Dörfern loderten gen Himmel zum milden Richter menschlicher Taten empor.“

Napoleon wollte nicht, daß seine gefallenen Freunde auf fremdem Grund und Boden ruhen sollten. Lediglich aus diesem Grunde kaufte Napoleon, nachdem er mit dem Markersdorfer Stiftsrichter Schäfer das Nötige besprochen hatte, dieses Bauerngut im nahen Görlitz in aller Form für den damals gewiß recht hohen Preis von 4000 Talern. Dies geschah in Gegenwart des Ortspfarrers Herrmann, des Stiftsrichters Schäfer und der Besitzerin Frau Hanspach. Die Urkunde darüber ist lange Zeit in Markersdorf aufbewahrt geblieben, ging aber später auf rätselhafte Weise verloren.

Napoleon war also durch diesen Kauf Bauergutsbesitzer in Markersdorf geworden; doch schenkte er bald darauf das Gut der jungen Bäuerin wieder.

E. Gebauer.

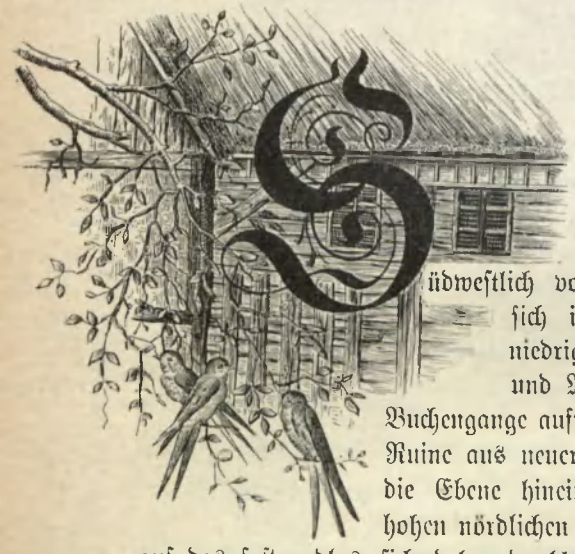
Die Roſe des Glücks.

Komm in meine Heimat
Und ſieh mein Märchenreich!
Dort liegt im Hain verborgen
Ein wunderſamer Teich.
Gleich einem Auge Gottes,
So unergründlich tief,
Das klare Waſſer ruhet,
Als ob es ewig ſchlief.

Doch wenn der Vollmond leuchtet
In ſeinem Silberglanz,
Dann drehen ſich die Waſſer
In einem Reigentanz.
Und aus der dunklen Tiefe
Steigt eine Fee hervor
Und hält die weiße Roſe,
Den Diamant, empor.

Der zarten Roſe Zauber
Birgt niegeahntes Glück.
Ein Jüngling wollt ſie brechen,
Er kehrte nie zurück — —
Die Wellen murmeln leiſe:
Der Reine nur vermags!
Nun prüfe Dich und komme
Zum ſtillen Teich und wags!

F. Endert.



Eine Wanderung im Wendenlande.

Südwestlich von dem freundlichen Brüderorte Niesky zieht sich in einer Entfernung von zwei Stunden eine niedrige, aber reich gegliederte, mit Eichen, Buchen und Nadelholz bestandene Hügelkette hin. In einem Buchengange aufsteigend, gelangt man zu den Mauerresten einer Ruine aus neuerer Zeit, deren kahle Fensterwölbungen weit in die Ebene hineinstarren. Betritt man hingegen den 307 m hohen nördlichen Gipfel dieses Höhenzuges, so blickt man hinaus auf das fast endlos sich dehnende blaue Meer der Heide. Hier steht man an den immer weiter zurückweichenden Marken der wendischen Sprachscheide. Willst du aber das harmlose und nur noch kleine Volk näher kennen lernen, so mußt du eine Tagereise weiter nördlich wandern, hinein in die totenstille Heide, wo auf dem sandigen Wege im Sonnenbrande der Sandlaufkäfer haftet, wo die bewegliche Meise ihr bescheidenes Dasein fristet und die Grille durch ihr monotones Schleifen die Stille der Heide unterbricht. Dort zur Rechten auf der niedrigen Höhe steht ein aus vier Stangen kunstlos zusammengefügtes Viergestell, zu dem ein weißer, sandiger Pfad durch das niedrige Kiefergebüsch hinaufführt. Der Wanderer hält Umschau. Ringsum die in grauen Dunst gehüllte Heide, umschlossen von der durch niedrige Erhebungen unterbrochenen sanften Linie des Horizonts. Hier im Vordergrunde ragen die strohgedeckten Giebel des nahen Dorfes hervor. Der Sandweg führt uns hinein. Die vom Alter geschwärzten Wohnhäuser mit den kleinen Fenstern und den am Ende verzahnten und vorragenden Balken wenden sich mit ihrer Schmalseite der Straße zu. Dem Wohnhause gegenüber steht die Scheune, und eine Mauer oder ein Zaun mit hölzernen Toren

verschließt das Gehöft. Dort erhebt ein Ziehbrunnen drohend seinen Arm. Dem Charakter der slawischen Bauart mit den eng aneinanderstoßenden und eine geschlossene Häuserreihe bildenden Gehöften bleibt der Wende treu, wenngleich ihm große Brände einzelner Ortschaften, z. B. von Burg und Spreewitz, eine traurige Lehre gegeben haben.

Alte Geschichtsschreiber sagen, daß Slawen von jeher eine besondere Vorliebe für den Ackerbau gehabt haben und deshalb weniger Gebirgsgegenden bei ihren Einwanderungen in die wüsten Länder gegen Abend wählten. Diese Lieblingsneigung ihrer Väter haben die Wenden bewahrt. In den Geschäften des Ackerbaues und der Viehzucht sind sie rastlos und unermüdet. Von ihrer Arbeitsamkeit zeugt das von ihnen bebaute Land. Dort auf dem Felde blüht der Buchweizen, ein bescheidenes



Neuwendische Dorfstraße.

und darum oft angebautes Gewächs. Dicht daneben wird das spärliche Getreide gemäht oder gesichelt.

Die weiblichen Personen tragen ein Mieder und kurze Röcke, und den Kopf deckt eine eng anliegende, unter dem Kinn mit zwei Schnüren gebundene Haube, die nicht selten eine handbreite, aufrechtstehende weiße Spitzenkrause ziert.

Wir begegnen Bewohnern des Dorfes. Unserem deutschen Gruße danken sie nicht, während sie den wendischen Gruß freundlich erwidern. „Schon in seinen Begrüßungsformen und Redensarten zeigt sich der religiöse Sinn der Wenden. Beim Begegnen sagt man: „Gott helfe!" und antwortet: „Der Höchste helfe!" und darauf: „Seid uns willkommen!" Der Besuchende dankt wieder mit den Worten: „Der Höchste helfe!" Die vom Gottesdienst Heimkehrenden empfängt man mit dem Gruße: „Seid willkommen aus Gottes Wort!" Beim Abschiednehmen spricht der Scheidende: „Gott befohlen!" Ihm wird geantwortet: „Geh in Gottes Namen!" In einer Menge

eigentümlicher Redensarten liegt das Gedenken des Höchsten. So spricht der Wende: „Gottes Sonne geht auf", „die Sonne geht zu Gott", „Gottes Regen geht", und selbst der Bettler, deren es zwar bei den Wenden wenige gibt, bittet um ein Stück Gottesbrot. Gewiß gibt es kein rührenderes Zeugnis von der Frömmigkeit eines Volkes, als wenn seine Sprache schon das Gepräge derselben an sich trägt." (Haupt.)

Wir erreichen das Ende des kleinen Dorfes. Die flachen Hügel, auf ihnen die hölzernen Kreuze mit ihren Täfelchen und wendischen Aufschriften kennzeichnen den mit verkrüppelten Birken und Nadelholz umfriedeten Gottesacker, der das aus

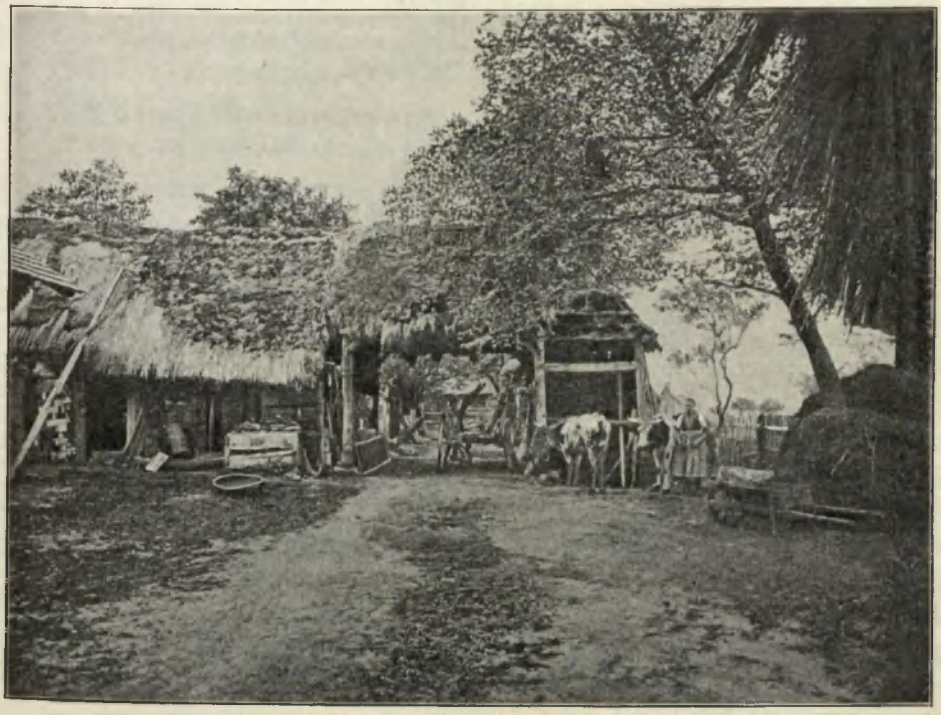


Altwendisches Gehöft aus Schleife (Vordergrund).
Aufgenommen von H. Franke in Spremberg.

Holz erbaute und statt des Turmes auf der Westseite mit einem Kreuze versehene schlichte Gotteshaus umgiebt. Wir treten ein. Ein mattes Licht durch die trüben Bleifenster erhellt den kleinen Raum, dessen ungetünchte Wände die rohen Balken zeigen, wo nicht eine fromme Hand die Stätte mit regellos umherhängenden Kränzen geschmückt hat. Wer könnte hier nicht andächtig sein, wenn sich zu den jeglichen Schmuckes baren Wänden von rührender Einfachheit, die von der Väter Sorge und saurer Arbeit eine eindringliche Sprache reden, das prunklose und ernste Gotteswort in lieber Muttersprache gesellt! Hier erklingen die strengen, kirchlichen Sangweisen der Wenden mit ihrem schwermütigen Schluß von der Mollterz durch die Sekunde zur Tonika. Hier ruft keine Glocke zur Andacht, kein Orgelton begleitet den Gesang, den ein Vorsänger auf der niedrigen Empore leitet. An der Tür steht die

Bahre, die stille Betgemeinde gemahnend, daß man die müden Hände einst denen da draußen zur Seite betten werde, wenn auf dem Turme der mehrere Stunden entfernten Mutterkirche das Grabgeläute klingt.

Wir folgen bald im Kieferngebüsch, bald auf trockenem Feldrain dem trägen Laufe der Spree, grüßen dort zur Linken die einsamen Bauernhütten im Schatten alter Linden, hier die stattliche Rollmühle, wo die Spree mit großem Geräusch die gewaltigen Turbinenräder in Bewegung setzt. Dort liegt ein zweites Dorf freundlich im Grünen. Auf einem freien Platze sind Bänke im Quadrat aufgeschlagen. Hier



Altwendisches Gehöft aus Schleife (Hintergrund).
Aufgenommen von H. Franke in Spremberg.

versammeln sich an Sommerabenden die jungen Mädchen des Ortes und singen religiöse Lieder nach eigenen Melodien, deren eine sich im Walzertakt bewegt. Die Vorsängerin, Cantorka, hat die Pflicht, die Erhaltung der Originalmelodie zu überwachen und gestattet den jüngeren nur dann die Teilnahme am Gesange, wenn die erste Melodie erlernt ist. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, wenn die langhallenden Weisen durch den stummen Wald oder über die nächtliche Ebene zittern. Das sind die lauten Seufzer aus der Seele des klagenden, tieftrauernden, versinkenden Volkes, die nach Jahrhunderten ganz verstummt sein werden. — Am Sonntage singt man zwei bis drei Lieder aus dem Gesangbuche. Auch in der Familie wird der religiöse Sinn gepflegt, besonders dort, wo das Volk weniger germanisiert ist und den Städten ferner wohnt.

Musik und Tanz sind Lieblingsfreuden der Wenden. Wenn die dreisaitige Stockgeige und der in c-dur gestimmte Dudelsack — ein Balg aus gegerbtem oder ungegerbtem Ziegenleder, in einer Flötenpfeife mündend — im abgerissenen Rhythmus erklingen, dann wird, einer nationalen Schwäche ergeben, dem Branntwein fleißig zugesprochen. Heiter schwingt der gestiefelte Bursch das barfüßige, kurzärmelige, mit einem kurzen, roten Friesrock bekleidete Mädchen jauchzend im Tanz, und das fröhliche Volkslied gelangt zu seinem Rechte.

Der Bote.

Waren einst junger Leute zwei,
Liebten einander so redlich und treu.

Aßen zusammen das erste Mal,
Rief den Geliebten der Trommelschall.

Folgen ja will ich der Trommel wohl,
Doch wem mein Liebchen vertrauen ich soll?

Erstlich vertrau ich's dem lieben Gott,
Dann allen ledigen Burschen im Ort.

Dann allen ledigen Burschen im Ort,
Dann allen ledigen Mädchen sofort.

Aber wer wird unser Bote sein,
Wenn uns ergreifet der Krankheit Pein?

Wenn uns ergreifet der Krankheit Pein?
Der oder jener ins Grab sinkt hinein?

Ist ja das Vöglein im grünen Hain,
Vöglein das soll unser Bote sein.

Immer flog Vöglein so fröhlich daher,
Einmal da brachte es traurige Mär:

Traure nun, traure nun Mägdelein,
Tot ist der Liebste, der Liebste dein.

Der unglückliche Schwimmer.

Hinter Kamenz auf den Höhen
Ist ein großer Schnee zu sehen.
Sonne will ihn schmelzen nicht,
Schmelzen nicht des Mondes Licht.

Kämen Winde nur, die lauen,
Diesen Schnee hinwegzutauen!
Sieh, der Schnee ist weggetaut,
Überall das Wasser staut.

Wer sein Lieb hat überm Wasser,
Kann zu ihr nicht durch das Wasser.
Bursch hats Lieb auf jener Seit',
Kann zu ihr nicht rüber heut.

Bursch durchs Wasser mutig schwimmt,
Mägdleins Licht hinüber glimmt,
Lichtlein fängt an auszugehn,
Da der Bursch muß untergehn.

Frühlingslied.

Seht, wie des Lenzes Kinder sich wieder stellen ein;
Seht, welch ein herrlich Glänzen, welch Duft aus tausend Kränzen
Die Herzen uns erfreun.

Der Blumen Wunderschimmer, die Farben all verlacht,
Die noch so schön mag malen ein Meister unter allen
Mit größter Kunst und Pracht.

Wie sind so fein bereitet die Lilien stolz und hold:
Viel schöner als die Krone dem König Salomone
Aus Edelstein und Gold.

Im weiten Blumengarten, da schafft ein Gärtner treu;
Er wollt' die Blümlein pflegen, vor allen Eines hegen —
Und sang die Melodei:

„O Blume aller Blumen bist du, mein Mägdelein;
Um deinetwillen fließen viel Tränen, die begießen
Oft meine Blümelein.

Muß ich von dir sein ferne, bin ich voll Herzeleid,
Verdorre wie die Nelke, und wie die Ros' ich welke
In schwüler, dürrer Zeit.

Und solltest du mir sterben, du liebstes Blümelein,
Wie sich zum Sterben legen die Blumen ohne Regen,
So ging auch ich bald ein."

„„Und wenn ich dich nicht könnte mein nennen, Gärtnerknab,
Dich nicht könnt herzen, küssen, müßt deine Liebe missen,
Gräb selbst ich mir mein Grab.""

So schließet nun sein Liedchen der Gärtner jung und fein.
— All Glück so überschwenglich ist doch so schnell vergänglich,
Verwelkt — wie's Blümelein.

Tanzlied.

Alte tauget nichts,
Alte tauget nichts,
Weil sie nicht mehr tanzen kann.

Doch die Junge ist
Auch durchaus nichts nütz,
Weil sie noch nicht tanzen kann.

(Aus „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz".)

In ebenso ausgelassener Freude feiert man Kindtaufen und Hochzeiten zwei bis drei Tage, und der reich bebänderte Braschka oder Druschba ist der maître de plaisir. Persönlich ladet er die Gäste. Mit Musik fährt man zur Kirche. Hier kann der Modefreund Trachten studieren, die ebenso wie die Dialekte nach den einzelnen Parochien verschieden sind, so daß man nach diesen Gesichtspunkten benachbarte Kirchensprengel zu unterscheiden vermag. Der Wende liebt die bunten Farben; darum fehlen bei festlichen Gelegenheiten selten die zahlreichen Perlschnüre über der Brust. Die Trauerfarbe ist weiß oder grün. Die trauernden weiblichen Personen hüllen sich in lange, weiße Gewänder und folgen in dieser Tracht dem Leichenzuge. So lange ein Toter im Hause ist, werden Wach-Abende gehalten; die Versammelten bleiben die ganze Nacht beieinander und singen Sterbelieder. Dem Begräbnisakt geht das Totenmahl voraus. Es wird eine große Gasterei gegeben, bei der „der Tote dabei sein" muß — der Sarg steht geöffnet in derselben Stube. Ist die Leiche aus dem Hause, so werden Bänke und Stühle umgestürzt. Der Wende ist sehr abergläubisch. Noch jetzt glaubt die wendische Braut der Herrschaft über ihren Mann sich zu versichern, wenn sie bei der Kopulation nur ein wenig auf seinen Rock knien kann. Am Abende vor dem Andreastage, am heiligen Weihnachtsabende, am Abende vor dem Neujahrstage suchen namentlich die Unverheirateten die Zukunft durch Horchen, Bleigießen und Zaunrütteln zu erfahren. Aufs Osterwasser wird viel gehalten. Man glaubt an Hexereien; daher sammelt man am Walpurgis- und Johannismorgen sorgfältig Kräuter, weil sie besondere Kraft haben. Drei Kreuze oder ein frisch blühender Strauß der Ahlkirsche in diesen Tagen an der

Stalltür angebracht, helfen gegen Hexerei. Es giebt Hexenbanner, kluge Männer und Frauen, Leute, die durch geheimnisvolle Formeln Körperschmerz mildern und entfernen, das Blut bei gefährlichen Verwundungen stillen können; es gibt Feuerbeschwörer ꝛc. Die Wöchnerin darf sich nicht vom Kinde entfernen, oder wenn sie es ja tut, soll sie ihm ein Gesangbuch unter den Kopf legen; denn sonst kommt der Teufel, der einen Wechselbalg eintauscht. Wo dies nicht geschehen ist, soll ein schwarzer Mann gekommen sein, das Kind mitgenommen und eine Mißgeburt zurückgelassen haben. Diese unglückliche Fama wird zumeist stupiden Personen des Ortes angedichtet. Der Wende ist von dem persönlichen Erscheinen der Geister überzeugt. In Burg soll nach der Volkssage — so erzählt die Chronik von Spreewitz — von Neudorf ein Bauer nach Hause gefahren sein. Kurz vor Burg hat er auf seinem Wagen eine weiße, häßliche Gestalt, die sich für den Viehtod ausgab, erblickt und sie auch ins Dorf gefahren. An demselben Tage haben alle Bauern im Dorfe das Vieh verloren, der ausgenommen, von dem obige Sage erzählt. Obgleich darüber schon hundertfünfzig Jahre vergangen sind, feiert die Gemeinde Burg noch heute diesen Tag, indem sie sich aller Feldarbeit enthält.



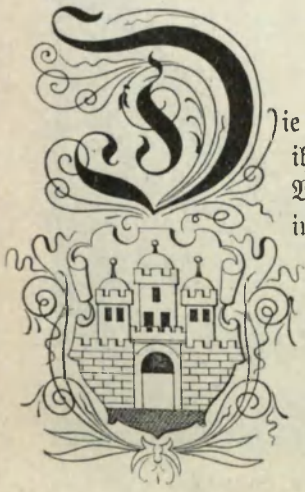
Wendisches Brautpaar.

Der Wanderer stößt an manchen Orten der Wendei auf gemeißelte, meterhohe Steinkreuze der lateinischen Kreuzform. Zuweilen stehen drei von ihnen beieinander. Die schriftlichen Aufzeichnungen der Chronik zu Neustadt sagen darüber folgendes: Sie sollen aus der wendischen Heidenzeit herrühren. Kriegshelden sind hier begraben. Bei Regulierung der Straße sah man sich genötigt, die Kreuze zu versetzen, und fand Urnen unter ihnen. Pestaltäre in Petershain und anderen Orten erinnern an die Jahre 1631 und 1632, und der Lausitzer Chronist Mörbe weiß, daß an diesen Stellen von den noch gesunden Personen des Ortes das Abendmahl gefeiert worden ist.

So findet man hie und da beredte und stumme Zeugen entschwundener Jahrhunderte, die noch von der Vergangenheit erzählen werden, wenn die herandringende germanisierende Woge die letzten Spuren des einst so verbreiteten, jetzt in die schützende karge Heideebene verdrängten Volkes hinweggespült haben wird.

O. Barthel.

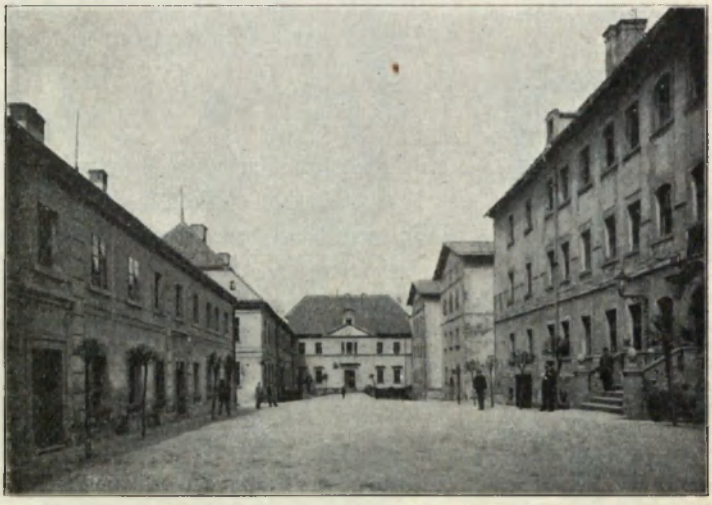
Die Königliche Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau.



Die Königliche Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau zeigt sich in ihrer gegenwärtigen Gestalt als eine Verbindung des ursprünglichen Waisenhauses mit dem Lehrerseminar und dem am 1. April 1886 in eine Königliche Anstalt verwandelten Gymnasium. Mit der Einfügung des letzteren in den Organismus der Waisen- und Schulanstalt ist sie in ein neues Stadium ihrer gedeihlichen Weiterentwickelung getreten. Aus kleinen Anfängen ist in anderthalb Jahrhunderten ein großes Werk erwachsen. Im Jahre 1754 legte der fromme Maurermeister Gottfried Zahn den Grund zu dem jetzt so stattlichen Bau. Er hatte selbst in seiner Jugend die leibliche und geistige Not der armen Waisen erfahren; das Mitleid gegen verlassene Waisenkinder war ihm darum ins Herz gewachsen und trieb ihn zu tatkräftiger Hülfe. Die Kraft, ein solches Werk ohne die dazu nötigen Mittel zu unternehmen und trotz vielseitiger Anfeindungen fortzuführen, gab seinem tief religiösen Gemüt die göttliche Verheißung: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Allsonntäglich wanderte er mit den bedrängten Bunzlauer Glaubensgenossen nach dem benachbarten Thommendorf, um die Predigt und Belehrung des Pastors Mäderjan zu hören. Dieser leitete in Speners Sinne ein kleines Waisenhaus, dessen Schule Zahn noch in seinem 25. Lebensjahre besuchte. Zahn gründete bald selbst eine Schule in seinem eigenen Hause, in der er Kindern von Bewohnern der Obervorstadt unentgeltlich mit seinen eigenen Kindern von einem Hauslehrer unterrichten ließ. Als aber der Magistrat im Jahre 1752 seine Schulen neu einrichtete, wurde Zahn befohlen, seine Anstalt zu schließen. Er widerstand und wurde deshalb mit dem von ihm angestellten Lehrer ins Gefängnis geworfen und zum Gehorsam gezwungen. Solche herbe Erfahrungen hielten aber Zahn nicht ab, sein selbstloses Werk weiter zu treiben. Einen rechten Berater und Helfer fand er in dem zweiten Geistlichen zu Bunzlau, Ernst Gottlieb Woltersdorff, der anfangs dem

Plane Zahns schwere Bedenken entgegengestellt hatte, endlich aber durch Zahns unerschütterliches Gottvertrauen und die Selbstlosigkeit seiner Gesinnung als Mithelfer bei seinen Bestrebungen gewonnen wurde. Nun griff Zahn sein Werk frisch an; er reiste am 7. November 1753 nach Berlin, um durch königliche Zustimmung den ihm entgegengesetzten Widerstand zu überwinden. Am 12. Dezember wurde er vor den Rat der Stadt geladen und gab vor diesem in Gemeinschaft mit seiner Frau die bindende Erklärung ab, daß er sich verpflichte, so lange er lebe, für den Unterhalt eines Lehrers und zweier Waisenknaben aus eigenen Mitteln zu sorgen, auch wenn sich andere Wohltäter dazu nicht finden sollten; die fernere Dauer und Ausbreitung dieser Sache überlasse er allein der Vorsehung, und er könne daher keinen anderen Fonds angeben als das Vertrauen auf den lebendigen Gott.

Am 14. März 1754 wurde das Waisenhaus eröffnet, dessen erster Waisenvater Zahn selbst wurde; am 18. März zogen die ersten beiden Waisenknaben, elf und sieben Jahre alt, ein. Als erster Lehrer wurde Caspar Jüttner, bisher Schuladjunkt zu Steinitz im Liegnitzischen, gewonnen. Am 23. Juli wandte sich Woltersdorff in der „ersten Nachricht von einer auf Sr. Königlichen Majestät allergnädigste Konzession angefangenen Waisen- und Schul-Anstalt zu Bunzlau, welche sich auf den Fonds der göttlichen Vorsehung gründet", an das große Publikum. Reichlich flossen nun aus Schlesien und anderen Teilen des Vaterlandes die Gaben. Selbst arme Leute spendeten für das edle Werk ihr Scherflein. Schon am 5. April 1755 wurde der Grundstein zu einem eigenen Gebäude gelegt; es ist dies das sogenannte alte Waisenhaus, das später einen neuen Aufbau erhielt. Da die Zahl der Zöglinge schon im ersten Jahre erheblich wuchs, wurde im Herbst 1754 ein zweiter Lehrer, Magister Hänisch, ein Literat, berufen. Die Schüler schieden sich von vornherein wie im Hallescheu Waisenhause in Waisenknaben, Alumnen oder Freischüler, Pensionäre oder Kostgänger und Stadtschüler.



Das Königliche Waisenhaus in Bunzlau.

Aber es kamen auch Tage schwerer Trübsal. Durch den Siebenjährigen Krieg wurde Bunzlau und insbesondere die Anstalt arg heimgesucht, und im Jahre 1758 brach eine Epidemie aus, der auch Zahn zum Opfer fiel. Zu seinem Nachfolger wurde zunächst der bisherige erste Lehrer Hänisch gewählt; aber noch ehe seine

Bestätigung eintraf, war er ebenfalls der Seuche zum Opfer gefallen. In dieser schweren Bedrängnis wurde Ernst Gottlieb Woltersdorff die Leitung der jungen Anstalt übertragen. Sein Pfarramt verwaltete er daneben weiter. Die wenigen Jahre, in denen er das Waisenhaus leitete, gehören zu den segensreichsten in der ganzen Dauer der Anstalt. Zunächst erreichte er es, daß zwei ihm befreundete Edelleute, die Freiherren von Richthofen und von Grundfeldt, als Kuratoren einen Teil der Sorgen für das Haus auf sich nahmen. Von seinem Verhältnis zu den Schülern gibt eine begeisterte Schilderung eines damaligen Zöglings, des späteren Direktors Buquoi, Zeugnis; er sagt: „Wie freudig klopfte unser Herz, wenn der Herr Direktor mit uns sprach oder mit uns speiste! Wie sprangen wir aus den Betten, wenn er im Sommer oft früh um 4 Uhr selbst zum Spaziergange klingelte; wie andächtig waren wir, wenn er sich mit uns, früh oder abends, auf einer der benachbarten Höhen lagerte und betete! Ich bekenne es, jene Zeit ist mir unvergeßlich!"

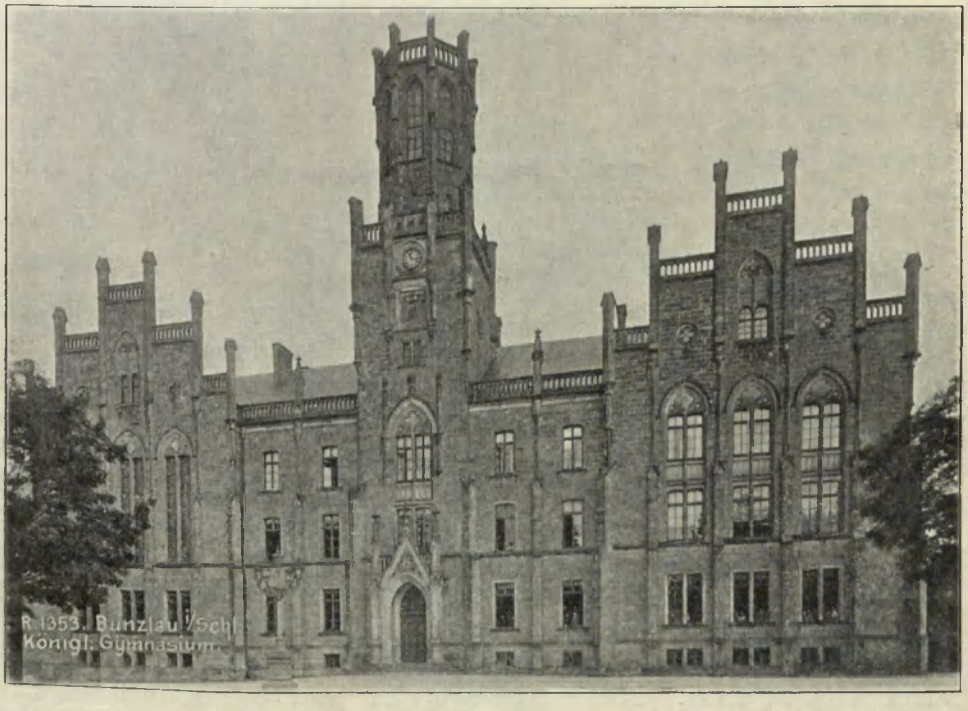
Der Nachfolger Woltersdorffs wurde sein jüngerer Bruder, der durch längeren Aufenthalt in der Anstalt bereits mit dem Amte vertraut geworden war. Fast scheint es, als wären die ersten Jahre der Amtstätigkeit des jüngeren Woltersdorff noch glänzender für die Anstalt gewesen als die letzte Zeit der Wirksamkeit seines Bruders. Die zufließenden Gaben steigerten sich fortgesetzt; die Zahl der Schüler wurde vermehrt; im Jahre 1764 gingen zum erstenmal Zöglinge von der Bunzlauer Waisen- und Schulanstalt zur Universität. Sie war also nun eine höhere Schule, ein Gymnasium, und ist ein solches geblieben bis 1810. Bis zu diesem Jahre hat die Anstalt über 100 Zöglinge zur Universität geschickt. Die Sonne des Glücks, die bisher der Anstalt freundlich gelächelt hatte, wurde aber bald verdrängt durch dunkle Schatten der Trübsal. Im Jahre 1773 war der Mangel so groß, daß ihr Bestehen in Frage gestellt wurde. Damals halfen zwei Geistliche, Buquoi in Tillendorf, der schon erwähnte ehemalige Zögling des Waisenhauses, und Löwe in Bunzlau, über die größte Not hinweg durch Gründung einer Bunzlauer Monatsschrift, deren Ertrag dem Waisenhause zugute kam. Sie wurde gedruckt in einer durch Geschenk in den Besitz des Hauses übergegangenen Druckerei. Trotz dieser Einnahmequelle hat sich die Anstalt nur mit Mühe die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts durchringen können. Darum bleibt es zu verwundern, daß bei der drückenden Not doch der Bau des heutigen Pensionärhauses im Jahre 1777 begonnen und 1779 vollendet wurde. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts erreichte die Not ihren Höhepunkt. Auch eine durch Königliche Huld bewilligte Kirchen- und Hauskollekte vermochte die große Schuldenlast nur wenig zu verringern. Da bot sich den Leitern und Kuratoren der Anstalt nur ein Ausweg: Franckes Stiftungen hatten soeben Staatshülfe erfahren und waren Königliche Anstalten geworden; es lag nahe, eine gleiche Wohltat auch für das Bunzlauer Waisenhaus zu erbitten. Der Kondirektor Buquoi und die beiden Kuratoren reisten nach Berlin, und das Resultat ihrer Bemühungen war, daß der König die Summe von 11 206 Talern zur Deckung der Schulden bewilligte und einen jährlichen Zuschuß von 5 000 Talern zusicherte. So wurde denn im Jahre 1803 aus der bescheidenen Stiftung des Maurermeisters Zahn eine sicher fundierte Königliche Waisen- und Schulanstalt.

Einen Schritt rückwärts ging es mit der Anstalt durch die infolge Allerhöchster Kabinettsordre im Jahre 1814 erfolgte Umwandlung der Schulanstalt in eine Bürgerschule. Der Grund dieser Maßregel war die neue Auffassung von der erziehenden Aufgabe des Unterrichts, die von Pestalozzi ausging. Die preußische Schulbehörde wollte nun den Pestalozzischen Geist auch in die Bunzlauer Anstalt pflanzen und schickte darum zu ihrer Reorganisation drei junge Männer, die mehrere Jahre unter Pestalozzis Augen in Ifferten gearbeitet hatten, nach Bunzlau: Kawerau, Dreist und Henning. Mit Freudigkeit traten diese drei Männer ihr Amt in Bunzlau an, und alle ihre Wünsche wurden erfüllt, als im Oktober 1816 das Liegnitzer Lehrerseminar nach Bunzlau verlegt und mit der Waisen- und Schulanstalt verbunden wurde.

Die Verbindung des Seminars mit der Waisen- und Schulanstalt war für diese ein wichtiger Schritt auf dem Wege ihrer Entwickelung. Im Jahre 1817 wurde dem Organismus eine Seminar-Übungsschule als neues Glied eingefügt und mit ihrer Leitung Dr. Krüger, auch ein Schüler Pestalozzis, betraut. Nun begann ein freudiges und gedeihliches Arbeiten im Geiste Pestalozzis im Waisenhause und im Seminar, und dieser Geist ist von den in Bunzlau ausgebildeten Schülern des Seminars in das Schulleben der ganzen Provinz gepflanzt worden. Im Jahre 1828 wurde der schon genannte Theodor Kawerau Direktor der Anstalten; unter seiner Leitung erreichten sie ihre größte Ausdehnung. Von seinen Nachfolgern haben sich besondere Verdienste erworben: Benjamin Schärf, der den sogenannten „ersten Tisch“ aufhob und gleichmäßige Beköstigung für alle Zöglinge einführte, Moritz Fürbringer, während dessen Amtstätigkeit die Schulanstalt zu einem Progymnasium sich emporarbeitete, Wilhelm Stolzenburg, der gelegentlich der Hundertjahrfeier der Anstalt im Jahre 1854 eine Geschichte des Bunzlauer Waisenhauses herausgab, Adolf Wagtzoldt, der später als Provinzial-Schulrat in Breslau und als vortragender Rat im Kultusministerium in Segen wirkte, und Dr. Karl Schneider, der langjährige verdienstvolle Leiter des preußischen Volksschul- und Taubstummenwesens im Kultusministerium. Unter den Lehrern sind als hervorragend zu nennen: Musikdirektor Karl Karow, dessen Choralbuch lange Zeit in den meisten Kirchen Schlesiens im Gebrauch war, und Oberlehrer A. Stubba, der durch seine literarischen Arbeiten für den Unterricht im Rechnen, in der Geometrie, im Schreiben, wie für die Kartenzeichnung bekannt ist.

Von besonderer Wichtigkeit für die Entwickelung der Waisenanstalt war das Jahr 1886. In diesem Jahre wurde das 1858 gegründete Bunzlauer städtische Gymnasium eine Königliche Anstalt. Die Stadt überließ das monumentale Gymnasialgebäude, das zu den schönsten der preußischen Monarchie gehört, dem Staate und zahlte an diesen außerdem eine einmalige Abfindungssumme von 400 000 Mark. Das Gymnasium wurde mit dem Seminar und dem Waisenhause zur „Königlichen Waisen- und Schulanstalt“ vereinigt und an deren Spitze Regierungs- und Schulrat Ferdinand Sander aus Breslau berufen. Unter dessen Leitung vollzog sich die Neuorganisation der Anstalten. Das Progymnasium des Waisenhauses wurde aufgehoben; die 1877 gegründete Mittelschule dagegen blieb bestehen. Im Jahre 1889 wuchs aus dem alten Stamm ein neues Reis hervor. Es wurde eine Präparandenanstalt errichtet und damit ein Verbindungsglied zwischen der Mittelschule und dem Seminar geschaffen.

Diese gesamte Neuordnung war für die Waisen eine rechte Segenstat. Während sie früher die Anstalt verlassen mußten, sobald sie das Ziel des Progymnasiums oder der Mittelschule erreicht hatten, können sie jetzt, Fleiß und gute Führung vorausgesetzt, entweder das Gymnasium bis zum Abiturium oder die Mittelschule und darauf die Präparandenanstalt und das Seminar besuchen, so daß im letzteren Falle das Waisenhaus seine Schutzbefohlenen erst als junge Lehrer aus seiner



Das Königliche Gymnasium in Bunzlau

Fürsorge entläßt. Wesentliche Verbesserungen in den Wohnungsverhältnissen und in der Beköstigung der Waisenhauszöglinge sind weitere Zeugnisse der gesegneten Wirksamkeit Sanders. Als er im November 1894 einem Rufe der Freien und Hansastadt Bremen als Leiter des gesamten Schulwesens folgte, wurde sein Nachfolger der bisherige Direktor des Gymnasiums zu Hadersleben, Ostendorf.

Viel Segen ist bereits von der Bunzlauer Waisen- und Schulanstalt ausgegangen, weit über die Grenzen Schlesiens hinaus. Möge sie auch ferner eine Stätte des Segens bleiben und sich gedeihlich weiter entwickeln, um ihrem großen Vorbilde, der Schwesteranstalt in Halle, immer näher zu kommen!

G. Wende.

Martin Opitz*)

Martin Opitz wurde am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau geboren. Als Geburtsstätte wird durch die Überlieferung das Haus Zollstraße 1 daselbst bezeichnet, das auch seit Anfang der sechziger Jahre durch eine Marmortafel kenntlich gemacht ist. Doch unter den Besitzern dieses Hauses begegnet man innerhalb der Jahre 1549—1613 dem Namen Opitz nicht. Dagegen hat der Fleischermeister Sebastian Opitz, des Dichters Vater, das Haus Nr. 1 in der Großen Kirchstraße im Jahre 1602 besessen. Vermutlich hatte er es von seinem Schwiegervater, dem Stadtrichter Martin Rothmann, dem es nachweislich gehört hat, und der vor 1595 gestorben ist, geerbt. Es ist deshalb in hohem Grade wahrscheinlich, daß Martin Opitz dort das Licht der Welt erblickt hat. Über seine ersten Lebensjahre ist nichts weiter bekannt, als daß er die Mutter frühzeitig verlor. Sein Schulunterricht hat jedenfalls vor 1606 begonnen. In diesem Jahre starb sein Oheim, der Rektor Christoph Opitz, der ihn in die Elemente des Wissens eingeführt haben soll. An seine Stelle trat der vielgerühmte Schulmann Valentin Seuftleben. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler scheint ein recht inniges gewesen zu sein. Auf des Lehrers Tod dichtete Martin später eine Trauerklage, in der die Worte vorkommen:

> Daß ich etwas Gutes schreibe, liebster Vater, das machst Du,
> denn Du führtest mich den Musen schon als einen Knaben zu;
> und daß mich bis jetzt der Ruf einen echten Dichter heiße,
> stammt von meinem nicht sowohl, als vielmehr von Deinem Fleiße.

Im Jahre 1614 bezog Martin Opitz das Magdalenäum zu Breslau, wo er bereits mit einem Hefte lateinischer Gedichte hervortrat. Als Zögling der Akademie zu Beuthen schrieb der Zwanzigjährige die lateinische Abhandlung „Aristarchus oder über die Verachtung der Muttersprache", in der er schon den Alexandriner als Muster-

*) Vergl. Vortrag Holteis über Opitz (Niederschlesischer Courier 1861), Chronik der Stadt Bunzlau von Dr. Wernicke.

vers hinstellte und Ansichten entwickelte, wie sie der kurz vorher gegründete Palmenorden vertrat. Nach einem kurzen Besuche der Universität Frankfurt a. O., von wo er sich dem Liegnitzer Hofe durch schmeichelnde Gedichte empfahl, ging er nach Heidelberg, um hier seine Studien der Rechte und der Poesie fortzusetzen. Unter dem Einflusse seines Freundes Zinkgreef, der auch später die erste Ausgabe seiner Gedichte besorgte, entstand hier manches seiner besseren Gedichte. Als sich 1620 die Kriegsstürme der Pfalz näherten, ging Opitz nach Holland, wohin er bereits die Vorliebe für die streng geregelte, steife holländische Poesie mitbrachte, welche Vorliebe sich durch die Bekanntschaft mit dem niederländischen Gelehrten und Dichter Daniel Heinsius zur Begeisterung steigerte. Von Holland folgte er einem Freunde nach Jütland, wo er seine „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges“ schrieb, die er aber erst dreizehn Jahre später veröffentlichte. Noch vor Ablauf des Jahres 1621 kehrte Opitz in seine schlesische Heimat zurück und verweilte in Liegnitz. Überall wurde er von den vornehmsten Geistern, den berühmtesten und gelehrtesten Männern als ein Ebenbürtiger empfangen. Der Bunzlauer Bürgerssohn, der vierundzwanzigjährige reisende Student war bereits eine europäische Berühmtheit. Als solche berief ihn 1622 der Fürst Bethlen Gabor an das Gymnasium zu Weißenburg in Siebenbürgen. Hier erklärte Opitz seinen Schülern den Seneca und Horaz, belebte durch anmutige Gespräche des Regenten Tafelrunde und widmete sich vielseitigen Forschungen; von hier sehnte er sich aber auch nach seinem Schlesien zurück. Er vermochte sich mit des Volkes Sitte und Sprache nicht zu befreunden, auch des Landes Klima erwies sich seiner Gesundheit wenig zuträglich. Aus dieser Sehnsucht entstanden zum Teil die Dichtungen „Von der Ruhe des Gemüts“, z. B.:



Martin Opitz von Boberfeld.

> O sollte doch auch ich nach solcher weiten Reise
> und soviel Ungemach bei euch sein, gleicherweise
> ihr Täler, ihr Gebirg', ihr Brunnen und du Strand
> des Bobers, da man mich zum ersten auf der Hand
> herumgetragen hat, da die begraben lieget,
> so mich zur Welt gebracht.

Opitz kehrte 1623 nach Deutschland zurück und begab sich nach Liegnitz, wo er von dem Herzoge Georg Rudolf zum Rat ernannt wurde. Häufig verließ er Liegnitz, um den Einladungen hochgestellter Gönner und Freunde, wie des Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn, zu folgen oder um sein liebes Bunzlau zu besuchen. Im Jahre 1625

gehörte er einer Gesandtschaft an, die sein Herzog nach Wien schickte, um dem Kaiser sein Beileid über den Tod des Erzherzogs Karl auszudrücken. Opitz verfaßte ein Trauergedicht auf den Verstorbenen voll überschwenglicher Schmeichelei, das also beginnt:

Allhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
der werte, teure Held, den Gott der Welt geschenket,
und was ihm ähnlich ist, das Haus von Österreich,
das hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich u. s. w.

Kaiser Ferdinand II. schmückte mit eigener Hand sein Haupt mit dem Lorbeer. Im Jahre 1626 wurde der evangelische Dichter Sekretär des katholischen Grafen Hannibal von Dohna. Wohl zum Lohne für die ihm geleisteten Dienste wurde er vom Kaiser als Martin Opitz von Boberfeld in den Adelsstand erhoben. Auf einer der Reisen, die er im Auftrage des Grafen zu unternehmen hatte, lernte er 1630 in Paris den großen Gelehrten und Staatsmann Hugo Grotius, mit dem er längst in Briefwechsel gestanden hatte, persönlich kennen. Nach Graf Dohnas Tode widmete Opitz seine Dienste und seine Dichtungen den evangelischen Herzögen von Brieg und Liegnitz, ohne indes eine feste Anstellung an ihrem Hofe gewinnen zu können. Anfang des Jahres 1634 befand er sich als Abgesandter der schlesischen Stände im Feldlager Banérs; später sehen wir ihn im Auftrage der Schweden in Breslau. Eine Abhandlung über verschiedene Punkte des polnischen Staatsrechts, die Opitz einst im Dienste des Grafen abgefaßt, sowie ein langes Lobgedicht auf den König Ladislaus von Polen, das er bei Gelegenheit einer in Gesellschaft des Brieger Herzogs unternommenen Reise nach Westpreußen verfertigte, wurden Veranlassung, daß er zum Königlich polnischen Historiographen und Sekretarius mit einem für die damaligen Zeiten bedeutenden Jahresgehalte von 1000 Talern ernannt wurde. Als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Danzig, wo er sich mit Altertumsforschungen beschäftigte, auch das Annolied herausgab. Hier starb er 1639 an einer der pestartigen Seuchen, die der Krieg im Gefolge hatte. Am 17. August wurde er auf der Straße von einem kranken, beulenbedeckten Bettler angesprochen; Opitz reichte ihm eine Gabe und erkrankte in der darauf folgenden Nacht. Am 20. August verstummten die beredten Lippen für diese Erde. Des Dichters Grabmal befindet sich in der Marienkirche zu Danzig.

An Gegnern verschiedener Gattung hat es Martin Opitz nicht gefehlt. Daß sie schon zu seinen Lebzeiten sich geltend zu machen suchten, beweisen die Worte, die er an Johann Rist schrieb: „Übrigens habe ich gelernt, dergleichen Insulten mit hohem Geiste gering zu schätzen. Mein schönster Trost dafür ist, daß ich mich von den Guten geliebt weiß.“ Auch die Gegenwart hat sich durch erneute und gründliche Prüfung seines Lebens und seiner Poesie von dem Menschen und Dichter Opitz ein etwas ernüchtertes, aber richtigeres Bild hergestellt, als es die glühenden Lobsprüche seiner Verehrer früherer Zeiten zulassen. Was seinen Charakter anbetrifft, so kann man nicht umhin, das weite Gewissen und die große Fügsamkeit anzustaunen, die es Opitz ermöglichten, so verschiedenen Herren zu dienen.

Die Gedichte des „Schlesischen Schwans“, des „Boberschwans“, die in drei starken Bänden erschienen, erlebten zahlreiche Auflagen. Trotzdem ist er als Dichter

kein erfindungsreicher, gedanken- und sprachgewaltiger Geist; aber er verstand es, das, worauf es ankam, zur Geltung zu bringen. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die Poesie, indem sie ergötze, zugleich belehren müsse, legte er mehr Wert auf Klarheit, Verständigkeit und strenge Regel als auf wahre Empfindung und Tiefe des Gefühls. Auf verschiedenen Gebieten der Poesie war Opitz tätig. Das Beste von ihm sind jedenfalls die schon erwähnten „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges". Sie enthalten von allen übrigen Gedichten am meisten Wahrheit, während in seiner sonstigen Poesie die Gefühle fast immer erheuchelt, nur dem Verse und Worte zuliebe da sind. Belehrender, beschreibender Natur ist die ebenfalls schon erwähnte Dichtung „Von der Ruhe des Gemüts", die eine Gegend Siebenbürgens zum Hintergrunde hat und nach einem dortigen Landgute „Zlatna" genannt wurde. Andere Lehrgedichte sind „Vielgut oder vom wahren Glück" und „Vesuvius". Seine vaterländischen Gedichte sind ohne Wärme und Begeisterung, ja kühl und berechnend wie der Patriotismus des Dichters. Auf dem Gebiete des Dramas beschränkte sich Opitz auf Übersetzungen; zum eigenen Drama fehlte es ihm an der poetisch-schaffenden Begabung. Durch ihn wurde der Oper in Deutschland Eingang verschafft. Als erste Oper wurde das durch Opitz aus dem Italienischen übertragene, von Schütz komponierte Singspiel „Daphne" 1627 zu Torgau aufgeführt. Wie die Oper, so verpflanzte er auch den Schäferroman auf deutschen Boden durch die zu Ehren des Hauses Schaffgotsch verfaßte „Schäferei von der Nymphe Hercynia".

In seinen Gedichten preist Opitz auch gelegentlich die Berühmtheiten und Vorzüge seiner Vaterstadt, der er ein dankbares Andenken bewahrte. Am bekanntesten ist sein Lobgedicht auf den „Queckbrunnen", den er „unerschöpfte Lust, Wohnhaus aller Freuden, Bad der Najaden und köstliche Fontäne" nennt. Unter den Gedichten, die sich auf Bunzlau oder auf Bunzlauer beziehen, sind noch zu erwähnen ein Gedicht an den Bunzlauer Geistlichen Joh. Wesselius, als dieser am 7. Januar 1624 nach Aufhören einer langwierigen Pest eine Danksagungspredigt gehalten hatte, eins auf Christoph Buchwälders geistliche Gesänge, eins auf Herrn Johann Seilers (des Bürgermeisters?) Hochzeit. Überhaupt bilden die Gelegenheitsgedichte die Mehrzahl seiner Originalgedichte. Opitz gibt damit den Ton an für die Gevatter-, Gratulations- und Kondolenzpoesie, von der das siebzehnte Jahrhundert voll ist.

Der Dichterruhm von Martin Opitz hat aber seinen Grund nicht im Stoffe seiner Dichtungen, sondern in der Form, in der er Meister und Vorbild für die folgenden Zeiten war, so daß auch unsere Zeit noch auf seinen Schultern steht. Ihm gebührt das Verdienst, mitten in der Barbarei und unter dem Drucke der Fremdherrschaft des Dreißigjährigen Krieges das Banner der vaterländischen Sprache und Bildung in Deutschland wieder aufgepflanzt und es treulich aufrecht gehalten, die tief gesunkene Poesie gehoben und der verachteten bei dem gebildeten Teile unseres Volkes wieder Achtung verschafft, ihr eine eigene Kunstform gegeben und feste Gesetze für sie aufgestellt zu haben.

Bahnbrechend war in dieser Beziehung sein Büchlein „Von der deutschen Poeterey", das von 1624—1668 zehnmal aufgelegt wurde, und mit dessen Erscheinen in der Geschichte der deutschen Poesie ein neuer Zeitraum beginnt. Während im

Mittelalter nur nach der Zahl der Hebungen, nicht nach der Silbenzahl gemessen wurde, maß man im sechzehnten Jahrhundert nach der Zahl der Silben ohne Rücksicht auf Hebung und Senkung (Knittelvers). Opitz führte den für die deutsche Sprache richtigen Gebrauch eines regelmäßigen Wechsels zwischen Hebung und Senkung ein und wurde dadurch der Begründer der heutigen Prosodie. Da er in Begleitung einer Hebung nur immer eine Senkung gestattete, so ließ er nur zwei Versarten gelten, die trochäische und die jambische. An Stelle der kurzen Reimpaare, die zum Knittelverse herabgesunken waren, führte er nach dem Vorgange der Franzosen den eintönigen Alexandriner ein, der auch im Drama der herrschende Vers wurde, bis ihn Lessing durch den fünffüßigen Jambus verdrängte.

Der Einfluß, den Opitz ausübte, war ein gewaltiger. Wenn auch in ungleichem Grade, so stehen doch die Dichter dieser Zeit überhaupt in Abhängigkeit von Opitz, an den sich eine förmliche Schule anschloß. Besonders in Schlesien kam der Umstand, daß hier gerade die gelehrte Bildung während des sechzehnten Jahrhunderts feste Wurzeln geschlagen hatte (Trotzendorf), seinen Bemühungen entgegen, und so hat man den ganzen an Opitz sich anschließenden Zeitraum, obgleich eine Anzahl seiner Dichter anderen Ländern angehört, den der „Schlesischen Dichter" genannt.

Im Bilde ist Opitz mehrmals dargestellt worden. Für den besten Kupferstich von ihm wird der von Jakob von der Heyden 1631 in Straßburg gefertigte gehalten; nach ihm ist das Bild auf S. 71 hergestellt worden. Von dem Maler Bartholomäus Strobel aus Breslau stammt ein um 1637 geschaffenes Gemälde, das gegenwärtig Eigentum des Vereins der Schlesier in Danzig ist, und in dem wir jedenfalls ein getreues Bildnis des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren besitzen.

Seit dem Jahre 1877 steht in Bunzlau in den östlich vom Gymnasium gelegenen Anlagen ein Denkmal unseres Dichters von dem Bildhauer Michaelis in Breslau, zu dem Karl von Holtei 1861 die erste Anregung und zugleich den Ertrag eines Vortrages mit 109 Talern gegeben hatte. Auf einem Postament aus poliertem Granit steht die in karrarischem Marmor in Überlebensgröße ausgeführte Büste des Dichters, dessen Gedächtnis bisher außer einer Tafel an dem angeblichen Geburtshause auch durch den „Opitzstein" bei der Bewohnerschaft Bunzlaus wach erhalten worden war. Genannter Stein war ein an der Straße nach Löwenberg liegender Granitblock, an dem Opitz oft auf seinen Gängen gerastet haben soll. Am 13. Juni 1849 war der Stein von Arbeitern zertrümmert worden, die ihn zum Chausseebau verwandten. An seine Stelle wurde ein anderer Stein geschafft, der eine kleine, zum Ausruhen einladende Plattform bildet und jetzt durch einen Erdwall umfriedigt und mit Eichen umpflanzt ist.

H. Kottwitz.

Grünberger Wein.

Die sehnigen Rosse ziehen schwer im mahlenden Sande die kleinen Karren, die mit allerlei Hausgerät beladen sind, und ungeduldig tummelt sich die Schar der Reisigen, die den Trupp der Einwanderer begleiten, um sie vor den Anfällen der Slaven zu schützen. Es sind Franken und Flamländer, die um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ihre Wohnsitze am Rhein, wo schon unter Kaiser Konrad I. Wollenweberei und Weinbau getrieben wurde, verlassen und sich unter den Schutz eines Herzogs von Glogau begeben haben, der sein Land mit Deutschen eifrig kolonisierte. Nach langer, langer Wanderung sind sie in das Gebiet zwischen Ochel und Oder eingetreten, in sandiges Land, dem die spärliche Wendenbevölkerung mühsam etwas Buchweizen abrang. — Da lichtet sich das niedere Getann; der Boden erhebt sich zu welligen Hügeln. Der weiße Sand strahlt die heiße Julisonne grell zurück. Belebter wird ihr Blick, bewegt ihr Herz! Das ist Land, wo sie der Heimat Brauch und Tun weiter üben werden. Prüfenden Blickes erkundet der Führer die Gegend. Auf jenen Höhen mit der sonnigen Mittagslehne soll die Traube reifen; in dem armen Wendendorfe dort im Tale werden sie ihre Hütten zimmern und Wolle weben. — Und sie steigen hinab, der Haufe löst sich: deutsche Sitte, deutsche Sprache, deutscher Fleiß nehmen Besitz. So wird Grünberg um das Jahr 1200 gegründet.

Im Laufe der Jahrzehnte erstarb auch die Mißgunst der eingeborenen Bevölkerung. Als die Hussiten, die Kriegsfackel schwingend, fanatischen Hasses voll, überall blühende Fluren, grünende Weingelände zerstörten, blieb Grünberg in tiefem Frieden, da Herzog Heinrich IX. von Glogau durch kluge Politik sie von seinem Lande fernzuhalten wußte. Dieser Fürst förderte auch den Weinbau durch Einführung edler Weinsorten aus Ungarn, Franken, Tirol. Um das Jahr 1500 hatte der Weinbau schon eine bedeutende Ausdehnung erlangt. Ein blühender Handel, besonders nach Polen hin, verhalf den Bürgern zu Wohlstand. Daß sie aber auch eines

kräftigen Trunkes gepflegt haben, geht aus einer Verordnung des Magistrats vom Jahre 1644 hervor, die verbietet bei Hochzeiten

> „das Besaufen der Junggesellen vor der Trauung, indem oft bey derselben und vorher schreckliche Excesse begangen wurden; die Hausväter sollten daher diesen Unflätern nicht zu viel zum Frühstück geben".

Diese Verordnung scheint indessen wenig gefruchtet zu haben; vielmehr wurden immer mehr „Weingärte" angelegt, deren Ertrag von den Bürgern meist selbst konsumiert wurde. Daher erschien 1730 wieder ein Erlaß:

> „Wir Burgermeister und Rathmanne der Kaiserlichen und Königlichen Stadt Grünberg entbieten allen und jeden unseren Mitbürgern und Einwohnern auch Unterthanen unseren Gruß und alles gutes zuvor, und ist denenselben nicht zu verhalten — —, daß Einige wieder neue Weingärte anzulegen, als auch fremde Landweine zu verkaufen und einzuführen sich unterstehen dürfen. Wann dann nun aber solches der gemeinen Stadt, welche schon mit überfließigem Zuwachs versehen ist, zum Schaden, ... besonders aber der hiesigen Brau-Commune, so sich darüber häufig beschwert, zum großen Abbruch, auch zum Aggravio der Bürgerschaft, da die Triften durch derlei schädliche, mehr und mehr zunehmende Anbauung geschmälert werden, gereichen thut. Als wird . . . männl. kund gemachet mit ernstlichem Befehl, daß sich Niemand sowohl bei der Stadt, als dero Dorfschaften bei empfindlicher Strafe ferner unterfange, einen neuen Weinberg anzulegen; diejenigen aber, welche a tempore einige Weinberge angelegt, solche anitzo, da es noch Zeit durch Versetzung der Weinstöcke, cassieren und das angelegte Land in vorigen Stand setzen sollen."

Zehn Jahre später kam mit Schlesien auch das Grünberger Weingebiet zu Preußen, und in richtiger Erkenntnis seiner hohen Bedeutung ordnete Friedrich der Große an, „daß der Weinbau so viel als möglich poussieret werde". Auf einer Durchreise boten ihm Grünberger Bürger Weintrauben und Obst dar, was er dankend entgegennahm; als er aber vom Bürgermeister hörte, daß die Haupteinnahmequelle der Weinbau Grünbergs sei, und daß der „Grüneberger" besonders nach Polen verschickt und dort vielfach in den Klöstern getrunken werde, bemerkte er: „Gott sei dem gnädig, der ihn trinken soll!" Er selbst scheint den „Grüneberger" allerdings nur dem Namen nach gekannt zu haben. Gelegentlich einer anderen Durchreise flüsterte der König dem Bürgermeister zu: „Der Markgraf von Anspach (er war kein Weintrinker) kommt hinter Mir; gebe Er ihm Grüneberger Wein zu trinken, und wenn er nicht will, so sage Er ihm, Ich habe es befohlen! Der Markgraf trank und meinte: „Der Wein ist ganz gut", wunderte sich aber über das große Glas, worauf ihn der Bürgermeister dahin aufklärte, daß der „Grüneberger" nur aus solchen Gläsern getrunken werde. Als der König nun nach drei Wochen wieder durch Grünberg kam, fragte er das Stadtoberhaupt: „Hat der Markgraf Euern Wein getrunken?" worauf der Gefragte mit „Ja" antwortete; der Monarch fragte neugierig weiter: „Nun, was hat er gesagt?" und erhielt zur Antwort: „Der Wein

ist ganz gut, und er trinke unsere Gesundheit". Auch diesmal konnte es der große König nicht unterlassen, lächelnd zu bemerken: „Ja, ja, wer ihn nur nicht trinken muß".*)

Wie des großen Königs Urteil für viele seiner Untertanen seinerzeit maßgebend war, so wurden auch gleichzeitig mit seiner volkstümlichen Erscheinung die Spöttereien über den „Wende-", „Wächter-", „Strumpf-" und „Schul-Wein" populär. Und es muß zugegeben werden, daß zu damaliger Zeit hinsichtlich der Weinpflege wenig geschah. Ein Reskript der Glogauer Kriegs- und Domänen-Kammer vom Jahre 1800 spricht aus, „daß, wenn die schlesischen Kultivateurs soviel Fleiß, Mühe



Grünberg.

Nach einer Originalaufnahme von Ew. Haase in Grünberg.

und Arbeit verwenden wollten wie der Pfälzer, der Franke und selbst der Böhme, der schlesische Landwein, der in Absicht des Geschmackes jetzt mit den Weinen jener Gegenden nur eine entfernte Verwandtschaft beweist, schon längst ein Getränk sein müßte, welches einen großen Teil des Publici, nämlich die Klasse der Bürger und wohlhabenden Landleute, abschrecken würde, sich in den Weinstuben durch verfälschte teure ausländische Weine vergiften zu lassen".

Heute ist das anders. Seit im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die Regierung Winzer an den Rhein und die Mosel sandte, die dort Weinbau und -Pflege kennen lernen sollten, seit der Gewerbe- und Gartenbauverein in frischem Streben alles

*) Aus Ginschel, Der Grünberger. Schlesiens Wein in der Literatur.

tut, um den Weinbau zu heben, ist der „Grüneberger" entschieden besser als sein Ruf, und ich bitte Dich nun, freundlicher Leser, der Du vielleicht auch zu den Verächtern des „Grünebergers" gehörst, mit mir einen Gang durch das Gelände zu unternehmen.

Wir durchschreiten die etwa 20000 Einwohner zählende aufblühende Stadt. Der Webstuhl, der sonst fast in jedem Hause klapperte, ist dem Großbetriebe von über einem Dutzend Tuchfabriken gewichen. Des schnellen Bobers Wasserkraft dient zur Erzeugung des elektrischen Stromes, der von Eichdorf her 29 km weit bis Grünberg geleitet und hier zu Beleuchtungs- und Betriebszwecken verwendet wird. Gar wunderlich prahlt das moderne Licht in die freundlichen Obst- und Grasgärten, die viele der älteren Häuser umhegen. Wir gelangen bald hinaus in den Kranz der



Weinberg in Grünberg i. Schl.

Weingärten, in die Grünberg freundlich gebettet liegt. Die warme Junisonne liegt schimmernd über der Flur. In sanfter Steigung erheben sich vor uns die Weingärten, die durch Raine von einander getrennt sind. Die Stöcke stehen in Reihen, etwa ein halbes Meter von einander entfernt. Ein daneben steckender Pfahl ist ihnen Stütze. Dort sehen wir eine Schar Leute mit flinken Fingern die Stöcke mit geschmeidig getretenen Strohhalmen anheften. Wir begrüßen den uns bekannten Winzer. Seine Heimat ist ein benachbartes Dorf, und er spricht jenen Dialekt, der, vom eigentlichen schlesischen ganz verschieden, ein Übergangsglied zum märkischen Platt darstellt. Wir hören von ihm, daß er, selbst Weinbergseigentümer, „die Gärte" derjenigen Besitzer „macht", die die zur Pflege des Gartens nötigen Arbeiten nicht selbst ausführen. Wenn in der schmucklosen, aus Fachwerk 1745 erbauten evangelischen Kirche der Pastor den Text von den Arbeitern im Weinberge liest (Septuagesimä), beginnt der Winzer seinen Rundgang bei den Stadtherren und wirbt um Arbeit.

Bald nach der Schneeschmelze im Frühjahre werden die Weinstöcke, die den Winter über auf der Erde durch eine kleine Bodenschicht niedergehalten wurden, „gehoben", dann die Reben auf drei Augen zurückgeschnitten und Pfähle daneben gesteckt. Da, wo ein Stock fehlt oder einer besonders alt ist, wird „gesenkt", d. h. eine drei- oder viereckige, etwa ein Meter tiefe Grube gegraben; dann werden die in der Ecke befindlichen Stöcke tiefer gelegt oder, wo ein Stock fehlt, einzelne benachbarte Reben herübergezogen. Dadurch wird der Bestand an Reben erhalten und verjüngt. In diese Gruben schüttet man im Herbst den Dünger, worauf sie „zugezogen" werden. Dieses Senken ist die schwerste Arbeit; jede andere ist verhältnismäßig leicht, so daß auch viel Frauen und Kinder im Weinberge beschäftigt werden. Hier wird auch noch viel gesungen, und manch altes Volkslied von „dunklen Mauern", „schweren Ketten", von jungen Grafen und fahrenden Schifflein lebt hier fort.

Nachdem die Gescheine angesetzt haben und die Blüte vorüber ist, werden die Stöcke angeheftet; zwischen je drei oder vier Stöcken werden spitze Sandhäufchen errichtet, in denen das Unkraut erstickt, und die zugleich das rasche Abfließen des Regenwassers verhindern sollen. Außerdem wird durch sie die Bestrahlung der Früchte intensiver. Ein eben gehäufelter, „gehackter" Weinberg mit dem frischen, tiefen Grün der Blätter an den sorgfältig in Reihen stehenden Stöcken, den sauber gerechten Rainen befriedigt das Auge in hohem Maße.

Unser freundlicher Winzer zeigt uns die schon an den Reben und Blättern kenntlichen Weinsorten, Gelb- und Blau-Schönedel, Traminer (aus Tirol eingeführt), Sylvaner, genannt Scherwanel, und Böhmischer.

Aus der fleißigen Schar naht sich uns ein braunes Mägdelein in kurzem Rock und rotem Mieder. Mit artigem Sprüchlein umwindet sie unseren Arm mit einer Binde aus Weinlaub und Winde. Wir geben unserem Danke noch klingenden Ausdruck, verabschieden uns und schreiten weiter. Wir erreichen jenen schmalen Höhenzug, auf dem die Grünberger einst zur Pestzeit in den Lauben oder „Löben" Zuflucht fanden, und den sie noch heute den Löbendank oder Löbtenz nennen. Von der Grünbergshöhe aus überblicken wir sodann fast das ganze Weingelände von Grünberg und seiner Umgebung; es ist dies eine Fläche von etwa 1300 ha, d. h. etwa der zehnte Teil des am Rhein im Ertrage stehenden Weinlandes.

Vor unseren Blicken breitet sich die fleißige Stadt. Das niedere Grün der Weinstöcke wird überragt von dem kräftigeren der Obstbäume; der Horizont verliert sich in braune Heide, und im Norden schimmern die weißen Segel der Oderkähne.

Die Augustsonne soll den Wein „kochen". Im September kommen die ersten Trauben, „Ausschneidetrauben", auf den Markt und zur Versendung. Nach allen Himmelsrichtungen fliegen dann die kleinen Fünfkilo-Kistchen, gefüllt mit Trauben des köstlichen Gelbschönedels, der sich zur Versendung besonders eignet.

Das größte Fest im Grünberger Weinbezirk beginnt freilich erst, wenn der von einer Deputation festgesetzte Tag des Anfanges der Weinlese eintritt. Es ist ein schöner Brauch, mit Glockenklang, der an diesem Tage von 6—7 Uhr früh ertönt, die Lese einzuläuten. Das Rumpeln der großen Gefäße, die auf den Schrotwagen in die Gärten gefahren werden, klingt heiter in den Sang der Glocken. Draußen

ist alt und jung — denn die Schulen haben „Weinleseferien“ — mit Kannen, Körben und „Gelten“ bewaffnet. Das dünne Strohseil, das den Stock, der es im Laufe des Sommers bis fast zur Manneshöhe gebracht hat, an den Pfahl band, wird gelöst, und die Trauben werden abgeschnitten. In der Regel werden die Trauben gleich sortiert und dann in die Presse, die sich oft im Garten selbst befindet, befördert.

Macht der Oktoberhimmel ein freundliches Gesicht, so ist die Arbeit des Weinlesens eine Lust. Böllerschüsse krachen, fröhlicher Gesang ertönt. Hier strebt zischend ein Schwärmer in die Luft, dort wirft ein mutwilliger Bursch knallende „Frösche“ unter kreischende Weiber. Am Abend erglühen die Gipfel der grünen Hügel im Lichte der Freudenfeuer, wie anderswo in der Johannisnacht.

Vielfach wird der Wein bald in die zahlreichen Weinhandlungen Grünbergs verkauft. In langer Reihe stehen vor den Abladestellen oft schon im ersten Grauen des Morgens allerhand Gespanne, die aus der Stadt und der weinbauenden Umgebung die Erträge des Weinbaues hier zum Verkauf bringen. Die 1826 gegründete Handlung von Grempler & Komp. ist als die erste Champagnerfabrik in Deutschland besonders bemerkenswert und in ihrem bleibenden Bestreben, den Grünberger Weinbau ertragfähiger zu gestalten, von großer Bedeutung für die Gegend. Hier sehen wir uns die ferneren Lebensschicksale der Trauben etwas genauer an. Die gewöhnlichen Trauben werden gemahlen und dann gepreßt. Die roten Trauben gären erst einige Tage mit Schale und Kern, wodurch der Rotwein die ihm eigene Farbe und Säure erhält. Dann kommt er in mächtige Fässer, die in stattlicher Reihe und Größe im Keller liegen, der im Winter etwas angeheizt werden muß, um die Trübung der Rotweine infolge zu niederer Temperatur zu verhindern. Der Weißwein kommt als Most in die Fässer und gärt dort. Er muß mehrmals abgestochen werden, damit er von der Hefe, die sich am Boden ablagert, getrennt werde. Im Sommer des folgenden Jahres ist der Wein klar und kann verschenkt werden. Der Bürger, der seinen Wein selbst keltert, hängt dann einen Strohkranz an langer Stange heraus, zum Zeichen, daß er von der Berechtigung zum dreimonatigen, steuerfreien Weinausschanke Gebrauch machen will.

Die Bereitung des Schaumweins erfolgt genau nach der in der Champagne angewendeten Methode. Nachdem die von allen Unsauberkeiten befreiten Trauben, die nicht gemahlen werden, leicht gepreßt sind, kommt der Most in mächtige Bottiche, wo er so lange gärt, bis sich eine dicke Masse, bestehend aus Gärungspilzen und Hefe, an der Oberfläche gebildet hat. Dann wird er in Lagerfässer abgezogen, wo der wilde Gesell langsam ausgärt. Die verschiedenen Gebinde werden sodann auf ihren Alkoholgehalt hin geprüft, entsprechend den verschiedenen Preislagen sortiert, und wenn nötig wird diejenige Mischung zusammengestellt, die der Fabrikant cuvée nennt, und die nun wieder ablagern muß. Dann erst wird der Wein auf Flaschen gezogen, nachdem er vorher noch einmal auf seinen Säure- und Alkoholgehalt untersucht und mit einem aus feinstem indischen Kandis bestehenden Likör versetzt worden ist. Die wohlbekannten dickbäuchigen Flaschen mit dem starken Boden werden zu vielen Tausenden über einander geschichtet, und der Wein gärt nun wieder eine geraume Zeit. Ein an einer Flasche angebrachtes Manometer zeigt die Höhe des

Druckes, den die Flaschen auszuhalten haben, und der bis zu sechs Atmosphären wächst. Trotz der sorgfältigsten Beobachtung beträgt der „Bruch" an zerspringenden Flaschen immer noch 5% und mehr. Wie „aus der Pistole geschossen", fliegt der Flaschenboden heraus, so daß die Arbeiter ihr Gesicht zur „Bruchzeit" mit einer Maske bedecken müssen. Durch die Gärung ist indessen der Likör vollständig in Alkohol und Kohlensäure umgewandelt worden. Die Hefe („dépôt" nennt sie der Fabrikant) hat sich an den Bauch der Flasche gesetzt. Diese von dort an den Flaschenhals zu befördern, ohne den Wein wieder zu trüben, ist eine der schwierigsten und zeitraubendsten Arbeiten. Die Flaschen kommen zu diesem Zwecke auf „Stellagen" (zwei auf dem Boden stehende, im spitzen Winkel mit einander befestigte Bretter mit vielen Öffnungen). Dort hinein werden die Flaschen mit dem Halse schräg nach unten gesteckt und Wochen lang so oft leise gedreht, beklopft, geschüttelt, bis das dépôt am Kork festsitzt. Ist dieses langwierige Verfahren beendet, so werden die Flaschen wieder aufgeschichtet, bis der Wein zum Versand kommt. Bevor dies geschieht, muß das dépôt beseitigt werden. Der provisorische Verschluß wird gelöst; mit kräftigem Knall fliegt der Kork heraus. Würden wir jetzt den Wein kosten, so würden wir mit kräftigem Verziehen des Gesichts konstatieren müssen, daß er nicht sonderlich schmeckt. Es fehlt ihm die Süßigkeit, da er durch die Flaschengärung allen Zucker umgesetzt hat. Deshalb wird jetzt noch einmal ein Likör, aus Kandis, Wein und ein klein wenig allerfeinstem Kognak bestehend, zugesetzt. Nun kann der Wein versandt werden.

Versandt — aber wohin? Auf der Weinkarte findet man den Grüneberger selten oder gar nicht. Obwohl wir nun bereits das Silberjubiläum des wiedererstandenen deutschen Reiches gefeiert haben, trinken die Deutschen immer noch lieber den teuren Wein mit irgend einer französischen Etikette. Indessen hat infolge des Aufschwunges, den die deutsche Schaumwein-Industrie genommen hat, wohl auch infolge der zerstörenden Wirkung der Reblaus in der Champagne die Einfuhr des französischen Champagners erheblich abgenommen. Hoffentlich hört auch die Verwendung fremder Etiketten mehr und mehr auf, damit man vor einem Tropfen, der im lieben Heimatlande gewachsen ist, die Phantasie nicht unnötig auf einen „mont" oder ein „château" in Frankreich wandern läßt.

Die schlesischen Kasinos beziehen ihren Champagner meist aus Grünberg, und große Posten gehen auch nach den deutschen Kolonien.

Der Weinbau ist wegen der teuren Arbeitslöhne an und für sich nicht allzu ergiebig. Tritt nun gar der Maifrost ein und sterben die jungen Triebe ab, so ist für ein ganzes Jahr die Hoffnung zerstört. Deshalb faltet der Weinbauer unwillkürlich seine Hände fester, wenn an den Sonntagen von Georgi bis zum Erntedankfest das uralte, einfältige Kirchengebet von der Kanzel herab gesprochen wird:

„Herr, straf uns nicht in Deinem Zorn,
Gedenk an Deine Güte,
Den Weinstock und das liebe Korn
Uns gnädiglich behüte
Vor Hagel, Frost, Sturmwind und Schlag,
Vor Meltau und was schaden mag
Den Früchten insgemein.

Vor großer Dürre uns bewahr,
Vergib uns unsere Sünde,
Damit nicht etwa mit Gefahr
Das Wetter was anzünde;
Halt auch das Erdreich nicht zu naß,
Auf daß wir mögen Scheun' und Faß
Durch Deinen Segen füllen.

Gib gnädig, was uns Deine Hand
Jetzt tut gar reichlich weisen,
Und tu damit im ganzen Land
All' Kreaturen speisen:
So wird dich loben groß und klein,
Die Alten und die Kinderlein,
Und was auf Erden wohnet."

Ein bedeutender Teil der Grünberger Trauben findet bei der Kognakfabrikation Verwendung, die hier seit etwa zehn Jahren zu Hause ist. Der Grünberger Wein hat, weil auf Sandboden gewachsen, die für die Bereitung des Kognaks wünschenswerte „Flüchtigkeit". Besonders bevorzugt werden auch hier die Champagnertrauben. Die Herstellungsweise stimmt mit der in Frankreich, in der Charente, geübten Methode genau überein. Da natürlich die Grünberger Trauben für den Bedarf bei der Kognakfabrikation nicht ausreichen, so finden zu einem großen Teile auch französische Trauben Verwendung. In wenigen Jahren haben die deutschen, besonders die Grünberger Kognakbrenner die Franzosen von einem Teile des Marktes verdrängt. Die größte der in Grünberg bestehenden vierzehn Kognakfabriken, übrigens die größte in ganz Deutschland, liefert allein jährlich über zwei Millionen Liter Kognak nach europäischen und überseeischen Ländern, ein Beweis dafür, daß der deutsche Kognak einen Vergleich mit dem französischen nicht zu scheuen braucht.

Noch müßte ich dem Leser auch über die Essigbereitung berichten — doch da sehe ich wieder das ironische Lächeln, das dem Grünberger — ach — so wohl bekannt ist, und ich geb's auf!

Dagegen darf der sehr bedeutende Obstbau der Grünberger Gegend nicht unerwähnt bleiben, da die Produktion von Obstwein sehr bedeutend ist, auch die Ausfuhr von Obst, besonders von Walnüssen und guten Apfelsorten, den Versand von Weintrauben noch übersteigt. Dabei kommt der Förderung des Obstbaues die Einrichtung sehr zu statten, daß jeder Schüler aus der Stadt und der Umgebung, der Gelegenheit hat, einen Baum zu pflanzen und zu pflegen, bei seiner Konfirmation ein von ihm selbst gewähltes veredeltes Stämmchen zum Geschenk erhält. Kein Wunder daher, daß fast kein Raum ohne Baum ist und zur Zeit der Baumblüte die im Blütenschnee begrabene Landschaft bezaubernd wirkt. Vielleicht folgt der freundliche Leser meiner Einladung, diesen Zauber einmal auch auf sein Herz wirken zu lassen. Dann soll er in grünumrankter Weinlaube mit ehrlichem Herzen und einem guten Tropfen vom „Heurigen" Bescheid tun: Zum Wohle des Grünbergers!

E. Schorsch.

Leubus.

Im äußersten Südwesten des heutigen Kreises Wohlau erheben sich auf einer mäßigen Erhöhung des Bodens, einem Ausläufer des Katzengebirges, die Prachtgebäude der ehemaligen Cistercienser-Abtei Leubus. Majestätisch überragen die Türme der alten Klosterkirche die Riesengestalt des Klostergebäudes nebst den ehedem dazugehörigen Bauten und Anlagen, schon durch den äußeren Eindruck daran gemahnend, daß hier einstens die ersten Landstände des Fürstentums Wohlau ihren Sitz hatten. Durch ein imposantes Toreinfahrtsgebäude und durch einen Oderarm davon getrennt, breitet sich nördlich davon das Klosterdorf gleichen Namens aus, ein Flecken von etwa 2000 Seelen mit meist ackerbautreibender Bevölkerung. Im Süden und Osten vom prächtigsten Eichenwalde begrenzt, ausgezeichnet durch anmutige Lage an der Oder, im Besitze vieler Kunstschätze, vor allem aber berühmt als eine alte Kulturstätte unserer heimatlichen Provinz, ist Kloster Leubus von jeher das Ziel vieler Kunstfreunde, Geschichtsforscher und Touristen gewesen. Naturgemäß konzentriert sich das allgemeine Interesse um das eigentliche Kloster, dessen Schätze und Geschichte.

Ohne Zweifel war die hiesige Gegend schon lange Zeit vor der Einführung des Christentums bewohnt. Sind auch die ältesten Nachrichten recht spärlich und zumeist nur die Resultate mehr oder minder glücklicher Kombinationen, so darf doch als wahrscheinlich angenommen werden, daß die Ureinwohner der niederschlesischen Ebene deutsche Lygier waren, deren Kulturzustand nicht unerheblich über das Niveau hinausging, das man im allgemeinen für jene Epoche anzunehmen geneigt ist. Das beweisen zunächst die vielen alten Grabstätten, die hier bis in die jüngste Zeit gefunden wurden und deren unterirdische Schätze schon eine bemerkenswerte Bildung jener Zeit bekunden. Römische Münzen und Ziergegenstände, die vielfach in den Urnen verwahrt sind, lassen auf Handelsbeziehungen mit den Römern schließen, die eine Handelsstraße durch Mittelschlesien nach dem nordischen Bernsteinlande unterhielten. Aus diesen Berührungen mit römischen Handelskarawanen dürfte wohl auch

die Fabel entstanden sein, daß Julius Cäsar ehedem sein Lager hier aufgeschlagen und gerufen habe: Hic lubens quiescam! woraus dann der Name Leubus entstanden sei.

Inwieweit die Stürme des fünften Jahrhunderts die angesessene deutsche Bevölkerung westwärts drängten, ist ebensowenig mit Bestimmtheit zu ermitteln wie die Namen der Glaubensboten, die christliche Lehre und Sitte hier zuerst predigten. Indessen darf aus den metallenen und steinernen Gerätschaften, die in den alten Begräbnisstätten zu finden sind, sowie aus der Lage der Gegend an einer alten Handelsstraße wiederum gefolgert werden, daß das deutsche Element von den Slaven



Kloster und Klosterplatz Leubus.

Nach einer Originalaufnahme von H. Siaut-Wohlau.

nicht gänzlich verdrängt und die Bevölkerung schon frühzeitig mit den Wahrheiten des Evangeliums bekannt wurde.

Sehr wahrscheinlich ging die Christianisierung nur langsam und nicht ohne Kämpfe von statten. Allerdings berichtet eine alte örtliche Überlieferung, die Bekehrung sei durch ein Gottesgericht auf ganz friedlichem Wege herbeigeführt worden. Danach hätten die Anhänger des heidnischen Kriegsgottes Mars mit den Bekennern des Evangeliums ungefähr da, wo heute die Kastanienallee des Klosterplatzes nach der Front des Abteigebäudes einerseits und nach dem Gestütsgebäude andererseits in einem spitzen Winkel auseinandergeht, je eine Linde verkehrt, d. h. mit der Krone in die Erde gepflanzt. Der Baum der Heiden sei verdorrt, der Baum der Christen dagegen habe Wurzeln und Zweige getrieben. Von der Macht des Christengottes überzeugt, seien die Heiden zur Lehre Jesu übergetreten.

Einen einigermaßen gesicherten Bestand erhielt die christliche Lehre aber erst um die Mitte des elften Jahrhunderts. Damals regierte über Schlesien und Polen Kasimir I., ein kräftiger Fürst, der insbesondere den rohen Willkürlichkeiten des Adels Schranken setzte und dem verfolgten Christentum durch Gründung kirchlicher Anstalten neues Ansehen verschaffte. Dieser Fürst soll es auch gewesen sein, der in Leubus die erste klösterliche Niederlassung errichtete. Er berief um das Jahr 1053 aus dem französischen Kloster Clugny Benediktiner, schenkte ihnen mehrere Ortschaften und große Strecken wüsten Landes zur Kolonisation und legte wohl dadurch den Grund zu der Bedeutung, die der Ort später erlangen sollte.

Den „schwarzen Mönchen" scheint es indes nicht gelungen zu sein, die auf sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Sie zogen daher, wie die Sage berichtet, etwa hundert Jahre später nach Lublin in Polen.

Das Land war unterdessen unter eigene Herzöge und Leubus hierbei zu Niederschlesien gekommen, über das als erster Fürst Boleslaus der Lange regierte. Damit tritt die Geschichte unseres Ortes aus dem Dunkel der Sage in den Rahmen positiver Forschung.

Boleslaus der Lange war nicht nur ein frommer, sondern auch ein kluger Fürst, der sehr wohl erkannte, welche Unterstützung seine Regierung durch die Kräftigung des christlichen Bekenntnisses erhoffen dürfe. Wir sehen ihn daher bald nach dem Antritte seiner Regierung bemüht, durch Wort und Beispiel das Christentum zu fördern. Eine seiner ersten Taten und zugleich die hauptsächlichste seines Lebens ist die Neugründung des Klosters Leubus.

Aus Pforta an der Saale, wo seine Mutter, seine erste Gemahlin und einige seiner Kinder bestattet waren, führte Boleslaus im Jahre 1175 Deutsch-Cistercienser nach Leubus, befestigte den Platz und stattete das neue Kloster mit so bedeutenden Mitteln und Freiheiten aus, daß es sehr bald der Ausgang der Landeskultur wurde. Es ist für den Scharfblick des Herzogs bezeichnend, daß seine Wahl gerade auf die Cistercienser fiel. Hervorgegangen aus dem Orden der Benediktiner, waren die Cistercienser berufen, das Ansehen und dadurch die Wirksamkeit des Ordensstandes wieder zu heben. Ihr Tagewerk war geteilt zwischen Gebet und Arbeit. Jeder wurde mit dem beschäftigt, was er gelernt hatte. Ein Teil der Brüder kultivierte das Land und lehrte die Untertanen die Urbarmachung und Ausbeutung des Bodens, ein anderer Teil unterrichtete die Jugend oder übte Barmherzigkeit und Wohltätigkeit. Unbeschränkte Gastfreundschaft galt ohne Ansehen des Standes und der Religion.

Von den schlesischen Fürsten, unter denen außer Boleslaus I. noch Heinrich I. und dessen fromme Gemahlin, die heilige Hedwig, sich durch großartige Schenkungen an das Kloster Leubus hervortaten, mit vielen Privilegien ausgestattet, kam es sehr bald zu hohem Ansehen und Einfluß und übte unter den Cisterciensterklöstern der Provinz beständig Prioritätsrechte aus. In kirchlicher Beziehung war es schon hundert Jahre nach seiner Gründung der Jurisdiktion der Breslauer Bischöfe entrückt und direkt dem heiligen Stuhle unterstellt. Aber auch in weltlicher Hinsicht verstanden es die Äbte, die Macht des Klosters zu mehren. Der große Landbesitz, über den es dank der Munifizenz seiner fürstlichen Gönner gebot, der dadurch wachsende

Reichtum, insbesondere aber das intellektuelle Übergewicht, das das durch die Cistercienser herbeigerufene und begünstigte deutsche Element über die slavische Bevölkerung erlangte, verhalfen dem Stifte sehr bald zu einer Bedeutung, mit der Fürsten und Könige rechnen mußten.

Freilich entging Leubus auch nicht den Kriegsstürmen, die wiederholt unsere Heimatprovinz verheerten.

So kam am 30. Juni 1432 ein Haufe orabitischer Hussiten nach Leubus, plünderte das Kloster nebst den umliegenden Ortschaften, zerstörte die Stiftsgebäude bis auf die Jakobskirche und den großen Roßstall und vertrieb die Mönche durch unmenschliche Grausamkeiten. Nicht minder verhängnisvoll waren die Einfälle der Schweden im Dreißigjährigen Kriege. Zum ersten Mal kamen sie im Sommer 1632 in unsere Gegend, verwüsteten das Kloster und zwangen den Abt Matthias, mit den Brüdern nach Breslau zu fliehen. Nachdem Matthias nach dreijähriger Abwesenheit zurückgekehrt war und in Arnold Freyberger einen ebenso energischen, wie fürsorglichen Nachfolger erhalten hatte, der eifrigst bemüht war, den Besitzstand des Klosters wieder herzustellen, überfluteten die feindlichen Scharen ums Jahr 1640 abermals das Fürstentum Wohlau und brachten das Stift vollends an den Rand des Verderbens. General Duval, der von Groß-Glogau aus „schier das ganze Land in Contribution nahm", wie der damalige Stiftschronist sagt, bemächtigte sich auch unseres Klosters und verehrte es seiner Frau zum Leibgedinge. Als sie bald darauf hier starb, ließ der General zugleich mit der Leiche auch die kostbare kupferne Kanzel der Kirche und die noch wertvollere Bibliothek nach Stettin überführen. Zu allem Unglück setzte ein Blitzstrahl die Klosterkirche in Brand, so daß die Gebäude ein halbes Jahrzehnt ohne Dach und Türme der Unbill der Witterung preisgegeben waren. Schon vorher hatte Abt Arnold mit seinem Konvent wieder nach Breslau fliehen müssen, wo er im „Leubuser Hause", der heutigen „Schildkröte" auf der Schuhbrücke, ein zehnjähriges Exil zu verbringen gezwungen war.

Wie sehr aber auch die Kriege den Wohlstand des Stiftes untergraben mochten, so erhob es sich unter der Regierung weiser und tatkräftiger Äbte doch immer wieder zu seinem früheren Glanze.

Nach den hussitischen Raubzügen war es Abt Andreas Hoffmann, der die von seinen Vorgängern notdürftig hergestellten Stiftsgebäude wieder völlig erneuerte, das ganze Kloster mit Mauern umschließen ließ und die in den Wirren der Kriegszeit mißachteten und geraubten Rechte und Privilegien wieder herstellte. In gleicher Weise verstand es der schon erwähnte Abt Arnold Freyberger, in sechsunddreißigjähriger Regierung die materiellen Verhältnisse des Klosters wieder so zu heben, daß es sich bei Freybergers Tode im Jahre 1672 in einem so guten Zustande befand wie nie zuvor und nachher. Er gilt daher mit Recht als der zweite Hauptrestaurator des Stiftes.

Der durch ihn geschaffene Wohlstand gestattete es seinem Nachfolger Johannes Reich, mit dem Bau der noch heute stehenden Klostergebäude zu beginnen, einem Werk, das nach etwa dreißigjähriger Arbeit unter Abt Ludwig Bauch vollendet wurde.

In große Bedrängnis geriet das Stift noch einmal unter Abt Konstantin Beyer zur Zeit der schlesischen Kriege. Der Umstand, daß der Stiftskanzler bei Ausbruch

der Feindseligkeiten über die Grenze geflohen war, hatte das Kloster in den Verdacht gebracht, es habe der Kaiserin Maria Theresia materielle Beihülfe gegen Preußen gewährt. König Friedrich II. belegte es deshalb im Sommer 1741 mit einer Kontribution von 200000 Talern. Trotzdem die Forderung auf Bitten der Brüder zur Hälfte ermäßigt worden war, war das Stift doch außer stande, eine so hohe Summe zu beschaffen; es wurde nunmehr der Zwangsexekution durch das Bandemersche Husarenregiment unterworfen. Als diese Besatzung aber am 1. August 1741 von einer Abteilung österreichischer Husaren bei Maltsch aufgerieben worden war, ohne vorher die Kontribution beigetrieben zu haben, wurden sechs Ordensbrüder so lange in Glogau in Arrest gehalten, bis das Geld bezahlt war. Dadurch und durch eine zweite Kontribution von 40000 Talern nebst den laufenden Kriegssteuern sah sich das Kloster gezwungen, Schulden in ganz beträchtlicher Höhe zu machen und einen Teil seiner Güter zu verpfänden.

Doch kamen auch wieder bessere Zeiten für unser Kloster. Nachdem Abt Konstantin i. J. 1746 halb freiwillig, halb gezwungen abgedankt hatte, erhielt das Stift in Tobias Stusche einen Prälaten, der sich der persönlichen Freundschaft des großen Königs erfreute. Verschiedene wirtschaftliche Reformen, die Errichtung gewerblicher Etablissements und die Anlegung des noch heute berühmten Weinbergs, Verbesserungen, die besonders unter dem nächsten Abte, Wilhelm Steiner, auf des Königs ausdrücklichen Befehl ausgeführt wurden, bezeugen das lebhafte Interesse, das Friedrich der Große nach den Friedensschlüssen dem Stifte zuwandte und ließen die völlige Wiederherstellung des früheren Glanzes erhoffen.

Noch ehe diese aber erreicht wurde, führten die Wirren der napoleonischen Kriege die staatliche Einziehung der Kloster- und Stiftsgüter in Preußen und mit ihnen auch die unserer Cistercienser-Abtei herbei. Schon drei Jahre vorher war der kostbare Kirchenschatz, bestehend aus einer goldenen Monstranz im Werte von 900 Dukaten, einer vom feinsten Silber gefertigten, einen Zentner schweren Lampe, sechs ebensolchen Altarleuchtern und zwei großen silbernen Kreuzen, der französischen Kriegslast zum Opfer gefallen. War der Schmerz über diesen Verlust schon ein großer, so rief die Kunde von der bevorstehenden Auflösung des Klosters geradezu Bestürzung und Mutlosigkeit hervor.

Am 21. November 1811 übernahm ein Königlicher Kommissar die Abtei mit allem beweglichen und unbeweglichen Eigentum. Die Laienbrüder wurden entlassen, die Ordensgeistlichen mit einer kleinen Pension abgefunden und die Güter als Staatseigentum erklärt. Das Klosterdorf Leubus selbst wurde einige Jahre später zu einer Königlichen Domäne umgewandelt, während die übrigen Güter, teilweise zu Spottpreisen, in privaten Besitz übergingen. Insgesamt gehörten dem Kloster bei seiner Aufhebung noch 10 Afterlehen und 59 Dörfer, ein Gebiet, das sich über zwölf schlesische Kreise erstreckte.

In der Würdigung der Bedeutung des Klosters Leubus als einer Pflanzstätte christlicher Lehre, deutscher Sitte und wirtschaftlicher Intelligenz sind die Geschichtsschreiber aller Zeiten einig gewesen. Wie das von den Mächtigen des Landes materiell reich ausgestattete Stift für das aufblühende Christentum ein starker Rückhalt

den heidnischen Überresten gegenüber war, so galt es auch als der Mittelpunkt der beginnenden Germanisation Schlesiens. Die weit nach Osten vorgeschobenen deutschen Mönche aus Pforta brachten deutsche Ackerbauer hierher; die von ihnen in der Nähe des Stiftes und unter dessen Schutze gegründeten Ortschaften wurden nach deutschem Rechte verwaltet; durch die Berührung mit den Deutschen lernten die slavischen Bewohner eine intensivere Bewirtschaftung des Bodens, gleichzeitig aber auch neue Bedürfnisse und Beziehungen kennen, die einen lebhafteren Austausch der Erzeugnisse herbeiführten; dabei mußte naturgemäß der Gesichtskreis des einzelnen sich erweitern



Kirche und Weinberg zu Städtel Leubus.

Nach einer Originalaufnahme von H. Siaut-Wohlau.

und einer geregelteren Ausbildung der geistigen Kräfte des Volkes durch die Schule Vorschub geleistet werden: alles Stufen einer großartigen erzieherischen Tätigkeit, die ohne den Reichtum und das Ansehen des Stiftes nicht denkbar gewesen wären. Mit der wirtschaftlichen Erstarkung der deutschen Kolonisten und mit der Ausdehnung des klösterlichen Grundbesitzes ging dann die Pflege von Kunst und Wissenschaft Hand in Hand. Sehr bald erhoben sich nicht nur am Sitze des Stiftes selbst, sondern auch in den größeren Klosterdörfern prächtige Kirchen, die in räumlicher und architektonischer Hinsicht für den Kirchenbau jener Zeit mustergültig waren. Kunstsinnige Prälaten zogen Baukünstler, Bildhauer und Maler herbei, die durch ihre Werke auf den Geschmack weiter Kreise veredelnd wirkten. Neben dieser äußerlichen Wirksamkeit entfaltete das Kloster aber auch eine umfassende Tätigkeit zur innerlichen

Hebung und Vervollkommnung seiner Untertanen durch Gesetze, Gottesdienst und Unterricht. In rechtlicher und moralischer Beziehung bestanden allerorten Verordnungen, die an Schärfe und Klarheit unseren modernen Rechtsbegriffen nichts nachgaben. Zu ihrer Durchführung setzte das Stift Gerichtsvögte ein, die unter der Oberaufsicht des Stiftskanzlers das Recht sprachen. An den Pfarrkirchen walteten gelehrte Cistercienser des priesterlichen Berufs, ihre Mußestunden wissenschaftlicher Beschäftigung widmend. Fast jede Kirchgemeinde hatte eine eigene Pfarrschule, die zwar im Vergleich zu unserer heutigen Volksschule noch sehr unvollkommen gewesen sein mag, doch in damaliger Zeit jedenfalls ein wichtiger Faktor für die Bildung des niederen Volkes war. So finden wir das Kloster immer bemüht, neben der materiellen Wohlfahrt auch die geistige Entwickelung seiner Untertanen zu fördern, und dürfen es daher wohl als einen Akt hoher Anerkennung bezeichnen, wenn Friedrich der Große nach Erlaß des General-Landschulreglements auch unser Stift dazu auserkor, Sitz eines Lehrerseminars zu werden.

Alle diese Momente bestätigen vollauf den Ausspruch eines hervorragenden heimischen Geschichtsforschers, daß die Gründung und Entwickelung des Cistercienserklosters Leubus ein kulturgeschichtliches Ereignis ersten Ranges war.

Gegenwärtig ist Leubus wegen seiner vorzüglich eingerichteten und geleiteten Irren-Heilanstalt, sowie als Sitz des Königlich Niederschlesischen Landgestüts weit über die Grenzen der Provinz Schlesien hinaus bekannt. Beide Institute sind auf dem eigentlichen Klosterplatze untergebracht: die Irrenanstalt in der ehemaligen Abtei, das Gestüt in den Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäuden. Außerdem steht auf dem Platze noch die evangelische Jakobskirche — zu Klosterzeiten katholische Kirche der im Gevierte der Abtei wohnenden Beamten, Arbeiter u. s. w. —, die katholische Klosterplatzschule, die Königliche Försterei und ein Hospital für alte, sieche Frauen. Sind auch die Befestigungen der alten Zeit längst gefallen, so macht das Ganze doch jetzt noch den Eindruck einer in sich abgeschlossenen Gemeinde.

Wer zum ersten Male von der nächstgelegenen Bahnstation Maltsch kommend, nach etwa einstündiger Fußwanderung durch den wegen seiner Schönheit vielbesuchten Eichenwald an dessen Ende vor dem Eingangstore zum Klosterplatze angelangt ist, wird unwillkürlich einen Ausdruck des Staunens nicht unterdrücken können ob der Großartigkeit des Eindrucks.

Alle anderen Gebäude hoch überragend, schließt die Irrenanstalt mit einer Langfront von 225 m fast die ganze Ostseite des Klosterplatzes ab. Nördlich und südlich gehen gleich mächtige Seitengebäude von der halben Länge der Hauptfront rechtwinklig nach Osten, von denen das südliche durch einen parallelen Rückbau bis zu der von der Mitte des Hauptgebäudes ausgehenden Klosterkirche wieder ein regelmäßiges Gebäudeviereck mit ebensolchem Hofraum bildet. Hierdurch erlangt der gesamte Komplex eine Mächtigkeit, die ihn zu den größten Bauten der zivilisierten Welt zählen läßt.

Von den der Anstaltsverwaltung gehörigen Räumen haben drei einen geschichtlichen und künstlerischen Wert, der Fürstensaal, das Refektorium und der Bibliothekssaal.

Der Fürstensaal, im nördlichen Seitenflügel, der sogenannten „Prälatur", gelegen, imponiert durch gewaltige Ausdehnung und reiche plastische, in Stuck ausgeführte, malerische Gruppen aus der Mythologie und aus der Geschichte der habsburgisch-lothringischen Kaiserherrlichkeit. Die in Willmannschem Stile gehaltenen Fresken, zum Teil geradezu überraschende Wunder der optischen Täuschungen, sind vorzügliche Erzeugnisse der Leubuser Malerschule.

Bibliothek und Refektorium liegen im südlichen Teile der Abtei und sind dem Publikum im Interesse der Kranken nicht zugänglich. Beide Säle sind mit einem flachen Kuppelgewölbe überspannt, in das die breiten Fensternischen kappenartig hineintreten. Der Bibliothekssaal macht den Eindruck einer gesunkenen Größe, wohingegen das Refektorium, direkt darunter gelegen, wegen seiner harmonischen Architektur und Malerei zu den geltungsreichsten Schöpfungen des achtzehnten Jahrhunderts gezählt wird.

Hoch erhaben über diese Denkmäler künstlerischen Schaffens ist aber der Mittelbau des ganzen Klostergebäudes: die imposante Marien-Klosterkirche.

Eine dreischiffige, kreuzgewölbte Pfeilerbasilika der Spätgotik, unterscheidet sie sich schon im Bau sehr vorteilhaft von dem Rokokostiel des in einer bedeutend späteren Zeit entstandenen Hauptgebäudes. Der verhältnismäßig schmale Mittelgang mit seinem himmelanstrebenden Spitzbogengewölbe, auf drei Seiten umgeben von freundlichen, mit vielen Schnitz- und Stuckarbeiten verzierten Seitengängen, macht einen geheimnisvollen Eindruck auf den Beschauer, obgleich das magische Dunkel der alten Klosterkirchen bei der letzten Restauration — ob zum Vorteil, mag dahingestellt bleiben — hat einem modernen Gewande weichen müssen. Die Kirche ist als ein wahres Mausoleum geistlicher und weltlicher Fürsten zu betrachten; denn außer einer ganz beträchtlichen Anzahl fürstlicher Gönner ruhen nicht weniger als sieben Breslauer Bischöfe unter ihren Mauern. Von den vielen Kunstschätzen, die sie birgt, fallen auch dem oberflächlichsten Beschauer die Willmannschen Apostelbilder, sieben auf jeder Seite, sofort in die Augen. Der Leichnam „unseres Raphael" ruht, noch wohl erhalten, in der auf der Evangelienseite der Kirche im Seitenschiffe gelegenen Gruft.

Besondere Anziehungskraft übt auf die Besucher der Klosterkirche noch die nördlich an die Kirche anstoßende Fürstenkapelle, eine kleine Kreuzkirche mit dem Grabmale Boleslaus des Langen. Auf einer hohen und prächtigen steinernen Tumba liegt ausgestreckt in fast runder Steinfigur die Riesengestalt des Herzogs, das Modell der Kapelle in der Hand haltend. Zu seinen Füßen ruht ein Löwe, das Sinnbild der Kraft. Auf dem der Tumba gegenüberstehenden Altare fesselt ein sehr wertvolles Bernsteinkreuz das Interesse des Kunstkenners. Außerdem birgt die 1312 erbaute Kapelle noch einige vorzügliche Charakterköpfe Willmanns.

Ein Schmuckkästchen eigener Art ist die der Klosterkirche gegenüberliegende, jetzt evangelische, kleinere Jakobskirche. Das äußerlich unscheinbare, nur durch einen Dachreiterturm als Kirche gekennzeichnete Bauwerk bildet ein lateinisches Kreuz, dessen tonnengewölbter Innenraum gerade durch seine Einfachheit vorzüglich wirkt.

Die Akustik der Kirche ist überraschend schön.

Zu beiden Langseiten und an der Hinterfront der Jakobskirche stoßen wir auf die umfangreichen Gebäude des Königlich Niederschlesischen Landgestüts. Es

wurde ursprünglich für die ganze Provinz Schlesien eingerichtet, dient aber seit etwa einem Vierteljahrhundert — nachdem ein zweites Gestüt in Kosel für Oberschlesien dazugekommen ist — nur noch der Veredelung der Pferdezucht in Mittel- und Niederschlesien. Etwa 170 Tiere der edelsten Rassen, wie sie den Kriegsbedürfnissen des Staates und den landwirtschaftlichen Interessen der Provinz entsprechen, finden hier Pflege und geeignete Verwendung.

Der übrige Ort, das alte Klosterdorf Leubus, ist ein Flecken mit halb städtischem, halb ländlichem Gepräge.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Leubus gehört unstreitig auch die Kirche und der Weinberg von Städtel Leubus. Dieser Ort, etwa eine Viertel Meile nordwestlich vom Kloster an der Liegnitz-Wohlauer Chaussee gelegen, war ehedem ein bedeutender Umschlagsplatz für die Oderschiffahrt und besaß bis zum Jahre 1842 Stadtrechte. Durch die Greuel des Hussiten- und des Dreißigjährigen Krieges schon heruntergekommen, verlor er seine wirtschaftliche Bedeutung vollends, als die Kahnschiffahrt immer mehr von dem Großbetriebe der Dampfergesellschaften aufgesogen wurde. Heute ist Städtel Leubus ein Dorf von 600 meist katholischen Einwohnern, die sich zum Teil von der Landwirtschaft, zum Teil auch noch von der Schiffahrt nähren. Ein Zeuge der einstigen Blüte der Gemeinde ist aber die auf dem höchsten Punkte der hier steil zur Oder abfallenden, anmutigfrischen Gegend stehende massive Pfarrkirche, zu der gegenwärtig auch noch die Katholiken von Dorf Leubus eingepfarrt sind. Der im Jahre 1734 unter Abt Konstantin begonnene, aber erst bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges vollendete gewaltige Bau, der dritte seit dem Bestehen der Pfarrei, fesselt durch die Großartigkeit des einschiffigen Raumes und durch die einschmeichelnde Malerei seiner Decke, Kapitäler und Wandflächen. Als Hauptschmuck gilt mit Recht das auf dem gleichfalls massiven Deckengewölbe von Ignatz Axter, einem Schüler Willmanns, ausgeführte Kolossalgemälde allegorischen Inhalts. Auch diese Kirche erfreut sich einer vorzüglichen Akustik.

Unmittelbar neben ihr liegt östlich der Weinberg, eine Schöpfung Friedrichs des Großen, dessen praktischer Blick die zum Weinbau vorzüglich geeignete Lage bald erkannt hatte. In der Gegenwart ist der Weinberg mit seinem ländlich-gemütlichen Schweizerhause ein Lieblingsaufenthalt der Touristen. Gern läßt der Naturfreund seinen Blick über die Riesengestalt des vor ihm liegenden Klosters schweifen, mit Wonne ruht das Auge auf dem frischen Grün des vom Oderstrome durchfurchten Eichenwaldes, und wenn dann die güldenen Strahlen der Abendsonne den hohen Klostertürmen ihren letzten Gruß senden, verläßt wohl der in Erinnerung an die vielhundertjährige Geschichte dieses Ortes versunkene Fremdling den traulichen Platz nicht minder ungern wie der Einheimische, der nach des Tages Last und Hitze bei einem frischen Trunke hier Erholung gesucht und gefunden hat.

A. Volkmer.

Michael Willmann,

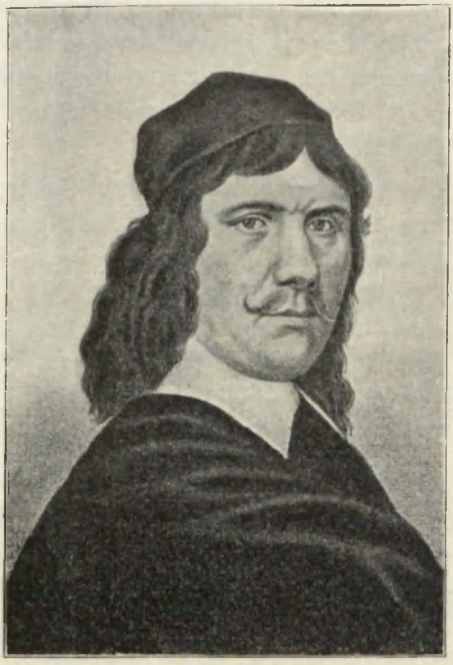
der schlesische Raphael.

Schlesiens berühmtester Maler ist Michael Willmann, den seine Zeitgenossen den schlesischen Raphael oder Apelles nannten. Solche Ehrennamen erwarb er sich nicht nur deshalb, weil er durch seine fruchtbare Schaffenskraft allseitige Bewunderung erregte, sondern weil er fast der einzige bedeutende Künstler seines Vaterlandes war. Erstaunlich groß ist die Zahl seiner künstlerischen Werke. Luchs hat nach eingehenden Forschungen deren gegen 1600 ermittelt, und zwar Gemälde, Zeichnungen und Stiche. Willmanns Kunst kann man besonders in den Klosterorten Leubus, Heinrichau, Grüssau, Kamenz, Rauden und Himmelwitz bewundern. In der Ständehausgalerie zu Breslau und in vielen Kirchen Breslaus befinden sich Willmannsche Gemälde von hohem künstlerischen Werte. Aber auch im ganzen Schlesierlande zerstreut bergen zahlreiche Kirchen Gemälde dieses Künstlers, und vielfach sind solche auch im Privatbesitze.

In der Zeit, als in den deutschen Landen der Dreißigjährige Krieg wütete, lebte zu Königsberg in Preußen der Maler Peter Willmann, der Vater des berühmten Malers Michael Willmann. Weder das Geburtsjahr, noch der Geburtsort Michael Willmanns lassen sich genau feststellen. Zuverlässige Daten aus seinem späteren Leben ergeben jedoch mit ziemlicher Sicherheit, daß er im Jahre 1629 geboren ist. Noch mehr Ungewißheit herrscht bei den Kunsthistorikern über seinen Geburtsort; denn als solcher werden Pillau bei Königsberg, Potsdam, Königsberg u. a. genannt.

In dieser alten Handels- und Universitätsstadt, die fern vom deutschen Kriegsschauplatze lag, konnte Willmanns Vater lohnende Beschäftigung finden und Michael die reichen Kenntnisse in der lateinischen Sprache, in der heiligen und Weltgeschichte und in der Mythologie erwerben, von denen seine Werke Zeugnis geben. In Königsberg war es auch, wo sein Vater, des Sohnes erster Lehrmeister, ihn in die Kunst einführte, und wo in seinem Vaterhause der Umgang mit Männern der Wissenschaft und Kunst und mit den Gliedern der Königsberger Dichtergesellschaft einen anregenden

Einfluß auf den Geist und die Phantasie des reichbegabten Knaben ausübte. Durch geduldige und nachhaltige Übung machte der junge Willmann unter der Aufsicht seines Vaters bedeutende Fortschritte in der Zeichenkunst und in der Öl- und Freskomalerei. Zu seiner weiteren Ausbildung begab er sich nach Amsterdam, woselbst er die gewünschte Gelegenheit zu seiner Vervollkommnung in der berühmten niederländischen Malerschule bei dem begabten Meister J. de Backer und im Studium der van Ryn-Rembrandtschen Werke fand. In Antwerpen studierte er die Kunstwerke Rubens und van Dyks. Auch in der Handhabung der Radiernadel erwarb er sich zu dieser Zeit eine große Fertigkeit.



Kaum neunzehn Jahre alt, kehrte Willmann durch die vom Kriege verheerten Provinzen wieder nach Deutschland zurück und nahm zunächst seinen Aufenthalt in Berlin, wo er seine Dienste dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der gerade die Berliner Bildergalerie begründete, anbot. — Einige Bilder, meist mythologische Darstellungen, befriedigten den Landesherrn derartig, daß er den jungen Künstler, den er als eine Zierde seines Landes betrachtete, zum Hofmaler ernannte. In der sorgenvollen Zeit vermochte aber der fürstliche Gönner seinem Schützlinge einen ausreichenden Unterhalt nicht zu bieten, weshalb sich Willmann nach Prag begab, um in der vom Kaiser Rudolph II. begründeten Galerie seine Studien fortzusetzen und für sie einige Bilder zu malen. Infolge der ausbrechenden Kriegsunruhen verließ er Böhmen wieder, um in seine Vaterstadt Königsberg zurückzukehren, wo er sich aber nur kurze Zeit aufhielt. Müde des Wanderns nahm er zu Ende des Jahres 1649 dauernden Aufenthalt in Breslau, weil er hoffte, hier ausreichende Aufträge zu erhalten, zumal ein Maler von seiner Begabung in Breslau damals nicht lebte. Diesem freischaffenden Talente aber setzte die dortige Malerzunft die größten Hindernisse entgegen, was wohl die Veranlassung dazu wurde, daß sich Willmann der edleren Historienmalerei und überhaupt ernsteren Motiven zuwandte. Er schuf auch religiöse Darstellungen, wozu ihn wahrscheinlich die Sorge ums tägliche Brot drängte. Das Verdienst, Willmann der Provinz Schlesien für immer erhalten zu haben, gebührt dem Abte Arnold Freyberger von Leubus. Er gab dem Künstler den Auftrag, die Leubuser Klosterkirche, die in den Kriegsunruhen verwüstet und nachher wieder restauriert worden war, mit Malereien zu versehen. Willmann leistete dieser Aufforderung bereitwilligst Folge;

denn dadurch entging er allen Anfeindungen seitens der Breslauer zünftlerischen Maler, und außerdem konnte er darauf rechnen, daß sich jetzt seine Erwerbsverhältnisse günstiger gestalten würden.

Willmann siedelte nun nach Leubus über und wohnte bis zu seiner Verheiratung im dortigen Kloster. Mit dem Prälaten Arnold lebte er in einem innigen Freundschaftsverhältnisse. Seine gottesfürchtige Erziehung, die Greuel des Dreißigjährigen Krieges, das Studium der Kirchengeschichte und der Schriften der Kirchenväter, dann aber auch der Verkehr mit den Cisterciensern ließen in ihm den freien Entschluß reifen, in der Klosterkirche zu Leubus zur katholischen Kirche überzutreten. Nachdem sich Willmann in Leubus ein kleines Vermögen erworben hatte, vermählte er sich mit der hinterlassenen Witwe des kaiserlichen Hofagenten Lischka zu Breslau, namens Helena Regina, geb. Schultzin, die er wohl während seines früheren Aufenthaltes in Breslau schätzen gelernt hatte.

Dem berühmten Maler verdanken eine Menge Schüler, die nachmals ebenfalls als Künstler hoch im Ansehen standen, ihre Ausbildung. Aus seiner Schule gingen hervor: sein Stiefsohn Lischka, sein einziger Sohn Michael Leopold, seine Tochter Anna Elisabeth, ferner der Breslauer Maler Joh. Jakob Eibelwisser, sein Schwiegersohn Neunherz und dessen Sohn Georg Neunherz, dann der Maler Justus v. Bentum aus Leyden, der Maler J. B. Hoffmann, Ignaz Mosler, Kretschmer u. a.

In regem, ernstem Schaffen flossen Willmanns letzte Lebensjahre dahin, bis der Tod dem greisen Maler am 26. August 1706 Palette und Pinsel für immer aus der Hand nahm. Willmanns Leichnam wurde einbalsamiert und in der Konventualgruft der Stiftskirche zu Leubus unter den verstorbenen Ordensbrüdern feierlich bestattet.

Willmann war von großer, stattlicher Figur, hatte eine bedeutende Schädelbildung und besaß wohlwollende und ausdrucksvolle Gesichtszüge. Ihn beseelte ein echt deutscher Geist, der sich u. a. auch in der Abneigung gegen das Tragen der Allongeperücke, mit der sich die Zeitgenossen schmückten, äußerte, wie er sich überhaupt nicht mit fremdem Tand behängen mochte. Dementsprechend war seine Kleidung auch seinem Charakter angemessen, vornehm einfach. Bei aller schlichten Natürlichkeit und ungeheuchelten Frömmigkeit, die sich ja in seinen vielen Werken ausspricht, war er dennoch in Gesellschaft ein jovialer Mann, und wenn ihm nachgesagt wurde, daß er in den letzten Lebensjahren den Becherfreuden über Gebühr huldigte, so erscheint dies als eine bösartige Verdächtigung, die sich dadurch von selbst widerlegt, daß Willmann gerade in seinem späteren Alter eine außerordentliche Fruchtbarkeit als Maler und Stecher entwickelte und dabei Vorzügliches in seiner Kunst leistete.

Willmanns mythologische und religiöse Darstellungen haben, wie bereits angedeutet wurde, von seiten fürstlicher Personen ehrende Anerkennung gefunden. Auch die Porträte und die Landschaftsbilder, die er malte, bekunden des Meisters Begabung. Sein hohes künstlerisches Talent aber entfaltete sich vorzüglich in der kirchlichen Historienmalerei, wobei er, wie dies die äußerst zahlreichen Werke dieser Art dartun, einen enormen Fleiß entwickelt haben muß.

Zeitmangel, Überbürdung, Krankheit und schlechte Bezahlung mögen wohl die Ursache gewesen sein, daß Willmann auch Mittelmäßiges schuf, und daß er zu vielen Bildern nur die Entwürfe lieferte und die Hauptteile malte, während an der Ausführung der Gewandung und an allem Beiwerk die Hand seiner Schüler sichtbar ist. Daß er oft schlechte Farben benützt habe, wie auch behauptet wird, scheint nicht der Fall gewesen zu sein; denn trotz vieler Mißhandlungen und Vernachlässigungen bewährten selbst seine größeren Blätter eine gesunde Dauerhaftigkeit. Wenn in einigen Fällen Willmanns Gemälde jetzt nicht die volle Anerkennung finden, so ist dies wohl oft auf Rechnung späterer Maler zu schreiben, die das Gute verdarben und noch verderben, stets aber ihr Ungeschick zu entschuldigen wissen.

Man hat Willmann auch den Vorwurf gemacht, daß er auf seinen Darstellungen die Schreckensszenen des Dreißigjährigen Krieges oft allzu stark habe durchleuchten lassen. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß er dafür besondere Weisungen hatte, und daß er für Zeitgenossen malte, die nicht nur drastische Kompositionen vertrugen, sondern solche sogar verlangten. In Willmanns Gemälden spiegelt sich also die bewegte Zeit, in der er lebte, wieder, und deshalb verdienen gerade sie besonderes Studium.

Alle früheren Kunstschriftsteller urteilen über Willmann einstimmig, daß er zu den besten Malern gehört, die je gelebt haben, und diesem Urteile schlossen sich auch die neueren Kunstkritiker an, von denen besonders der Königliche Konservator der Kunstdenkmäler Schlesiens, v. Quast, erwähnt sei, der im Jahre 1846 der Königlichen Regierung zu Breslau über die Willmannschen Gemälde zu berichten hatte.

Im allgemeinen läßt sich das Urteil über Willmanns Werke im folgenden zusammenfassen: „Willmanns Kompositionen zeigen durchweg außerordentliche Erfindungsgabe, manche eine feurige Phantasie. Selbst da, wo er Motive anderer Meister benutzte, eignete er sie sich so an, daß sie kaum wieder zu erkennen sind. Er besaß geläuterten Geschmack und befleißigte sich auch dort, wo er für verschiedene Orte dieselben Gegenstände zu malen hatte, der Mannigfaltigkeit in Anordnung und Ton. Wiederholungen waren ihm zuwider. Er führte einen sicheren, kecken, stets markigen Pinsel. Sein Kolorit charakterisiert ihn unter allen schlesischen Malern. Selbst ein minder geübtes Auge vermag bei Vergleichungen des Meisters Eigenart herauszufinden und erkennt ihn nach Zeichnung und Auffassung sofort auf Landschaften, wie auf Historienbildern wieder. In der Muskulatur erinnert bei ihm vieles an Michel Angelo, anderes an Peter Paul Rubens, dessen Übertreibungen er vermied. Rembrandt war sein vorzüglichstes Vorbild; dieses Meisters Manier brachte er auch auf seinen ganz durchgeführten und dann immer ausgezeichneten Gemälden selbständig zur Geltung. Seine Lichteffekte erzielten stets im Beschauer fesselnde Wirkung."

W. Patschovsky.





Der Kunitzer See mit seiner Möweninsel.



Dem aufmerksamen Naturfreunde, der an einem schönen Frühlingstage von Liegnitz mit der Bahn nach Breslau fährt und seine Blicke nach Norden schweifen läßt, entgeht sicher nicht der Anblick eines auf der Hälfte des Weges nach dem nahen Anhaltepunkte Spittelndorf gelegenen großen Wasserspiegels mit einer durch Vögel außergewöhnlich belebten Insel. Es ist dies der Kunitzer See, der größte unter den sieben der Liegnitzer Seengruppe, mit der Möweninsel, der einzigen Schlesiens, die diesen Namen zu führen berechtigt ist.

Wie die meisten Seen der norddeutschen Tiefebene, umgeben ihn meist flache Ufer. Nicht einmal Wald umsäumt ihn; rings um ihn führt ein sonniger Fuß- und Fahrweg, der fast überall einen Blick auf den Wasserspiegel gestattet, ein Weg, der im Spazierschritt zurückgelegt eine Stunde in Anspruch nimmt.

Die dem Gebirge zugekehrte Seite des Sees wird durch eine freundliche Häuserreihe, die jetzt zu dem dahinterliegenden großen Kirchdorfe Kunitz gehört, früher aber eine besondere kleine Gemeinde, die „Seegasse" bildete, begrenzt. Von der gegenüberliegenden, der Odertiefebene zugewendeten, wellenförmig erhabenen Ostseite, insbesondere von dessen höchster Erhebung, dem etwa zehn Meter über dem Wasserspiegel des Sees gelegenen „Burgberge", hat man sogar etwas Fernsicht. Zu Füßen liegt der mit saftigem Grün umrahmte See, gegenüber die Seegasse, dann das herrschaftliche Schloß des Dominiums Nieder-Kunitz, zu dem der See gehört, und die Kirche von Kunitz, im nahen Hintergrunde aber die Türme von Liegnitz und am Horizont das Riesengebirge mit seinen hohen Kuppen. Seegasse und Riesengebirge geben ihre Spiegelbilder aus der Tiefe des Sees wieder.

Die bewachsenen Ufer führen in schneller Folge über Süß- und Ried-Gras, über Kolben, Binsen und Schilf zum Wasserspiegel, auf dem dann noch das Tausendblatt (Myriophyllum spicatum) als Abschluß der Vegetation erscheint. Von

den genannten Pflanzen liefert nur das Schilfrohr einen namhaften Ertrag. Gewöhnlich wird es im Herbste geschnitten, zum Trocknen bündelweise aufgestellt und beim Beginn des Winters abgefahren. Als wertvolle Ertragsgegenstände treten dann noch hinzu: das Heu der Insel, die Fische und vor allem die Eier der Möwen. Der Gesamtwert aller dieser Pachtobjekte beläuft sich jährlich auf mindestens 3000 *M*.

Der See selbst hat bei nur wenig mehr Länge als Breite einen Flächeninhalt von etwa 110 ha und eine größte Tiefe von 12 m. Vom Dorfe her und an seiner Nordseite ist der Übergang zur Tiefe auf sandigem Grunde ein ganz allmählicher, weshalb sich hier vielfach Wasch- und Badeplätze finden; aber es ist nicht eine wirkliche Badeanstalt vorhanden. An warmen Sommertagen entwickelt sich hier wohl auch ein recht bunt belebtes Bild von badenden Kindern, schwimmenden Pferden mit ihren Reitern, brüllenden Kühen mit ihren Mägden, waschenden Frauen und schnatterndem Federvieh, das gerade hier am See vorzüglich gedeiht.

Das trübgrüne Wasser des Sees hat oberhalb weder Zu- noch Abfluß, birgt aber auf seinem Grunde kalte Quellen, die sich beim Baden durch plötzlichen Temperaturwechsel verraten. Nach lange anhaltenden Regengüssen überspielen seine Fluten wohl den Dorfweg; aber dann entledigt sich der See seines Wasserüberschusses unter Benutzung eines sonst gewöhnlich trockenen Grabens nach dem im Nordosten gelegenen „Kuhbruche“.

Auch im Winter betreibt man lohnenden Fischfang mittelst großer Netze. Obschon ärmer an Fischen als der benachbarte Koischwitzer See, fehlt ihm doch nicht der wohlschmeckende Wels und der Weihnachtskarpfen. Interessant ist auch das hier häufige Vorkommen des kleinen, kaum fingerlangen Stichlings, den Ostwinde oft in großer Zahl an den Dorfweg spülen, interessant, weil er ein Nestbauer ist, der seine Jungen bewacht. Im Angeschwemmten der Ostseite herrscht im April ein reges Insektenleben, das Käferfreunden reiche Ausbeute gewährt. In der Tiefe des Sees tummeln sich außer Fischen mancherlei Art auch seltene mikroskopische Krebsarten, deren Kenntnis wir dem bekannten Tiefseeforscher Dr. Zacharias verdanken. Auf den Wellen schaukeln sich wilde Enten und Gänse (doch diese nur als Zugvögel), Taucher, Wasserhühner, Seeschwalben und vor allem die Möwen.

Die Kunitzer Möwen gehören alle ein und derselben Art an, den Lachmöwen (Larus ridibundus). Sie erreichen mehr als Taubengröße; ihr Federkleid ist unten weiß, oben vorherrschend graublau, Schnabel und Füße sind rot. Die Lachmöwe ist ein Zugvogel, der gewöhnlich Mitte März in großen Scharen kommt und Mitte August wieder zieht. Der Nutzen dieses Vogels ist ganz erheblich; denn er nährt sich vorzüglich von Kerbtieren, von denen er die benachbarten Äcker befreit. Standquartier der Möwe bei uns ist nun die eben bezeichnete Insel. Sie ist reichlich einen Hektar groß, im südöstlichen Teile des Sees gelegen, etwas in die Länge gezogen, und erhebt sich bei niedrigem Wasserstande zwei Fuß, bei hohem nur noch wenig über den Spiegel des Sees. Ihre Oberfläche ist eben. Nur ein einziger, tief eingebetteter Geschiebestein, ein Granitblock, ragt etwas über die Vegetation hervor. An ihrer Nordseite steht sie mit einer Untiefe des Sees in Verbindung, von der die Sage behauptet, daß einst hier eine Stadt gestanden habe. Ringsum ist die Insel

mit niedrigem Strauchwerk, namentlich Weiden und Rohr garniert, die Oberfläche selbst aber mit Süßgräsern dicht bewachsen und gerade hierdurch vortrefflich geeignet, Brutstätte zu sein, da die Möwen nur eine weiche Unterlage brauchen, ein künstliches Nest aber nicht bauen.

Von Mitte April an beginnt das Geschäft des Eierlegens, und bald ist die ganze Insel mit Nestern der Möwen so dicht bedeckt, daß Vorsicht dazu gehört, selbst bei langsamer Vorwärtsbewegung nicht in ein Nest oder auf ein Ei zu treten. Ließe man den Möwen die Eier, so würden sie sie ausbrüten, sobald sie in der erforderlichen Stückzahl (zwölf bis fünfzehn) gelegt sind. So macht es ja auch unser Haushuhn. Immer aber über den anderen Tag nimmt man sie weg. Nur den zuletzt gelegten Satz (drei bis vier) läßt man unberührt, damit die Möwen wiederkommen. Wenn dann die Jungen flügge geworden sind, ziehen sie mit den Alten fort. Etwaige Zurückbleibende kommen im Herbste um. Junge Möwen liefern ein wohlschmeckendes Fleisch; ältere schmecken tranig und werden deshalb nicht gegessen.

Bei einer jährlichen Ausbeute von mindestens 300 Schock, durchschnittlich zu 4,50 ℳ, stellt sich der Ertragswert auf 1350 ℳ, ist aber in Wirklichkeit höher, wenn vielleicht auch nicht für den Besitzer der Insel, so doch für den Wiederverkäufer. Hat doch schon mancher Feinschmecker für ein einziges Ei den wenn auch seltenen Preis von 50 bis 75 Pfg. bezahlt.

In der Form den Hühnereiern ähnlich, stehen die Möweneier in der Größe jenen nach. Durch die dunklen, sehr veränderlichen Flecken auf grünlichem Grunde haben sie einige Ähnlichkeit mit Kiebitzeiern. Sie schmecken fast wie Hühnereier; ihr mehr eingebildeter Wert beruht also nur auf ihrer Seltenheit. Denn außer der Kunitzer Möweninsel gibt es in ganz Deutschland nur noch einen ähnlichen größeren Brüteplatz, den auf der schleswig-holsteinischen Insel Sylt.

Wer nach eingeholter Erlaubnis des Besitzers eine Kahnfahrt nach der Insel unternehmen darf, wird sich reichlich belohnt fühlen durch den ungewöhnlichen Eindruck, den die in Wolken auffliegenden Möwen, deren betäubendes Geschrei, sowie deren ängstliches, Besorgnis und Wut verratendes Hin- und Her- und Auf- und Niederflattern hervorrufen. Langes Nachobenblicken ist nicht ratsam, da öfters niederregnender Unrat leicht verhängnisvolle Folgen haben könnte.

Wie die „Getreuen von Jever" hatten es sich auch die „Getreuen von Liegnitz" nicht nehmen lassen, ihrem Bismarck in seinen letzten Lebensjahren ein Eiergeschenk zu senden, das aber in Ermangelung von Kiebitzeiern aus Möweneiern bestand.

J. Gerhardt.



Das verlorene Wasser bei Panten.

Eine käferkundliche Schilderung.



Eine gute Wegstunde nordöstlich von Liegnitz liegt das Dorf Panten, dessen Fruchtfelder aus dem flachen Katzbachtale hinübergreifen in eine wellige Sandzone, die sich in einer Breite von zwei bis drei Stunden bis in die Grenzmarken des Lübener Kreises erstreckt und von der dorthin führenden Eisenbahn quer durchschnitten wird. Das Kolorit erhält diese Gegend vornehmlich von ihren ausgedehnten Kieferwäldern; sie verleihen ihr im Gegensatz zu der aus lichter Ferne herüberwinkenden Berglandschaft einen ernsten Charakter. Und doch sind sie für jeden, der sie an einem freundlichen Sommertage sinnend und beobachtend durchstreift, eine Quelle reinsten Genusses. Auch der Insektenfreund findet hier seine Rechnung; denn in diesen von der Sonne durchglühten Fluren gedeiht das zwergige Volk der Sechsfüßler recht gut. Während der Monate Mai, Juni und Juli, ja selbst noch früher und bis in den Herbst hinein kann er hier fleißig beobachten, mag er sich nun mit der Kenntnis der zahlreichen Arten oder der Erforschung ihrer mannigfaltigen Lebensäußerungen befassen, oder sich gleichzeitig systematischen und biologischen Studien hingeben. Auf einem solchen Ausfluge wolle mich der freundliche Leser begleiten.

Unser Waldgebiet hebt mit dem Gelände der Pantener Höhen an; in weitem, nach Süden geöffnetem Bogen umspannt der stattliche Forst den inmitten grünender Felder sich erhebenden Rehberg, dessen schlanke Säule an den glorreichen Sieg erinnert, den hier der große Friedrich errang. Seitdem sind diese Fluren nicht wieder



von dem Blute streitender Krieger getränkt worden; aber zu einem vollständigen Frieden ist es hier oben doch niemals recht gekommen, denn neben den Jüngern Nimrods haben Männer, mit Schirm, Netz und anderen Fanggeräten ausgerüstet, im Laufe der Jahre gar manchen Beutezug hierher unternommen, und gar manches junge Leben hat dabei ein frühes Ende in ihrer Spiritus- oder Giftflasche gefunden. So wurde in den letzten fünfzig Jahren besonders dem mit erhärteten Vorderflügeln, den Flügeldecken, ausgerüsteten Geschlechte der Käfer oder Koleopteren dergestalt zu Leibe gegangen, daß das Revier, wie man zu sagen pflegt, stark abgesucht ist. Viel Neues ist für unsere heimatliche Käferfauna hier schwerlich noch zu finden; ja manche gute Art, die in älteren Angaben als hier heimisch erwähnt wird, ist so gut wie verschollen, und dies dürfte wohl zumeist in der Entwickelung unserer land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse liegen, durch die den Tieren die für ihre Existenz und Ausbreitung nötigen Bedingungen entzogen wurden. Die fortschreitende Kultur bringt eben das zustande, was von der eifrigsten Sammeltätigkeit nur in seltenen Fällen zu befürchten ist: die Ausrottung gewisser Insektenarten einer Gegend. Trifft dieses Los beliebte, harmlose Tiere, so wird es jeder Insektenfreund aufrichtig beklagen, aber ändern kann er hieran nichts. Um so erfreulicher ist es dann aber auch für ihn, wenn Orte, jahrelang einer ungestörten Entwickelung sich überlassen bleibend, unter dem Einflusse der Witterung, der Vegetation und anderer Faktoren allmählich zu einer günstigen Brut- und Heimstätte seiner kleinen Lieblinge herausbilden. Hier siedeln sich wohl auch Arten an, die seinem engeren oder weiteren Beobachtungsgebiete bisher gänzlich fehlten. Diesen nachzuspüren, ihr zeitliches und örtliches Auftreten festzustellen, ihre weiteren Lebensbedingungen zu erforschen, sind dann die Aufgaben eines ernsthaften Entomologen. Nach einem solchen Orte lenkt er oft seine Schritte; dorthin verlegt er auf längere Zeit den Schwerpunkt seiner sammelnden und beobachtenden Tätigkeit, zum Nutzen der heimatlichen Insektenkunde. Und einer derartigen Stätte wollen auch wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit widmen.

Schon im Bereich der erwähnten Anhöhen, wenige Minuten hinter Panten, liegt das mäßig große und langgestreckte, von einzelnen Eichen überragte Gebüsch, das im Munde der Dorfbewohner allgemein „das verlorene Wasser“ heißt. In sanfter Neigung zieht es sich bis an den Bienowitzer Weg herab. Sein oberer, schmälerer, dem Dorfe zugekehrter Teil besteht vorwiegend aus Eichen- und Haselsträuchern und birgt ein beschränktes Quellgebiet, dessen Wasser ein schmaler, von dichtem Schilf bewachsener Graben in den unteren, breiteren, sich verflachenden Teil abführt. Hier verliert sich das Wässerlein in einem recht ausgedehnten Sumpfgebiete, bestehend aus einer Unmenge größerer und kleinerer Lachen, die von inselartig verteilten Erlensträuchern, unter die sich Birken, Sahlweiden, Ebereschen, Hasel- und Faulbaumsträucher mischen, so dicht beschattet werden, daß nur ein Halbdunkel über ihnen lagert und ihr Wasser selbst an heißen Sommertagen auffallend kühl bleibt. Dieser Teil des Gebüsches ist für uns, dem Namen entsprechend, das eigentliche „verlorene Wasser“. Die der Grabenmündung zunächst liegenden Partien sind ausgedehnter und flacher und ganz von Riedgräsern um- und überwachsen. Carex paradoxa beherrscht das ganze Gebiet; in ihrer Begleitung finden sich C. acuta und paludosa.

Weiterhin tritt diese niedere Vegetation immer mehr zurück. Die Wasserbehälter werden kleiner und tiefer; von jedem Regen aufs neue gespeist, trocknen sie selbst während der Sommermonate nie ganz aus, weil der vorhandene Abzugsgraben nur die bei längeren starken Regengüssen sich ansammelnden und überlaufenden Wassermengen ableitet.

Für unsere Untersuchungen kommt das verlorene Wasser nicht in seinem vollen Umfange in Betracht, sondern nur ein schmales, nach Westen gekehrtes Terrain, das sich in einer Länge von 50—60 und einer Breite von etwa 25 Schritt an einer wegartigen Lichtung hinzieht. Was weiter nach innen liegt, ist den belebenden Sonnenstrahlen zu sehr entrückt, um noch für eine reichere Entfaltung des Insektenlebens geeignet zu sein. Auf den Spiegel der vorderen Wasserlöcher fällt dagegen noch hinreichendes Licht; die einander naheliegenden Ufer gewähren bequemen Unterschlupf, und die auf dem Grunde und an den Rändern lagernden Laubmassen, sowie die üppigen Moospolster der Ufersäume begünstigen die Entwickelung eines mannigfaltigen Kleinlebens, und so lebt und webt es in diesen versteckten Löchern von Insekten und deren Larven, von Asseln, Krebschen, Milben, Würmern und Schnecken. Hier finden die das Wasser und die Ufer bewohnenden Käfer ihren Tisch reichlich gedeckt, mögen Sie nun faulende oder frische Stoffe, vegetabilische oder animalische oder auch wohl gemischte Kost begehren. Von einem friedlichen Stillleben kann allerdings hier ganz und gar nicht die Rede sein, wo der Stärkere von dem Schwächeren lebt und das schwächere Geschlecht nur dadurch erhalten bleibt, daß seine Nachkommenschaft immer wieder in großer Menge auftritt.

Am eigenartigsten gestaltet sich an unserer Beobachtungsstelle das Käferleben im Wasser selbst, und auf dieses wollen wir darum unser Hauptaugenmerk lenken. Um die verschiedenen Vertreter zu fangen, bedienen wir uns des Käferschöpfers, eines durchschlagartigen, an dem Stocke zu befestigenden Blechgefäßes. Das Sammeln ist hier ein mühsames Geschäft und nicht nach jedermanns Geschmack. Doch folge mir, lieber Leser, beherzt hinein in — den Sumpf! Die schmalen Landstreifen, die die Tümpel trennen, sind durch die Feuchtigkeit erweicht und ihre Moosbänke so von Wasser durchzogen, daß wir allerdings selbst bei dichtestem Schuhwerk nicht trockenen Fußes herauskommen werden. Überdies lassen uns die inselförmigen Strauchgruppen schwer festen Fuß fassen und gestatten uns stellenweise kaum ein gerades Aufrichten des Körpers; die vielen Brombeerranken treten uns beim Vordringen wehrhaft entgegen und werden Händen und Kleidern gleich gefährlich. Mit jedem Zuge schöpfen wir viel Laub mit ein, das uns das Aussuchen der Beute, besonders bei der schwachen Beleuchtung des Ortes, sehr erschwert. Und zu allem gesellt sich als der Übel größtes die Mückenplage, der besonders Nacken und Handgelenke schonungslos preisgegeben sind, so daß wir an diesen Stellen noch beim Waschen am nächsten Morgen ein brennendes Jucken empfinden. Aber all diese kleinen Schwierigkeiten überwinden wir gern in der Erwartung einer lohnenden Ausbeute.

Sie besteht aus lauter Käfern, die mehr oder weniger an den Aufenthalt im Wasser gebunden sind und darum auch kurzweg Wasserkäfer genannt werden. Wie bei allen Insekten durchzieht ihren Körper ein Netz feiner Luftröhren (Tracheen), in die die äußere Luft durch eine Reihe von Luftlöchern (Stigmen) aufgenommen

wird. Diese Einrichtung zwingt sie, die Atmung an der Wasseroberfläche zu vollziehen, befähigt sie aber auch, längere Zeit außerhalb des Wassers bestehen zu können. Der systematischen Einteilung folgend, unterscheiden wir unter den Wasserkäfern die Schwimm- oder Tauchkäfer (Dytiscidae), die Dreh- oder Taumelkäfer (Gyrinidae) und die übrigen Wasserfreunde (Hydrophilidae). Von den flinken Drehkäfern, die sonst überall auf der besonnten Oberfläche der Gewässer ihre Kreise ziehen, haben wir von vornherein abzusehen, da sie in unserem beschatteten Gebiete gänzlich fehlen.

Dagegen finden wir die Schwimmkäfer in interessanter Auswahl vertreten. Es sind dies „für das Leben im Wasser umgewandelte Laufkäfer". Sie stimmen mit den Laufkäfern auch im Bau der Mundteile und der Fühler überein; ihr Körper ist aber mehr oder weniger scheibenförmig, und ihre Hinterbeine sind echte Schwimm- oder Ruderfüße, die sie fast nur in horizontaler Richtung bewegen können. Sie nähren sich mit ihren ebenfalls im Wasser lebenden, langgestreckten Larven vom Raube, weshalb auch ihre größeren Arten der Fischbrut schädlich werden. Die ausgewachsenen Larven legen in dem feuchten Uferlande eine geräumige Höhle, die Puppenwiege, an und verwandeln sich dort in zart behäutete Nymphen, die bereits die Form und die Glieder des künftigen Käfers erkennen lassen. Nach einer kurzen Puppenruhe — sie umfaßt höchstens drei Wochen — erscheinen allmählich die Käfer; sie bedürfen aber noch einiger Zeit, um sich völlig auszufärben und zu erhärten. Im allgemeinen von dunkler Farbe, ist doch auch eine ganze Anzahl gelb und rötlich gefärbt oder gezeichnet.

Aus der Gattung der kleinen, keilförmig gestalteten Wassertreter kommt hier allein Haliplus fulvicollis Er. vor; dieses bunte Käferchen ist besonders vom Juni bis August häufig zu finden. Von den großen Schwimm- oder Fischkäfern beobachteten wir nur den nächsten Verwandten des allbekannten Gelbrandes, nämlich Dytiscus dimidiatus Bergst., in einem Exemplare. Diese räuberischen Gesellen bewohnen lieber größere stillstehende oder langsam fließende Gewässer, wo ihnen das saftige Fleisch der Kaulquappen und das gewiß noch schmackhaftere der Fischlein zur Verfügung steht.

Unter den übrigen, immerhin noch ziemlich großen Schwimmern, erwähne ich in erster Linie den seltenen Agabus striolatus Gyll., dessen erste Auffindung einen Zuwachs für unsere schlesische Käferfauna bedeutete und Veranlassung zu einer genaueren Untersuchung des Gebietes wurde. Während wir ihn den ganzen Sommer hindurch nur in wenigen Exemplaren erbeuteten, trat er im Oktober in größerer Zahl auf; darunter war ein von meinem jüngeren Kollegen R. Scholz gefundenes Stück mit stark erhabenen, knotigen Rippen auf den Flügeldecken. Fast wäre man versucht, diese Form für eine Rückbildung anzusehen, da Rippen und Kettenstreifen bei den älteren Stammesverwandten, den Laufkäfern, nicht selten vorkommen. Dieser Art reihen sich noch an: A. unguicularis Thoms. und affinis Payk., an Größe und Gestalt einander sehr ähnlich und hier vorherrschend, uliginosus Linn., subtilis Er., chalconotus Panz. und der hochnordische clypealis Thoms., bisher nur für Lappland heimatberechtigt. Von den übrigen

größeren Arten bemerken wir hier noch als häufig vorkommend den schwarzen Rhantus Grapei Gyll., als nicht selten den mehr gewölbten Ilybius obscurus Marsh. und guttiger Gyll., ferner den hellgesäumten Hydaticus seminiger Deg., den sonst überall häufigen, hier aber seltenen rotbraunen Copelatus ruficollis Schall. und schließlich den flachen, auch hier nur vereinzelt auftretenden Acilius canaliculatus Nicol, dessen Weibchen zwischen den Rippen der Decken breite, behaarte Furchen aufweist.

Haben schon diese größeren Arten unsere Aufmerksamkeit erregt, so steigert sie sich noch bei der Betrachtung der wesentlich kleineren Käfer. Vorerst erwähnen wir den gedrungenen, bunten Coelambus decoratus Gyll. Von der Gattung Hydroporus zählen wir 19 Vertreter; das sind reichlich 50 Prozent der in Schlesien heimischen Arten. Bei ihrer Anführung ihren Größenverhältnissen folgend, beginnen wir mit den vorwiegend rot gefärbten, niedlichen H. scalesianus Steph., unserer kleinsten, kaum 2 mm langen Art, die hier vom Frühjahr bis in den Herbst gar nicht selten angetroffen wird. Ihr schließt sich der überall verbreitete, wenig größere granularis Lin. an, der dunkler gefärbt und auf den Flügeldecken durch eine gelbliche Längsbinde ausgezeichnet ist. Schon wesentlich größer ist der hier und auch anderwärts häufige umbrosus Gyll. und sein seltener Verwandter neglectus Schaum, dessen schlesisches Heimatsrecht, von seinem Autor für die Lausitz angegeben, wir jüngst auch für unsere Liegnitzer Gegend nachweisen konnten. Dann folgen die beiden gelb gezeichneten, seltenen Arten notatus Sturm und vittula Er., die fast einfarbigen tristis Payk. und nigrita Fabr., der weniger seltene angustatus Sturm, mit gerötetem Kopf und Halsschild, und melanarius Sturm, der mit acht gelben Längsbinden geschmückte lineatus Fabr. und der hier recht zahlreiche elongatulus Sturm. Als größte Arten aber schließen die Reihe memnonius Nicol., planus Fabr., erythrocephalus Lin., rufifrons Duft., alle vier hier nur einzeln, der langgestreckte dunkelbraune oblongus Steph., überall sehr selten, vorher in Schlesien nur bei Ratibor aufgefunden, und zuletzt als stattlichster unter allen der 5 mm lange dorsalis Fabr., mit einer gelben Makel zwischen Nat und Schulter, immer vereinzelt auftretend. Noch aber haben wir eines Hydroporus nicht gedacht, der als der interessanteste Bewohner des verlorenen Wassers zu betrachten ist und, hier unter seinen Gattungsgenossen vorherrschend, als ein rechtes Charaktertier des Ortes bezeichnet werden muß. Er steht dem bereits genannten umbrosus nahe, ist aber größer und dunkler und sein Weibchen auf der Oberseite stets ganz matt. Es ist dies der bisher nur in Finnland aufgefundene glabriusculus Aubé; Exemplare, die ich von dem dortigen Forscher, Professor John Sahlberg aus Helsingfors, erhielt, stimmen mit den unserigen durchaus überein.

Es möge bei der Erwähnung dieser Art gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß sich die Fauna des verlorenen Wassers überhaupt schon der nordeuropäischen recht bedeutend nähert, ein Umstand, der um so auffälliger ist, als unser Beobachtungsgebiet dem Flachlande angehört. Gewiß ist diese faunistische Eigenart des Lokals in erster Linie in dem quelligen, mithin naßkalten Untergrunde und der dichten Beschattung zu suchen.

Zu den übrigen Wasserfreunden übergehend, bemerken wir, daß diese recht vielgestaltige Sippe hier nur dürftig vertreten ist. Die großen Arten fehlen ganz; als größter unter seinen Genossen tritt Hydrobius fuscipes L. v. Rottenbergi Gerh. auf. Die übrigen Arten sind fast ausschließlich kleine, weit verbreitete Tiere, die nicht ständig im Wasser leben, sondern ebenso häufig in dem feuchten Uferlaube angetroffen werden. Sie nähren sich, wie schon ihr Aufenthalt andeutet, vorherrschend von modernden und faulenden Pflanzenresten. Da bemerken wir die ovale Cymbiodyta marginella Fabr. und die hochgewölbten, einander sehr nahe stehenden Creniphilus-Arten limbatus Fabr. und bipustulatus Marsh., ferner das kleine, halbkugelige Cyllidium seminulum Payk. und den braunen Limnebius papposus Muls., auch das wiederum hochgewölbte Cercyon lugubris Payk. und Cryptopleurum atomarium Oliv. Die übrigen Arten sind langgestreckte Käferchen mit dichten Punktreihen auf den Flügeldecken. Wir erwähnen zunächst die Hydraena riparia Kugel., deren Gattungsgenossen das Moos schnell fließender Gebirgsbäche bevölkern, dann Hydrochus elongatus Schall. und brevis Herbst, beide mit fünf großen Gruben auf dem Halsschilde, und schließlich die durch fünf Längsfurchen auf dem Halsschilde ausgezeichneten Helophorus nanus Sturm, pumilio Er., granularis Lin., griseus Herbst, aeneipennis und aequalis Thoms. Die Wasserkäfer unseres Beobachtungsgebietes betragen etwa den vierten Teil der in Schlesien heimischen Arten.

Der übrigen Bewohner wollen wir nur noch kurz gedenken. Um in den Besitz der Ufertiere zu gelangen, greifen wir zum Käfersiebe. Das ist ein Leinwandsack, in dessen oberen Teil ein Drahtsieb eingenäht ist, durch das Mulm und Insekten in den unteren Beutel fallen. Seine Benutzung ist auch recht beschwerlich; denn es gilt, das am Ufer und unter den Sträuchern lagernde Laub und Moos einzuraffen und tüchtig durchzuschütteln. Dabei wird mancher Muskel in eine ungewöhnte, allerdings auch heilsame Tätigkeit versetzt. Den so gewonnenen Inhalt untersuchen wir im stillen Stübchen daheim. Als wir auf einer Juli-Exkursion nach einer kurzen Siebeprobe durch einen heftigen Gewitterguß verscheucht wurden, ahnten wir nicht, daß wir in der scheinbar geringfügigen Ausbeute eine vierte schlesische Käfernovität davontrugen; es war dies Trechus rivularis Gyll., ein kleiner, dunkelbrauner Laufkäfer, der hauptsächlich in Schweden und Norwegen einheimisch und in Deutschland noch bei Braunschweig und bei Danzig beobachtet worden ist. Der schlesische Fundort bildet nunmehr den südlichsten Punkt seiner Verbreitung und zwischen den beiden entfernt liegenden deutschen Orten eine willkommene Etappe, an der das seltene Käferchen bis Ende August zu finden ist. Noch andere kleine Läufer und eine Menge von Kurzflüglern birgt das feuchte Laub und Moos. An sie reihen sich eine Anzahl unserer Zwergkäfer an, von den zierlichen Pselaphiden bis zu den winzigen Haarflüglern, deren Größe noch beträchtlich unter ein Millimeter herabsinkt. Von den Weichflüglern oder Fliegenkäfern bemerken wir fertige Käfer auf dem Gesträuch und Larven unter dem Laube. Die phytophagen oder pflanzenfressenden Käfer sind durch Schnellkäfer oder Schmiede, Rüßler und Blattkäfer vertreten. Und schließlich fehlen auch die Blattlausjäger, die Marienkäferchen, mit ihren Larven nicht.

Wollten wir sie alle zählen, die uns durch das Sieb, in das Netz oder in den Schirm fallen, so würden wir bald ein paar hundert Arten zusammenbringen. Und doch erscheint ihre Zahl gering gegenüber der großen Menge der Koleopteren, die unsere heimatlichen Fluren überhaupt beleben. Wir können hierin mit zuverlässigen Angaben dienen; denn „Schlesien hat im Gebiete der Wissenschaft überhaupt, wie in dem der Entomologie insbesondere, seit den ältesten Zeiten Rühmliches geleistet". Und so ist auch seine Käferwelt im Laufe der Jahre so gründlich erforscht worden wie kaum in einem anderen Landesteile Deutschlands. Die beiden Schulmänner, Rektor K. Letzner, im Jahre 1889 zu Breslau verstorben, und Oberlehrer J. Gerhardt, wohnhaft zu Liegnitz, zwei hervorragende Koleopterologen, haben im Auftrage des Vereins für schlesische Insektenkunde, der bereits auf eine fünfzigjährige erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken kann, die Ergebnisse der heimatlichen Käferforschung in dem „Verzeichnisse der Käfer Schlesiens" zusammengefaßt. Nach dem letzten Ergänzungsberichte beträgt die Zahl der schlesischen Käferarten 4347; davon entfallen auf die in unserem Artikel ausführlicher behandelten Dytisciden und Hydrophiliden rund 200, auf die Kurzflügler oder Staphilinien als die umfangreichste Familie 830 Arten.

Die Beherrschung eines solchen Gebietes erfordert eine fleißige Sammeltätigkeit und ein ernstes Studium. Daß das Sammeln nicht so ganz mühelos ist, hat unser Ausflug nach dem verlorenen Wasser gezeigt. Ja eine solche Sonnabend-Nachmittags-Exkursion, die sich, bei einer kurzen Unterbrechung in dem Gasthause des Ortes, von zwei bis neun Uhr erstreckt, ermüdet gründlich, stärkt und erfrischt aber für die Folgezeit Körper und Geist. Von der heutigen heimkehrend, beschäftige uns noch die Frage: Wird das besprochene Gebiet für unsere späteren Beobachtungen seine gegenwärtige Bedeutung behalten? Die Antwort kann nur verneinend lauten; denn der Schleier, der bisher den schwer zugänglichen Ort verhüllte, ist nun von uns durch eine Reihe von Exkursionen ganz erheblich gelüftet und die dortige Käferfauna in der Hauptsache klargelegt worden, so daß einer weiteren Tätigkeit hier nur noch die Bedeutung einer Nachlese zufallen wird. Auch wir werden darum in Zukunft unsere Aufmerksamkeit wieder auf andere Örtlichkeiten richten müssen. Und wie lange wird es noch währen, so wird die Forstverwaltung die Hand auf das Gebüsch legen, es abholzen und dort wohl auch Abzugsgräben anlegen lassen; dann werden die Wasserlöcher, den austrocknenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, bald verschwinden. Bei diesem rauhen Eingriffe wird gar manches Tierchen der hier hausenden Geschlechter zugrunde gehen; die meisten Bewohner jedoch — auch die Wasserkäfer — werden ihre Flügel regen und nach einer anderen geeigneten Heimstätte Ausschau halten. Für uns aber wird der Gedanke an das verlorene Wasser, seine heutige Bewohnerschaft und unsere dortige Tätigkeit stets eine liebe Erinnerung sein.

W. Kolbe.

Liegnitz.

Nach Osten eilt der Bahnzug brausend durch die Gefilde der niederschlesischen Ebene. Zur Linken tauchen in unmittelbarer Nähe die Wasserspiegel mehrerer kleiner Seen auf; die erntegelben Getreidefelder treten zurück, und ein bläulicher Hauch schwebt über üppigen Gemüsefeldern; im weiten Umkreise flimmern die roten Ziegeldächer blühender Dörfer; am Horizonte erscheinen die Grenzwälle der nahen Heide und die Schwestertürme von Wahlstatt; von Nordwesten zieht durch weite, hier und da durch lichte Weidenbüsche durchsetzte Wiesenflächen das träge Schwarzwasser, dem dort von Süden her, hinter jenem Hochplateau hervor, die Tochter des schlesischen Vorgebirges, die Katzbach, hurtig entgegeneilt: Hier liegt Liegnitz.

Die Bahnhofshalle der heutigen Stadt verlassend, folgen wir nicht dem Strome der Fremden, der sich gerade aus in die herrlichen Parkanlagen nach Süden hin ergießt, sondern wir wenden uns, nachdem wir den Promenadengürtel erreicht haben, nach rechts, jener Gegend zu, aus der wir schon vom Bahnzuge aus zwei alte, mächtige Türme gar trutziglich herüberblicken sahen. Unter alten Lindenbäumen führt uns der Weg an einer hohen Fontäne vorüber zum alten Schlosse der Piasten.

Wie's in den alten Wipfeln im Schloßgarten raunt und flüstert! Merk auf, ich will dir's deuten!

Im Jahre 1163 hat Boleslaus der Lange bei der Teilung Schlesiens Mittelschlesien, wozu auch das mit diesem Jahre aus dem Dunkel der Sage heraustretende Liegnitz gehört, zu eigen bekommen.. Sogleich beginnt er ein Schloß zu bauen und nach dem Vorbilde der damaligen Kastelle stark zu befestigen, und dann zieht der Fürst, den die Geschichte „die Ehre des Vaterlandes" nennt, hier ein, und auch seine Nachfolger Heinrich I. und II., Herzöge, begabt mit hohen Regententugenden, tapfer, edel und fromm, nehmen dauernd hier ihren Wohnsitz.

Eine glückliche Zeit zieht herauf, glücklich für Liegnitz, glücklich für ganz Schlesien. Die Herzöge sind deutsch wie ihre Erziehung. Deutsch sind ihre Waffen und ihr Hofstaat, deutsch ist ihr Fühlen und Tun. Und so wird das Liegnitzer Piastenschloß der Ausgangspunkt und der Hort deutscher Sitte und deutschen Rechts, deutscher Kunst und Wissenschaft durch hundert Jahre. Um so mehr als die heilige Hedwig, die Gemahlin des ersten Heinrich, hier einzieht und mit ihr die Blüte der edlen deutschen Geschlechter ihrer süddeutschen Heimat, um so mehr als die frommen Herzöge die Klöster zu Leubus, Trebnitz und Grüssau gründen und mit Pionieren deutscher Kultur besetzen.

Liegnitz ist schon ein stattlicher Ort. Die slawische Volkswelle hat zwar die Lygier verdrängt, die in der vorhistorischen Zeit hier wohnten; aber die neuen Bewohner, die unserer Stadt wahrscheinlich den Namen gaben, haben das Nomadenleben aufgegeben und treiben Ackerbau und Viehzucht. Noch ist der Ort nicht befestigt, noch sind die Häuser aus Holz und Rasen aufgehäufte Hütten; aber schon beginnt man Ringmauern zu bauen und Wallgräben aufzuwerfen, und schon herrscht reges, christliches Leben; zwei aus Holz erbaute Kirchen und der neben der Marienkirche, der heutigen Frauenkirche, gelegene Bischofshof, das Absteigequartier des Bischofs von Breslau, geben Zeugnis davon. Schon blüht Handel und Wandel; Handwerker und Kaufleute finden lohnenden Absatz.

Da durcheilt eine Schreckensbotschaft die Lande. Die Mongolen haben sich nach Niederschlesien gewandt. Der tapfere zweite Heinrich entbietet die Fürsten der benachbarten Völker nach Liegnitz. Sie kommen. Dreißigtausend Streiter stellen sich östlich von Liegnitz dem Feinde entgegen. Blitzenden Auges und kühnen Mutes, auf seine Kraft und seinen Gott vertrauend, gefolgt von seinen Rittern und Knappen reitet Heinrich an der Marienkirche vorüber zum Tore hinaus, um sich auf der „Wahlstatt" an die Spitze der christlichen Haufen zu stellen. Er stirbt den Heldentod. Die Stadt geht in Flammen auf, und die Einwohnerschaft flüchtet auf das Schloß; aber Schlesien, das Christentum und die deutsche Kultur sind gerettet.

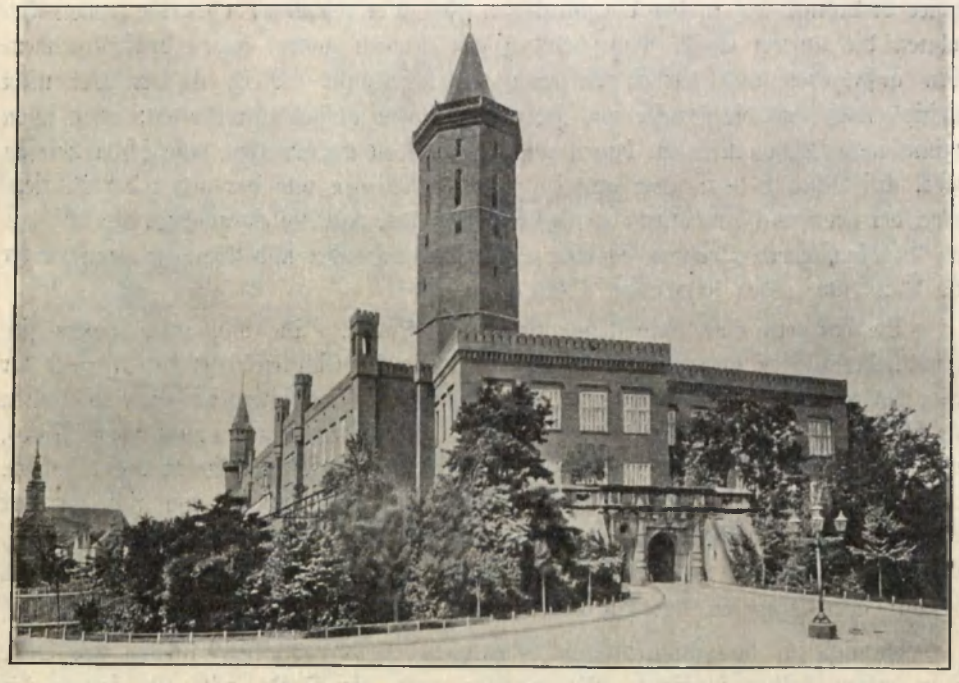
Freilich für das Piastenschloß bedeutet der Tod des edlen Fürsten das Ende seiner ersten kulturhistorischen Glanzperiode, und die Stadt tritt für immer die Führerschaft unter den schlesischen Städten an Breslau ab.

Nach jenen herrlichen Fürsten folgten ja in Liegnitz Herzöge, die nicht eine der Herrschertugenden ihrer Vorfahren geerbt hatten. Während bisher die Stadt sich unter dem Schutze und Glanze des Schlosses entwickelte, hing in der Folgezeit das Schloß in mehr als einer Beziehung von der Stadt ab, und in manch harter Bedrängnis waren „die lieben und getreuen Bürger" von Liegnitz der letzte Hort der wirtschaftlich und moralisch heruntergekommenen Fürsten.

Das heutige Schloß ist nach dem letzten großen Brande vom Jahre 1835 nach einer Idee Schinkels, „schwerlich aber wohl in seinem Geiste", aufgebaut. Nur weniges, und darunter vor allem das im Jahre 1533 von niederländischen Steinmetzen im Renaissancestil aufgeführte Portal mit seinen Säulen, Ornamenten und Inschriften zeugt ebenso von verschwundener Pracht, als die aus dem Anfange des

fünfzehnten Jahrhunderts stammenden beiden Türme an ehemalige Kraft erinnern. Im Jahre 1809 wurde die preußische Kriegs- und Domänenkammer von Glogau aus ins hiesige Schloß verlegt, und seit 1815 ist es Sitz der Königlichen Regierung.

Wenden wir uns nunmehr der Stadt, wie sie in ihrer Anlage nach der Mongolenschlacht entstanden ist, zu. Es ist das der Stadtteil, der auch heute noch „die alte Stadt" bildet, obgleich große Brände und die lodernde Kriegsfackel jede Spur aus jener Zeit vertilgt haben: die Stadt der Krämer, Kaufleute und Handwerker. Jedes Haus hat im Erdgeschoß nach der Straße einen Laden und, falls er einem Handwerksmeister gehört, nach dem Hofe die Werkstätte. Nur die tiefen



Das Piastenschloß in Liegnitz.

Höfe, die oft nur zwei Fenster breiten Fronten der Häuser, die hohen, nach der Straße gerichteten Giebel und manche ehrwürdige Türeinfassung zeugen von längst vergangenen Zeiten.

Wir gehen die Burgstraße hinauf. Hier bauten sich die Meister der aufblühenden Zünfte in den Jahrhunderten nach der Mongolenschlacht ihre hölzernen Häuser, hier saßen die Gürtler und Beutler, die Wollenweber und Kannegießer, die Barchent- und Leinenweber an lauen Sommerabenden vor den Türen und schüttelten die Köpfe über das Leben und Treiben ihrer „Hertzogen von Schlesien und Herren von Legnitz" dort im Fürstenschlosse. Hier hinauf zogen die Herzöge hoch zu Roß ebenso oft zu Bruder- und Verwandtenkriegen, als um ritterliche Turniere auszufechten. Hier hinauf zogen sie auch, um sich weniger ritterlich der Dukaten und Groschen ihres

getreuen Rates zu vergewissern. Hier hinunter gingen würdigen Schrittes die Ratsherren, um für ihr bares Geld und ihre getreuen Dienste neue Rechtsbriefe zu holen, um der Stadt neue Privilegien zu sichern.

In dem Maße, wie der Glanz des Fürstenhauses sank, wuchs die Macht der Stadt. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstand eine weite, massive Umfassungsmauer mit dreißig Türmen, unter denen die an den vier Toren gelegenen die größten und stärksten waren. Die Johanniskirche wurde in die Befestigungen hineingezogen, und lange Häuserreihen, ja ein ganzes Dorf fielen ihnen zum Opfer. So befestigt schlug die Stadt die Angriffe des beutegierigen Raubrittergesindels, das die Herzöge für ihre Länderkriege herbei gerufen hatten, ebenso zurück, wie sie 1430 im Rauche der brennenden Vorstädte den in Gottes Namen mordenden und brennenden Haufen der Hussiten widerstand. Groß war die Unternehmungslust der Liegnitzer, und hervorragend war die Bürgerschaft am Handel beteiligt. Lag die Stadt ja doch an der von Breslau nach Leipzig und Prag führenden Haupthandelsstraße. Sogar mit Nürnberg standen Liegnitzer Kaufleute in Handelsbeziehungen, und für den Wohlstand der Bürger sprach nicht zum letzten die Menge des eingeführten Weines. Mit Vorliebe übermittelte der Rat durch seinen Weinherrn dem Fürsten eine Lage Rheinwein.

Kann es uns wunder nehmen, wenn bei der Ohnmacht des Fürstenhauses und bei dieser Machtentwickelung der Stadt der berühmte Stadtschreiber von Liegnitz, Ambrosius Bitschen, dort in jenem Eckhause (Ring und Ritterstraße), dem wir uns jetzt nähern, in seinem Feuereifer für das Wohl der Stadt und in seinem ungeheuren Ehrgeize darauf sinnt, Liegnitz von der Herrschaft der Herzöge loszulösen und zum Range einer unmittelbaren Königlichen Stadt zu erheben? Daß er den Rat veranlaßt, die Stadt im Jahre 1451 Kaiser Friedrich III. als erledigtes Lehen zugunsten des minderjährigen Böhmenkönigs Ladislaus zu übergeben und diesem zu huldigen? Daß er selbst an der Spitze des Rates nicht nur Johann von Lüben mit seiner Gemahlin Hedwig und seinem Sohne den Gehorsam versagt, sondern an der Spitze von sechs Fähnlein bewaffneter Bürger hinaus in die Gegend von Waldau zieht zum offenen Kampfe, in dem der Herzog in schimpfliche Flucht geschlagen wird? Ambrosius Bitschen hat Liegnitz groß gemacht, wie es nie zuvor gewesen ist. (Die Stadt erhielt damals zu den gekreuzten Schlüsseln den böhmischen Löwen ins Wappen.) Aber der ehrgeizige Stadtschreiber wurde selbst allzu groß, und das sollte die Veranlassung werden, daß man in dem zwischen den Patriziern und den Zünften ausbrechenden Kampfe um die beiderseitigen Rechte seinen Kopf forderte.

Die Gliederung des Erdgeschosses am ehemaligen Hause des Stadtschreibers, das Portal und sein plastischer sorglos-launiger Schmuck mit den Brustbildern des Bauherrn und der Baufrau sind erhalten geblieben.

Von des Stadtschreibers Hause uns wendend, nehmen wir zugleich Abschied von der Zeit der höchsten Autonomie unserer Stadt. Wieder wird ihr Schicksal abhängig von dem seiner Fürsten und deren Lehnsherren. Wie wechselreich aber ist die Geschichte der nun folgenden Piasten, und wie selten wird die Landeslehnsherrschaft landesväterlich geübt!

Zwar, wie wir jetzt zurückblickend die alten Schloßtürme noch einmal im Glanze der Spätnachmittagsonne aufleuchten sehen, so strahlte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts noch einmal der alte Glanz der Piasten in Friedrich II. auf. Aber schon unter seinen Nachfolgern „dem tollen Friedrich“ und dem „hartgesottenen Sünder“ Heinrich XI. wird die Landesgeschichte wieder eine Leidensgeschichte.

Die große politische Bedeutung Friedrichs II. liegt in zweierlei: in der Einführung der Reformation und in der Schließung des Erbvertrages mit dem Hause Brandenburg. Friedrich II. war einer der ersten Fürsten, der sich der evangelischen Lehre anschloß. Schon 1522 wurde in der Niederkirche die erste evangelische Predigt gehalten, und ein Jahr später wurde Friedrich II. selbst öffentlich evangelisch. Liegnitz war somit die erste Stadt Schlesiens, in der man die Lehre Luthers aufnahm, und zwar mit offenem Herzen. Es wird uns füglich auch nicht wunder nehmen, daß es einem Fürsten wie Friedrich II. ernst war um die geistige Befreiung seines Volkes. Er gründete die Goldberger Schule, deren Ruf durch Trotzendorf begründet wurde für alle Zeiten. Er berief Kaspar von Schwenckfeld an seinen Hof und Krautwald, Ziegler und Trotzendorf von Wittenberg nach Liegnitz, damit sie hier, wahrscheinlich im Dome, Vorlesungen hielten; hatte er ja doch nichts weniger im Auge, als Liegnitz zur Universitätsstadt zu machen.

Von weitem diplomatischen Blick aber zeugt seine Erbverbrüderung mit dem Kurhause Brandenburg. Es war ihm klar, daß seine Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, eingekeilt zwischen österreichisches Kronland und brandenburgischen Besitz, ihre Selbständigkeit nicht dauernd wahren könnten, und es ist erklärlich, daß er das Heil seines Landes nicht bei dem in Sprache und Sitten fremd gewordenen Böhmen, sondern bei Brandenburg suchte, mit dem ihn und sein Fürstentum innige Bande der Religion, der Freundschaft und Verwandtschaft verknüpften.

Es ist hier nicht der Ort, einzugehen auf den Vertrag selbst, auf die Berechtigung seines Abschlusses, wie auf die von Friedrich II. nie anerkannte Nichtigkeitserklärung durch König Ferdinand; wir wollen nur auf seine Bedeutung hinweisen, denn in der Bedeutung des Erbvertrages liegt auch die große Bedeutung unserer Stadt für unser Königreich: „Hätte der Piastenherzog Friedrich II. nicht mit ungetrübter Klarheit die verschlungenen Beziehungen der politischen Verhältnisse der damaligen europäischen Staaten überblickt und im Innern seines Geistes auf Jahrzehnte hinaus das Zweckmäßige und Zuträgliche seines Landes erwogen, so hätte sich sein genialer Nachkomme, der große Friedrich auf Preußens Throne, wohl nimmermehr den Lorbeer seiner Siege und die noch bedeutendere Palme als Beglücker seiner Länder erringen können; er würde sich, wenn der ungezügelte Tatendurst seines Naturells ihn auf die schwankende Bahn des Kriegsschauplatzes gedrängt hätte, wohl den zweideutigen Ruhm eines Eroberers oder Usurpators erworben haben, aber ganz Europa hätte ihm bei seinen Erfolgen nicht zujauchzen können, und seinen Widersachern hätte der unüberwindlichste Bundesgenosse zur Seite gestanden — das Recht.“

Mit der Stellung Friedrichs II. zu seinem Lehnsherrn stand die erneute Befestigung der Stadt in innigem Zusammenhange. Der Fürst erkannte die Mängel

der aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Befestigungen und suchte ihre Stärke durch Anlage von Erdwerken zu vermehren. Auch die Befestigung seines Schlosses und die Ausschmückung dieses seines Fürstensitzes machten unter ihm erhebliche Fortschritte. Mit diesen Bauten des Fürsten begann aber auch eine neue Bauperiode unserer Stadt. Auch hier zeigte sich ein mächtiger Aufschwung der Baulust und Baukunst, und das sechzehnte Jahrhundert verlieh dem Stadtbilde ein im ganzen der Gegenwart gleichkommendes Bild. Man begann jetzt allgemein aus Stein zu bauen, und wenn auch die neueste Bauperiode unter Zuhilfenahme von Stuck und Ölfarbe den alten Schöpfungen, um Luft und Licht zu schaffen, überall hart zu Leibe gegangen ist, so ist doch auf der Schloß-, der Frauen- und der Bäckerstraße, besonders aber auf dem Ringe manches Denkmal aus jener Zeit erhalten.

Welches Bild wohl der Ring zu jener Zeit bot?

Schon seit 1379 steht hier in Stein gebaut das Rat- und Gewandhaus der Stadt, und darinnen befindet sich „die schöne Ratsstube, welche keiner im Lande leichtlich weichet", dazu ein Sal, in dem die Tänze der Jugend stattfinden, und zwar in einem Glanze, „daß der Rat eifern muß gegen Pluderhosen und kurze Mäntel" — der Türkengefahr wegen. Nach Norden steht der Stadt Kaufhaus und davor, dort, wo sich seit 1747 die Hauptwache befindet, die Staupsäule, zu der manch armer Sünder barhäuptig und barfuß in der Schleife geführt wird. In der Fimmlergasse verkaufen die Sonnenkrämer und im Reichskrämergäßchen die Reichskrämer ihre Waren. Jeder das Seine. Insbesondere dürfen „kurze Waren, Pelß, Rheinische und willene strumpffe, Sommerhandschuch, seidne Schleyer, Huttbinden, Stälinknöpffe, gurtel vnnd gehencke" nur von den Sonnenkrämern geführt werden. Aber die Reichskrämer haben ein weites Gewissen. Muß sich doch der Stadt-Apotheker beim Fürsten beklagen, daß sie sogar Sachen führen, die ihm privilegiert sind, „in Sonderheit aber Sennesbletter, Rhebarbara, Confekta, Eingemachte Sachen, Brustkuchel, oder was sonst mit Zucker oder Zuckerkanth überzogen wird. Item Theriak und dergl." Rings um den Ring stehen schmale Häuser mit den vom Fürsten bewilligten „Bänken", an der Südseite seit 1333 die Peter-Paul-Kirche und davor der von niederländischen Steinmetzen fein ausgehauene Röhrbrunnen.

Dienstags findet Getreidemarkt statt, der von einer Blüte ist, „daß man kaum zu Fuß gehen kann!" Auch Gemüse wird schon feil geboten, und vielleicht hat der Chronist gar Recht, der behauptet, die Liegnitzer hätten, noch in Felle gehüllt, schon Kräuterei getrieben. Wenn aber Heinrich XI. mit Hans von Schweinichen, jenem mit allen Vorzügen und Schwächen einer deutschen Natur ausgestatteten Rittersmanne, und seinen ihm an Tollheit nicht nachstehenden Edlen „auf die Bahn" (kleiner Ring) zum Rennen und Stechen zieht, dann haben die Kräuterfrauen ihr Gemüse zusammenzuraffen, und der Rat läßt das Pflaster aufreißen und stellt eine Lage Rotwein zurecht — oder auch zwei.

Und der heutige Ring? Noch gibt es hier und da schmale Häuser; aber alle, die der neuesten Zeit entstammen, sind zu großen Kaufhäusern geworden. Noch hat der Ring am Dienstag seinen Getreide- und Gemüsemarkt; aber ein noch lebhafterer ist am Freitag dazu gekommen. In nicht endenwollenden Wagenzügen führen an

diesen Tagen die kleinen Besitzer der Umgegend die Erzeugnisse ihrer Gärten und Felder, ihrer Vieh- und Hühnerställe nach der Stadt, um sie hier auf dem Ringe oder Friedrichsplatze feilzuhalten. Der „große Gutsbesitzer" verkauft „im ganzen"; aber auch er rollt in seinem einsitzigen Wagen an den Markttagen nach der Stadt und verhandelt mit Hunderten seinesgleichen seine Ernte auf dem kleinen Ringe. Das heutige, in den Jahren 1737—1741 erbaute Rathaus nimmt sich in der stattlichen Umgebung bei allem Reichtum der Formen recht bescheiden aus. Es schließt sich daran das nach dem Palaste Strozzi in Florenz erbaute Stadttheater, an dessen Rückseite noch heute die schmalen Heringsbuden ihre Stütze finden. Auch Sonnenbuden gibt es in der Fimmlergasse noch, und der ganze Häuserblock nördlich davon, an dem nur die Hauptwache hervortritt, paßt wenig in den großstädtischen Rahmen.

An der nordwestlichen Ringecke aber fällt ein umfangreiches, palastartiges Gebäude auf, das, mit der Front nach der Hainauerstraße gelegen, ein ganzes Häuserviertel einnimmt. Der durch einen Balkon auf stattlichen Kompositsäulen ausgezeichnete Mittelbau wird durch einen Giebel gekrönt, dessen Feld durch kriegerische und Handelstrophäen und durch wissenschaftliche Geräte in Relief verziert ist, während sich beiden Seiten vier kriegerische Figuren anschließen, die der schmalen Straße wegen freilich nicht zur Geltung kommen. Es ist die Königliche Ritter-Akademie. Ihre Entstehungsgeschichte führt uns in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Wenn schon die Regierungszeit der Nachfolger Friedrichs II. für Liegnitz das Ende der glücklichen Zeit bedeutete, in der es Landgüter kaufen und Fürsten Geld leihen konnte, so sank mit dem Dreißigjährigen Kriege wie die Glorie Schlesiens und der Wohlstand der Städte überhaupt auch der Wohlstand unserer Stadt ins Grab.

In diesem Kriege ist Liegnitz zwar glimpflicher weggekommen als die Nachbarstädte, und das hat es außer seinen Festungswerken vor allem der „weisen Mäßigung" seines Fürsten Georg Rudolph zu verdanken; aber auch dieser treue Fürst konnte es nicht verhindern, daß Kaiserliche und Sachsen in Liegnitz wiederholt Garnison bezogen, und was das bedeutet, weiß jedermann.

Georg Rudolph, ein Fürst von unbeugsamer Gerechtigkeit, aufrichtiger Frömmigkeit und unerschütterlicher Treue, war der letzte Piast, der für unsere Stadt Bedeutung hatte. Begeistert für Kunst und Wissenschaft, ließ er durch italienische Meister großartige Schloßbauten aufführen, an dessen Glanz nur wenige aus den großen Bränden von 1711 und 1835 zurückgebliebene Reste erinnern. An seinem Hofe herrschte reges geistiges Leben. Hier lebte und dichtete der Hofpoet Martin Opitz; hier starb 1655 der Dichter der trefflichen Epigramme, Friedrich von Logau, doch ist sein Leben in hiesiger Stadt ebenso unbekannt wie sein Grab. Liegnitz scheint überhaupt immer ein rechtes Dichterheim gewesen zu sein; denn fast alle Mitglieder der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule hielten sich hier auf.

Einzig in der Geschichte ist die Tatsache, daß ein Fürst eine Schulanstalt zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. Am 28. April 1646 fundierte Herzog Georg Rudolph das St. Johannisstift zum Zweck „der Erhaltung der bei

der fürstlichen Hofkirche zu St. Johannis in Liegnitz jetzt und künftig bedienten Kirchen- und Schuldiener". Das edle Werk hat später eine dem Geiste des Stifters wenig entsprechende Veränderung erfahren. Damit die Stadt, insbesondere aber der schlesische Adel ausgesöhnt würde mit der Übergabe der ehemaligen Hofkirche an die Jesuiten, und damit die Fonds der Rudolphinischen Stiftung ihrem ursprünglichen Zwecke nicht ganz entzogen würden, gründete der Kaiser Leopold 1708 die Ritterakademie, eine Hochschule, „für die hiesige Ritterschaft und Noblesse, woselbst nicht allein diejenigen, denen Gott einiges Vermögen beschert hat, mit weit geringeren Mitteln, andere aber und von Mitteln ganz entblößte Junge von Adel auch gar ohne Entgelt ritterliche Qualitäten und Wissenschaften erlangen können". Die Anstalt war lange Zeit vorzugsweise eine Vorbereitungsanstalt für Kavalleristen von Adel; heute ist sie ein Gymnasium, das auch von Stadtschülern aus allen Ständen der Bevölkerung besucht wird.



St. Johannis-Kirche in Liegnitz.

Hinter der Ritterakademie liegt am Kohlmarkte die St. Johannis-Kirche. Wahrscheinlich stand an derselben Stelle schon 1048 eine Kirche, die nach einander den Benediktinern und den Franziskanern gehörte. Mit der Reformation wurde sie Hofkirche und nach dem Aussterben der Piasten im Jahre 1675 stand sie verwaist, bis sie 1698 den Jesuiten und 1804 der katholischen Gemeinde, die bisher ihre Gottesdienste in der Kapelle des Bischofshofes abgehalten hatte, übergeben wurde.

Prächtig ist die von zwei Türmen überragte Fassade, die in jedem Zuge die Bauart der Jesuiten bekundet. Sie ist mit ihren Kompositsäulen, Gesimsen, Spitzpfeilern und Urnen eine der stattlichsten Leistungen des Barockstils. Neben der Kirche liegen die ehemaligen Kollegiatsgebäude der Jesuiten, die heut zu Schul- und Wohnzwecken benutzt werden, und der Kirche gegenüber befindet sich die ehemalige Probstei der Cistercienser in Leubus. Alle diese Gebäude sind Kunstdenkmäler von hohem Interesse.

Doch wir wenden uns in das Innere der prächtigen Kirche und von da durch eine der beiden vergitterten Türöffnungen einige Stufen hinab nach dem Mausoleum der letzten Piasten zu Liegnitz. Hier in der 1677 unter Leitung des Malers und

Bildhauers Matthias Rauchmüller erbauten und in den Jahren 1899—1902 kunstsinnig renovierten Fürstengruft*) ruht neben vier Gliedern seines Hauses Georg Wilhelm, der letzte Piast, der letzte des mächtigen Fürstengeschlechts, „das 900 Jahre geblüht, Polen 24 Könige, Schlesien 123 Herzöge, der Kirche 6 Erzbischöfe und Bischöfe und — was noch mehr sagen will — einem großen Teile des östlichen Europa Religion und Kultur geschenkt hatte."

Es ist Abend worden, und wir folgen dem praktischen Liegnitzer, der zu dieser Stunde mit großer Regelmäßigkeit in den Keller des Rathauses zieht, um „am runden Tische" die Angelegenheiten der Stadt mit einem Eifer und mit einer Sachkenntnis zu besprechen, die ihn ohne weiteres zum Stadtverordneten prädestinieren. —

Ein neuer Morgen bricht herein. Wir stehen „an der Pforte" der neuen Stadt und der neuen Zeit. Zwar die Nordseite der Peter-Paul-Kirche liegt noch in tiefem Schatten, und der Gabeljürge im Röhrbrunnen will uns noch gar grausige Geschichten erzählen von Krieg und großen Schrecken, von jener kaiserlichen, schrecklichen Zeit, die alle Kriterien einer wahrhaften Mißregierung an der Stirn trägt, jener Zeit, in der das Haus Österreich nicht nur die protestantischen Untertanen der schlesischen Fürstentümer durch Gewissenszwang und wiederholte „Reformationen" der Verzweiflung nahe brachte, sondern auch die katholischen hart bedrückte, jener Zeit, in der die Stadt in ihrer Entwickelung um ein Jahrhundert zurück blieb, jener Zeit, die insbesondere eine geistige Dürre heraufbeschwor, die erschrecklich war.

Aber der Neptun im Röhrbrunnen sah am 27. Dezember 1740 auch die ersten preußischen Grenadiere hier vorüberkommen, und nur er hörte verschwiegen, wie die preußische Armee in der Nacht vom 14. zum 15. August 1760 hier vorüber zog zu jener Morgenschlacht bei Panten, durch die sich der große Friedrich aus einer der gefährlichsten Situationen des ganzen Krieges rettete. Und dicht vor ihm hielt am 18. August 1804 der königliche Wagen, der den nachmaligen Begründer des deutschen Reiches als siebenjährigen Prinzen zum ersten Male nach der Stadt führte, mit der er später durch sein Leibregiment in so innige Beziehungen trat. Freilich einmal noch mußte der Neptun einem fremden Machthaber ins Auge sehen. Am 27. Mai 1813 sah man am Röhrbrunnen eine Menge Reiter, in deren Mitte der Kaiser Napoleon auf seinem Schimmel hielt. Und als die Schatten der Nacht herniedersanken, und der Kaiser dort aus dem Fenster des ehemals Bitschenschen Hauses über die stille Stadt hinübersah nach jenen Höhen im Süden — ob er da wohl ahnte, daß nur ein Vierteljahr später dort drüben an der Katzbach die schlesische Landwehr den Waffenruhm seiner unsterblichen Armee für immer vernichten würde?

Die Schatten weichen, und in heller Morgensonne erstrahlen das herrliche Gotteshaus von St. Peter und Paul und die Türmchen der prächtigen Gebäude der heutigen Passage, der ehemaligen Pforte. Und dort drüben auf dem Friedrichsplatze steht er selbst, der Pförtner der neuen Stadt und der neuen Zeit, „der Sieger von Liegnitz", der große Friedrich.

---

*) Siehe Band II. 207 u. f.

Mit kräftiger Hand hat er die Frucht gepflückt, zu der jener Liegnitzer zweite Friedrich die Keime senkte, und hat dadurch auch unserer Stadt aufgeschlossen das segenbringende Gefilde der Ehre, des Ruhms und der Machtstellung, das der preußische Aar mit seinen Fittichen beschützt. Unter der Herrschaft der Hohenzollern ist das neue Liegnitz aufgeblüht, das wir von der Passage aus betreten. Nachdem die Stadt, 1757 von der Daunschen Armee besetzt und von Moritz von Dessau belagert, zum letzten Male ihre Rolle als Festung gespielt hatte, wurden vom nächsten Jahre an die Wälle planiert, die sumpfigen Wallgräben zugeschüttet und auch die davor liegenden Außenwerke geschleift. Und hier, wo einst Karthaunen spielten und die Besatzung ihr hartes Kriegshandwerk übte, enstanden Maulbeer- und Obstplantagen; hier wuchs die neue Stadt, die schon am Anfange unseres Jahrhunderts mit Recht den Namen „Gartenstadt" führte. Mit Recht! Denn „von der kräftigsten, luxurierendsten Vegetation ist dieser gottgesegnete Ort weit umher umringt, und wie das große Waldschloß eines naturliebenden Fürsten schaut Liegnitz aus einem Walde von Obst-, Linden-, Weiden-, Pappel- und Kastanienbäumen mit seinen gotischen und modernen Türmen und Türmchen".



Portal der Peter-Paul-Kirche in Liegnitz.
Nach einer Photographie von P. Thomas-Liegnitz.

Den Gang durch die neue Stadt auf dem Friedrichsplatze beginnend, fällt unser Blick immer wieder auf die Peter-Paul-Kirche zurück. Um das Jahr 1200 wahrscheinlich aus Holz erbaut, erstand sie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch Meister Wigand aus Stein. Verschiedene Meister und Zeiten haben sich noch an ihr versucht; aber erst der jüngsten Zeit blieb es vorbehalten, die dem Verfalle entgegengehende Kirche würdig umzugestalten. Im gotischen Kirchenbaustile mit roter Kunstziegel-Verblendung, Sandsteingesimsen und Ornamenten nach einem Entwurfe des Professors Otzen durchgeführt, ist die heutige Peter-Paul-Kirche mit ihren beiden zwar verschiedenen, in dieser Unsymmetrie aber nicht störend wirkenden Türmen schon äußerlich eines der schönsten Gotteshäuser der Provinz. Betreten wir aber das Innere der Kirche, wenn die Abendsonne durch die mit herrlichen Glasmalereien geschmückten Fenster das Gotteshaus mit magischem Lichte erfüllt, dann muß sich Herz und Auge hinaufwenden in staunensfroher Andacht zu dem, dem diese Stätte geweiht ist.

Der Friedrichsplatz macht einen unbedingt großstädtischen Eindruck. In der Mitte des Platzes erhebt sich aus würdigen Anlagen von Koniferen und Blumenrabatten das nach der Schadowschen Statue in Stettin modellierte Denkmal Friedrichs des Großen, und an der Südseite des Platzes liegt das Gebäude der städtischen

höheren Mädchenschule. Liegnitz ist die Stadt der Schulen, und schon äußerlich zeichnen sich diese durch ihre monumentalen Bauten aus. Ganz in der Nähe liegt das städtische Gymnasialgebäude, in dem auch ein Königliches Schullehrerseminar Unterkunft fand. Eine Realschule, eine Landwirtschaftschule und ein Lehrerinnenseminar gewähren außer dem schon erwähnten Gymnasium und der Ritterakademie hinreichend Gelegenheit zur geistigen Vorbereitung fürs Leben.

Wenn wir vom Friedrichsplatze aus durch die Gartenstraße wandern, so erreichen wir in wenigen Minuten den Breslauer Torplatz, von dem die Breslauerstraße nach der Karthause führt, jener Vorstadt, die am Anfange des vorigen Jahrhunderts kaum 100



Friedrichsplatz und Peter-Paul-Kirche in Liegnitz.

Einwohner hatte, heute über 10 000 zählt. Die Breslauer Straße ist die belebteste der ganzen Stadt. Unaufhörlich rollt der nimmermüde Liegnitzer Geschäftsmann hier hinaus der Güter zahllose Menge, bis er selbst eines Tages still hier hinausgeleitet wird zur letzten Ruhe auf dem dort draußen befindlichen großen und würdigen Friedhofe. Rastlos fördert hier hinein der wohlhabende Bewohner der umliegenden Dörfer die Erzeugnisse des fruchtbaren Landes, bis er selbst eines Tages hier hinein zieht, um die letzten Jahre seines Lebens hier in Ruhe zuzubringen. Dort wandern sie, die biederen Rentner, zu zweien und dreien die lange Lindenallee entlang, die sich als ununterbrochener Laubgang in schnurgerader Richtung unter dem Namen Königs- und Baumgartallee durch den 40 ha großen Liegnitzer Stadtpark bis zum Katzbachufer hinzieht, und plaudern von der Not der Landwirtschaft, die sie wohlhabend gemacht hat. Sie sind zwar nicht ganz allein; denn vor ihnen

gehen elastischen Schrittes ehemalige höhere Offiziere und hinter ihnen pensionierte korrekte Rechnungsräte, würdige Geistliche und gebeugte Lehreremeriten, sich erfreuend an den farbenprächtigen Blumenbeeten und an den kraftstrotzenden Blätterkronen, die hier der fruchtbare, jungfräuliche Boden wie nirgend anders mühelos und verschwenderisch hervortreibt. Am Anfange der genannten Allee, dem Anfange des eigentlichen Stadtparkes überhaupt, wurde am 16. Juni 1897 in Gegenwart unseres regierenden Kaisers der Grundstein gelegt zum Reiterstandbilde Kaiser Wilhelms des Großen, einem Meisterwerk unseres schlesischen Landsmannes Wilhelm Böse. Wahrlich, man konnte einen geeigneteren Platz nicht wählen; denn in unmittelbarer Nähe, nur durch den ehemaligen Kirchhof der Gemeinde „Unserer lieben Frauen" getrennt, liegt inmitten düsterer Koniferen und lachender Blumenrabatten „der sterbende Löwe", das Denkmal für die im letzten ruhmreichen Kriege gefallenen Helden des Liegnitzer Kreises und der Liegnitzer Königsgrenadiere, deren Chef der große Kaiser einst gewesen ist. In stolzer Wehmut hemmen wir unsere Schritte. Wir sehen sie stürmen, die tapferen Königsgrenadiere an ihrem Ehrentage von Weißenburg, dort hinauf den steilen Geißberg in Tod und Sieg. Und ihnen voran der heldenmütige Kaisenberg, in der Linken die blutüberströmte Fahne des Füsilierbataillons! Und wir sehen auch, wie dort im Abendsonnenscheine des ruhmreichen Tages Deutschlands unvergeßlicher Kronprinz dem Helden mit dem Leben zugleich den Tod von den Lippen küßt. — Doch horch, da tönt Militärmusik! Dort kommt es selbst, das stolze Regiment, dessen Deutschlands erster Kaiser noch in seiner Todesstunde denken wollte. Es kommt vom Hag, dem kleinen Exerzierplatze, und räumt den Platz der Jugend, die sich nun auf dem freigewordenen Wiesenplane, den in gleicher Ausdehnung in unmittelbarer Nähe der Stadt wohl wenige Städte besitzen, und der sich daher auch zur Abhaltung von Volksfesten vorzüglich eignet, tummeln will. Bald halten hier, in kleine Wagenburgen formiert, Hunderte von Kinderwagen, um die die Kleinen die ersten Schritte im weichen Grase versuchen, während die Kinderfrauen und -Mädchen ihre Konferenzen über die Angelegenheiten ihres Herzens und ihrer Herrschaft halten.

Dicht am Hag, in der Mitte der von uns durchwanderten Lindenallee, liegt das Schießhaus, ein städtisches Restaurationsgebäude, mit einem von alten Bäumen beschatteten und mit Hallenanlagen umgebenen Konzertgarten. Es ist das Lokal der großen Versammlungen, in Bezug auf welche das gastfreundliche Liegnitz einen gewissen Ruf genießt. Der das Schießhaus einschließende Park aber muß als Glanzpunkt der städtischen Anlagen bezeichnet werden, ja er wird wohl nicht mit Unrecht „die Perle von Liegnitz" genannt. Schon unmittelbar vor dem Gebäude zur Rechten des Weges erblicken wir ein prächtiges gärtnerisches Schmuckstück. Hinter dem Schießhause aber liegt auf einer sanften Anhöhe der in ganz Schlesien bekannte Liegnitzer Musenhain. Wenn in stiller Abendstunde die letzten Strahlen des Taggestirnes auf die mächtigen Palmen- und Bananenblätter fallen, oder wenn in dunkler Nacht der ganze Hain in bengalischer Beleuchtung erstrahlt und drüben im Ausstellungsparke die Nachtigall jubiliert und schmettert: wahrlich, dann meinen wir, es grüße uns ein Märchenbild aus Tausend und eine Nacht.

Der Ausstellungspark, den wir jetzt erreichen, ist eine große Anlage, die im Jahre 1880 gelegentlich der Niederschlesischen Gewerbeausstellung ausgeführt wurde. Durch prächtige Baumgruppen, herrliche Ausblicke, verstohlen rieselnde Bächlein, heimliche Grotten und blinkende Schwanenteiche übt auch dieser Teil der Liegnitzer Anlagen, die sich seit einigen Jahren bis auf die Siegeshöhe hinauf ziehen, auf Einheimische und Fremde eine mächtige Anziehung aus.

Wenn wir vom Ausstellungsparke in die Luisenstraße einbiegen, so betreten wir nunmehr den Stadtteil, der das lebendigste Zeugnis für das Aufblühen der Stadt Liegnitz seit der Zeit des letzten großen Krieges ist. Vor dreißig Jahren be=



Schießhaus in Liegnitz.

stand das betretene Gebiet noch aus feuchten Wiesen, in denen der Botaniker, ganz besonders aber der Koleopterologe ungestört reiche Ernte hielt. Nur aus dem von einem Lustgarten umgebenden Badehause klangen an manchen Tagen fröhliche Weisen in das melancholische Gelände; denn dort gab der Stadtmusikus Bilse, der spätere, durch seine Konzertreisen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus berühmt gewordene Hofmusikdirektor, seine Konzerte.

Die neueste Zeit aber hat auf diesem Gebiete Straße an Straße gereiht und den Stadtteil aufgebaut, den der Volksmund „das Geheimratsviertel“ nennt. Durch=wandern wir es die Luisenstraße entlang, so bietet sich uns in der Tat ein Straßen=bild, das wir getrost in eine der schönsten Städte unter einem südlicheren Himmel versetzen könnten.

Am Ausgange der Luisenstraße befinden wir uns wieder auf jenem, dem ehemaligen Festungsgraben entsprechenden Promenadengürtel. Umgehen wir auf diesem die Stadt, so gewinnen wir am besten einen Überblick über die neuen Stadtteile, die neben dem eben durchwanderten Stadtviertel und der früher erwähnten Karthausvorstadt den Bevölkerungszuwachs von 17 889 Einwohnern im Jahre 1858 auf 56 000 Einwohner im Jahre 1902 im wesentlichen aufgenommen haben. Wie die Strahlen der Windrose führen die heute völlig bebauten Straßen nach allen Himmelsrichtungen, während eine Reihe Querstraßen die Verbindung zwischen ihnen herstellt.

Nach Süden zieht die Straße der Kräuter, die Jauerstraße, und nach Südwesten die villenreiche Goldbergerstraße. Zwischen beiden stahl sich bisher das fruchtbare Gemüseland bis dicht an die alte Stadt heran; seit kurzem aber ist hier ein großstädtisch angelegtes Villenviertel im Entstehen, das in seinen Straßen zugleich eine Ehrung für berühmte oder wohltätige Söhne der Stadt — Dove, Bilse, Raupach — bedeutet. Der von diesen Straßen umschlossene Bilseplatz ist der größte und schönste der ganzen Stadt. Am Ende der Goldbergerstraße liegt eine der größten Kunstziegelfabriken Schlesiens, und oben auf der Siegeshöhe, von der man einen prächtigen Blick auf die Stadt hat, liegen die städtischen Wasserfilter, ein Glied der unter einem Aufwande von Millionen nunmehr vollständig durchgeführten Wasserversorgung und Kanalisation unserer Stadt. Das Wasser wurde früher der Katzbach entnommen; jetzt aber wird die Stadt mit vorzüglichem, einwandfreiem Quellwasser aus dem im Süden gelegenen Gelände versorgt, und es ist nun auch die letzte Veranlassung gefallen, Liegnitz in die Reihe der ungesunden Städte zu stellen, was übrigens seit Jahren nur noch nachlässige oder böswillige Statistiker und Zeilenschreiber tun konnten. Liegnitz ist nicht nur eine schöne, sondern auch eine gesunde Stadt geworden. Trotzdem aber unsere unermüdliche Stadtverwaltung Millionen für mustergültige sanitäre Einrichtungen aufgewandt hat, gehört Liegnitz zu den wenigen größeren Städten, deren Kommunalsteuern nur wenig über 100% der Staatssteuer betragen.

Zwischen der Neuen Goldberger- und der nach Westen führenden Haynauerstraße liegt die Kaserne des Grenadierregiments König Wilhelm I. und der mit ihr entstandene neue Stadtteil; die Haynauerstraße selbst aber ist die Straße der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten. Wir nennen das schon 1288 von dem edlen, unglücklichen Herzoge Heinrich V. gegründete St. Nikolausstift und das als städtisches Armenhaus dienende ehemalige Franziskanerkloster, die Taubstummen- und die Idiotenanstalt. In der Geschichte der Taubstummenbildung hat Liegnitz eine gewisse Bedeutung. Ein Liegnitzer Arzt, Wilhelm Kerger, war es, der ums Jahr 1704 als Erster in Deutschland nicht nur Versuche machte, Taubstumme zu unterrichten, sondern auch als Ziel dieses Unterrichts schon die Erlernung der Lautsprache bezeichnete. Unsere Wanderung nach der Wilhelmstraße fortsetzend, sehen wir auf diesem Teile der Promenade an schönen Sommertagen lange Reihen von Gefährten halten, in denen sich jung und alt hinausführen läßt nach seinen Lieblingsausflugsorten, hinaus nach Lindenbusch zu lauschiger Rast oder nach dem eine Wegstunde entfernten Pansdorfer See zum erfrischenden Bade.

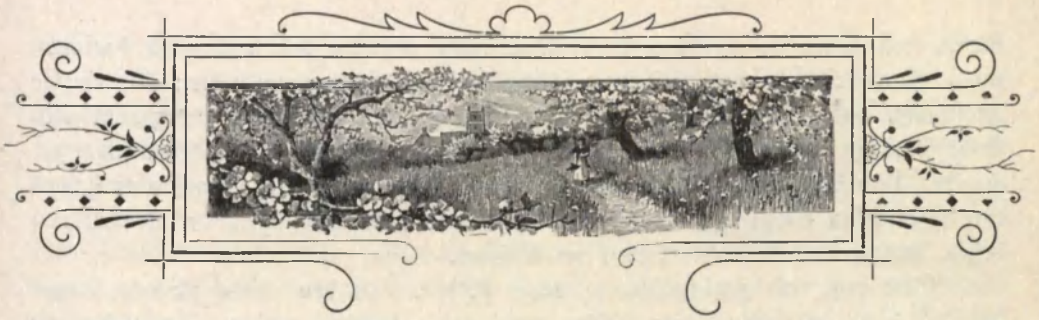
Die Wilhelmstraße ist die Fabrikstraße der Stadt. Von hier sandte die Seilersche Pianofortefabrik, die größte unter sieben am Orte bestehenden, schon mehr als 20 000 Instrumente in alle Länder der Welt; von hier führt in neuester Zeit die Fritschesche Fabrik, in ihrem Zweige die bedeutendste Deutschlands, ganze Wagenladungen feiner Luxusmöbel nach dem In- und Auslande. Wenn wir nun noch erwähnen, daß die Liegnitzer Wollenfabrikation an tausend Arbeiter in den Fabriken, mehrere tausend aber in der Hausindustrie beschäftigt, so wird klar, daß auch in Bezug auf ihre Industrie die Stadt nicht die letzte Stelle unter Schlesiens Städten einnimmt. — Folgen



Pansdorfer See bei Liegnitz.
Nach einer Photographie von G. Henkel-Liegnitz.

wir den Gütern die schattige Piastenstraße entlang, so sind wir in wenigen Minuten wieder am Piastenschlosse, dem Ausgangspunkte unserer Wanderung. Heute liegt hart daneben das stattliche Hauptpostgebäude. Dort hinter jenen historischen Mauern wohnt heute kein Fürst mehr; denn Liegnitz hat schon lange aufgehört, Residenz zu sein. Nur von Zeit zu Zeit hält hier ein deutscher Kaiser kurze Rast, und dann flammt's in den Häusern und Herzen auf von freudiger Begeisterung; denn unerschütterliche Treue zum angestammten Herrscherhause hat neben stolzem, freiem Bürgersinne die Bevölkerung unserer Stadt ausgezeichnet zu allen Zeiten. Heute ist Liegnitz Provinzialstadt geworden; aber der hier im neuen Postgebäude und an ihm vorüber mächtig pulsierende Verkehr gibt Zeugnis davon, daß die Stadt von Jahr zu Jahr mehr emporblüht, und so bietet die Gegenwart die Gewähr dafür, daß auch die Zukunft der Stadt Liegnitz ihrer großen Vergangenheit würdig sein wird.

G. Wende-Liegnitz.



Die Liegnitzer Goldfelder.

Die Dörfer in der Umgegend von Liegnitz zeichnen sich durchweg durch gute, oft stattliche Gebäude aus und legen so Zeugnis ab von dem blühenden Wohlstande, der in dieser ganzen Gegend herrscht. Eins aber fällt uns auf: der Mangel an Obstbäumen. „Halb im Obstbaumwald versteckt" ist keines unserer Dörfer. Das macht die Gurke, die im weiten Umkreise von Liegnitz als wichtigste Frucht in ungeheurer Menge gezogen wird. Sie verträgt keinen Schatten, und darum sind in demselben Maße, wie der Gurkenbau von Liegnitz aus sich immer weitere Kreise erobert hat, nach und nach die Obstgärten verschwunden. Der Gemüsebau von Liegnitz, weit über die Grenzen der heimatlichen Provinz, ja über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt, bewirkt auch, daß im Juli, wenn anderwärts „die Erde ruht in stillem Glanz, geschmückt mit goldnem Erntekranz", hier das Gold der reifenden Getreidefelder durchaus nicht der Grundton des Landschaftsbildes ist; das Dunkelgrün der Gurke, das Blaugrün der Zwiebel beherrscht die Gegend. Der Gemüsebau ist es auch, der die Umgegend von Liegnitz wohlhabend gemacht hat, und in manchem guten Jahre haben unsere Felder sich den Namen „Goldfelder von Liegnitz" verdient. Freilich, arbeiten müssen unsere „Kräuter", wie sich die Landwirte um Liegnitz mit Stolz nennen, so ausdauernd und mühsam, wie anderwärts der Landwirt es nicht kennt. Vom „Achtstundentag" wissen sie nichts. Auch müssen sie auf Stroh und Futtermittel ganz bedeutende Summen ausgeben; denn seit Liegnitz auf seinen Rieselfeldern den Sand der Heide in Fruchtfelder umwandelt, müssen die Kräuter schon des Düngers wegen einen ungleich stärkeren Viehstand halten, als Landwirte anderwärts es tun. — Ist das Wetter günstig, so werden Mitte April die Gurkenkerne „aufgestreut", d. h. in feuchte Lohe gelegt. Durch künstliche Wärme zum Keimen gebracht, sind nach sechs bis acht Tagen die Pflänzchen

soweit, daß nun das mühsame und zeitraubende Geschäft des Pflanzens beginnen kann. Kaum einmal in zehn Jahren bleibt diese erste Pflanzung stehen; eine einzige Frostnacht, einige Tage naßkalten Wetters töten sie unfehlbar. Oft genug geht noch Ende Mai, ja Anfang Juni die zweite, nicht selten auch die dritte Pflanzung zugrunde. Und doch wirds immer wieder versucht; denn einige Tage Vorsprung sichern dem Glücklichen einige hundert Mark Vorteil, und „dreimal müssen die Gurken eingehen, sonst gelten sie nichts", sagt der Kräuter.

Bald ruft das Zwiebelfeld zu neuer Arbeit. In den ersten schönen Tagen des Frühlings, oft schon Anfang März, wurden die Zwiebeln gesät. Jetzt stehen die zarten Pflänzchen da in geraden Linien. Nach einem warmen Regen schimmert das weite Feld in lichtem Grün, aber nicht zur Freude, sondern zum Schrecken des Besitzers, weil nicht die Frucht, sondern die „Jäte" so hell leuchtet. „Lasset beides mit einander wachsen", darf kein Kräuter denken. Darum kommen Männer, Frauen und Kinder, um zu jäten, und auf großen Feldern knieen oft zwanzig bis dreißig Personen in langer Linie neben einander. Um jedes einzelne Zwiebelpflänzchen wird der Boden gelockert; jedes Unkrautpflänzchen wird mit der „Krele" abgeschnitten. Mehrere Monate währt diese Arbeit fast ununterbrochen; denn wenigstens dreimal muß jedes Feld in solcher Weise bearbeitet werden. Der Landwirt freut sich, wenn die Sonne sengend heiß scheint, dann verdorrt die Jäte; er klagt, wenn ein Regenguß sie wieder anwachsen läßt. Wehe ihm aber, wenn regnerisch Wetter längere Zeit die Arbeit hindert! Da „wird die Jäte Herr", und der Pflug muß das Unkraut vernichten, aber mit ihm damit auch die Frucht und die Hoffnung des Landmannes.

Und gar unsicher ist der Lohn so vieler Mühe. Denn der Preis der Zwiebel ist so schwankend wie bei keiner anderen Frucht; bis unter 20 Mark sinkt der Preis eines „Malters" (500 kg), bis auf 100 Mark und darüber kann er steigen. Seit einer Reihe von Jahren schon ist der Ertrag gering; denn der gesteigerte Schiffs- und Bahnverkehr führt unseren Handelsplätzen oft schon Ende Februar frische ägyptische Zwiebeln zu. Wohl behält die „blaßrote Liegnitzer" auch dann noch den Vorzug; aber auf guten Preis ist nun nicht mehr zu rechnen. Immer größere Flächen sind nach und nach mit Zwiebeln bestellt worden; auf großen Bauer-, ja Rittergütern wird diese Frucht gebaut, seit der Körnerbau so geringe Erträge liefert. Fehlt es diesen Großgrundbesitzern an Arbeitern, so säen sie mit den Bewohnern des Dorfes „zur Hälfte", d. h. sie geben Acker, Dünger, Samen, Zugvieh; diese aber verrichten alle Arbeit und empfangen dann die Hälfte der Frucht als Lohn.

Im Juli beginnt die Gurkenlese. Hat die Pflanze die mancherlei Gefahren ihrer Jugend glücklich überstanden, ist sie mit Pflug und „Krele" mehrmals gelockert und gejätet worden, so wuchert sie auf dem überaus fett gedüngten Acker so üppig, daß ihre Ranken das Feld bedecken und kein Sonnenstrahl bis auf den Boden dringt. Jetzt liefert sie die ersten ihrer vielbegehrten, saftigen Früchte. Am frühen Morgen schon geht der Kräuter mit seinen Leuten aufs Gurkenfeld. Querlinien von Rüben und Kohlpflanzen teilen es in „Gänge". Barfuß, damit die zarten Ranken nicht beschädigt werden, Frauen und Mädchen hoch aufgeschürzt, denn die Blätter sind naß vom Tau, durchsuchen die Leute Gang für Gang und zwicken die Früchte ab.

Auf den Rainen stehen die Körbe zur Aufnahme der Gurken, und Wagen bringen sie nach dem Gehöft. Hier werden die Gurken gewaschen und in „Schälgurken“ und „Einlegegurken“ gesondert und abgezählt. Alles vollzieht sich in großer Hast; denn schon ist die Ware durch den Großhändler bestellt, und gleich nach Mittag beginnt auf dem Bahnhof in Liegnitz das Verladen. Die Ware ist geliefert; ihren Preis kennt heute weder der Händler, noch der Verkäufer; denn der wird erst morgen auf dem Frühmarkt festgestellt. „Was werde ich bekommen?“ rechnet der Kräuter. „Am Dienstag erhielt ich noch 2 Mark fürs Schock; wer weiß, ob die Händler Freitag noch 1 Mark auszahlen werden; denn die Tage waren heiß und die Nächte warm, und da regnet's Gurken.“

Wer in Liegnitz an den Hauptverkehrsstraßen wohnt, muß sich eines gesunden Schlafes erfreuen, wenn er in der Nacht vor dem Markttage Ruhe finden will. Denn schon um zehn Uhr kommen die ersten Wagen an, oft aus großer Ferne; zwei, drei Meilen weit kommen sie her, und bald nach Mitternacht rasseln Hunderte der verschiedensten Fuhrwerke von allen Seiten zur Stadt herein zum Frühmarkt. Wagen an Wagen hält am Marienplatze und auf allen angrenzenden Straßen; eine starke Polizeimacht ist aufgeboten, Ordnung in die Massen zu bringen. Von drei Uhr an entwickelt sich dort das Geschäft mit den von auswärts gekommenen Handelsleuten und den hiesigen Großhändlern. Der Landwirt schmunzelt, da er viele fremde Käufer sieht; denn er weiß, daß die hiesigen Großhändler jetzt zusammengetreten sind, „Preis zu machen“, und der Preis wird darum heute nicht schlecht sein.

Schon um fünf Uhr werden die Gurken, wie auch mancherlei anderes Gemüse an die fremden Händler, die auf Wagen verfrachten, in den einzelnen Gasthöfen „gewährt“; denn schon um acht Uhr müssen die Wagen Liegnitz verlassen, wenn morgen in Waldenburg, Landeshut, Hirschberg, Breslau „frische Liegnitzer“ feilgeboten werden sollen. Um sechs Uhr öffnet sich der Bahnhof, und nun rücken die vor ihm inzwischen in langen Reihen aufgefahrenen Wagen langsam vorwärts. Welch riesigen Umfang dieses Verladegeschäft nach und nach angenommen hat, läßt sich aus folgenden Zahlen am besten ermessen.

Auf hiesigem Bahnhofe wurden 1901

348 100 Ztr. Gurken,
114 980 Ztr. Zwiebeln,
257 180 Ztr. Kraut,
19 920 Ztr. Mohrrüben,

neben anderem Gemüse verfrachtet.

Diese Zahlen geben aber nur die Massen der frisch verladenen Gurken an. Hunderttausende von Schock werden durch hiesige Firmen eingesauert, eingesalzen und dann nach und nach versandt.

Wenn aber der erste Hunger nach frischen Gurken gestillt ist und die Zufuhr zu groß wird, dann „drücken“ sich die Preise, und oft genug muß dann der Kräuter das Schock „Schäler“ mit 50, das Schock „Einleger“ mit 20 Pfennigen verkaufen. Er ist in schlimmer Lage, weil sich seine Ware nicht aufbewahren läßt; er muß sie zu jedem Preise verkaufen, der ihm geboten wird. Da scheinen die Interessen des Handels und

der Landwirtschaft oft in unvereinbarem Gegensatz zu stehen, und manch bitteres, derbes Wort des enttäuschten Landmannes bekommt der Großhändler zu hören. Dieser aber lächelt dazu, weiß er doch, daß die Feindschaft nie lange währt. Was wären die Händler ohne die Kräuter? Wo blieben diese mit ihrer Ware ohne die Händler? Der Gegensatz ist eben auch hier nur ein scheinbarer. Welch großes Verdienst um den Wohlstand der hiesigen Gegend hat allein die Firma Grolich sich erworben, die so lange die einzige des Großhandels im Grünzeuggeschäft war!

Auch der Gurkenbau geht im Ertrage zurück wegen der schon erwähnten Überproduktion. Und doch bleibt die Gurke auch für den Landmann eine schöne Frucht. Wer so glücklich ist, gleich am Anfange reiche Ernte halten zu können, dem bringt sie auch jetzt noch einen „schönen Taler Geld", und wenn in guten Jahren der Acker „aushält", dann kann der Kräuter sechs Wochen lang und darüber zwei- bis dreimal jede Woche „die grüne Kuh melken".

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

H. Schnieblich.

Die Schlacht bei Liegnitz

am 15. August 1760.

Zwei Eigenschaften der Stadt Liegnitz fallen jedem Besucher auf: sie macht den Eindruck einer gewerbfleißigen und verkehrsreichen Stadt, daneben wird sie mit Recht die Gartenstadt Schlesiens genannt; dazu kommt noch, Liegnitz ist eine Stadt, reich an geschichtlichen Erinnerungen. Fast keine der wichtigeren Epochen der deutschen Geschichte des späteren Mittelalters und der Neuzeit ist an Liegnitz ohne Spuren vorübergegangen; liegt doch die alte Piastenstadt an der uralten Verkehrsstraße, die aus Rußland und Polen in das Innere Deutschlands führt. So entbrannte im Südosten der Stadt bei Wahlstatt 1241 die große Mongolenschlacht, in der zwar Herzog Heinrich der Fromme mit der Blüte seiner Ritterschaft fiel, durch die aber doch den wilden Räuberhorden die Lust am weiteren Vordringen benommen wurde. Auch in der Zeit der Hussitenkriege erwies sich Liegnitz als ein festes Bollwerk, das dem wilden Andringen der schlimmen Feinde widerstand. Während der Reformationszeit erlangte Liegnitz dadurch Bedeutung, daß sein Herzog Friedrich II. einer der treuesten Anhänger Luthers wurde und auf seinem Schlosse die folgenreiche Erbverbrüderung mit Joachim II. von Brandenburg 1537 zum Abschlusse brachte. Mehrmals umtobte im Dreißigjährigen Kriege wilder Kriegslärm die Stadt, so namentlich im Mai 1634 bei Lindenbusch; hier wurden die Kaiserlichen von den Schweden und Sachsen unter Armin geschlagen. Karl XII. durchzog Liegnitz mit seinem Heere im Jahre 1706, als er von Kursachsen aus nach der Ukraine marschierte.

Höhere Bedeutung aber erlangte Liegnitz und seine Umgebung während des Siebenjährigen Krieges durch den Sieg Friedrich des Großen am 15. August 1760. An diesen Sieg erinnern das von Schadow entworfene Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Friedrichsplatze in Liegnitz und ein anderes, schlichteres Denkmal auf dem Rehberge.

Das Kriegsjahr 1760 hatte für Friedrich recht verhängnisvoll begonnen. Laudon war mit einem österreichischen Heere in Schlesien eingebrochen, hatte den

preußischen General Fouqué bei Landeshut geschlagen und gefangen genommen, darauf Breslau eingeschlossen, das aber, trotz verderbenbringender Beschießung, von Tauentzien mit geringen Streitkräften heldenkühn verteidigt wurde, bis der zum Entsatze an der Oder aufwärts heranrückende Bruder des Königs, der Prinz Heinrich, die Stadt entsetzte. Aber schon rückte ein großes russisches Heer unter Soltikow in Schlesien ein, das, mit dem Heere Laudons vereinigt, dem kleinen Heere des Prinzen Heinrich gefährlich werden mußte. Der König selbst belagerte vergeblich Dresden, das nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759 an die Österreicher verloren gegangen war. General Daun rückte mit 80 000 Mann heran, um Dresden zu sichern. Es stand schlimm um Friedrichs Sache. Dresden vermochte er nicht zu erobern, und Breslau war hart bedroht; darum gab Friedrich die Belagerung Dresdens auf und eilte nach dem schwer bedrängten Schlesien, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Auf diesem Marsche zog Daun mit seinem Heere vor Friedrich her, während Lacy, ein anderer österreichischer General, Friedrich folgte. In der Nähe von Goldberg vereinigte sich Daun mit Lacy, und auch das Laudonsche Heer rückte heran, so daß über 100 000 Mann unter Dauns Oberbefehl Friedrichs kleinem Heere von 30 000 Mann gegenüberstanden. Friedrich bezog am 13. August ein Lager auf der linken Seite der Katzbach, das von der Siegeshöhe bei Liegnitz bis Schmochwitz reichte. Auf der anderen Seite des Flusses lagerten die Österreicher, und zwar Daun mit dem Zentrum bei Hochkirch bis Koischwitz, Lacy mit dem linken Flügel bis in die Nähe von Goldberg, Laudon auf dem rechten Flügel von Koischwitz bis Parchwitz hin. Hinter diesen Heermassen standen 20 000 Mann Russen, die über die Oder gerückt waren, bei Neumarkt, und so war Friedrich von seinem Bruder Heinrich durch zwei feindliche Heere getrennt. Seine Lage war sehr bedenklich, so daß die Feinde jubelten: „Wir haben ihn in einem Sacke; den brauchen wir nur zuzuziehen!“ Aber weder Friedrich, noch seine Soldaten verzagten. Friedrich soll gesagt haben, als er jenes vorzeitige Jubelwort vernahm: „Ich denke ein Loch in den Sack zu machen, das sie Mühe haben sollen zu flicken!“



Denkmal Friedrichs des Großen in Liegnitz.
Nach einer Photographie von P. Thomas-Liegnitz.

Zu schnellem Handeln wurde er auch getrieben, da er nur noch auf drei Tage Brot für sein Heer besaß.

Am 14. August unternahm Friedrich eine Rekognoszierung um Liegnitz und kam dabei nach Pfaffendorf und Panten, die nördlich von Liegnitz und unterhalb der Stadt an der Katzbach liegen. Bei diesen Dörfern steigt das Gelände in nördlicher Richtung an; der höchste Punkt ist der Rehberg. Hierher beschloß Friedrich seine Truppen zu führen, um in der Richtung auf Parchwitz durchzubrechen und sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Bestärkt wurde er in seinem Plane durch einen betrunkenen österreichischen Offizier, der von einem allgemeinen Angriffe Dauns erzählte, der am 15. August erfolgen und Friedrich ein zweites Hochkirch bereiten sollte. Wirklich war ein solcher von Daun geplant. Laudon sollte dabei Friedrichs letzte mögliche Rückzugsstraße, die nach Glogau, verlegen. Der König verbrachte den Rest des Tages im letzten Hause der Goldberger Vorstadt von Liegnitz, damals ein Hospital, jetzt Gasthaus „Friedrichs-Ruh", und leitete von hier aus am späten Abende den Abmarsch seines Heeres aus seinem bisherigen Lager.



In ihm wurden, um Daun zu täuschen, die Wachtfeuer unterhalten. Wachtmannschaften blieben zurück, die wie früher während der Nacht anriefen; dies konnte im feindlichen Lager bei Hochkirch deutlich vernommen werden. Die Straßen der Stadt waren unterdessen mit Stroh belegt worden; die Räder der Kanonen und die Hufe der Pferde wurden mit Lappen und Stroh umwickelt; kein lautes Wort durfte gesprochen werden. Fast geräuschlos zog die Armee durch Liegnitz und gelangte glücklich auf die oben bezeichneten Höhen bei Pfaffendorf, Panten und Bienowitz, von wo aus der König die Wachtfeuer der Daunschen Armee südlich von Liegnitz deutlich sehen konnte. In sternenheller Nacht lagerte die preußische Armee, Friedrich bei ihr, in seinen Mantel gehüllt, an einem kleinen Wachtfeuer sitzend. Diese Stelle ist durch einen schlichten Denkstein bezeichnet. Rundum scheinbar Ruhe und Frieden. Nur Zietenhusaren patrouillierten an der Katzbach entlang. Da — etwa drei Uhr morgens, der König war eben ein wenig eingeschlafen — meldet ein Husarenmajor in größter Eile: „Der Feind ist da und hat bei Bienowitz die Katzbach überschritten!" Das konnte nur Laudon mit seinem Heere sein! Friedrich ließ sofort seine Armee Front gegen Osten nehmen, den Rehberg mit zehnpfündigen Geschützen stark besetzen und

seine Schlachtlinie an der Katzbach abwärts bis über Bienowitz hinaus verlängern. Zieten blieb mit einem Teile des Heeres bei Pfaffendorf stehen, um einen etwaigen Angriff Dauns und Lacys abzuwehren. Der Kampf begann.

Laudon war dem Befehle Dauns zufolge aufgebrochen, um die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen, Friedrich somit die Straße nach Glogau zu verlegen und über ihn von Norden herzufallen. Er mußte ihn noch südlich von Liegnitz in seinem früheren Lager vermuten und marschierte ohne Avantgarde. Er war gerade so überrascht, Friedrich hier zu finden, wie Friedrich durch seinen Angriff überrascht wurde. So plötzlich und unerwartet kam es zur Schlacht, daß die preußische Artillerie, die den Rehberg eben besetzt hatte, den Feind so nahe vor sich fand, daß sie ihn sofort mit Kartätschen bewarf, die in den dichtgedrängten Reihen so furchtbare Verheerungen anrichteten, daß die Österreicher hier nicht vorzudringen vermochten. Laudon ließ Reiterei unterhalb Bienowitz über die Katzbach gehen, die in die linke Flanke, ja in den Rücken der Preußen kam, aber durch preußische Infanterie zum Umkehren gezwungen wurde. Kürassiere jagten die Österreicher in die Sümpfe hinter Schönborn. Damit war die preußische Stellung um den Rehberg zunächst gesichert.

Ein zweiter Angriff Laudons von Panten aus traf den preußischen rechten Flügel, und dieser Angriff schien gefährlich; denn durch das Schieben der Truppen nach links waren hier in den Reihen der Preußen zeitweise Lücken entstanden, auch konnte Friedrich nicht immer die Verbindung mit Zietens Heeresteil wahren. Bei der herrschenden Dunkelheit aber merkte Laudon hiervon nichts. Major von Möllendorf, der schon auf dem Leuthener Kirchhofe entschieden und entscheidend eingegriffen hatte, ließ Panten in Brand stecken, trieb mit seinem Gardebataillone die Österreicher aus dem brennenden Dorfe und jagte sie über die Katzbach. So war Friedrichs rechter Flügel gerettet.

Länger dauerte der Kampf auf dem preußischen linken Flügel bei Bienowitz. Hier schickte Laudon immer aufs neue Infanteriemassen und Reiterei vor. Mehrere preußische Bataillone wurden geschlagen und verloren ihre Fahnen. Aber die Bernburg-Musketiere, das alte, stolze Regiment des „Alten Dessauers", hielten hier, am äußersten linken Flügel fast vereinzelt stehend. Es hatte bei Dresden Unglück gehabt, des Königs Zorn erregt und darum Fahnen, Seitengewehre, Borten und Tressen verloren. Sie wollten jetzt zeigen, was sie wert seien. Ohne einen Schuß zu tun, gingen sie mit gefälltem Bajonette der österreichischen Reiterei entgegen, stachen vom Pferde, was sie erreichen konnten, und trieben die Feinde in die Flucht. Preußische Reiterei kam ihnen zu Hülfe, und nun floh auch der rechte österreichische Flügel über die Katzbach.

Um acht Uhr war hier kein Österreicher mehr auf dem linken Ufer der Katzbach außer vielen tausend Gefangenen. Als der König bald nach Beendigung des Kampfes die Front seiner tapferen Scharen entlang ritt, kam er auch am linken Flügel zu dem Regimente Bernburg, das ohne Säbel an der Seite und ohne Tressen am Hute sich geschlagen hatte wie kaum ein anderes. Er hielt an vor dem Regimente und rief: „Ich danke Euch, Kinder! Ihr habt Eure Sache sehr brav gemacht! Ihr sollt auch Eure Ehrenzeichen wiederhaben!" Der Flügelmann des Regiments, ein alter

Schnauzbart, der so manche Schlacht mit durchstritten hatte, trat vor und sprach: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden! Ist nun Ew. Majestät wieder unser gnädiger König?“ Friedrich klopfte ihm gerührt auf die Schulter und sprach freundlich: „Ja, Kinder, alles ist vergessen und vergeben; nur den heutigen Tag, den vergesse ich Euch nie!“

Eine Verfolgung Laudons konnte Friedrich nicht unternehmen, da er Angriffe von Daun und Lacy fürchten mußte. Lacy war auch bis Waldau, westlich von Liegnitz, vorgegangen. Das Bruch am Schwarzwasser für leicht gangbare Wiesen haltend, war er frisch auf Rüstern zu marschiert, um sich hier auf der Straße nach Glogau mit Laudon zu vereinigen. Aber er blieb im Bruche stecken; nur einige Schwadronen seiner Husaren kamen durch, wurden aber von einem preußischen Bataillone zurückgetrieben.

Daun hatte in größter Stille an der Katzbach Aufstellung genommen, Friedrichs früherem Lager gegenüber, war früh fünf Uhr hinübergerückt und hatte Friedrichs Lager — leer gefunden. Starker Westwind trieb die Schallwellen nach Osten, und so vernahm er nichts vom Kanonendonner der Schlacht, die nördlich von Liegnitz geschlagen wurde. Er marschierte langsam durch Liegnitz bis an das Schwarzwasser. Vor ihm auf den Pfaffendorfer Höhen stand Zieten, der mit seiner Artillerie die Übergänge über das Schwarzwasser beherrschte. Daun befahl einem Teile seiner Kavallerie, über die Schwarzwasserbrücke nach der Vorstadt Töpferberg und darüber hinaus vorzugehen. Zieten ließ genau so viel Reiter herüber, als er meinte leicht überwältigen zu können, erschütterte ihre Massen durch starkes Geschützfeuer und sandte dann einen Reitersturm von zwanzig Schwadronen gegen die Feinde. Das Ende war die fast völlige Vernichtung dieser Abteilung Österreicher. Ebenso erging es österreichischer Infanterie, die den Übergang über die Brücke wagte. Um diese Zeit hörte Daun von der Niederlage Laudons und erhielt Nachricht, daß Lacy nicht vordringen könne. Er brach darum den Kampf ab.

Friedrich rückte noch an demselben Vormittage nach Parchwitz ab. Die Russen, die bei Neumarkt standen, wichen bei der Nachricht von Friedrichs Siege über die Oder zurück, und Friedrich konnte sich mit der Armee seines Bruders Heinrich vereinigen. Breslau war gerettet! Das Andenken des herrlichen Sieges wird durch die eingangs erwähnten beiden Denkmäler lebendig erhalten.

H. Sieber.

Die Schlacht an der Katzbach.

Wieder ein Beispiel von grober Geschichtslüge! so oder ähnlich hat schon mancher Besucher von Liegnitz gesprochen, wenn er zur Zeit der sommerlichen Dürre ans Ufer der fast wasserleeren Katzbach kam. Wem ein „gütiges“ Geschick aber eine tüchtige Erfrischung in Gestalt eines Regentages sendet, der ist nicht wenig überrascht, das unscheinbare Flüßchen in kurzer Zeit in einen reißenden Strom verwandelt zu sehen, der nicht nur sein Bett bis zur Dammkrone füllt, sondern — leider — oft genug die angrenzenden Fluren überschwemmt. Jetzt ist auch der Ungläubige von der Wahrheit des Geschichtsberichtes über die „Schlacht an der Katzbach“ überzeugt; jetzt glaubt er, daß dies wild dahinstürmende Gebirgswasser Hunderten von Franzosen ein nasses Grab geworden ist. Der Weltruf der Katzbach ist wieder einmal gerettet und damit Arndts Strophe bestätigt:

„Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!“

Oberhalb Liegnitz nimmt die Katzbach bei dem Dorfe Dohnau die Wütende Neisse auf, die von Bolkenhain herkommt und bei Jauer vorüberfließt. Die Ufer der Neisse, kurz vor ihrer Mündung in die Katzbach, waren das eigentliche Schlachtfeld am 26. August 1813, dem Tage, an dem die verbündeten Preußen und Russen einem Heere Napoleons I. das erste Mal einen vernichtenden Schlag versetzten. Katzbach und Neisse fließen in tief eingeschnittenen Talrinnen dahin, für gewöhnlich geringe Wassermengen führend, aber nach der Art der Gebirgswässer bei Regenwetter schnell anschwellend. Das östliche Ufer der Neisse bildet hier zunächst eine schmale Ebene, aus der mehrere Wege steil hinaufführen auf eine weite Hochebene, die sich bis über Wahlstatt hinaus hinzieht. In der schmalen Talebene der Wütenden Neisse, sich zum Teil an der Lehne hinaufziehend, liegen Brechelshof,

Schlaup, Schlauphof, Weinberg, Nieder-Crayn und Dohnau, auf der Hochebene dagegen Malitsch, Eichholz, Christianshöh und Bellwitzhof. Auf der Hochebene zwischen Brechelshof, Bellwitzhof und Christianshöh stand am 26. August 1813 das Yorksche Korps als Zentrum des Blücherschen Heeres, während Sackens Korps sich rechts davon bei Malitsch befand und Langeron sich links an das Yorksche lehnte und mit seinen Russen die Gegend von Schlaup bis an die Heßberge besetzt hielt. Seine Stellung war ungemein günstig und fest. Yorks Vortruppen standen bis jenseits der Katzbach bei Wildschütz und Kroitsch.

Blücher hatte für den 26. August den Befehl gegeben, die Truppen das Mittagessen abkochen zu lassen und um zwei Uhr aufzubrechen, um Neisse und Katzbach zu überschreiten. York war unwillig über die beschwerlichen Vor- und Rückmärsche bei andauerndem Regenwetter; Langeron zeigte sich sogar geradezu ungehorsam. Er hatte einen großen Teil seiner Artillerie schon nach Schweidnitz zurückgeschickt, und statt vorzurücken, nahm er seine Vortruppen immer weiter zurück. Er sagte dem Adjutanten, der ihm die Befehle zum Vorrücken brachte: „Euer General ist ein guter Haudegen, aber sonst nichts!" Er glaubte die Kriegsführung und den Trachenberger Kriegsplan besser zu verstehen als Blücher und Gneisenau.

Um elf Uhr vormittags wurde die Vorhut Yorks von überlegenen französischen Heermassen bei Kroitsch angegriffen; sie zog sich kämpfend langsam über Katzbach und Neisse zurück. Man bemerkte, daß die gesamte französische Armee im Vorrücken über die Flüsse begriffen war. Durch das langsame Zurückgehen der Vortruppen erhielt die Hauptarmee der Verbündeten Zeit, Aufstellung zu nehmen. Macdonald, der Führer des französischen Heeres, glaubte Blücher in vollem Rückzuge weiter nach Schlesien hinein und wollte ihn verfolgen. Im Grunde hatten beide Feldherren denselben Plan. Glücklicherweise waren die Franzosen schnellfüßiger als die Verbündeten und überschritten die schon stark angeschwollenen Flüsse.

Blücher und Gneisenau hatten kaum Meldung von dem Vorrücken der Franzosen erhalten, als sie ihre Dispositionen trafen, die recht einfach waren. Die Verbündeten sollten nicht vorrücken, sondern auf der Hochfläche Schlachtaufstellung nehmen, von Franzosen so viel die steilen Ränder heraufkommen lassen, als sie bewältigen zu können meinten und diese dann über die Neisse zurückwerfen.

Als York der bezügliche Befehl Blüchers überbracht wurde, da murrte der alte Isegrimm mit verdrießlichem Gesichte: „Reiten Sie selbst hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht zählen!" Trotzdem gab er die Befehle zur Aufstellung seines Korps und zum Angriffe. Der kampfesmutige Sacken erwiderte Blüchers Adjutanten: „Antworten Sie dem General nur „Hurra!" Er führte sein Korps von Malitsch auf Eichholz und Klein-Tinz vor, sich an Yorks rechten Flügel lehnend.

Die französische Armee war während dieser Zeit bis nach Crayn und Schlauphof an der Wütenden Neisse vorgerückt und drang nun über die Neisse durch Weinberg, Crayn und Dohnau die Schluchten und Hohlwege hinauf auf das etwa 60 bis 70 m hochgelegene Plateau. Mit jeder Minute wuchs ihre Zahl; aber keiner ihrer Führer ahnte, daß sie der Hauptmasse der schlesischen Armee so nahe gegenüberstanden.

Blücher ritt von Kolonne zu Kolonne, feuerte seine Truppen in derben, aber zündenden Worten zum Kampfeseifer an und rief bei den völlig durchnäßten und abgehetzten Soldaten freudige Begeisterung hervor.

Es war nachmittags drei Uhr geworden, da hob sich der alte Blücher im Sattel und rief mit heller Stimme: „Nun Kinder, jetzt habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts in Gottes Namen!“ Ein furchtbares Artilleriefeuer von preußischen und russischen Geschützen, die bei Christianshöh aufgefahren waren, erschütterte die Reihen der Franzosen, die eben erst in der Formierung der Schlachthaufen begriffen waren. Nun ging auch die Infanterie der Verbündeten vor. Zuerst kam der linke Flügel des Yorkschen Korps an die Feinde. Die Gewehre gingen nicht los des Regens wegen. „Auch gut“, trösteten die Offiziere die Soldaten, „da sparen wir dem Könige das Pulver“. Und mit Bajonett und Kolben ging es drauf auf die Vierecke der Franzosen. Wütendes Handgemenge entstand. Wie sollten da die kleinen und schmächtigen Franzosen gegen die kräftigen preußischen Landwehrmänner standhalten! Ein Brandenburger Bataillon umringte ein französisches Viereck. In kurzer Zeit bildete es einen wirren, grausen Leichenhaufen. Später fand man nur etwa hundert Lebende und Leichtverwundete heraus; alle übrigen waren erschlagen. Auch die anderen Vierecke der Franzosen wurden gesprengt und ihre vorgeschobenen Batterien genommen. So löste sich der Kampf in eine große Zahl Einzelkämpfe auf. Jetzt griff auch die preußische Reiterei ein. Zwei französische Regimenter wurden überritten und zwanzig Kanonen erobert.

Bei dieser wilden Attacke kam natürlich die preußische Reiterei sehr aus einander und in Unordnung. Bis jetzt waren die Preußen auf allen Punkten siegreich. Da kamen eben große und wohlgeordnete französische Reitermassen durch das Dorf Weinberg herauf und warfen sich auf die erwähnte, in Unordnung geratene preußische Reiterei, die zurückgeschlagen wurde. Preußische Batterien wurden überritten, und die Yorkschen Brigaden gerieten in Gefahr, durchbrochen zu werden. Es war ein bedenklicher Augenblick für die Preußen! Blüchers Feldherrn- und Heldenauge war überall; es sah auch sofort die neue, große Gefahr. Was von geordneter Kavallerie zur Hand war, lithauische Dragoner, russische und mecklenburgische Husaren, märkische Landwehrschwadronen u. s. w., im ganzen etwa zwanzig Schwadronen, die in der Nähe von Eichholz hielten, wurden beordert. Und los ging die wilde Jagd unter schmetternden Fanfaren den Feinden entgegen! Blücher selbst, in dem das alte Husarenblut frisch aufwallte, setzte sich an die Spitze, riß den Säbel aus der Scheide, und mit seinem „Vorwärts Kinder!“ führte er seine kampfesfrohen Geschwader zum Kampf und zum Sieg. Die überlegene feindliche Kavallerie wurde wie von einem Wirbelwinde von der Hochebene hinabgefegt.

Zu derselben Zeit warf die russische Kavallerie Sackens von Klein-Tinz aus andere französische Reitermassen in die Flucht, die, ihre eigene Infanterie niederreitend, in das Tal der Neisse und das der Katzbach retirierte.

Nun ging's auf der ganzen Linie der Verbündeten — wenigstens bei Yorks und Sackens Korps — im Sturmschritt vorwärts, so schnell es der stark aufgeweichte

Boden gestattete, in dem viele preußische Landwehrleute ihre Schuhe verloren. Alle Franzosen wurden von dem Plateau hinabgejagt. Bald waren die zu der Neisse hinabführenden Hohlwege mit umgestürzten Kanonen und Munitionswagen verstopft, und die Flucht der Franzosen wurde aufgehalten. Die schmale Flußebene an der Neisse bei den „dicken Eichen" war von den Fluten des hochangeschwollenen Flusses überschwemmt. Vergeblich suchten die geängstigten Franzosen die Stege und kleinen Brücken, die sie mittags überschritten hatten, sie waren fortgerissen; vergebens die Furten, die sie durchwatet hatten, sie waren nicht mehr gangbar. Dazu schmetterten die bis an den hochgelegenen Talrand vorgerückten Geschütze der Verbündeten Tod und Verderben in die gänzlich aufgelösten Scharen des Feindes, und schon stiegen Infanteriemassen zur weiteren Verfolgung herab. Die festen Brücken über die Flüsse bei Crayn und Dohnau wurden von den Verbündeten mit stürmender Hand genommen und besetzt gehalten. Da stürzten Hunderte der geängsteten Franzosen in die reißenden Fluten der jetzt wahrhaft „wütenden" Neisse. Die Mehrzahl fand darin den Tod. Ganze Scharen wurden gefangen genommen.



Das Blücherdenkmal in Breslau.

Um die Verbündeten von der weiteren Verfolgung abzuhalten und den Franzosen einen geordneten Rückzug zu ermöglichen, griffen gegen Abend zwei frische französische Divisionen unter Souham die Verbündeten von der Seite her, von Schmochwitz aus, an. Sie drangen kühn durch die Katzbach vor und wollten die Höhen bei Klein-Schweinitz ersteigen. Aber diese hatte Sacken von seinen Truppen gut besetzen lassen, und sie jagten die Feinde zur Katzbach zurück, die inzwischen furchtbar gewachsen war. Schon dunkelte es; sehr viele Franzosen fanden in diesem letzten Teile der Schlacht ihren Tod in der Katzbach.

Blücher nannte diese Schlacht, in der die Entscheidung durch die Preußen an der Neisse herbeigeführt worden war, doch Schlacht an der Katzbach, um Sackens Treue und herzhaftes Eingreifen zu belohnen.

Während die Verbündeten im Zentrum unter Yorks und auf dem rechten Flügel unter Sackens Führung einen glänzenden Sieg errangen, setzte Langeron auf dem linken Flügel in seiner vorzüglichen Stellung den Feinden nur geringen Widerstand entgegen. Er hatte Seichau und Hennersdorf und den dahinter liegenden Weinberg an die Franzosen verloren; der hochgelegene Kirchhof von Schlaup war stark gefährdet. Da sandte ihm Blücher Nachricht von den errungenen Erfolgen im Zentrum. Nun ging allerdings auch Langeron vor. Doch hätte er kaum etwas ausgerichtet, da er die Mehrzahl seiner Geschütze zurückgeschickt hatte, wenn ihm nicht die schon sehr ermüdeten Preußen der Brigade Steinmetz über Schlaup zu Hülfe gekommen wären, die den Franzosen in die Flanke und in den Rücken fielen und sie zum Rückzuge zwangen.

Ein herrlicher Sieg war errungen; die französische Armee nicht nur völlig geschlagen, sondern schon jetzt fast vernichtet. Aber die Nacht, die diesem Siegestage folgte, war für die Truppen schrecklich. Die Mannschaften vieler Landwehrbataillone besaßen weder Tuchhosen, noch feste Stiefel, sondern nur Leinwandhosen und Schuhe. Durchnäßt, frierend, hungernd, ohne Lagerfeuer — denn der strömende Regen löschte sie immer wieder aus — so verbrachten die Soldaten die Nacht. Und doch war die Stimmung eine sehr gehobene! Wie groß der Mangel damals bei Blüchers Heere gewesen sein muß, erhellt daraus, daß an der Tafel des Oberstkommandierenden der Armee, an der des alten Blücher in Schloß Brechelshof, die Abendmahlzeit nach der Schlacht nur aus Kartoffeln bestand, die eben ausgehackt worden waren. Dazu gab es keine Butter, nicht einmal Salz. Ein Adjutant Blüchers, Hauptmann Scharnhorst, Sohn des Opfers von Lützen, sah sich auf der kärglich besetzten Tafel um, was Blücher bemerkte. Da rief er in seiner derben Weise: „So ein Schlecker, will wohl gar noch Salz zu den Kartoffeln essen!“

Wo sich Blücher am anderen Morgen sehen ließ, wurde er jubelnd begrüßt. Schon jetzt erklang der Name „Marschall Vorwärts“ bei den Preußen und „Marschall Pascholl“ bei den Russen. Später erhob ihn sein dankbarer König, Friedrich Wilhelm III., zum Fürsten von Wahlstatt und zum Feldmarschall.

Aufs eifrigste ließ Blücher die Franzosen bis zum Bober verfolgen, und dies hatte den Erfolg, daß Macdonald an Napoleon berichten mußte: „Sire, eine Bobersarmee existiert nicht mehr!“

Ein schlichtes, eisernes Denkmal in gotischem Stile bei Christianshöh, wie das packende Denkmal in Breslau mahnen die Nachwelt, der Ruhmestaten der Väter in Dankbarkeit zu gedenken.

H. Sieber.

Aus Goldbergs Leidenstagen.

Es gibt kaum eine schlesische Stadt, deren Geschichte so viel Leidenstage aufzuweisen hätte, als gerade Goldberg. Kriege mit ihren Kontributionen und Plünderungen zerstörten den Wohlstand der Stadt; große Brände und andere Unglücksfälle brachten die Bürger oft bis an den Bettelstab.

Zur Zeit, als durch Trotzendorfs Schulanstalt der Ruhm Goldbergs in allen deutschen Gauen und darüber hinaus erklang, trafen die Stadt herbe Schicksalsschläge. Denn durch drei auf einander folgende Unglücksjahre wurde der Musensitz, der zwanzig Jahre lang ein Stolz und eine Zierde Schlesiens gewesen war, zerstört. Das Jahr 1552 brachte eine große Teuerung. Bald brach eine Hungersnot aus, und viele Schüler mußten Goldberg verlassen, weil sie nichts zu leben hatten. Trotzendorf half, so viel er konnte. Die Auflösung der Schule verhinderten die Herren Sigismund und Sebastian von Zedlitz auf Neukirch und Lehnhaus, die sich ihrer angenommen hatten. Nun aber folgte der Hungersnot im Jahre 1553 die Pest, die so heftig wütete, daß binnen wenigen Monaten 2700 Menschen starben. Die Schüler Trotzendorfs stoben aus einander. Die wenigen, die zurückgeblieben waren, unterrichtete Trotzendorf auf dem höchsten Chor der Kirche, weil er glaubte, daß hier die Luft am reinsten sei. Aber er mußte doch den Unterricht aussetzen und begab sich mit Lehrern und Schülern nach Bunzlau. Mit dem hereinbrechenden Winter nahm die Gefahr ab, und Trotzendorf kehrte zurück. Weihnachten 1553 konnte die Schule wieder eröffnet werden. Aber kaum fing die Anstalt an, sich etwas zu heben, so legte eine Feuersbrunst die ganze Stadt bis auf wenige Häuser in Asche. Dies geschah 1554 den 17. Juli. Auch das Schulgebäude wurde ein Raub der Flammen, und Trotzendorf rettete nichts als seine hebräische Bibel. Er begab sich nach Liegnitz, wo er 1556 starb.

Das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges war für Goldberg ganz verhängnisvoll. Die Stadt liegt an der ehemaligen Durchzugsstraße zwischen Schlesien und der Lausitz, und daher wurde sie von Truppendurchmärschen sehr oft heimgesucht. Die Drangsale des Krieges begannen schon 1621; aber sie haben nichts zu bedeuten im Vergleich zu der schrecklichen Plünderung im Jahre 1633.

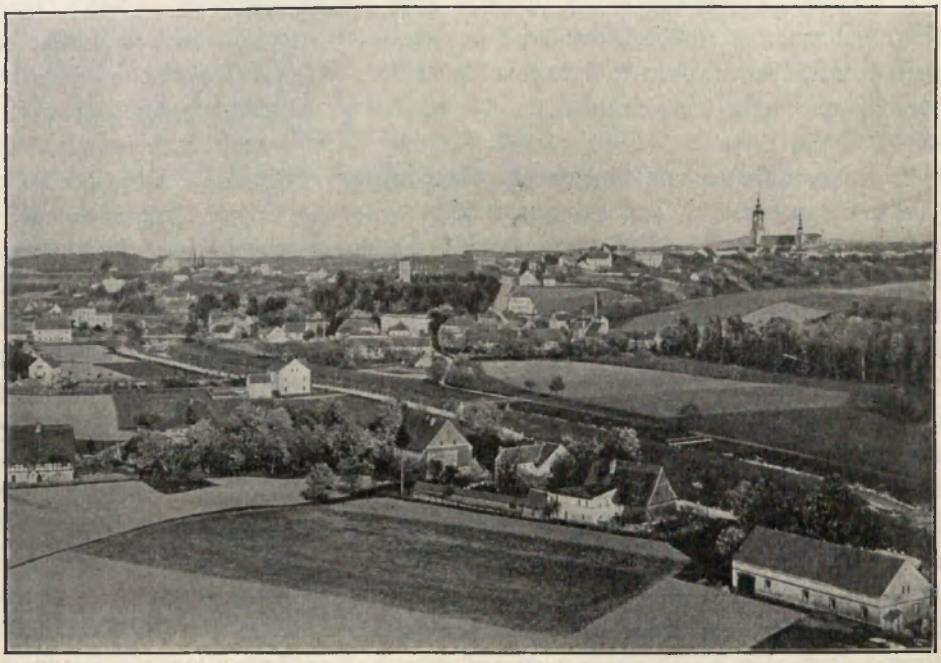
An jenem 4. Oktober, früh sechs Uhr, kam ein Trupp Reiter von Pilgramsdorf und von der Jauerschen Straße her. Die Kriegsleute sammelten sich vor dem Obertore. Die Zahl der Reiter soll 4000 Mann betragen haben. Sie waren von dem Regiment des Obersten Sparre. Der Befehlshaber verlangte sofort den Bürgermeister zu sprechen und gab vor, Befehle von dem Herzog Wallenstein zu haben, der ihm von Pilgramsdorf her auf dem Fuße folge. Die Bürger Goldbergs waren nichts weniger als bestürzt, sondern freuten sich vielmehr, daß sie durch den Einmarsch der Wallensteiner die beste Schutzgarde hätten. Daher machte sich auch der Bürgermeister Daniel Feige mit dem Hoferichter Kaspar Fabricius, mehreren Ratsherren und einigen Edelleuten, die sich in der Stadt ihrer persönlichen Sicherheit wegen aufhielten, auf. Sie gingen vor das Obertor, wo sie von dem Befehlshaber den Auftrag erhielten, sogleich ein gutes Frühstück für den Herzog Wallenstein zu besorgen, der in ein paar Stunden nachkommen, in der Stadt speisen, aber noch an demselben Tage weiterreisen werde.



Valent Throzendorff.

Die Abgesandten aus der Stadt merkten aber, daß der Offizier sich den Befehl erdichtet hatte, und baten ihn daher, er möchte ihnen den schriftlichen Befehl Wallensteins zeigen, worauf das Verlangte sofort aufs beste besorgt werden würde. Darüber kam es zu einem stundenlangen Gezänk, das von dem Offizier immer heftiger angefacht wurde. Während dieser Zeit hatten sich immer mehr Reiter eingefunden, so daß ihre Zahl bis auf 6000 gestiegen sein konnte. Sie umringten in aller Stille die Stadt und besetzten alle Tore. Nun ahnten die Ratsherren das Unglück,

das über die Stadt hereinbrechen würde und eilten schnellen Schrittes nach der Stadt, um in Sicherheit zu kommen. Der Offizier befahl, sie zu ergreifen, und schimpfte sie Schelme und Rebellen. Auf Befehl des Offiziers zog man sie bis aufs Hemde aus, legte ihnen Stricke um den Hals, band ihnen die Hände auf den Rücken, prügelte, peitschte und mißhandelte sie auf eine erbärmliche Weise. Die geängstigten Bürger, die dies empörende Verfahren sahen, schlossen plötzlich die Tore, verrammelten sie und zogen die Brücken auf. Diese Vorsicht half aber nichts. Die Wütenden überstiegen teils die Mauer, teils hieben sie die Tore mit Äxten und Beilen ein. In kurzer Zeit war die Stadt von dem Raubgesindel überschwemmt, das nun tobend, fluchend und rasend in die Häuser einfiel. Unter den Eindringenden befanden sich



Die Stadt Goldberg.

spanische Regimenter, die sich ganz besonders die gräßlichsten Mißhandlungen erlaubten; „denn diese waren", sagt Hensel, „sehr harte Leute und besonders gegen die Lutheraner sehr übel gesinnt".

Die Wut der Eingedrungenen kannte keine Grenzen; wie entfesselte, hungrige Tiger durchtobten sie die Gassen. Niemand von den geängstigten Bürgern setzte sich zur Wehr, um die Wütenden nicht noch mehr zu erbittern. Aber das Bitten, Flehen und Weinen der Bedrängten hatte keinen Erfolg. Alles, was den rohen Kriegern in den Weg kam, wurde niedergehauen, niedergestochen oder niedergeschossen. Mit Äxten und Hämmern wurden nicht nur Fenster und Türen eingeschlagen, sondern man schlug auch die Bürger damit zu Boden und trat sie mit Füßen, so daß ihnen das Blut aus den Wunden und aus Ohren und Nase drang. Die Ratsherren und Adligen, die hinaus vor das Tor geschickt worden waren, wurden völlig zerprügelt,

gänzlich entkleidet und unter Stößen und Schlägen von einer Gasse zur anderen geschleppt. Man zwang sie, ihre eigenen und die Wohnungen der wohlhabendsten Bürger anzuzeigen, so daß sie zu Verrätern ihrer Weiber und Kinder, Nachbarn und Freunde wurden.

Auch die Offiziere fingen zu plündern an und zeigten sich als die schlimmsten, gottlosesten und verworfensten Bösewichter. Sie koppelten die Ratsherren an einander und zwangen sie, ihnen die Pferde zu halten. Unterdessen plünderten sie ihre Häuser, mißhandelten Männer, Frauen und Kinder, so daß die Unglücklichen das klägliche Jammern und Hülferufen der Ihrigen anhören mußten, ohne helfen zu können.

In Goldberg befanden sich zu dieser Zeit große Reichtümer an Geld, Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten; denn da die Stadt durch Mauern und Wallgräben befestigt war, hatten viele Adlige vom Lande ihre Kostbarkeiten hier in Sicherheit gebracht, und auch von Liegnitz, wo die Pest arg geherrscht hatte, waren viele nach Goldberg geflüchtet. Offiziere und Gemeine erbrachen in Kellern und Gewölben die Kisten und Kasten und raubten alle Kostbarkeiten. Auch alles vorhandene Tuch nahmen sie weg, so daß den Bewohnern nicht die geringste Habe übrig blieb. Alles wurde auf Wagen, die der Stadt gehörten, gepackt und fortgeführt; ein Wagenzug folgte dem andern. Als man nichts mehr fand, marterten die Soldaten die Bürger, damit sie bekennen sollten, wo noch irgend etwas in den Häusern an Gütern oder Geld verborgen sei. Nun ging erst das fürchterlichste Trauerspiel an. Vielen legte man Stricke um den Hals; andere wurden nackend auf den Gassen herumgeschleppt, die Köpfe auf dem Steinpflaster, so daß Blut und Gehirn herumspritzten. Anderen rieb man die Stirne mit knotigen Stricken. Vielen schlug man brennende Kiensplitter unter die Nägel; man ließ Männern und Weibern heiße Schwefeltropfen auf den Körper fallen, und zwar langsam in gewissen Pausen, damit die Qual recht anhaltend sein sollte. Vielen schraubte man die Daumen in Pistolenhähne oder stieß ihnen die Ladestöcke in den Mund und den Hals hinunter. Man schnitt ihnen Riemen aus dem Rücken, riß ihnen den Mund auf und goß ihnen Unreinigkeiten hinein. Manche wurden in die Brunnen geworfen oder an den Dachrinnen aufgehängt und gewippt. Eine Menge steckte man in Backöfen und verbrannte sie entweder ganz, oder zerrte sie, schon halb gebraten, aber noch lebendig, wieder heraus. Manchen zerkerbte man die Fußsohlen und rieb die Wunden mit Salz ein. Wer kann alle diese henkersmäßigen, teuflischen Taten nennen, die die Ungeheuer in der unglücklichen Stadt verübten!

Dies alles geschah ohne Unterschied der Personen; Adlige, Ratsherren und Bürger, Geistliche und Weltliche, Kinder und Greise, Kranke und Gesunde wurden mit gleicher Bosheit gemartert und gequält. Ein Pfarrer, der hierher geflüchtet war, ein Mann von siebzig Jahren, wurde mit seinem Sohne, der ein Schulmann war, so zerhauen, daß beide bald darauf starben. Der ebenfalls hierher geflüchtete Bürgermeister von Landeshut wurde erschossen.

Aber nichts übertrifft die aller Beschreibung spottende Behandlung der Frauen und Mädchen. Um den furchtbaren Greueln zu entgehen, stürzten sich viele aus den

Fenstern, von den Dächern oder der Mauer. Einem Weibe gelang es, nachdem man ihr alle Kinder bis auf das jüngste entrissen hatte, mit ihrem Säugling zu entfliehen. Sie jagte zum Obertore hinaus und erreichte glücklich die Höhe der Rabendocken. Ein paar der furchtbaren Teufel verfolgten das arme Weib mit wütendem Geschrei. Als das Weib dies hörte, befahl sie ihre Seele Gott und stürzte sich mit ihrem Kinde von den Felsen hinab in die Tiefe, wo beide zerschmettert liegen blieben.

Ein vornehmer Mann, dem Goldberg vieles zu danken hatte, wurde ebenfalls auf eine unglaubliche Weise gepeinigt und gemartert, da man bei ihm viele Reichtümer vermutete. Schon war seine ganze Habe in die Hände der Bösewichter gefallen und mit seinem eigenen Wagen und seinen Pferden fortgeführt worden, als man die verruchten Hände auch an seine beiden Töchter legen wollte. Er bat auf den Knieen, ihm diese, seinen einzigen Reichtum, zu lassen. Endlich bewilligten es ihm die rohen Barbaren unter der Bedingung, daß er ihnen für jede 200 Taler gebe. Er entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, dies leisten zu können, da er ja nicht mehr Herr eines Kreuzers wäre. Unterdessen gewannen die Töchter Zeit, sich an einem heimlichen Orte des Hauses verbergen zu können. Auf diese Erklärung des Vaters und wütend über die Entfernung der Töchter, ergriff man den würdigen Mann, zog ihn aus, legte ihm einen Strick um den Hals und schleifte ihn in der Stadt auf und nieder. Darauf zog man ihn an einem Hause in die Höhe, und wenn er dem Verscheiden nahe war, ließen ihn die Unmenschen wieder nieder. Unter namenlosen Schmerzen schrie er alle Vorüberjagenden an, sich doch seiner zu erbarmen und ihm doch Geld zu geben, damit er die Mörder befriedigen könne. Aber sein Hülferufen war vergebens; denn diejenigen, die er bat, waren selbst geängstigt und gequält unter den Händen der Barbaren. Endlich erfuhr sein Sohn, der sich an einem anderen Orte versteckt hatte, die gräßliche Behandlung des Vaters und eilte ihm zu Hülfe. Trotz der ihm drohenden Lebensgefahr wagte er mit Heldenmut die Befreiung des Vaters. Der edle Jüngling aber wurde vor den Augen des mit dem Tode ringenden Vaters ermordet. Endlich erbarmte sich der Tod auch des gequälten Greises, der unter den gräßlichen Martern der Unholde verschied. Jetzt stürzten die Niederträchtigen in das Haus zurück, um die versteckten Töchter aufzusuchen. Sie wurden bald gefunden. Die eine entging ihrem schrecklichen Lose, erreichte den Brunnen im Hofe und stürzte sich hinein. Die andere wurde ergriffen und gemißhandelt. Einer ihrer Peiniger war ein spanischer Fähnrich, der sie später mit bis nach Mähren führte. Dort hatte sie das Glück, fliehen zu können. In einem bejammernswerten Zustande kam sie nach Goldberg zurück. Aber die Mißhandlungen hatten ihren Körper so geschwächt, daß sie nach einigen Monaten starb.

Bei dieser Plünderung wurde nicht allein alles weggenommen, sondern aller Hausrat, alles Handwerkszeug, alle Öfen, Türen und Fenster wurden zerschlagen. Die Federn wurden aus den Betten auf die Straße geschüttet. Die Mauern, Wände, Gewölbe und Schüttböden wurden zerhackt, zerbrochen und eingerissen, so daß die Stadt nach dem Abzuge des Feindes einem Trümmerhaufen glich.

„Wie schrecklich das Heulen, Schreien und Wehklagen an allen Orten, Winkeln und Ecken erklungen, können wir, die wir die Greuel gesehen und gehört haben", berichtet ein Augenzeuge, „nicht genugsam sagen; viel weniger ist es möglich, dies mit

Worten zu beschreiben. Ja es war ordentlich, als ob die Wolken einen Widerhall von dem erbärmlichen Zetergeschrei und Heulen von sich gegeben; denn alle Gewölbe, Kirchen und Schulen waren ja damit angefüllt."

„Glückselig sind diejenigen Personen gewesen, welchen es gelungen ist, sich durch Hergebung alles des Ihrigen von diesen Räubern loskaufen zu können. Glückselig sind ferner diejenigen gewesen, welche bei finsterer Nacht über die Stadtmauern mit Weib und Kind haben entspringen können; freilich ist das aber auch nicht immer ohne Schaden abgelaufen, und viele haben die Tiger den anderen Morgen mit zerbrochenen Gliedern aufgefunden und dennoch gemißhandelt. Diejenigen, welche glücklich entkamen, haben sich in Steinbrüche und Klüfte oder auf die Berge versteckt und da etliche Tage in der Angst zugebracht und sind demungeachtet von den Bösewichtern aufgefunden worden. Manche sind vor Hunger und Durst verschmachtet; manche, die unbekleidet haben entfliehen müssen, sind durch den eintretenden ungewöhnlich harten Frost aufgerieben worden."

„Um ihren schrecklichen Taten die Krone aufzusetzen, zwangen zuletzt die Wallensteiner die Bürger, die ihre Mordlust verschont hatte, ihnen den Raub fortzuführen. Nachdem nämlich alle Pferde in der Stadt geraubt und vor die Wagen gespannt waren, wurden die Einwohner ohne Unterschied der Person angespannt oder neben die Pferde gekoppelt und gezwungen, die Wagen aus der Stadt zu fahren. In Ermangelung der Wagen nahm man Schubkarren, die ebenfalls die Bürger führen mußten. Erlagen die Geängstigten unter der ungewohnten Arbeit, so wurde so lange auf sie geprügelt, bis sie entweder sich wieder aufrichteten und weiter zogen, oder den Geist aufgaben. Auf dem Wege, den die teuflischen Bösewichter genommen hatten, fand man viel Leichname von Männern und Weibern, die unter den namenlosen Mißhandlungen gestorben waren."

Zwei Tage und eine Nacht hatte die fürchterliche Plünderung gedauert. Gegen Abend des 5. Oktober zogen die Wallensteiner ab. Nach ihrem Abzuge fand man in der Stadt über hundert Leichen. Dreihundert Frauenspersonen wurden vermißt. Ein Teil war von den Soldaten mitgenommen worden; ein anderer Teil hatte sich in den Steinbrüchen und Wäldern versteckt und kam wieder, doch war die Zahl der Zurückkehrenden sehr gering. Sechshundert Personen und mehr waren verwundet und verstümmelt und befanden sich in Behandlung. Sehr viele starben an ihren Wunden, und manche behielten einen siechen Körper. Der Zustand der Stadt war fürchterlich, und Markt und Straßen sahen einem Schlachtfelde ähnlich. Mit jedem Schritte stieß man auf die Spuren der gräßlichen Verwüstung.

Der Pastor Reimann hielt im Jahre 1635 die erste „Plünderpredigt", in der er den Einwohnern die Schrecken der Plünderung, die er selbst mit erlebt hatte, vor Augen führte. Zu seinem Texte wählte er den Spruch Jeremias 1, 12: „Euch aber sage ich allen, die ihr vorübergehet, schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz dem meinigen gleich sei? Denn der Herr hat mich voll Jammers gemacht am Tage seines grimmigen Zorns."

L. Sturm.



Die Rabendocken
bei Hermsdorf-Goldberg.

Eine Wanderung im Bober-Katzbach-Gebirge.

Wenn wir das in gerader Richtung von Südosten nach Nordwesten verlaufende Riesengebirge als Durchmesser eines Kreises ansehen, so bildet das Bober-Katzbach-Gebirge den dazu gehörigen Halbkreis. Es umschließt in großem Bogen das viel gepriesene Hirschberger Tal. Vom Hochgebirge wird dieses nur an einer Seite begrenzt. Erst das Bober-Katzbach-Gebirge läßt die Ebene als Tal erscheinen, und die Bezeichnung Kesselland verdankt sie ihm allein.

Unsere Wanderung durch dieses Vorgebirge beginnend, überschreiten wir bei der Jannowitzer Bergmühle den Bober, der, die Schluchten durchbrechend, westwärts der breiten Hirschberger Talebene zueilt, und gehen in nördlicher Richtung weiter. Fast noch steiler, als die letzten Ausläufer des Landeshuter Kammes zum Bober hinabfallen, erhebt sich der Bergzug auf dem jenseitigen Ufer. Bald haben wir die bewaldeten Höhen erreicht. Schon von der Berglehne aus hatten wir einen herrlichen Blick das Bobertal hinauf. Oben finden wir einen wohlgepflegten Weg, die Kolonnenstraße, die uns auf dem Kamme hinführt. Wir überschreiten sie nur einmal, um der Katzbachquelle einen Besuch abzustatten. Nicht weit auf der jenseitigen Abdachung der Bleiberge, in einer Höhe von 606 m, hat dieser weniger große, als geschichtlich berühmte Fluß seinen Ursprung. Zielbewußt nimmt er seinen Lauf gleich nach Norden, der Richtung zu, die er auf seiner Wanderung bis nach Goldberg beibehält. Wir gehen nun auf der alten Hochstraße noch ein gutes Stück weiter, hätten es aber gern, wenn sie uns zu einer Bergspitze führte, von der aus wir Umschau halten könnten. Um nicht gar talabwärts und nach Ketschdorf zu kommen,

wenden wir uns links, einem freistehenden, hervorragenden Aussichtspunkte zu. Die R.-G.-V.-Wegweiser haben uns schon längst seinen Namen verraten. Wir haben den Rosengarten vor uns. Aber man täusche sich nicht! Keineswegs sind wir hier in einer Höhe, wo die edle und zarte Rose noch gedeihen könnte. Die freie Höhe von 628 m gestattet nur einzelnen Fichten ein kümmerliches Leben. Allerdings finden wir vereinzelt das wilde Bergröschen; aber auch das hat ihm nicht den Namen gegeben, sondern ist erst von einem Besitzer dort gepflanzt worden. Wir gönnen jedoch dieser Felsenhöhe die liebliche Bezeichnung schon allein um der herrlichen Aussicht willen, die wir von hier aus nach allen Richtungen haben. Besonders fesselt uns der Anblick des prächtigen Bobertales. Malerisch liegt das villenreiche Jannowitz vor uns. Im schönsten Wiesengrunde zieht sich das freundliche Rohrlach hin. Die beiden Bergkegel des Forst- und Falkenberges, die sich unmittelbar aus der Talebene erheben, blicken freundlich grüßend aus trügerischer Nähe zu uns herüber.

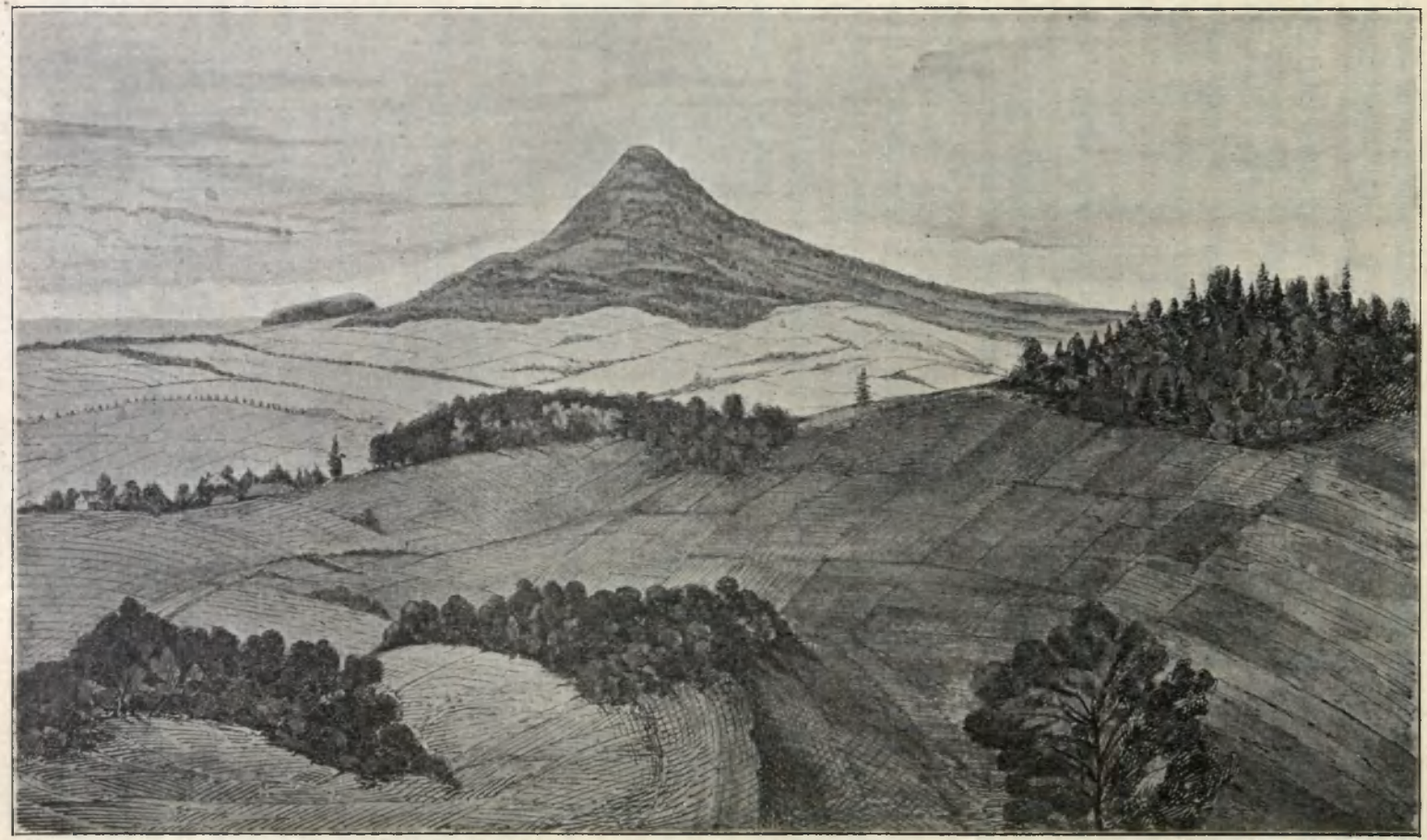
Nur wenig senkt sich der Kamm hinter dem Rosengarten; aber diese geringe Einsattelung hat man benutzt zur Anlage einer Heerstraße als Verbindung zwischen Hirschberg und Volkenhain und Jauer. Die Chaussee erhebt sich bei der „Feige", einem Gasthause, das in vieler Beziehung an die Bauden des Riesengebirges erinnert, zu einer Höhe von 523 m. Wir überschreiten sie und suchen auf dem Bergrücken weiter zu kommen, wollen wir uns doch von dem bekannten Kitzelberge aus das Land beschauen. Kleine Abweichungen nicht gerechnet, behalten wir immer noch die Richtung nach Norden bei. Fortwährend auf schöner, teils bewaldeter, teils gut angebauter Bergeshöhe hingehend, sind wir fast verwöhnt; nur Ungewöhnliches vermag uns noch zu reizen. Aber wahrlich, es ist daran kein Mangel! Wir kommen aus den Überraschungen nicht heraus. Von der gewaltigen Erhebung des Kitzelberges aus das schöne, fruchtbare Katzbachtal zu sehen, bleibt jedem unvergeßlich. Also hier, fast unter uns, liegt das berühmte Kauffung? Auch hier mag sich mancher Kunz von Kauffung vom Typus derer in den Münchener Fliegenden Blättern, manches Fräulein Kunigunde wohl gefühlt haben. Zählt der Ort doch heute noch seine acht Rittergüter. Die eleganten Herrenhäuser altertümlichen und modernen Stils inmitten freundlicher Parkanlagen geben dem an sich wohlhabenden Orte ein städtisches Aussehen. Daß wir imstande wären, mit märchenhaftem Riesenschritte uns auf den jenseit der Katzbach zu fast gleicher Höhe emporstrebenden Mühlberg zu versetzen, um von ihm aus die uns hier versteckt bleibenden Windungen der herrlichen Flußaue zu beschauen! An den Abhängen des Mühlberges und des Kitzelberges wäre uns auch Gelegenheit geboten, Nachforschungen über die geologische Beschaffenheit des Bergzuges anzustellen, sind doch die Kauffunger Marmor-Kalksteinbrüche ebenso großartig als berühmt. Es sei nur daran erinnert, daß Friedrich der Große in der bedrängtesten Zeit seines großen Krieges hier Marmor brechen ließ, um das Neue Palais in Potsdam aus diesem Material zu erbauen. Die neue Eisenbahn, die von Liegnitz über Goldberg, Schönau und Kauffung zur Gebirgsbahn führt, erschließt erst den vollen Reichtum dieser Berge.

Wir denken ans Weitergehen und wenden uns, da wir durch den Besuch des Kitzelberges etwas außerhalb der bogenförmigen Hügelkette gekommen sind, scharf

nach Nordwesten. Die Höhen sind auch weiterhin meist schön bewaldet, bieten aber weniger gute Aussichtspunkte. Davon ist auch der höchste Berg des ganzen Bober-Katzbach-Gebirges, der Kammerberg — nach anderen die Melkgelte genannt — trotz seiner 724 m nicht auszuschließen. Besuchter ist dagegen die unweit davon gelegene Spitze des Schafberges, die jener Erhebung überhaupt nur volle 80 cm nachsteht. Wir sehen hier südlich zu unseren Füßen das schöne Dorf Kammerswaldau, während sich auf der entgegengesetzten Seite Tiefhartmannsdorf von Westen nach Osten hinzieht. Aber schon neigt sich die Sonne bedenklich nach Westen. Wir gehen ihr auf oft ungebahnten Wegen nach und suchen noch vor ihrem Scheiden „die Kapelle" zu erreichen. In alter Zeit soll dort ein Kirchlein gestanden haben. Heute winkt dem müden Wanderer von dieser Höhe ein freundliches Wirtshaus.

Der Kapellenberg ist unstreitig der besuchteste Punkt des ganzen Gebirgsgürtels. Er verdankt diesen Vorzug weniger seiner besonderen Höhe als der Bequemlichkeit, mit der man zu ihm gelangen kann. Über den flachen Rücken dieses Berges führt eine sehr belebte Heerstraße vom Hirschberger Tal ins Land hinaus. Alles, was aus dem Flachlande von Liegnitz her auf geradem Wege ins Gebirge will, muß über diese 607 m aufsteigende Paßhöhe. Bis zur Erreichung dieses Punktes bleibt dem Reisenden der Anblick des Hochgebirges und noch mehr der des vorliegenden weiten Tales verborgen. Aber hier entrollt sich ihm mit einem Male die ganze Pracht der Natur. Der Wanderer, der von Schönau aus stundenlang im Schweiße seines Angesichts bergan gestiegen ist, fühlt sich durch die dem Auge sich erschließenden Herrlichkeiten mehr als reichlich belohnt. Es gibt wenig Fleckchen auf der Erde, wo ähnlich wie hier ein Prachtgemälde ungeahnter Schönheit urplötzlich dem staunenden Naturfreunde sich erschließt. Wie viele Menschenkinder haben vor uns hier gestanden, diesen Eindruck hier empfangen und mit hinweggenommen! Friedrich Wilhelm III. bezeichnete diesen Punkt als einen der schönsten, die er je betreten habe. Auch wir, die wir doch den ganzen Tag im Genuß der herrlichsten Fernsicht geschwelgt haben, geben uns ganz dem Eindruck der vor uns ausgebreiteten Pracht hin.

Wir befinden uns hier ungefähr in der Mitte des Gebirgsbogens. Werfen wir einen Blick rückwärts, so können wir das ganze durchwanderte Gebiet nochmals überschauen. Ringförmig geordnet, reiht sich Hügel an Hügel bis zum Hochgebirge hinauf. Warum sollten wir nun weiter gehen, da wir doch von hier aus, ohne unsere müden Glieder noch mehr anzustrengen, den Gebirgszug weiter verfolgen können. Seiner Aufgabe, dem Hirschberger Tale ein Schutzwall zu sein, vollkommen gerecht werdend, bildet er sich uns zur Rechten mehr und mehr zum Halbkreise, bis er, dem Reifträger zugewendet, sich im Zacken- und hohen Iserkamme verliert. So regelmäßig alles erscheint, wir finden dennoch nichts Eintöniges; bei aller Ebenmäßigkeit der Formen stete Abwechselung, Eigenart, Selbständigkeit, Ideenreichtum der Natur. Jeder Punkt, jeder Gipfel bemüht, dem Naturfreunde die Herrlichkeiten von einer anderen Seite zu zeigen. Da erhebt sich uns zur Rechten die steile, dunkelbewaldete Blücherhöhe. In einer Erhebung von 700 m setzt sich der Kamm sodann fort bis zum vielbesuchten Stangenberge, der von seinen hervorstehenden Felspartien



Der Probsthainer Spitzberg.

Vom Willenberge aus nach der Natur aufgenommen von A. Langenhan-Liegnitz.

aus einen vorzüglichen Fernblick gestattet. Ziemlich freistehend, etwas außerhalb des Gürtels, liegt der Grunauer Spitzberg.

Besonders sehens- und besuchenswert sind die Berggruppen, zwischen denen sich der Bober nach Durchquerung der Talebene einen Ausweg sucht. Wir kennen diesen Durchbruch schon von unseren Reisen auf der Gebirgsbahn her. Vom Hirschberger Viadukt aus haben wir die Schlucht gesehen. Wie mag es in der Hirschberger Talebene ausgesehen haben, ehe der Bober hier einen Ausweg fand? Wie veränderte sich die Landschaft, je tiefer der Fluß sein Bett aufwühlte? Der ganze Felsspalt, schroff, zerklüftet und wild, zeigt noch die Spuren des Kampfes mit der alles besiegenden Macht des Wassers. Doch eben nur diesem schier allmächtigen Gegner ist das Eindringen in den Schoß der Berge gelungen. Kein Saumpfad führt am Ufer hin, der es ermöglichte, den rasch und laut dahineilenden Fluten im kühlen Grunde zu folgen. Da haben wir ja aber am linken Ufer eine sehr bequeme Fahrstraße gesehen! Nun, das ist eine echte Sackgasse. Nicht umsonst hat die Fabrik, zu der sie hinführt, den Namen Weltende. Unterhalb ihrer schiebt sich der breite Fuß des Raubschlosses so ins Flußbett hinein, daß jedes Weiterkommen im Tale unmöglich ist. Wir müßten entweder den Sattler, oder, falls wir etwa den wohlgepflegten und denkmalreichen Schießständen im Jägerwäldchen einen Besuch abstatten wollten, den Krebsberg übersteigen.

In Wirklichkeit können wir jedoch heute weder das eine, noch das andere, sind wir ja immer noch auf der Höhe des Kapellenberges. Durch die dunklen Tannen der Blücherhöhe sendet die Sonne eben ihre letzten Strahlen. Ein Weilchen noch, dann ist sie hinter dem leichten Abendgewölk verschwunden.

„Ich stand auf Bergeshalde, als heim die Sonne ging,
Und sah, wie überm Walde des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken tauten der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten ging die Natur zur Ruh'.

Ich sprach: O Herz, empfinde der Schöpfung Stille nun
Und schick mit jedem Kinde der Flur Dich auch zu ruhn!"

Den ganzen Tag war das Hochgebirge trotz des wolkenlosen Himmels nicht besonders gut zu sehen. Der Photograph würde die Situation mit „zu viel Licht" bezeichnet haben. Das Riesengebirge war dämmerig, gleichsam verschleiert. Je näher aber der Abend heranrückte, desto klarer erschienen die Umrisse der gegenüber liegenden Bergriesen. Auch ein würdiger Vertreter des böhmischen Kammes, der flache Brunnenberg blickte neugierig über den Koppenplan herüber. Während aber die uns allen wohlbekannten Bergspitzen im letzten Tagesschein erglänzen, sinkt das zwischen ihnen und uns ausgebreitete Tal mehr und mehr in Dunkelheit. Wir vermögen schon nicht mehr die zahlreichen, in der weiten Ebene verstreuten Ortschaften von einander zu unterscheiden. Nur das unmittelbar zu unseren Füßen liegende Verbisdorf, zu dem von der Kapelle aus die Chaussee im Zickzack hinabführt, ist noch deutlich zu erkennen. Malerisch liegt das schöne Gebirgsdorf vor uns ausgebreitet. Ein erfrischender Abendwind trägt die Klänge der Feierabendglocke herauf.



Die Orgel. (Porphyrsäulen am Willenberge.)

Nach der Natur gezeichnet von A. Langenhan-Liegnitz.

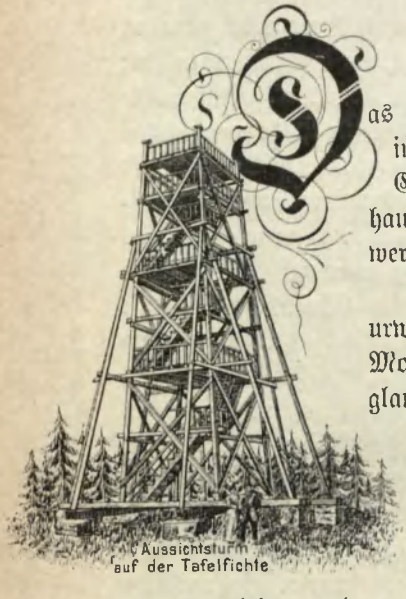
Am nächsten Morgen statten wir vor der Trennung und Heimreise auch noch der Hogolje einen kurzen Besuch ab. Wir wählen diesen Gipfel, weil er einen umfassenden Blick über das weiter nördlich gelegene Berg- und Hügelland ermöglicht. Er wird durch ein langes Tal vom Stangenberge geschieden. Tief zwischen den beiden Bergzügen liegt Ludwigsdorf, von dem man im Scherz sagt, daß seine Bewohner sich auf den Rücken legen müssen, wenn sie die Sonne sehen wollen. Nach einstündiger Wanderung erreichen wir den 721 m hohen, felsigen Gipfel der Hogolje. Wir sehen hier den sogenannten äußeren Vorgebirgsgürtel vor uns ausgebreitet. Er bildet nicht einen zusammenhängenden Kamm; nur einzelne Berge von 300—400 m Höhe treten besonders hervor, so die Heßberge bei Jauer, der Wolfsberg bei Goldberg und die Berggruppen von Löwenberg. In näherem Gesichtskreise, also vor jenen abschließenden Bergen, verdienen noch zwei sofort ins Auge fallende Erhebungen besondere Erwähnung.

Gerade vor uns, nur durch das freundliche Hohenliebenthal von uns getrennt, erhebt sich am rechten Ufer der Katzbach der Willenberg. Viele der Reisenden, die die neue Eisenbahn im Katzbachtale benützen, fahren hier nicht vorüber. Auf wohlgepflegten, schattigen Wegen gelangen seine Besucher zu der freien Höhe und fühlen sich durch die herrliche Aussicht reichlich belohnt. Von ganz besonderer Schönheit ist der Blick nach dem Probsthainer Spitzberg hinüber, jenem zweiten im Vorgelände auftauchenden Berggipfel, einem Basalt-Kegel, dessen Pyramidenform an die manches tätigen Vulkans erinnert — und uns auf seine Entstehung, wie auf seine frühere Tätigkeit hinweist. Gern verweilt das Auge auf den lachenden Fluren und schweift mit innigem Behagen über die gesegneten Auen des Flußtales. Aus der Tiefe dringt das Rauschen der eiligen Fluten. Was uns aber ferner den Willenberg ganz besonders nennenswert erscheinen läßt, ist die wunderbar regelmäßige Anordnung der Felsmassen. Unter den kristallinischen Gesteinen ist zwar die Neigung zu säulenförmiger Gliederung nicht selten; die Particen am Südabhange jenes Berges sind aber in so hervorragender Weise merkwürdig, daß auch der verwöhnte Fachgelehrte sie gern aufsucht und Abbildungen von ihnen in den Lehrbüchern der Geologie Aufnahme gefunden haben. Sie führen dort, wie auch im Volksmunde, die treffliche Bezeichnung Große Orgel. Die diesem Aufsatz beigegebene Abbildung ist einer neueren genauen Zeichnung nach der Natur zu verdanken und gibt die Lagerung der meistens sechsseitigen Porphyrsäulen deutlich wieder.

Sehr schön beobachten wir von dem bevorzugten Standpunkt der Hogolje aus, wie das niederschlesische Gebirgsland ganz allmählich in die große, nach Norden vorgelagerte Ebene übergeht, die sich, kleine wellige Erhebungen abgerechnet, bis zur Ostsee hin erstreckt. Da die Luft noch außerordentlich rein und der Himmel wolkenlos ist, so vermögen wir mit Hülfe eines Fernglases sogar noch die Türme der schon ganz dem Flachlande angehörenden Städte Bunzlau und Liegnitz deutlich zu erkennen.

Gottfried Müller.

Aus dem Isergebirge.



Aussichtsturm auf der Tafelfichte

Das Isergebirge läßt sich als eine Fortsetzung des Riesengebirges in nordwestlicher Richtung auffassen. Wie jenes bildet es die Grenzwand zwischen Schlesien und Böhmen vom Schreiberhauer Zackentale bis in die Gegend von Friedland und Liebwerda in einer Länge von etwa 40 und einer Breite von 20 km.

Das ganze Gebirge trägt in jeder Beziehung den Charakter urwüchsiger Frische. An Myriaden von Kräutern, Farren und Moosen glitzern dort am hellen Sommermorgen im Regenbogenglanze die Tautropfen; viel tausend kühle Quellen rieseln aus der Erde, plätschern lustig und hurtig als Bäche an den Berglehnen hinab, sättigen die Luft mit Wasserdunst und üben vereint mit dem Schutze, den die bis 1100 m hohen Bergrücken gegen den Wind gewähren, weit hinein in die schlesisch-böhmischen Vorländer auf Klima, Flora und Fauna einen mächtigen und zwar einen meist günstigen Einfluß aus.

Wesentlich dabei ist, daß die Kämme der Iserberge nicht mit dürrem, vereinzeltem Gesträuch, auch nicht mit uralten Laubholzforsten bewachsen sind, sondern daß sich in dem großen Bezirke fast ausnahmslos ein Fichtenwald an den anderen reiht. Fichtenwälder aber, die nur auf stetig nassem, steinigem Untergrunde gedeihen, sind die Spender jener herrlichen, balsamisch würzigen, ozonreichen Luft, die Lungen, Herz und den ganzen Menschen belebt, die man nicht nur atmet, sondern auch schmeckt. Es ist das jener köstliche Hauch reiner, ungetrübter Naturfrische, den die großen Städte schmerzlich vermissen lassen; es ist jener herrliche Gottesodem, der durch die Wälder an und auf den Höhen entlang streicht, dessen Wehen den gleichen erquickenden Einfluß ausübt wie die mit Recht gerühmte Seeluft auf den friesischen Inseln und den Halligen der Nordsee. Wir finden ihn in Karlsthal und beim Wittighaus, längs der Desse, der Wittig und der Iser, im Lämmergrund, Hege-, Schwarzbach-, Queis-,

Steinbach-, Dorfbachtal, auf den Kämmen vom Hochstein bis zum Heufuder und der Tafelfichte, sowie vom Kemnitzberg bis zum Sichhübel.

Nicht bloß in den Lüften, sondern auch in den Flüssen steigen die Iserberge helfend und fördernd zu Tale. Nach Norden, also in die schlesischen Auen, strömt dem Bober der Queis zu, der „weiße" Fluß der Wenden und Sorben; im Osten bis nach Warmbrunn hinab liegt das Gebiet des Zackens, im Westen das der Görlitzer-Neisse. Sie finden sich alle in der Oder zusammen, gehören also zum Ostseegebiet. Auf der südlichen, böhmischen Seite aber treiben die Wellen des Iserflusses der Elbe und mit ihr der Nordsee zu.

Welch mächtigen, staunenerregenden Aufschwung haben allein die Gewässer der Iser und ihrer Zuflüsse, Desse und Kamnitz, den anliegenden Bezirken in industrieller Beziehung ermöglicht! Wie gewaltig hat sich dort reine Naturkraft in tausendfältigen Maschinenbetrieb und komplizierte Motorenleistung umsetzen lassen!

Was könnten jene Gelände hüben wie drüben aus der Geschichte früherer Jahrhunderte bis in unsere Zeiten hinein von Friedensläuften und Kriegsnöten erzählen, wie könnten sie von Helden des Schwertes und Recken des Geistes berichten, selbst wenn sie erst mit Huß begännen, um auf Wallensteins und Tillys Zeit, auf Friedrich den Großen, Maria Theresia, Joseph II., endlich auf die Befreiungskriege und die großen Ereignisse von 1866 überzugehen! Sie könnten ferner an den Krobsdorfer Häuslersohn Schwedler erinnern, der als Pastor von Niederwiesa das glaubensstarke Jesuslied: „Wollt ihr wissen, was mein Preis" in die Welt und in die Jahrhunderte hinaussang, — an Karl Maria von Weber, der in Liebwerda den Freischütz und den Oberon komponierte und das Motiv zur Wolfsschlucht dort im Schwarzbachgrunde bei Haindorf gefunden haben dürfte, — an A. Tr. von Gersdorf, der vor hundert Jahren in Meffersdorf dem Gange der Sterne und den Gesetzen der elektrischen Kraft nachforschte, — an C. Friedrich, der in Friedeberg die Steinschneidekunst soweit förderte, daß Goethe von Weimar zu ihm wallfahrtete, um das Wappen seines jungen Adels entwerfen und in Stein festlegen zu lassen.

Vorbei die Zeiten, versunken und zum Teil vergessen die Menschen! Was aber ist geblieben?

Die Täler weit, die Höhen,
Der schöne, grüne Wald!

Früher wurden in unseren Forsten die Bäume hundert und mehr Jahre alt, ehe sie der Axt weichen mußten; ja es gab entlegene Reviere, in die selbst der Förster nur selten kam. Das Holz hatte, weil zu abgelegen, geringen Absatz; sein gewerbliches Verarbeiten lohnte aus gleichem Grunde wenig, und eine industrielle Verwertung gab es überhaupt nicht. Damals konnten deshalb die Reisehandbücher als charakteristisch hinstellen, daß die Iserberge von dichten Wäldern bedeckt seien, die stellenweis von Sümpfen und Moorgründen unterbrochen und nur von sparsamen, schlechten, wenig begangenen Wegen durchzogen würden. Das ist anders, besser geworden. In den Dörfern sind die Wege jetzt größtenteils chaussiert, in den Forsten ist mit Einführung eines rationellen Betriebes ein weitläufiges Wegenetz gezogen; es läßt sich darum wohl behaupten, daß man heute im Isergebirge bequem reist.

Wählen wir fürs erste zu einer Wanderung die Waldstraße, die auf österreichischer Seite als ein wahrer Kunstbau von Haindorf aus durch die groteske Stolpichschlucht über die sogenannte Kneipe nach dem Wittighaus führt. Dr. Bär in Hirschberg schildert die Tour wie folgt: „Anfangs schreiten wir durch dichten, halbwüchsigen Forst. Nur von ferne tönt das Rauschen der Schwarzen Stolpich. Bald drängen sich Wasser und Straße zusammen; denn zwei riesige Felsvorsprünge, zur Linken der mit einem Kreuz gezierte „Nußstein", zur Rechten die „Schöne Marie", verengen das Tal aufs äußerste. Die Straße windet sich um die Felsblöcke herum und erschließt mit jeder Windung neue Bilder großartiger Romantik. Überall stürzen in Runsen Bergwässer herab, überall sieht man Spuren gewaltiger Verheerungen durch die Naturgewalten. Kein lebendes Wesen zeigt sich, kaum ein Schmetterling flattert durch die feuchte Luft, nur das Rauschen des Wassers dringt an unser Ohr. Buchen und Fichten umklammern mit ihren Wurzeln die Felsen. Je höher hinauf, desto steiler wird die Talsohle. Die Straße springt auf kühner Brücke ans andere Ufer, dorthin, wo ein Riesenfelsblock sich zwischen die steilen Wände des Baches eingeklemmt hat. Hier übersieht man den ganzen Grund; aufwärts gähnt der abschließende Kessel, abwärts öffnet sich der Felseinschnitt auf die Gegend des unteren Laufes der Wittig, über der als Mittelpunkt Schloß Friedland leuchtet. Bald stehen wir an der oberen Kante des Kessels, am Wasserfall, richtiger einer Reihe von Fällen, die sich von Felsen zu Felsen stürzen. Noch weiter vorwärts in halbhohem Fichtenwalde kommt der Bach schon langsamer entgegen; bald sind wir umgeben von der tiefen Melancholie der Hochfläche, wo das Auge nichts mehr erblickt als unendlichen Forst und darüber das Himmelszelt."

Etwa eine halbe Stunde vor dem gastlichen Wittighause zweigt rechts von der Stolpich-Straße ein Waldpfad ab und führt in 40 Minuten zum Sichhübel (1120 m). Auf dessen Gipfel bietet der Siebengiebelstein großartige Rundsicht dar: östlich über das Iser- und Riesengebirge bis zum Schwarzenberge bei Johannisbad, südlich bis zur Ruine Trosky bei Eisenbrod und bis zum Korakow, westlich über den Jeschken bis zum Bösig und Roll im böhmischen Mittelgebirge. Nördlich reckt sich der Hauptkamm des Isergebirges mit Tafelfichte und Heufuder, links von ihm winken die freundlichen Gelände des Friedländer Bezirks, dahinter zieht das Lausitzer Gebirge mit Lausche und Oybin.

Die vorher geschilderte Stolpichschlucht wird an Wildheit und Großartigkeit von der weiter östlich gelegenen Schwarzbachschlucht übertroffen, die im Tale der Wittig, halbwegs zwischen Wittighaus und Haindorf, liegt. Auch hier bewachen zwei Felsengiganten den Eingang in den Grund, rechts „die Nase", links „der Mittagstein". Immer hört man den Bach, aber man sieht ihn nur selten. Ein kleiner Wasserfall von etwa 3 m Höhe eröffnet die Reihe der Kaskaden. Die Naturkräfte treiben hier ungehindert ihr Spiel; die Bäume, Kräuter und Moose stört niemand in ihrem üppigen Wachstum, und wenn die Sonne durch die grünen Zweige bis zu den weißen Schaumstürzen und bis auf den braunen Grund der klaren Wellen dringt, kann man sich wohl an Farben, Luft und Formen berauschen.

Eine Stunde sind wir geklettert, zuletzt durch wundervollen Buchenwald, da stehen wir vor dem obersten, besonders eigenartigen Wasserfalle. Der Kessel ist kaum

fünfzig Schritte breit, herrlicher Buchenwald klettert an seinen Wänden empor. Wie hoch der Fall ist, kann man von unten nicht übersehen; denn nicht in einem Satze stürzt er herab, sondern es ist ein staffelförmiger Felsen- und Wassersturz, nur, daß die Felsen in der Klamm über einander gedrängt zwischen Steinmauern festgekeilt sitzen, während das Wasser um die Felsen herumsprudelt, in weißem Gischt durch unzählige Spalten rauscht und sich zuletzt in tiefen Becken sammelt. Die Felswände sind mit Moos bekleidet und tragen grüne Tannen, die aus dem Wasserschwall hervorragen.

Was dem herrlichen Naturbilde besonderen Reiz verleiht, ist seine jungfräuliche Unberührtheit. Nichts ist zu sehen, was an Menschenhand erinnert. Selbst bei



Bad Flinsberg.
Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann-Landeshut.

geringem Wassergehalt muß allein die gewaltige Felsenszenerie imponieren. Hier, kann man träumen, hätten die Giganten gegen die Götter gekämpft.

Aus dem südlichen, böhmischen Bereiche des Isergebirges wenden wir uns auf die nördliche, schlesische Seite und nehmen den bekannten Badeort Flinsberg als Ziel. Von Weißbach bezw. Kloster Haindorf aus sind wir auf guten Straßen über Bad Liebwerda, Neustadtl, Wigandsthal in vier Laufstunden in Flinsberg. Ist aber der Boden trocken, so nehmen wir die Tour über Tafelfichte und Heufuder. Zwei Gebirgssteige bieten sich dazu dar. Der eine geht vom Wittighaus aus und führt — eintönig und stellenweis, namentlich im Bereiche der Iserquelle, sehr schlüpfrig — in drei Stunden zur Tafelfichte. Der andere klettert von Weißbach aus in dem wildschönen Hegebachtal hinauf, das von den jähen Abhängen links des Kalmrich, rechts des

Käuligen Berges begrenzt wird. In reichlich $1^3/_4$ Stunden ist die Tafelfichte erreicht. Dieser Berggipfel mit 1122 m galt bis vor kurzem als höchster Punkt des Isergebirges. Neuere Messungen haben aber ergeben, daß der Hinterberg 5 m höher ist; da jedoch ein 18 m aufsteigender Turm die Tafelfichte krönt, so bleibt ihr die erste Stelle. Die Aussicht ist hier, wie auch vom 2,5 km entfernten Heufuderturm eine großartige, weitfassende Rundschau über massige Bergzüge und blühende Vorgelände.

Flinsberg liegt 500—970 m hoch und wird von der Tafelfichte in zweistündigem, vom Heufuder in $1^1/_4$ stündigem Abstieg bequem erreicht.

„Perle der Sudeten", „Engadin Schlesiens", so hat man nicht mit Unrecht das reizvolle Flinsberger Tal genannt. Idyllisch gebettet auf sanft ansteigendem Hügel liegt der vielbesuchte Badeort zwischen den grünen Höhen des Isergebirges wie ein prächtiges Juwel in goldener Fassung. Herrliche Aussichtspunkte überall, romantische Berghalden, schattige Waldwege und Promenaden, einladende Ruhepunkte in Menge, hier ein schäumender Wasserfall, dort ein sprudelnder Quell, die Wiesen- und Baumgruppen belebt durch die roten Ziegeldächer des freundlichen Dorfes, das untere Tal durchströmt von dem jetzt stürmisch der Umschlingung mächtiger Granitfelsen enteilenden, nunmehr spiegelklar dahinfließenden, leise murmelnden Queis: das ist Flinsberg. Erquickend ist hier die würzige Luft, gleichviel, ob die Sonne am Himmel funkelt oder der Regen strömt. Die Wasser verlaufen sich rasch, die Wege sind bald wieder gangbar. Wer nicht Stubenhocker ist, sondern, gleichviel ob das Wetter schön ist oder der Regen näßt, fleißig diese herrliche Gottesnatur durchwandelt, der wird an sich selbst erfahren, daß Flinsberg den Vorzug vor manchem vielgepriesenen Höhenkurorte verdient. Nicht bloß der Tourist oder der Sommergast findet Erholung, sondern auch der Gesundheit heischende Kranke verspürt bald mächtig die Heilwirkung der Flinsberger Quellen. Bronchial- und Halsleidende, Blutarme, Skrofulöse, Schwache, die selbst in vorgeschrittenen Stadien ihrer Leiden nach Flinsberg kamen, zur Schwindsucht Neigende, Tausende von Frauen, die die Sonderkrankheiten ihres Geschlechts hierher führte, sie gedenken dankerfüllt des heilkräftigen Flinsberg und seiner Wasser, die seit über hundert Jahren in Gestalt von kohlensäurereichen Stahlquellen zu Trink- und Badekuren Verwendung finden.

„Hoch oben zwischen grünen Bergesmatten,
Wo sich der Fichten dunkeles Gezweig
Zum Himmel reckt, wo unter kühlen Schatten
Die Quellen murmeln, kleine Bäche rauschen,
Da springt ein silberklarer Born hervor
Und drängt sich sprudelnd an das Licht empor,
Wo ihn die klugen Menschen eingefangen.
Und rings umher ein Kranz von saft'gen Wiesen,
Von grünen Kuppen, Wald und Feld und Rain. —
In duft'ge Fernen saugt der Blick sich ein,
Wo einer Burg vermoderndes Gestein
Auf hoher Zinne in die Lüfte ragt. —
Und fragst nach Namen du, nach Ort und Art,
's ist Schlesiens Bergidyll, die Iserperle,
's ist Flinsberg, unser schönes, liebes Flinsberg!"

Es fehlt hier keines der Kurmittel erster Badeorte. Kaltwasser-Heilverfahren, Fichtenrinden-, Kiefernadel-, Mineral- und Moorbäder, Kiefernadel- und Rinden-Inhalationen (die Rindenbäder und -Inhalationen sind seit mehreren Jahren von dem ersten Badearzt Dr. Adam zu einer Spezialität entwickelt), Massage, alle bekannteren Trinkwasser, Kefir, Molken und nicht zuletzt gute Milch von Schafen, Ziegen, Kühen! — Außer den großen Naturschönheiten des Isergebirges bietet der Aufenthalt des Angenehmen noch viel.

Die Besucherzahl Flinsbergs ist in den letzten zwanzig Jahren von 1000 auf 5500 Personen gestiegen. Zwei Ärzte, Apotheke, Mineralwasserhandlung, Kaufläden, mehrere Gasthöfe, über 80 Villen und Logierhäuser, Post, Telegraph, Fernsprecher gibt es am Orte. Jetzt wird Kurhaus und Kurplatz in großartigem, schönem Stile neu angelegt, elektrische Bahn nach zwei Richtungen geplant u. s. w.

Als neue Einrichtung stellt sich das Gibeliussche „Kinderheim Quisi sana" dar, das schwache, blutarme, skrofulöse, durch Krankheiten heruntergekommene Kinder aus bemittelten Familien aufnimmt, besonders aber auch für solche bestimmt sein soll, die aus schwindsüchtigen Familien stammen und, noch gesund, aber erblich belastet, während der Jugendzeit ihre Atmungsorgane durch reine Bergluft kräftigen sollen. Zu solcher Vorbeugungskur eignen sich die klimatischen und anderen Verhältnisse in Flinsberg ganz ebenso wie in Reichenhall, Norderney und anderen Orten.

Zum Schluß sei noch einer besonders reich begnadeten Naturidylle, des wild-romantischen Isertales, gedacht, das sich 6 km weit zwischen Stephanshöh und Teufelsberg hinzieht. Es liegt zwischen Wurzelsdorf und Rochlitz in Böhmen und beginnt unweit der Straße, die von Schreiberhau nach Tannwald und Reichenberg zieht. Es ist in vier Stunden von Flinsberg zu erreichen.

Das Isertal kann zweifellos dem bekannten Schwarzatale zwischen Blankenburg und Schwarzburg, sowie auch den gerühmten Tälern des Schwarzwaldes an die Seite gestellt werden und mag im Bereiche der Gesamtsudeten eine hervorragende Stelle beanspruchen.

Unten schlüpfen und hüpfen, tosen und kosen, ringen und springen die braunen Wasser der Iser um widerspenstige Steinkolosse; am jähen Bergrande zieht durch groteske Felsenszenerien eine prächtige Straße als Zeugnis der modernen Menschenkraft; zu beiden Seiten steigen gigantengleich, mehrere hundert Meter hoch und fast so steil wie Kirchturmspitzen dicht bewaldete Berglehnen auf. Fern und nah halten zauberische Waldesstille, anmutender Naturfrieden ihre Fittiche ausgebreitet. Ringsherum schwellen Farren, sprossen Moose, nicken Halme, duften Blumen, funkeln Tautropfen, glitzern Dunstfäden. Hoch über allem lugt der azurblaue Himmel heute gerade so wie in frühesten Äonen und wie in den fernsten Zeitläufen der Zukunft.

Wahrlich ein bezauberndes, köstliches Naturidyll, das Isergebirge! Möge die Zahl seiner Kenner und Bewunderer stetig wachsen wie bisher!

Dr. Adam.

Die Eiszeit in Schlesien.

Mit einer Karte.

Daß allenthalben in unserer Provinz, wo nicht festes Felsgestein zu Tage tritt, die Spuren und Reste der großen Eiszeit verbreitet sind, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ebenso bekannt ist die seit einiger Zeit allgemein angenommene Theorie, nach der alle die lockeren Bildungen des Diluviums, wie man die geologische Periode der Eiszeit bezeichnet, also die Lehme unserer Ziegeleien, Kiese und Sande der schlesischen Ebene und besonders auch die großen Feldsteine „Findlinge" oder „Geschiebe", durch eine gewaltige, von Skandinavien sich über Nordosteuropa strahlenförmig ausbreitende Inlandeismasse aus dem Norden nach unseren Fluren transportiert und hier zur Ablagerung gebracht worden sind. Ja es ist sogar wahrscheinlich, daß dieser größten Ausbreitung der Inlandeismasse noch eine zweite, weniger ausgebreitete Vergletscherung gefolgt sei, und manche Geologen nehmen für Norddeutschland noch eine Vergletscherung an, die der Hauptvereisung vorausgegangen wäre. Von dieser sogenannten ersten Vereisung hat man bisher in Schlesien noch keine Spuren nachweisen können. Dagegen gibt es an mehreren Punkten des schlesischen Randdiluviums Bildungen, die den z. B. aus der Mark bekannten „präglacialen" Ablagerungen, deren Entstehung man also vor die Vereisung verlegt, sehr ähnlich sind. Ich meine eigentümliche, sehr feinschichtige Bändertone, die man aus dem Hirschberger Tale und aus der Grafschaft Glatz, aus der Gegend von Kattowitz und aus dem Aufnahmegebiet geologischer Landesaufnahme im Waldenburger Gebirge kennt. Dem Alter nach folgt auf die Bändertone die eigentliche Grundmoräne der Hauptvereisung, die als „Geschiebemergel", d. h. als geschiebereicher, stellenweise mergeliger Letten die tieferen Täler unseres Gebietes erfüllt. In unveränderter Form tritt er selten zu Tage; bei Breslau z. B. ist er allenthalben durch die Wasserbohrungen bis zu einer Tiefe von 20 bis 30 m angetroffen

worden, und mancher Grubenschacht in Oberschlesien hat ihn in nicht geringerer Mächtigkeit durchsinken müssen. Eine eigentliche Endmoräne dieser großen Vergletscherung hat man bisher in unserem Gebiete nicht nachweisen können. Da aber die Grundmoräne selbst an dem Außenrande ihrer Verbreitung durch die spätere Erosion vielfach hinweggespült ist und ihre ehemalige Ausdehnung nur durch vereinzelte, wegen ihres Gewichtes nicht mit fortgeschwemmte Findlinge, die sich z. B. am Eulengebirge bis zu einer Höhe von 550 m über dem Meere finden, angedeutet ist, so darf man wohl annehmen, daß auch eine eventuelle Endmoräne an der äußersten Grenze der Inlandeisverbreitung durch die Erosion zum Verschwinden gebracht wurde. Es ist indessen möglich, daß diese Erscheinung des Fehlens einer deutlichen Endmoräne und des sporadischen Vorkommens der äußersten Findlinge nicht erst auf sekundäre Ursachen zurückzuführen ist, sondern sich durch die Natur der Inlandeismassen selbst begründen läßt. Entsprach diese weiteste Ausdehnung nur einem zeitweiligen Vorstoß von verhältnismäßig kurzer Dauer, waren die äußersten Gletscherenden von geringerer Mächtigkeit und zudem von ergiebigen Schmelz- und Stromwässern umspült, so war auch die Bildung einer großen Endmoräne sehr unwahrscheinlich, und jene vereinzelten Findlinge können auch einer am Saume der Inlandeismasse in Tätigkeit tretenden Drift (d. h. Treiben von schwimmenden Eisbergen und -Schollen) ihre jetzige Anordnung verdanken. Als dann diese erste große Vereisung sich zurückzog, die Eismassen an dem Rande fortschmolzen, werden ohne Zweifel die Schmelzwässer zwischen dem schlesischen Gebirge und dem zurückweichenden Gletscherrande die ehemalige Grundmoräne fast überall durchgearbeitet und umgelagert haben; so entstanden jene geschichteten Sande und Kiese, die in unserer Provinz fast überall an die Oberfläche treten und ohne Zweifel hier die verbreitetsten Diluvialgebilde darstellen. Auch weiter nordwärts, z. B. an der Ostsee, wird die Grundmoräne der Hauptvereisung von diesen Sanden und Kiesen überdeckt; darüber folgt aber dann noch eine Grundmoräne, und man bezeichnet deswegen jene Zwischenbildungen als „interglaciale" Ablagerungen. In Schlesien wird also die Oberfläche vielfach von interglacialen Ablagerungen gebildet, und nur hier und da ragt die ältere Grundmoräne daraus hervor. Die jüngere Grundmoräne ist aber in unserem Bereiche nicht mit Sicherheit nachgewiesen, wenn auch solche Annahmen oft ausgesprochen wurden. Dagegen hat man die Endmoräne dieser zweiten Hauptvereisung im Nordosten der Provinz verfolgen können. Von Küstrin aus zieht sie sich über Schwiebus, Bomst bis Lissa und zwischen Prosna und Warthe scheint sie bei Kalisch eine östliche Fortsetzung zu finden.

Der Verfasser schließt sich übrigens der neuerlichst wieder auftauchenden Auffassung an, daß die Vergletscherung eine einheitliche Erscheinung war. Sogenannte Interglacialbildungen hatten demnach nur beschränkte Verbreitung und entstanden bei gelegentlichen Schwankungen der äußersten Gletscherzungen. Die Endmoränen stellen dann nur Etappen in dem Abschmelzungsvorgange dar.

Die Abschmelzung ging in dem Maße vor sich, wie sich ein trockenes Klima ausbreitet. Steppenstürme bearbeiteten die trocken gelegte Moränenlandschaft; die schweren Geschiebeblöcke wurden durch den Sand im Windschliff zu Kantengeschieben

umgewandelt und die aufgewirbelten Staubmassen vom Winde bis zum Gebirge fortgeführt.

Im Süden unserer Provinz, am Nordrande der südlichen Sudeten und der Beskiden ist der Fuß der Gebirge von einer breiten Decke von Löß eingehüllt, der, über den glacialen Sanden und Kiesen sich ausbreitend, etwa von Neisse aus über die Oder hinüber bis in das Weichseltal sich erstreckt und mit ihm nach Galizien und weit nach Polen hinübergreift. In der typischen Entwickelung aber treffen wir diese so scharf charakterisierte Bodenart auch noch an manchem erhöhten Punkte der nördlich vorgelagerten schlesischen Ebene, so z. B. am Annaberge bei Leschnitz, in den Trebnitzer Hügeln, am Zobten und weiter bis Görlitz — immer über den glacialen Ablagerungen.

In den tieferen Teilen der Ebene und in Oberschlesien trifft man nun auch dort, wo kein Löß auftritt, über den Interglacialschottern und -Sanden eine wenig mächtige Lehmlage, die nicht selten sehr lößartig wird, mitunter wenigstens eine lößartige Decke oder endlich lößartige Zwischenlagen enthält. Da liegt es nun sehr nahe, die lößartigen Lehme als die dem Löß selbst gleichwertige Bildung der Täler anzusehen, während jener in einer gewissen Höhenlage auftritt. Nach der Annahme unserer einflußreichsten deutschen Forscher ist der Löß eine rein äolische Bildung, also entstanden durch Zusammenwehen von Steppenstaub, eine Erscheinung, die natürlich ein trockenes Klima und konstante Windrichtungen zur Vorbedingung hat. Es werden aber unter den russischen Geologen gewichtige Gründe dafür vorgebracht, daß der Löß nicht durch trockene Winde, sondern durch Schneestürme aufgehäuft wäre. Das lockere Gefüge und die doch immerhin einigermaßen bindige Beschaffenheit dieser Bodenart scheint mir doch dafür zu sprechen, daß diese vom Winde zusammengewehten Staubteilchen wenigstens zeitweilig ein solches Bindemittel zur Verfügung hatten, wie es der Schnee abgeben mußte. Wir haben es also in Schlesien, von oben nach unten gerechnet, mit folgenden Bildungen des Diluviums zu tun:

Spät-Diluvium: Löß der höheren und Lößlehm der tieferen Teile der Ebene. Steppenklima.

Glacial: Umlagerung der Grundmoräne und energische Tätigkeit der Schmelzwässer.

Größte Ausdehnung der Inlandeismasse, Bildung der Grundmoräne.

Präglacial: Stauwasserseen mit Bildung von Blättertonen.

Reste der damaligen Tierwelt hat man nun in den drei jüngeren Stufen und in präglacialen Sanden gefunden. Wahrscheinlich sind die meisten Reste, namentlich die von Mammut und Nashorn, auf „interglacialer" Lagerstätte gefunden worden. Für Erklärungen bietet dieses Vorkommen keine Schwierigkeiten; schwieriger ist es schon, sich vorzustellen, wie ganze Kadaver in die Grundmoräne selbst kommen können. Man könnte etwa annehmen, daß die äußersten Zungen der Inlandeismasse infolge einer reichlichen Oberflächenmoräne die wandernden Tiere nicht abgeschreckt haben, so daß diese sich darauf begaben und dann allerdings leicht in die Gletscherspalten gerieten.

Aus der beigefügten Karte geht deutlich hervor, wie verbreitet Reste dieser großen diluvialen Säugetiere in unserer Provinz sind; allenthalben können neue

Funde erwartet werden, und es ist deswegen von größter Wichtigkeit, bei jedem neuen Vorkommnisse die Lagerungsverhältnisse aufs genaueste zu untersuchen, damit sie für solche allgemeine Schlüsse verwertet werden können. Besonders bemerkenswert ist es, wenn an derselben Lokalität sich Reste mehrerer, womöglich zahlreicher Individuen finden, wie z. B. bei dem letzten schönen Funde von Petersdorf bei Gleiwitz, wo außer von Rhinoceros auch zahlreiche Reste von zwei Elefantenarten nachgewiesen wurden.

Spärlicher sind dann wieder die Funde aus dem Löß, obwohl auch diese ein besonderes Interesse beanspruchen. Hat man doch vor einigen Jahren bei Predmost in Mähren mitten im Löß eine Kulturschicht gefunden voll von unzweifelhaften Spuren menschlicher Tätigkeit, zugleich mit zahlreichen Mammutknochen und -Zähnen.



Dieses Zusammenvorkommen von Mensch und Mammut im Löß ist in Schlesien bisher nicht nachgewiesen worden; wohl aber sind seit vielen Jahren Spuren menschlicher Tätigkeit aus interglacialen Ablagerungen bekannt. In einer Kiesgrube bei Mondschütz unweit Wohlau wurden von Menschenhand bearbeitete Hirschgeweihe von zuverlässigen Beobachtern gefunden in einer Situation, die eine andere als die oben gegebene Erklärung ausschließt. Durch viele andere Funde ist das Vorkommen des Edelhirsches in jener Zeit erwiesen. Besonders an der Südostgrenze unserer Provinz, in Polen bei Ojcow, nördlich von Krakau, hat man die gesamte Diluvialfauna in Höhlen der Jurakalkfelsen nachweisen können. In Schlesien gehören zu dieser Fauna: Mammut (Elephas primigenius), Nashorn (Rhinoceros tichorhinus), der Moschusochs (Ovibos moschatus), Renntier (Rangifer tarandus), irischer Riesenhirsch (Euryceros hibernicus), aber auch Höhlenbär (Ursus spelaeus), Pferd (Equus caballus fossilis), Elch (Alces), Ur (Bos primigenius), Wisent (Bison priscus), Edelhirsch (Cervus elaphus), vielleicht auch Damhirsch (Cervus dama), Reh

(Capreolus). Bei den sieben letztgenannten Arten kommt es ganz besonders auf die Bestimmung der Lagerstätten an, da sie sich eben sowohl in Torflagern und Flußsanden finden, die einer jüngeren Zeit, nämlich dem älteren Alluvium angehören, einer Zeit, in der das Steppenklima bereits durch ein reines Waldklima abgelöst war.

Es ist wohl begreiflich, daß das Suchen nach den ältesten Spuren der Menschheit stets einen größeren Kreis von Interessenten gefesselt hat; aber dieses Bestreben kann einzig und allein durch die eifrige geologische und paläontologische Durchforschung der jüngsten Schichten der Erdkruste zu dem erwünschten Ziele führen. Darum möge jeder, dem die eine Frage am Herzen liegt, sich auch für die andere interessieren und hinauswandern nach den Kies- und Lehmgruben der schlesischen Ebene, um die Gebeine jener ausgestorbenen Tierwelt zu sammeln und offenen Auges den Bedingungen nachzuspüren, unter denen sie an ihre Grabstätte gelangten.

Dr. Georg Gürich.

Der Name des Riesengebirges.

Während auf Veranlassung und unter dem dauernden Schutze der böhmischen Könige, namentlich Ottokars II., der glänzendsten Erscheinung aus dem Herrschergeschlechte der Premysliden, am Südfuße des Riesengebirges seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts eine dichte Saat deutscher Siedelungen fröhlich aufsproß, blieb das Hochgebirge selbst noch etwa zwei Jahrhunderte lang eine jungfräuliche Wildnis. Nur schüchterne Versuche wurden während dieser Zeit gemacht, an der breiten Ausmündung der Täler festen Fuß zu fassen. In das Innere wagte man nicht einzudringen. Unzugängliche Waldungen bedeckten noch die Talsohlen und die Berghänge bis weit über die heutige Waldgrenze hinauf. Erst um 1400 erwachte in diesen Gegenden ein regeres Leben. An der Stelle des heutigen Hohenelbe wird ein Dörfchen Gießdorf erwähnt, dessen Name schon auf bergmännischen Betrieb hindeutet. Um dieselbe Zeit wurde bereits in Neudorf am Silberbach Eisenstein gebrochen, und wenige Jahre darauf wurden im benachbarten Langenau zwei Eisenhämmer errichtet. Auch im Tale der Aupa begann die Kultur langsam stromaufwärts zu dringen. Von dem langgestreckten Jungbuche löste sich die Bergfreiheit als besondere Ortschaft ab. Da zu jenen Zeiten der Betrieb des Bergbaues ungeheure Massen von Holz verschlang, so mag die Entwaldung auf der Südseite des Gebirges damals begonnen haben. Doch waren die Niederlassungen noch viel zu unbedeutend und zu wenig zahlreich, um die Physiognomie des Landschaftsbildes wesentlich zu beeinflussen. Eine bedeutende Änderung trat erst etwa ein Jahrhundert später ein. Im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts erfreute sich kein anderes freies Gewerbe in Böhmen einer gleichen Blüte wie die edle Bergbaukunst. Der Hauptanstoß zu diesem Umschwunge der Dinge ging von dem böhmischen Erzgebirge aus, hauptsächlich von der im Jahre 1517 gegründeten Bergkolonie Thal, dem späteren Joachimsthal.

Biblioteka Śląska

Doch waren schon im Jahre 1511 „fremde Bergleute“ aus Meißen ins Land gekommen und hatten nicht allein am Hopfenberge bei Trautenau einen Stollen getrieben, den sie die Goldgrube nannten, sondern auch im „Hrisengront“ zu arbeiten angefangen. Bei dieser Gelegenheit also wird der Name zum ersten Male erwähnt. Freilich darf man nicht ohne weiteres annehmen, daß er auch damals (1511) schon gebräuchlich war. Immerhin verdient es Beachtung, daß das fragliche Etymon (Riese- oder Riesen-) gerade da, wo es uns in einem Ortsnamen unseres Gebirges zum ersten Male entgegentritt, in Verbindung mit dem Grunde, nicht mit dem Berge, erscheint. Die Arbeiten der Meißener Bergleute sind großenteils bald wieder verfallen und, wie es scheint, ohne anhaltende Nachwirkung geblieben. Einen ganz besonderen Aufschwung nahm der Bergbau aber unter der Leitung eines genialen Mannes, Christophs von Gendorf, der sich in einem der Jahre 1520 bis 1523 eine Bergwerksverleihung auf den Gründen von Gießdorf (Hohenelbe) erwirkte, 1528 von König Ferdinand I. die Verwaltung der Joachimsthaler Münze übertragen erhielt und 1530 zum Berghauptmann des gesamten Königreichs Böhmen ernannt wurde. Er starb 1563 auf seinem Schloß in Hohenelbe. Auf seine Veranlassung wohl wurden aus den bajuvarischen Alpen, in denen seine eigene Heimat lag, und zwar aus der Gegend von Aussee und Schwaz, erprobte Bergleute und Holzarbeiter ins Land gerufen, die wir bald zu Hunderten erwähnt finden. Schon 1549 klagt Hüttel über das „grausam fremde Volk“ und kündet infolge ihres Holzvertriebes Verminderung des Fischreichtums und Holzteurung an. Der Holzreichtum des Gebirges wurde von jetzt ab nicht nur zum Betriebe der heimischen Bergwerksanlagen verwendet, sondern mußte auch der Unterhaltung des Kuttenberger Silberbergbaues dienen, der unter den Kaisern Maximilian II. und Rudolf II. seine höchste Blüte erreichte.

Das in den Tälern und Hängen des Gebirges gefällte Holz wurde auf der Aupa seinem Bestimmungsorte zugeführt. Um die Wasserkraft in den Gebirgstälern gehörig ausnutzen zu können, wurden zur Stauung des Wassers an vielen Talengen sogenannte „Klausen“ angelegt, mächtige Erddämme und Holzbauten, nachweisbar in der großen und der kleinen Aupa, im Löwengrunde, im Urlas- und Klausengrunde bei Johannisbad, im Kläuselgraben oberhalb Hohenelbe und endlich im Eingange zum Langen Grunde. Überreste dieser letzten Klause, starke Holzbalken, deren Köpfe aus den Uferböschungen herausragen, befinden sich dicht am Wege kurz oberhalb des letzten Hauses von Alt-St. Peter, dort, wo die Bergseiten, zwischen denen der Klausenbach fließt, am engsten zusammenrücken, und werden vielen Touristen bekannt sein. Von der Mächtigkeit dieser Klausen geben uns die Berichte des Trautenauer Chronisten eine gute Vorstellung. Der Damm z. B. der großen Wasserklause im Dunkeltal „obig Marschendorf“ war 120 Ellen lang und 16 Ellen breit. War Holz genug angesammelt, so wurde die Klause „geschlagen“ d. h. gezogen (so sagt Simon Hüttel), und die losbrechenden Gewässer rissen die Massen im brausenden Sturze mit sich fort. Um aber das Holz den Stauwässern bequemer zuführen zu können, errichtete man sogenannte Holzriesen, d. h. aus glatten Baumstämmen kunstlos gezimmerte Holzrinnen, die, entweder auf dem Erdboden, oder bei unebenem Gelände auf Holzböcken aufliegend, in möglichst gerader Linie zur Tiefe

führen. Man unterscheidet Wasser- und Trockenriesen; bei den ersteren wird ein in das Gerinne geleitetes Berggewässer zum Fördern des Holzes gebraucht, bei den letzteren wird nur das jähe Gefälle ausgenutzt. Überziehen sich die Riesbäume mit Glatteis, so entstehen die Eisriesen. Diese Holzriesen müssen sich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von allen Berglehnen des Aupa- und des Elbtales, sowie ihrer Nebentäler herabgezogen haben, wo größere Holzbestände niedergelegt wurden. Sie erreichten oft eine recht bedeutende Länge. Die Holzriesen am Schwarzenberg bei Johannisbad waren „500-fach lang, lenger dan 15hundert waltlochtern". Diese zahlreichen Holzleitungen müssen in dem damaligen Landschaftsbilde einen sehr charakteristischen Zug gebildet haben. Sie blieben lange im Gebrauch. Noch im vorigen Jahrhundert wurde das Holz meist zu den Schwemmbächen „gerieft". Im Gebiete der Harrachschen Domäne Starkenbach wurde nach Schmidts statistisch-topographischer Beschreibung die letzte Holzriese 1799 aufgelassen. Nach zuverlässigen Angaben wurden aber noch 1875 im Tale von Groß-Aupa Holzriesen, allerdings nur für kurze Zeit, angelegt.

Diese Holzleitungen sind es nun auch höchst wahrscheinlich, die unserem Riesengebirge erst den heute allgemein gültigen Namen gegeben haben. Eine Anknüpfung an die Riesen der Sage findet in den Tatsachen keinerlei Begründung. Unsere Gebirgsbevölkerung weiß nichts von Riesen, die ehemals das Gebirge bewohnt haben sollten, und so wird es wohl auch früher gewesen sein. Die einzige Spur einer derartigen Sagenbildung findet sich 1641 bei Moscherosch (Philander von Sittewalt) in seinem Discursus histor. politic. S. 529: „Als ich unter dem schwedischen Volk in der Schlesie war, sagte man von einem Waghalß, der wäre auf das Riesengebirge in Bohem gestiegen, auf welchem das Gespenst, Riebenzahl von den Inwohnern genannt, wohnt. Als er nun hinauf kommen, sah er die ungeheuren Riesen kegeln und spazieren. Einer fragte ihn, ob er, weil er käme, sie zu besuchen, mitmachen wollte. Das habe er auch getan. Nach geendetem Spiel hätte ein Riese dem fremden Gast einen Kegel zum Gedächtnis mit sich zu nehmen erlaubt, den er auch in seinen Ranzen getan, und als er wieder zu seinen Burschen gekommen, allen Handel erzählt und den hölzernen Kegel wollen weisen, der wär' nun lauter zu Gold gewesen." Allein diese Erzählung kennzeichnet sich leicht als eine sogenannte etymologische Sage in Vermischung mit den einst unter den Bergleuten umgehenden Goldverwandlungsgeschichten. Diese Sage kann also dem Namen nicht zur Erklärung dienen, sondern muß umgekehrt aus dem Ortsnamen ihre Erklärung finden. Auch die beiden Riesen am Rathausturm zu Arnau sind wohl erst von späteren Etymologen in eine künstliche Verbindung mit dem Namen des Gebirges gebracht worden.

Will man also den ursächlichen Zusammenhang mit den Riesen der Sage festhalten, so bleibt nur die metaphorische Deutung übrig, die schon Schwenckfeld in seinem „Hirschbergischen Warm-Bade" aufgestellt hat und die dann fast von allen folgenden Erklärern angenommen worden ist: „Der höchste aber und fürnehmeste Berg wird von den Riesen der Riesenberg genannt, nicht daß Riesen, wie etliche dafür halten, darunter gewohnt haben, sondern weil er als ein hoher Riese vor den andern allen herfür raget und sich sehen lässet". Nach unserer heutigen Anschauung ist die

Erhebung der Koppe über die Kammlinie oder gar über die übrigen Kammgipfel allerdings wohl kaum als eine riesige zu bezeichnen, immerhin aber bedeutend genug, um die obige Erklärung als wohl möglich erscheinen zu lassen. Wie aber will man dann den Riesengrund erklären? Hier müßte man schon eine etwas gesuchte Weiterbildung annehmen. Gänzlich aber widerstrebt der obigen Deutung der Riesenhain, der Name der Häusergruppe oberhalb des Petzers, wo 1811 die Arsenikhütte angelegt wurde, deren weitläufige Gebäude heute leer stehen. Bei diesem Namen läßt uns die obige Deutung völlig im Stich; eine etwaige Wanderung des Namens vom Berge in den Grund und dann weiter talabwärts wäre ohnegleichen und ließe sich auch sachlich gar nicht erklären. In diesem Falle werden wir also zu einer anderen Deutung förmlich gedrängt, und da bieten die Holzgerinne, die tatsächlich an den Berghängen des Talgrundes gerade damals, als diese Namen zuerst auftauchten, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, zahlreich vorhanden waren, die einzige, aber auch völlig befriedigende Deutung. Ebensowenig ist an eine übertragene Bedeutung des Wortes zu denken bei dem Riesenkamm, der die westliche Fortsetzung des weißen Flins im Isergebirge bildet. Von einer riesenhaften Erhebung oder Senkung kann hier nicht die Rede sein. Zweifellos verdankt der Kamm seinen Namen der Anlage von Holzriesen, deren Spuren wir auf der böhmischen Seite verfolgten. Eine andere Anwendung derselben Bezeichnung (Riesenkamm) auf den Hauptzug des Gebirges ist jedenfalls spätere Weiterbildung aus Riesengebirge und kann daher für unsere Frage nicht in Betracht kommen. Dagegen muß auch der letzte Zweifel verstummen gegenüber einem dritten Riesenkamme, der sich oberhalb Alt-St. Peter zwischen Heuschober und Planur findet. Den älteren Anwohnern ist der Ursprung des Namens noch wohl erinnerlich, und Leute, die schwerlich je eine Holzriese gesehen hatten, wußten deren Anlage nach den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern ganz richtig zu beschreiben. Gewöhnlich braucht man die kürzere Form Rieskamm, ja ein sehr genauer Kenner des Gebirges, der allen früheren Besuchern der Riesenbaude, wie den jetzigen Sommergästen von Spindelmühl wohlbekannte Wirt des Wiesenhauses, Joh. Hollmann, bezeichnete mir die Stelle kurzweg als die Ries. Hier haben wir also das ursprüngliche Etymon, das allein jenen Zusammensetzungen zu Grunde liegt, noch unverhüllt und in ganz gleicher Anwendung. Ist die Deutung in dem einen Falle sicher, so ist ihre Zuweisung in den anderen unabweisbar. Zu den Riesenkämmen gesellen sich nun als nahe Verwandte ein Riesenhain, Riesengrund, Riesenberg und zuletzt das Riesengebirge. Beachtenswert ist auch die Tatsache, daß der Riesenberg an der Stelle, wo er zum ersten Male in unser Schrifttum eintritt, bei G. Agricola im Jahre 1546, in einer etwas anderen Form erscheint, nämlich als Riseberg. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Agricola, der Begründer der wissenschaftlichen Metallurgie, sich des Ursprungs der Bezeichnung wohl bewußt gewesen ist. Wie also die Klausen manchem Grunde, dessen Talboden sie einst verriegelten, den Namen gegeben haben, so haben ganz natürlich auch die Holzriesen zur Benennung manches Grundes und Berges dienen müssen.

Einen Einwand gegen die Ableitung des „Riesengebirges“ von Holzriesen hat Zöllner in seinen Briefen über Schlesien (Berlin 1793, II. Bd. S. 231 Anm.)

erhoben: „Die gewöhnlichsten Ableitungen dieses Namens erscheinen nur wenig befriedigend. Hätte man es wegen seiner Höhe das Riesengebirge genannt, so wäre nicht abzusehen, warum nicht das Erzgebirge und der Harz eben diesen Namen führen; denn zu der Zeit, wo derselbe entstand, wußte man wohl wenig von dem Unterschiede der Höhe dieser Gebirge, und den Nachbarn der beiden letzteren schienen sie gewiß ebensowohl riesenmäßig als die Sudeten den ihrigen. Eben dies könnte man fragen, wenn man die Ableitung von riesen (sich erheben) oder von Riese (sofern dies einen Ort, wo gefälltes Holz von einem Berge herabgleitet, oder auch einen Schneeklumpen bedeutet, der vom Abhange in das Tal rollt) versuchen wollte. Warum hießen denn nicht alle (Kämme) Hügel Riesen oder wenigstens die Berge in Oberdeutschland, wo sich die zuletzt angeführte Bedeutung des Wortes Riese noch erhalten hat?" Auf diese Frage könnte man mit der Gegenfrage antworten: „Warum heißen nicht alle Kämme, an denen einst Holzriesen lagen, in Groß-Aupa, Klein-Aupa, Dunkeltal am Schwarzenberg bei Hohenelbe u. a. Ries- oder Riesenkämme, sondern eben nur die beiden Bergrücken oberhalb Alt-St. Peter und westlich vom Weißen Flins? Hier tritt eben der Zufall in seine Rechte. Derartige Appellative, die ursprünglich in weiterer Anwendung gebraucht wurden, bleiben im Laufe der Zeit an einigen Punkten haften ohne daß wir bestimmte Gründe anzugeben wüßten. Am häufigsten mag mit dem Wegfall der Anlage als dem Grunde der Bezeichnung auch der Name selbst in Wegfall gekommen sein; oft genug mag er auch durch treffendere Bezeichnungen verdrängt worden sein. Zu neuen Namenbildungen mag auch der Drang nach Deutlichkeit geführt haben. Für die früher in Angriff genommenen Orte, mit deren Eigentümlichkeiten man vertrauter geworden war, fand sich wohl leicht eine genauere Bezeichnung, die einer Verwechselung mit anderen bis dahin gleichlautenden Ortsnamen vorbeugte. Ist diese letztere Annahme richtig, so ließe sich aus ihr das historische Gesetz ableiten, daß derartige allgemeinere Bezeichnungen wie Riesenkamm, Riesenberg u. a. gerade an den jüngsten Ansiedelungen hängen geblieben sind. Für den Riesengrund wenigstens und den Riesenberg würde es zutreffen.

Daß sich der Name Riesengebirge als zusammenfassende Bezeichnung für unseren Gebirgszug in Böhmen leicht festsetzte, darf uns nicht wunder nehmen. Denn obwohl sich die erwähnten Talsperren und Holzrinnen auch in anderen höheren Grenzgebirgen des Landes vorfanden, z. B. im Böhmerwald und im Adlergebirge, wo noch heute ein Klausenwasser die Erinnerung festhält, so waren doch diese Anlagen damals wohl kaum so mächtig und zahlreich wie die gleicher Art im Riesengebirge, und vor allem fanden sie sich nicht in den unserem Gebirge vorgelagerten niedrigeren Höhenzügen. Den Bewohnern dieser Gegenden mußte allerdings das höchste, zu solchen Anlagen trefflich geeignete Grenzgebirge als das eigentliche „Riesen"-Gebirge erscheinen. Daher taucht der Name zuerst in Nordböhmen auf und zwar in Simon Hüttels Chronik von Trautenau im Jahre 1549, während sich auf der schlesischen Seite der alte, volkstümliche Name „Schneegebirge" länger erhielt und bekanntlich noch heute im Schwunge ist. Auch bei Hüttel ist der Name Riesengebirge noch keineswegs zum festliegenden Eigennamen erstarrt, sondern noch im

vollen Flusse. Daneben spricht er noch 1575 in demselben Sinne von den „Hrisenpergischen Gepirgen". Diese Bezeichnung ist ein interessanter Beleg für die Annahme, daß der Name des Riesengebirges aus dem des Riesenberges abgeleitet und weitergebildet ist.

Wichtiger ist der Umstand, daß sich Simon Hüttel des etymologischen Zusammenhanges noch wohl bewußt gewesen zu sein scheint, Auf die Schreibung „Hrisengebirge" zwar ist an sich kein großes Gewicht zu legen. Das vorgeschlagene H ist wohl auf Einfluß des Tschechischen zurückzuführen, in dem sich dieser Laut vor konsonantischem Anlaut häufig findet. Hüttel schreibt z. B. das „hoche" Haus mit dem den Sklaven eigentümlichen harten Kehllaute und selbst her statt er, trotz des Gleichklanges mit her = Herr. Neben dem Hrisengebirge findet sich, obwohl selten, auch das Riesengebirge. Dagegen ist es wohl nicht zufällig, daß Hüttel, wo er der Hrisen Erwähnung tut, auch stets die Schreibung Hrisengebirge anwendet. Durch diesen sprachlichen Gleichklang will er wohl den sachlichen Zusammenhang kennzeichnen. Noch bedeutsamer ist es, daß er höchst wahrscheinlich das Wort „Hrisenberg" noch als Appellativum gebraucht. Im Jahre 1569 geleitete Hüttel die kaiserlichen Kommissarien, die gekommen waren, das Gebirge abzumarkscheiden, um die besten Stellen zur Anlage großer Wasserklausen zu ermitteln. „Sie stellten im Riesengrunde ihren Marscheid-Kompaß auf und maßen bis auf die oberste Spitze des Hrisenberges." Sie fanden deren Höhe 1920 Ellen. Zu diesen Angaben setzt nun Hüttel hinzu: „Also hoch ist der große Hrisenberg aus dem Hrisengrund hienauf, also seind die fürnembsten berge und tal abgemarscheidet worden". Den Zusatz hat Hüttel wohl gemacht zur Unterscheidung des Berges von seinen niedrigeren Nachbarn, die ähnliche Anlagen trugen und also ebenfalls als „Hrisenberge" bezeichnet werden konnten. Bald genug hat sich freilich der Name mit dem höchsten Gipfel der Schneekoppe fest verknüpft.

Um 1600 ist der Name „Riesenberg" neben dem älteren „Koppe" auch in Schlesien schon ganz gebräuchlich. Die Bezeichnung für den Gesamtgebirgszug „Riesengebirge", die auf der Südseite bald nach dem „Riesenberge" aufkam, hat auf der Nordseite ebenfalls volles Bürgerrecht erlangt. Der große Krieg, der kurz nach den besprochenen Zeiten in unserem Nachbarlande zum Ausbruch kam, schlug auch dem Gewerbefleiß unseres Gebirges manche unheilbare Wunde. In den Stürmen dieses Krieges, der in die mündliche Überlieferung unseres Volkes eine breite Lücke riß, mögen nicht allein die Holzriesen großenteils verfallen sein, sondern es ist auch der etymologische Zusammenhang der von ihnen fortgeleiteten Ortsnamen in völlige Vergessenheit geraten.

Dr. Regell.



Die Entstehung der Wohnstätten auf dem Kamme des Riesengebirges.

In den frühesten Zeiten umgürteten den Riesengebirgswall undurchdringliche Urwälder, in denen sich an den Ufern der fließenden Gewässer zuweilen grüne, mit hohem Gras bewachsene Auen, ausgedehnte Teiche oder Sümpfe ausbreiteten. Zum dauernden Aufenthalt für Menschen war dieser unwirtbare Wald weniger geeignet; dagegen hausten in ihm verschiedene wilde Tiere. Der aus dem ungeheuren Waldmeere sich erhebende Wall des Riesengebirges aber war eine Wildnis, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte.

Die ersten urkundlichen Nachrichten von dem Vordringen der Kultur in die Urwälder, die das Riesengebirge umschlossen, erhalten wir aus dem elften Jahrhundert. Böhmen und Polen, zu denen die Landstriche des heutigen Schlesien abwechselnd gehörten, waren ehedem der Schauplatz lang andauernder Verheerungskriege, und schon im zehnten Jahrhundert haben sich am Bober bis an den „Grenzwald" des Riesengebirges Burgen befunden, unter ihnen besonders die Feste Vlan, die heutige Burg Lehnhaus. Nach Besiegung des Polenherzogs Boleslaw Chrobry durch die Truppen des deutschen Kaisers Heinrich II. im Jahre 1004 waren in der Gegend von Trautenau die ersten Ansiedler polnische Krieger, die auf der Flucht von den Heeresmassen getrennt wurden. Unter Wladislaus I. entbrannten 1093 neue Kämpfe zwischen Polen und Böhmen um den Besitz Schlesiens; deshalb ist zum Schutze gegen die Einfälle der Böhmen auch zu der genannten Zeit die Burg Kynast angelegt worden. Hirschberg soll ebenfalls schon ums Jahr 1002 als Marktflecken vorhanden gewesen sein. Im Osten des Riesengebirges befindet sich bei Liebau der Königshaner Paß, der schon in den frühesten Zeiten die bequemste Kommunikation zwischen Schlesien und Böhmen war. Auch der Paß von Neuwelt bei Schreiberhau im Westen des Riesengebirges verband die beiden letztgenannten Länder. Es ist wohl auch anzunehmen, daß sich

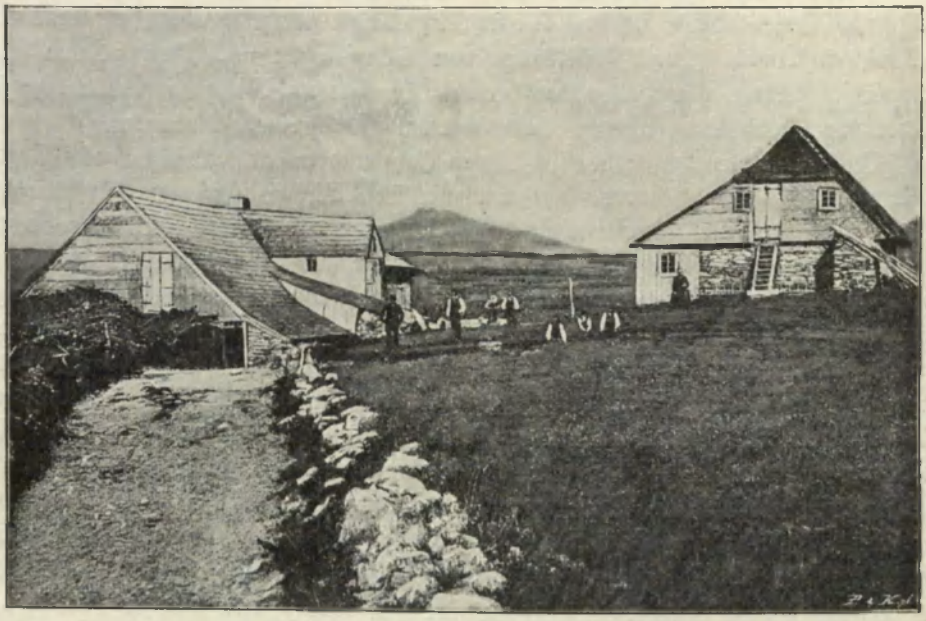
an diesen Heerstraßen nach und nach Ansiedler niederließen, die als Jäger, Fischer und Köhler ihr äußerst anspruchsloses Leben fristeten. Die genannten Heerstraßen dienten aber in späteren Zeiten nicht mehr allein kriegerischen Zwecken, sondern sie förderten auch den Handel zwischen den beiden Nachbarreichen, so daß infolge des steigenden Verkehrs sich diese immer mehr belebten. Dadurch war aber genügende Veranlassung dazu gegeben, daß sich an diesen Verkehrswegen eine größere Anzahl Menschen ansiedelte, und daß diese Niederlassungen auch dauernd bestehen konnten. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Täler am Nord-, West- und Ostfuße des Riesengebirgskammes eher bewohnt gewesen sind als die an dessen Südfuße, während der Hochgebirgskamm bis dahin immer noch von den Menschen gemieden wurde.

Eine planmäßig geregelte und zwar deutsche Kolonisation in der Nähe des Riesengebirges ist aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert nachweisbar. Von besonderer Wichtigkeit für das Vordringen der Kultur nach dem Riesengebirge zu war die Gründung des Klosters Grüssau in dem Urwalde Cressobor (= Grenzwald) durch Herzog Heinrich den Frommen im Jahre 1240 und die Herzogin Anna im Jahre 1242. In dem genannten Jahrhundert entstand am Fuße des Riesengebirges eine größere Menge von Ortschaften mit Einwohnern deutscher Abstammung, während die spärlich vorhandenen slavischen Bewohner immer mehr und mehr verdrängt wurden.

Die ersten Gebäude auf dem Hochgebirgskamme des Riesengebirges, die den Menschen als Wohnung dienten, waren Jagdhütten, die die Grundherrschaft errichten ließ. Schon im Jahre 1607 waren deren viele im Riesengebirge vorhanden. Herzog Boleslaus, der in den Wäldern des Hochgebirges oft das Weidwerk ausübte, hatte daselbst viele solcher Jagdhütten bauen lassen, um sie bei Eintritt von ungünstiger Witterung als Unterschlupf benützen zu können; außerdem beherbergten sie zeitweilig die Beamten, die die Forsten und den Wildstand zu überwachen hatten. Andere derartige Gebäude, die von der landes- oder standesherrlichen Verwaltung angelegt wurden, dienten amtlichen Zwecken und hießen Amtshäuser. In ihnen fanden die Beamten, denen die Überwachung des Grenzverkehrs oblag, vorübergehend Unterkunft, wie auch die Soldaten, die infolge der Grenzsperre an den Grenzübergangswegen postiert waren, als 1632 und in den folgenden Jahren in Schlesien die Pest wütete. Solche Amtshäuser sollen am steilen Abfall des Seifenberges, im Langen Grunde, im Wiesengrunde u. s. w. gestanden haben; in sie flüchteten sich auch im Dreißigjährigen Kriege die Talbewohner mit einem Teil ihrer Habe.

Während die Jagdhütten und Amtshäuser nur aus besonderer Veranlassung und nur zeitweise von Menschen bewohnt wurden, waren die Häuser, die die Walen im Riesengebirge errichteten, wohl die ersten eigentlichen Wohnstätten für Menschen. Die Walen waren italienische Bergleute, die die außerordentlich großen Schätze von Edelmetall und Edelsteinen, die das Riesengebirge ihrer Meinung nach bergen sollte, bergmännisch heben wollten. Auf ihre Tätigkeit deuten noch eine große Menge von verfallenen Stollen, Schachten und viele Halden im Riesengebirge hin. Natürlich bauten sich die Italiener ihre Wohnungen in die Nähe der von ihnen angelegten Bergwerke. Solche Bergmannshäuser oder Berghäuser mögen wohl auch die Bauden gewesen sein, die schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts am Fuße

des Koppenkegels, da, wo sich später die alte Herrenbaude befand, gestanden haben. Somit wären eigentlich die Walen als die ersten Kolonisten des Riesengebirges zu betrachten. Im Lärme des Dreißigjährigen Krieges und infolge der höchst unlohnenden Ausbeute mögen die genannten Bergleute wohl das Riesengebirge sehr enttäuscht wieder verlassen haben. Ihre Wohnstätten teilten später aber mit den bereits erwähnten Jagdhütten und Amtshäusern das gleiche Schicksal. Da nämlich alle die genannten Häuser, die nur leicht aus Holz gezimmerte Blockhütten waren, nicht mehr benutzt wurden, gingen sie allmählich ihrem Verfall entgegen, und da sie nicht einmal ein gemauertes Fundament besaßen, verlor sich von ihnen auch jegliche Spur, so daß es später nicht einmal möglich war, ihren einstigen Standort festzustellen.



Die Wiesenbaude.

Viele von den Flüchtlingen, die sich in den Kriegszeiten in die Berge des Riesengebirges begaben, hielten sich dort nicht nur vorübergehend auf, sondern siedelten sich auf dem Gebirge an. So sollen bei Seidorf um die Annakapelle und oberhalb Agnetendorf Dörfer gestanden haben, die aber wiederum den Einfällen kriegerischer Horden zum Opfer gefallen sind. Auch die Mummelhäuser sind 1650 und die Baberhäuser 1664 von böhmischen Protestanten angelegt worden.

Ansiedelungen auf dem Hochgebirge konnten aber nur dauernd bestehen, wenn die Ansiedler eine Beschäftigung betrieben, die ihren Nahrungserwerb sicherte. Die Haupterwerbszweige für Bewohner des Hochgebirges sind aber Waldarbeit, Viehzucht und Gastwirtschaft.

Da schon im sechzehnten Jahrhundert die „Obergebirgswaldungen", das sind die Waldungen im Riesengrunde, große Mengen Holzes nach Kuttenberg i. B. für

die Bergwerke lieferten, ist wohl anzunehmen, daß sich die mit Waldarbeit beschäftigten Holzknechte in der Nähe ihrer Arbeitsstätte ansiedelten. Auch im westlichen Teile des Riesengebirges wurde später der Holzreichtum zu industriellen Zwecken ausgebeutet, was gewiß ebenfalls zu dauernden Ansiedelungen Anlaß gab.

Die älteste von allen jetzt noch vorhandenen Riesengebirgsbauden ist die Wiesenbaude, die im Jahre 1625 angelegt wurde. Sie verdankt ihren dauernden Bestand dem Umstande, daß in ihr später Viehwirtschaft getrieben wurde, zu der alsdann noch als neuer Erwerbszweig die Gastwirtschaft kam. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war die Wiesenbaude sogar die einzige massive Baude des Riesengebirges, die zugleich die beste Herberge und Verpflegung bot.

Ein ziemlich reger Handels- und Grenzverkehr muß schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Riesengebirgskamme stattgefunden haben; denn über ihn führten damals schon Handelswege von Schreiberhau nach Rochlitz, von Hain nach Spindelmühle, von Hohenelbe über den Kamm nach Warmbrunn, von dem sich wieder Wege nach Schmiedeberg, Schwarzenthal und Freiheit abzweigten.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden auf dem Riesengebirgskamme mehrere Bauden, in denen zum Teil Viehwirtschaft und Gastwirtschaft vereint, zum Teil nur Gastwirtschaft betrieben wurde. Zu den Bauden erstgenannter Art gehört die Hampelbaude. Ihre Besitzer, sowie auch die Eigentümer anderer an den Handelswegen gelegenen Bauden, waren zur Instandhaltung dieser Wege gegen eine kleine jährliche Geldentschädigung verpflichtet, und diese Verpflichtung gehörte mit zu den auf den Bauden ruhenden Lasten. Vornehmlich als Einkehrhäuser entstanden in der vorbezeichneten Zeit an den Verkehrswegen die Schlingelbaude, ferner die heute nicht mehr vorhandene Tannenbaude, die auf der Geiergucke stand, und die Kesselhofbaude. Die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts errichtete Teichbaude könnte zu den Amtshäusern gezählt werden; denn in ihr wohnte zum Schutze und zur Förderung der im Kleinen Teiche betriebenen Forellenzucht der gräfliche Teichwärter, der besonders im Winter für Zuführung von frischer Luft zu sorgen hatte. Der östliche Teil des Riesengebirges erhielt ferner zu letztgenannter Zeit dadurch eine ständige Bevölkerung, daß sich verbannte Schweizer und Österreicher höheren Standes am südlichen Abhange des Forstkammes ansiedelten und besonders Viehwirtschaften in den jetzigen Grenzbauden gründeten. Lediglich zum Zwecke der Viehzucht mögen auch die sechs Bauden errichtet worden sein, die in der Nähe der Stelle gestanden haben, wo sich die Pantsche in die Elbe stürzt und die den Namen Bantschen- oder Pantschefallbauden führten. Auch am Elbfall befand sich einst eine solche Baude, die später ebenfalls wie die letztgenannten Bauden verschwand. Zwischen der Schlingel- und Hampelbaude lag ehemals die Geistliche Baude, auch Pfarr- oder Koppenbaude genannt. Sie scheint zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entstanden zu sein. Ihren Namen erhielt sie davon, daß sie an den fünf Koppenfesten für die drei Cisterzienser-Mönche der zum Kloster Grüssau gehörenden Propstei Warmbrunn, die nur allein das Recht besaßen, in der Koppenkapelle zu zelebrieren, reserviert war. Außerdem beherbergte sie bisweilen die gräfliche Familie. Als nach Aufhebung der Klöster im Jahre 1810 in der Koppenkapelle kein Gottesdienst mehr abgehalten wurde, blieb

die Baude unbenutzt und ging ihrem Verfall entgegen. Die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts am böhmischen Abfall des Hauptkammes erbauten Bradler- und Leierbauden, sowie die Pudel- und Martinsbauden am Südfuße des Hohen Rades waren sogenannte Sommer- oder Viehbauden. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts nutzte man die Weiden des Hochgebirges noch mehr aus; deshalb vermehrten sich auf dem Riesengebirgskamme und an dessen Abhängen die Sommerbauden immer mehr, so daß sie besonders an den Böschungen der Talränder größere Baudengruppen oder Dörfer bildeten.



Die Hampelbaude.

An der östlichen, über das Riesengebirge nach Rochlitz führenden Handelsstraße errichtete in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein Besitzer aus den Krausebauden bei Spindelmühle-Friedrichsthal, namens Hollmann, eine Baude, die nach ihm Hollmannsbaude oder auch nach der nächstgelegenen Ortschaft Schreiberhauer Baude genannt wurde. Die in Österreich wohnenden Verwandten des Hollmann, der auch auf böhmischer Seite Bauden besaß, bezeichneten diese Baude als „Schlesische" Baude, und als 1787 Hollmann am Fuße des Reifträgers noch eine Baude anlegte, nannte man letztere die Neue Schlesische und die vorgenannte die Alte Schlesische Baude. Im Jahre 1790 wurde auf dem äußersten Westflügel des Kammes die Wosseckerbaude errichtet, die auch die Neue Böhmische Baude oder Franziskanerbaude hieß. Zwischen 1794 und 1817 scheint die Schnurrbartsbaude, die ehemalige

Johann Georgen-Baude, am Wege von Krummhübel zur Koppe entstanden zu sein. Die Rennerbaude ist 1795 als Sommerbaude errichtet worden. Die Mitte des Riesengebirgskammes erhielt im Jahre 1811 als Einkehrhaus die Petersbaude, die etwas seitlich entfernt von dem nach Spindelmühle führenden Wege liegt. Direkt an diesem Wege, im tiefen Sattel der Mädelwiese und am Fuße der Kleinen Sturmhaube ließ der Friedrichsthaler Richter Spindler die nach ihm benannte Spindlerbaude aufbauen, die für den Verkehr viel bequemer lag als die Petersbaude und deshalb mehr bevorzugt wurde als diese. Die 1886 durch eine Feuersbrunst zerstörte Spindlerbaude ist in ihrem Neubau viel größer und praktischer hergestellt.



Prinz Heinrich-Baude.

Da in der Koppenkapelle kein Gottesdienst mehr stattfand, erhielt Gastwirt Siebenhaar aus Warmbrunn die Erlaubnis, sie im Jahre 1824 in eine Herberge umzugestalten. Siebenhaar übte die Gastwirtschaft bis zum Jahre 1850 in der Kapelle aus, bis sie ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zurückgegeben wurde.

Mit dem fortwährend zunehmenden Besuch des Riesengebirges machte sich das Bedürfnis nach einem geräumigen Einkehrhause auf dem Westflügel des Kammes immer dringender geltend; denn die kleine Schutzhütte am oberen Rande der Schneegruben bot nur wenigen Personen die notdürftigste Unterkunft und Verpflegung. Deshalb ließ Graf Leopold Christian Gotthard Schaffgotsch an Stelle dieser Bretterbude 1837 die Schneegrubenbaude massiv erbauen. Diese war also die erste Wirtschaft auf dem Kamme des Riesengebirges, die lediglich aus Rücksicht auf

den Touristenverkehr gegründet worden ist. In jüngster Zeit ist neben der alten Schneegrubenbaude ein stattliches, massives Gasthaus erbaut worden. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mußte die steinerne Hütte eines Wächters am Elbfalle einem größeren Gebäude, der jetzigen Elbfallbaude, Platz machen.

War in der Koppenkapelle auch der Gottesdienst eingestellt, so beging doch die Gebirgsbevölkerung noch die weltliche Feier der Koppenfeste, und auch der Touristenverkehr nach der Schneekoppe hatte in den fünfziger Jahren noch mehr zugenommen. Die beschränkten Räume der Koppenkapelle reichten an den erwähnten



Das Deutsche Lehrerheim in Schreiberhau.

Nach einer Originalaufnahme von A. Kohlstock in Schreiberhau.

Festtagen bei weitem nicht aus. Deshalb errichtete Kaufmann Stephan Mitlöhner aus Großaupa am Fuße des Koppenkegels erst einen hölzernen Stall für sein auf dem Hochgebirge weidendes Vieh und verband mit diesem Gebäude vorläufig eine Marketenderbude. In den Jahren 1817 und 48 baute er die Riesenbaude. Im Jahre 1850 ließ Gastwirt Sommer auf der Schneekoppe das erste Hospiz, die Preußische Baude, errichten. Es wurde nach siebenjährigem Bestehen von Bubenhand in Brand gesteckt und gänzlich zerstört. Bald entstand ein neues Gasthaus an Stelle des alten; doch auch dieses brannte 1862 nieder, und Sommer baute das Hospiz zum dritten Male. Gastwirt Blaschke aus den Grenzbauden errichtete 1868 auf der österreichischen Seite des Koppenplateaus ebenfalls ein Gasthaus, die Böhmische Baude.

Nun entstand direkt auf dem Kamme des Riesengebirges während einer längeren Reihe von Jahren kein neues Einkehrhaus mehr; dagegen sah man an den Kammabhängen und an ihrem Fuße zahlreiche Gasthäuser entstehen. Als nach Gründung des deutschen und des österreichischen Riesengebirgsvereins der Touristenverkehr im Riesengebirge einen bedeutenden Aufschwung nahm, trat das Bedürfnis nach einem Gasthause auf der langen Strecke zwischen der Spindler- und der Riesenbaude ein. Ein aus Mitgliedern des Riesengebirgsvereins bestehender Bauverein beschaffte die Mittel zum Bau eines modernen Hotels, das in der Nähe des Mittagsteines seinen Platz erhielt, im Jahre 1889 eröffnet und Prinz Heinrich-Baude genannt wurde.

Gegenwärtig befinden sich auf einem Flächenraum von circa 540 Quadratkilometern ungefähr 1035 eigentliche Gebirgsbauden. Die zahlreichen Gastwirtschaften auf dem Riesengebirgskamme bieten nun den Touristen, deren alljährlich über 60 000 das Riesengebirge beleben — einzelne Tage, an denen Überfüllungen vorkommen, ausgenommen — befriedigende Unterkunft und Verpflegung.

Nicht auf dem Kamme, sondern seinem Zwecke entsprechend im geschützten Marientale von Schreiberhau ist in den letzten Jahren auch den deutschen Lehrern eine gastliche Heimstätte geschaffen worden. Im Jahre 1897 öffnete das Deutsche Lehrerheim zum erstenmale seine Pforten für diejenigen erholungsbedürftigen Lehrer, die in Schlesiens Bergen Ruhe und neue Kräfte suchen.

Von einem Lehrer geplant, von Lehrern aufgebaut und gehütet, ist dieses prächtige Hotel im schönsten Teile Schreiberhaus ein beredtes Wahrzeichen der idealen Gesinnung und der Solidarität der deutschen Lehrerschaft.

W. Patschovsky.



Hirschberg.

Eine reizende Arabeske im buntgestickten Teppich dorfbesäter Fluren — so erscheint der Hauptort des preußischen Riesengebirges dem Wanderer, der von den Höhen am Boberdurchbruch im Nordwesten der Stadt seine Blicke über die vielgestaltige, farbenprächtige Landschaft zu seinen Füßen schweifen läßt. Es ist just die rechte Stunde zur Umschau. Ein blauer, kristallklarer Himmel wölbt sich über steinernen Trägern, die als gewaltige Gebirgsmauern ein großes Tal allseitig umschließen. In der reinen Luft ist kein Umriß verschwommen; überaus scharf hebt sich der fernste Gegenstand aus seiner Umgebung. Die Strahlen der Spätnachmittagsonne lassen die eng aneinandergedrängten Ziegeldächer der inneren Stadt in einem warmen, intensiven Rot aufleuchten, bei dessen Frische die Schatten, die die hohen Giebel werfen, noch tiefer erscheinen. Jedes Haus ist wie mit spitzer Feder eingezeichnet. Rechts seitwärts aber löst sich das steinerne, farbige Gewirr in kleinere Gruppen auf, die meist in hellem Weiß aus dem dunklen Laubgrün zahlreicher Gärten heraufleuchten. Langgezogene Hügelketten, oft mit krönendem Buschwerk, fassen das bunte Bild gegen Südosten in einen engen Rahmen, über den hinweg jedoch das Auge noch ungehindert bis zu den blauen Ketten der Grenzgebirge schweifen kann.

Man muß Hirschberg von einem hohen Punkte in der Nähe sehen, um einen Begriff von seiner malerischen Lage zu bekommen und wesentliche Züge seiner Individualität zu erkennen. Hohe Gebirge schließen es mit seinem weiten Tale von der Welt ab. Keine Länder verbindende Hauptstraße berührt es direkt; die Gebirgsbahn leitet nur zu den Schlagadern des Weltverkehrs hin. Hirschberg ist eine Provinzialstadt und wird immer eine bleiben. Es ist in seiner Entwickelung auf die abgesonderte Landschaft, in der es liegt, und deren natürliche Hauptstadt es stets bleiben muß, angewiesen. In Hirschberg vereinigen sich, wie alle Wasserläufe

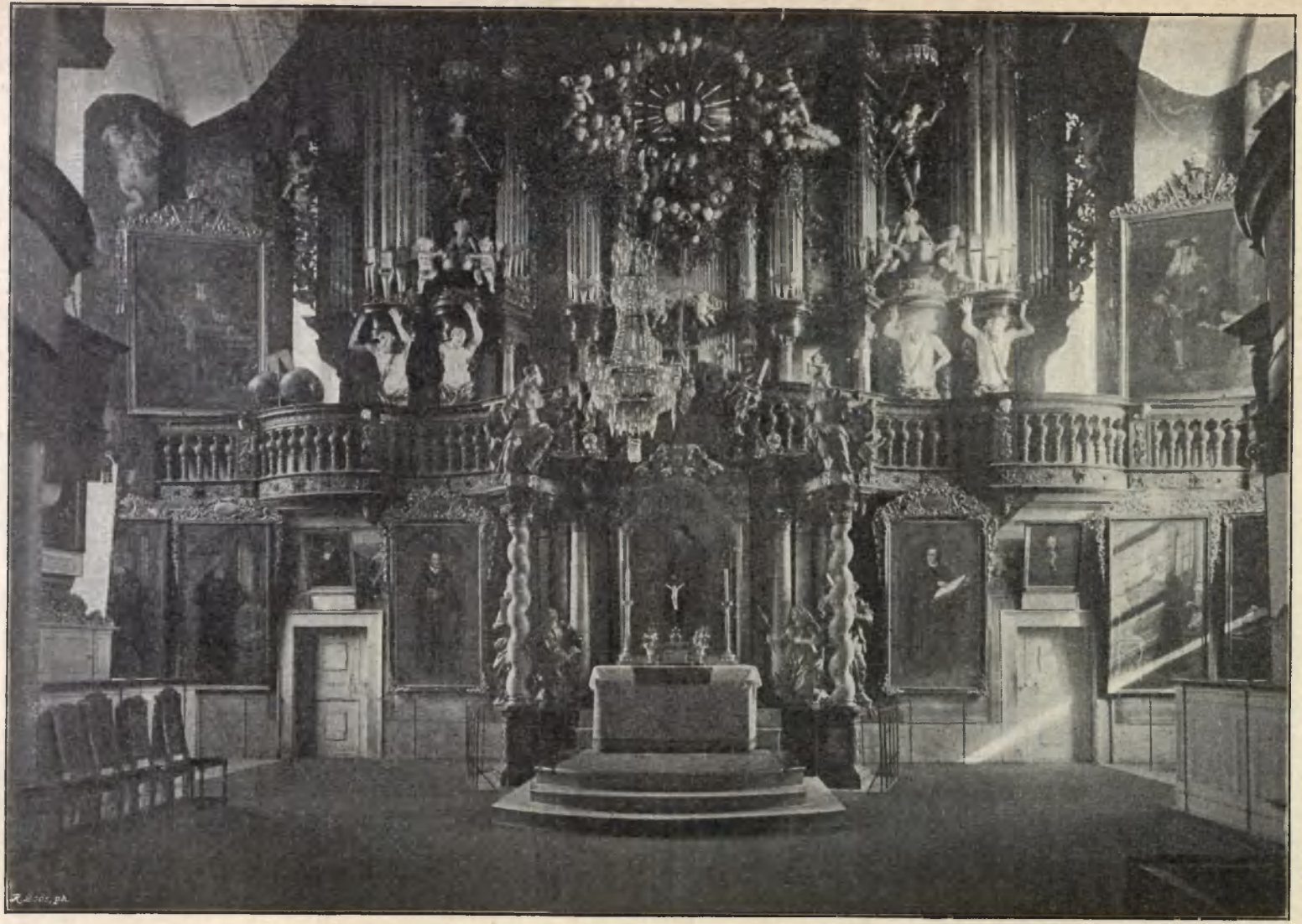


Hirschberg.

Nach einer Originalphotographie von Rehnert & Co., Hirschberg.

von den Bergen, auch alle Straßen, die das stark bevölkerte Tal durchziehen. Der Durchgangsverkehr in der Stadt ist darum auch ganz außerordentlich bedeutend. Jeder, der einmal in schöner Sommerszeit eine Bergfahrt unternommen hat, wird das Gewühl auf dem Bahnhofe kennen, wenn die Züge von Berlin und Breslau ihre Personen mit den Nebenbahnen nach Schmiedeberg und Grünthal i. B. austauschen. Dazu denke man sich einen sehr lebhaften Wagen- und Straßenbahnverkehr durch die Stadt nach dem westlichen Flügel des Hochgebirges hin. Von Hirschberg bis an den Fuß des Kynast — die Entfernung beträgt 9 km — steht sozusagen Haus an Haus. Cunnersdorf, Herischdorf, Warmbrunn und Hermsdorf, die eine fortlaufende Reihe bilden, sind zum Teil stadtähnlich gebaute Ortschaften mit über 12 000 Einwohnern. Überall herrscht der Gewerbebetrieb vor, und so besteht ein großes Verkehrsbedürfnis, das zahlreiche Rentner und Pensionäre, die sich längs der bevölkerten Zackenstraße angesiedelt haben, noch steigern. Da ist dann die Chaussee über Warmbrunn nach Hermsdorf den ganzen Tag hindurch von Fußgängern und Fuhrwerken äußerst belebt, und die elektrisch betriebene Straßenbahn bedeutet zu keiner Zeit des Jahres ein bloßes Dekorationsstück. Oft fährt man in ihr in drangvoll fürchterlicher Enge.

Ein Ort mit regem Verkehr ist Hirschberg seit Jahrhunderten gewesen. Lange bevor der moderne Tourist seine Straßen durchzog und die hochentwickelte Industrie des weiten, bevölkerten Tales hier ihre Durchgangspforte fand, herrschte Leben und Bewegung in seinen Mauern. Hunderte von Webern kamen täglich aus ihren Dörfern und lieferten die Produkte ihres Fleißes in die Lagerräume weltbekannter Handelsherren. Lange Wagenzüge mit Schleierleinwand fuhren aus den Toren der Stadt in die weite Welt. Am lebendigsten aber ging es in den wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und den nicht minder bewegten der fridericianischen Feldzüge zu, obgleich hier niemals eine Schlacht geschlagen worden ist. Hirschberg hatte bei Wallensteinern und Schweden, bei Kroaten und Ungarn einen „goldenen" Klang. Sein Kaufmann holte Dukaten aus aller Welt; die heimatlosen Söldnerscharen führten sie wieder in alle Welt. Hatte man heute Tausende erpreßt, morgen kam ein anderer Bandenführer und verstand es, die Taschen der Bürger so umzukehren, daß immer noch Hunderte herausfielen. 164 666 Rtlr. 7 Gr. $6^2/_5$ Pfennig an barem Gelde und Naturalien — Hirschbergs Kaufleute rechneten stets sehr genau, wo es zu bezahlen gab — hatten die Kriegsvölker Maria Theresias in den beiden ersten schlesischen Kriegen zum Danke für den Schutz der Stadt vor den Liebeswerbungen Friedrichs des Großen angenommen. Aber der goldene Strom floß auch wieder rückwärts. Mehr als zwei Millionen Reichstaler gingen jährlich aus allen Ländern Europas, aus Ost- und Westindien für gelieferte Schleierleinwand ein, und das war nur die Summe, die bei der Verzollung angesagt wurde und nach dem Chronisten den „mehr bleibenden, inneren Wert" repräsentierte. Der Handel war Hirschbergs Lebensquell. Im Jahre 1640 ein Trümmerhaufen, den die acht vorhandenen Bürgerfamilien vollends verließen, baute es schon von 1709 bis 1718 seine kostbare Gnadenkirche, wofür dem Kaiser ein freiwilliges Geschenk von 3 000 Dukaten und ein Darlehn von 100 000 Gulden, „an dessen Wiederbezahlung man sicherlich nicht dachte", gegeben



Das Innere der Gnadenkirche in Hirschberg i. Schl.
Nach einer Originalaufnahme von A. Rehnert & Co., Hirschberg.

werden konnten. Ein einziger Kaufmann, den sein Erwerb bereits zum „doppelten Rittergutsbesitzer“ gemacht hatte, schenkte die Orgel im Preise von 30 000 Talern. Was die Pracht des Gotteshauses erhöhte: Freskogemälde in den Deckengewölben, üppige Goldverzierungen am Holzwerk, Statuen, Ölgemälde am Chor und Altar, wurde geschafft, ohne nach den Kosten zu fragen.

Würdig wie die Wohnung des Höchsten errichteten auch die reichen Handelsherren ihre Behausungen. Sie stehen noch dicht an einander gedrängt, den schmalen, hohen Giebel der Straße zugekehrt, in der von der Promenade umschlossenen, inneren Stadt. Sie sind nicht gebrechlich und nüchtern wie die Fachwerkbauten anderer schlesischer Städte aus damaliger Zeit. In festen Steinmauern steigen sie zwei, drei und vier Stock empor, die abgeputzte Wandfläche häufig mit Band- und Blumenornamenten verziert und auf dem Giebel, der das Dach ein wenig überragt, bildnerischer Schmuck in Barock und Rokoko. Das Erdgeschoß der Markthäuser ist soweit nach hinten gerückt, daß ein vom Obergeschoß gedeckter, nach außen von Pfeilern begrenzter, gewölbter Gang frei bleibt, der um den ganzen Platz herumführt. Händler halten hier ihre Waren feil, und an Markttagen ist das Gedränge in dem beschränkten Raume nicht gering. Der spürende Kunstfreund findet unter diesen Laubengängen manches, was der Beachtung wert ist. Hier fesselt ein verzierter Türbogen seine Aufmerksamkeit; dort ist es eine steinerne Figur, die an der Treppe im Hausflur Wache hält. Viel Licht fällt in diese unteren Räume nicht. Die Aufgänge nach den einzelnen Stockwerken sind auch meist recht finster. Aber der Korridor, auf den sie führen, ist durch Oberlicht immer hübsch hell und freundlich, und das ihn umgrenzende Geländer zeigt auf den breiten, eichenen Staketen mitunter reizende Holzschnitzerei. Nach vorn und hinten liegen die geräumigen, hohen Zimmer, deren Decke fast nie ohne Stuckverzierungen ist. In einigen ehemaligen Patrizierhäusern bedeckt die Tünche sogar vermauerte Marmorkamine. Freilich uns Modernen wollen die hohen, winkeligen Häuser mit ihren finsteren Treppen und unzusammenhängenden Räumlichkeiten trotz allen aufgewendeten Schmuckes nicht mehr recht wohnlich erscheinen. Wir lieben Luft und Licht. Ein Stück Himmel soll in unser Zimmer leuchten, ein Baum vor unserem Fenster schwanken. Der graue, kalte Stein ist starr und tot. Der reiche Kaufherr aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entsagte aber auch nicht der Natur, wenn er sein Heim in den düsteren, schmalen Straßen aufschlug. Vor dem Tore in der Vorstadt lag sein freundliches Gartenhaus, von dem aus sein Auge über blühende Beete, lauschige Lindengänge und plätschernde Springbrunnen hinüberschaute zu der blauen Gebirgskette. Hier trank er seinen Kaffee, plauderte an milden Sommerabenden im Kreise der Freunde von fernen Ländern, die er bereist hatte, freute sich im Treibhause an Kaffeebäumen, Aloen, Ananas und seltenen ausländischen Blumen, zeigte dem Fremden mit Stolz sein kleines Kunstkabinett und experimentierte mit physikalischen und mathematischen Instrumenten. Da ließ sich dann der Winter drinnen schon wieder aushalten. Und schön ist so eine klare Januarnacht in Hirschberg, wenn der weiße Schnee auf den hohen Dächern im hellen Mondenlichte blinkt, die geschweiften Giebel mit ihren Schmuckaufsätzen sich scharf vom Himmel abheben und die Finsternis mit schwarzen Augen aus den Laubenbogen am Markte starrt. Tiefe

Stille liegt auf dem Traumbilde, nur zuweilen von dem feierlichen Stundenschlage der nimmer schlafenden Zeit unterbrochen. Ein ernstes, zauberisches Bild, das noch bis heute nichts von seiner strengen Schönheit verloren hat, wiewohl sonst so vieles anders geworden ist.

Eine neue Zeit kam. Wild donnerte sie in den Stürmen der französischen Revolution auch an die Tore unserer Stadt und schlug dem Handel die ersten, wirklich tiefen Wunden. Kaum fingen sie an zu vernarben, da riß der korsische Welteroberer sie brutal von neuem auf, und schnell verblutete Hirschbergs Wohlstand. Der alte Handelsherr verschwand, wie seine wohlgepflegten Gärten infolge der neuen, jedermann zugänglichen Anlagen auf dem Kavalierberge verschwanden. Nur die steinernen Denkmäler, seine Wohngebäude, seine Kirche mit den sie umgebenden, reich ausgestatteten Grüften auf dem Friedhofe und die milden Stiftungen reden noch zu uns Nachgeborenen von jenen goldenen Tagen. Stiller ward es in den Straßen. Die Einwohnerzahl war in der Mitte unseres Jahrhunderts dieselbe wie bereits vor dem Siebenjährigen Kriege. Die nüchterne, ängstliche Zeit, die dem frischen Begeisterungssturme der Befreiungskriege folgte, blieb in den wenigen Bauten, die sie schuf, ihrem Charakter treu. Zwar konnte sie der inneren Stadt nichts von ihrer Originalität nehmen, dazu hatten die alten Herren zu fest gebaut; aber in den Vorstädten vernichtete sie jede Individualität, die sich noch in Gärten und leichter aufgeführten Gartenhäusern erhalten hatte. Dem nacktesten Bedürfnis wurde genügt und konnte nur genügt werden. Bald glich Hirschberg in diesen Teilen anderen Orten in der Provinz wie ein Ei dem anderen. Schmucklos stehen die Häuser mit der Frontseite an der Straße, ganz wie anderwärts, nur eingerichtet, recht viele Personen zu beherbergen. Bloß in einem genoß es einen Vorzug vor vielen seiner Schwestern. Ein Schimmer vom Glanze der preußischen Königskrone fiel in seine düsteren Straßen. Vom Jahre 1822 an kamen öfters Mitglieder des königlichen Hauses zum Sommeraufenthalt nach Fischbach, und als erst Friedrich Wilhelm III. 1832 noch die Herrschaft Erdmannsdorf von den Erben des Feldmarschalls Gneisenau gekauft hatte, erfreuten sich die Bewohner unseres Tales durch Jahrzehnte des herzlichsten Verkehrs mit den hohen und höchsten Herrschaften. Freudenfeuer loderten zur Begrüßung auf den Bergen, Deputationen erschienen und wurden huldvoll empfangen. Hirschbergs Bürgertöchter setzten ihren größten Stolz darein, als Ehrenjungfrauen beim Umspannen auf dem Markte den königlichen Wagen zu umgeben. Manch ehrwürdige Bürgersfrau wird heute wieder jung, wenn sie von jenen sonnenhellen Tagen ihrer Jugend erzählt. Nur einmal verscherzte sich die Stadt auf längere Zeit die Gnade des Monarchen. Sie hatte auch ihre Revolution gehabt, — ein tragikomisches Intermezzo — und jahrelang sah sie den König nicht mehr in ihren Mauern.

Wieder schritt die Zeit vorwärts. Durch die fürstlichen Besuche und die bequemeren Verkehrsmittel war das Riesengebirge allmählich dem Touristenverkehr gewonnen worden und Hirschberg in die Reihe der Fremdenorte getreten. Auf das mächtigste wurde die Stadt durch den Bau der Gebirgsbahn gefördert, die in Verbindung mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunge zu Anfang der siebziger

Jahre Hirschberg bis zur doppelten Größe anwachsen ließ. Hirschberg wird gern von Pensionären und Rentnern als Ruhesitz gewählt. Besonders in der Gegend des Kavalierberges trägt es ganz das Gepräge eines „Pensionopolis". Stattliche Männergestalten mit militärischer Haltung verraten ehemalige Offiziere. Dort wandert bedächtig ein kleiner Trupp ruhebedürftiger Beamter den gewohnten täglichen Spazierweg. Nicht sehr von ihnen unterscheidet sich nach dem äußeren Aussehen der kleine Rentner, den seiner Hände Fleiß dahin gebracht hat, in Beschaulichkeit den Rest seiner Tage zu genießen. Ihnen allen ist der in wenigen Minuten zu erreichende Kavalierberg mit den schattigen Anlagen auf dem flachgewölbten, langgezogenen Rücken ein liebgewordener Aufenthalt. Vom Südabhange schweift der Blick über das große, malerische Tal und ruht auf dem majestätischen Bergwall, dem Sommer und Winter, Sonne und Wolken wechselnde Reize verleihen. Im Norden aber schmiegt sich die Stadt an den Fuß des Berges so dicht, daß man in die näher gelegenen Straßen hineinsehen kann.

Es ist neuerdings viel geschehen, Hirschberg zu einem gesunden und angenehmen Aufenthalt zu machen. Die Promenade auf den ehemaligen Wallgräben kann, da sie zwischen längst vorhandenen Häusern liegt, nicht anders als dürftig sein. Dafür aber hat man dem bereits vor mehr als hundert Jahren bepflanzten Kavalierberge fortgesetzte Aufmerksamkeit gewidmet und schließlich auch den gegenüberliegenden Hausberg, am Zusammenfluß von Bober und Zacken, recht hübsch als Waldpromenade gestaltet. Zudem lassen sich ausgedehntere künstliche Anlagen bei der überaus großen Zahl reizender Spaziergänge in unmittelbarer Nähe der Stadt, namentlich in der wildromantischen Sattlerschlucht, recht gut entbehren. Viel wichtiger für das Gedeihen unseres Ortes sind die in wenigen Jahren unmittelbar hinter einander erfolgten sanitären Einrichtungen, die von alten Übelständen die allermeisten beseitigten. Noch im vorigen Jahrhundert gehörte Hirschberg zu den Städten, in denen häufig genug die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen übertraf. Heute steht es in bezug auf die Sterblichkeit nicht ungünstig da. Eine von natürlichem Hochdruck getriebene Wasserleitung versorgt uns mit dem vorzüglichsten Trinkwasser in einer Menge, die für die doppelte Einwohnerzahl noch ausreicht. Diese Lebensader in Verbindung mit der Kanalisation hat einen bösen, hartnäckigen Feind vollends aus unseren Mauern vertrieben, den Typhus.

Hirschberg ist eine moderne und gesunde Stadt geworden und in seinem Innern eine alte Stadt mit vielen intimen Reizen geblieben. Über allem aber steht eine wunderbar herrliche, großartige Natur, die aus ihrem Füllhorn die Stadt mit den herrlichsten Gaben überschüttet.

O. Fiedler.

Die Burg Kynast.*)

An der nördlichen Abdachung des Riesengebirges, und zwar in unmittelbarer Nähe des Dorfes Hermsdorf erhebt sich ein mit Nadelholz und Buchen schön bewaldeter Granitkegel, der nach Norden mäßig steil, nach Süden aber zum Höllengrunde jäh abfällt. Der etwa 260 m über dem Dorfe liegende Gipfel trägt die aus Tannenwipfeln hervorragenden, von mancherlei Sagen umwobenen und von kleinen und großen Dichtern mehrfach besungenen Mauern der Burgruine Kynast, die wegen des herrlichen Ausblickes auf das Hochgebirge, wie auf das langgestreckte, anmutige Hirschberger Tal zu den Perlen des Riesengebirges gehört und ein Hauptwanderziel der ihm zusteuernden Touristen ist.

Ein steiler, nur von einer Seite zugänglicher Bergkegel eignete sich vorzüglich als Bauplatz einer Burg, zumal wenn die Mauern unmittelbar auf Felsen gegründet werden konnten. Der Weg zur Burg wurde in der Regel so angelegt, daß er nur für einen Reiter Raum bot, und daß die Hinaufsteigenden ihre linke Seite den Verteidigern zukehren mußten. Ringmauern mit Zinnen, deren Zwischenräume als Schießscharten dienten, umgaben die ganze Burg. Von vorspringenden, halbrunden Mauertürmen aus konnte der Feind mit einem Kreuzfeuer empfangen werden. Die Befestigung einer Burg war immer die Hauptsache; die wohnliche Einrichtung kam erst in zweiter Linie in Betracht. In den Höfen befanden sich Wirtschaftsgebäude und Pferdeställe; in der inneren Burg lag das Wohngebäude des Burgherrn, Pallas

*) Nach urkundlichem Material, das größtenteils dem Königlichen Staatsarchive zu Breslau und dem Hofkammerarchive zu Wien entlehnt ist.

genannt, mit Wohn- und Schlafzimmern und Festsälen. In die Zimmer fiel das Licht durch kleine Fenster auf der Innenseite. Konnte der Feind eine Außenseite der Burg mit seinen Geschossen nicht bestreichen, so wurden nach dieser Richtung hin große Fenster angelegt, und es entstanden hier, da die Mauern sehr dick waren, tiefe, mit Bänken versehene Fensternischen, lauschige, meist eine vortreffliche Aus- und Fernsicht gewährende Plätzchen. Als letzter Zufluchtsort diente den Verteidigern im Falle einer Belagerung der aus dicken Mauern bestehende Turm, Bergfried, auch Donjon genannt, dessen unteres Stockwerk gewöhnlich ein Gefängnis war; im obersten dagegen hauste der Burgwächter, der von hier aus die Umgegend beständig im Auge behielt. In den Höfen grub man tiefe Brunnen; fand man kein Wasser, so behalf man sich mit Zisternen, in denen sich das Regen- und Schneewasser ansammelte, das sodann durch Sandschüttungen gereinigt und genießbar gemacht wurde. Auf Grund dieser allgemeinen Gesichtspunkte folge nun eine kurze Wanderung durch die Trümmer der Burg Kynast, von der von vornherein bemerkt sei, daß der kleinere Teil der auf uns gekommenen Burgreste, namentlich die Erkerkapelle, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, der Hauptteil dagegen etwa aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts herrührt, wenngleich die Anlage der Burg selbst in frühere Zeit fällt.

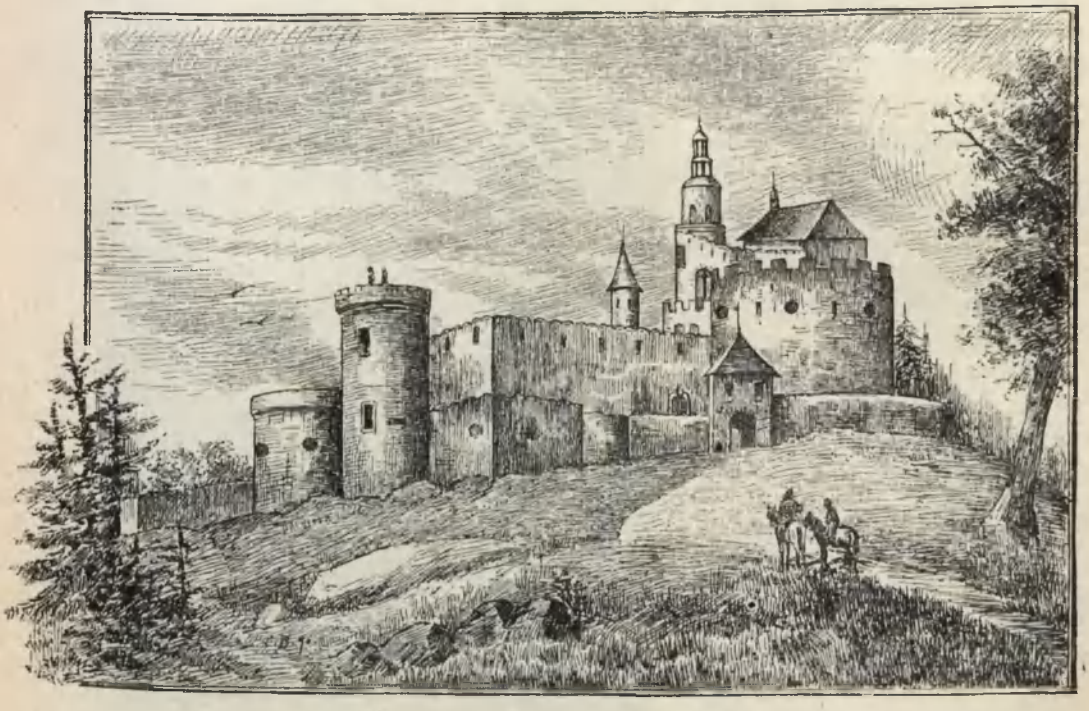
Von dem geräumigen Vorplatze aus, auf dem sich jetzt die Gastwirtschaft befindet, betreten wir durch ein Tor den ersten Hof. Rechts vom Eingange befand sich, wie die in den Felsen gehauenen Krippen deutlich beweisen, ein Pferdestall und daneben eine Zisterne; links stand die Wohnung des Burghauptmanns. Durch den jetzt halb abgebrochenen Rundturm in der Südostecke gelangt man in den Burgzwinger, der sich um die ganze Burg herum bis zum Eingangstore zieht. In dem geräumigeren zweiten Hofe lag links das Zeughaus mit der Gerichtskanzlei, woran sich verschiedene Wirtschaftsgebäude und die Küche mit dem ungeheuer großen Schornsteine anschlossen. Nahe dabei ist eine zweite Zisterne und in der Mitte des Hofes eine steinerne Säule, die allgemein für eine Staupsäule gehalten wird. Die daran befindlichen Vertiefungen für den Kopf und die Eisenringe zur Befestigung des Missetäters lassen diese Annahme begründet erscheinen. In dem nun folgenden kleinen Zwischenhofe liegt links ein gewölbtes Gemach, das gewöhnlich als Pulvermagazin bezeichnet wird. In den Zwischenhof hinein ragt die spätgotische, aus rötlichem Sandstein hergestellte, jetzt aber ziemlich verfallene Erkerkapelle. Nunmehr gelangen wir in den dritten und letzten Hof, auf dessen südwestlicher Felsenecke der hohe, runde Wartturm steht. Er war ehemals oben mit einem Kranze versehen, und über die Bedachung hinaus ragte auf hoher Spille ein großer, vergoldeter Knopf. Das untere Geschoß des Turmes war ein Gefängnis. Gegenüber lag die Wohnung des Burgherrn, die im unteren Stockwerke das Tafel- und ein Wohnzimmer, im oberen drei kleine Zimmer und darüber noch neun Kammern enthielt, also selbst für damalige Zeiten und Verhältnisse recht bescheiden genannt werden muß. Turm und Herrenhaus waren durch eingezapfte, schwebende Gänge mit einander verbunden.

Der Kynast hieß ursprünglich „Neuhaus", wie eine Urkunde von 1393 bezeugt; erst später kam der jetzige Name in Brauch, der nach Adamy mit Choinasty

(d. i. kieferreicher Ort) gleichbedeutend sein soll.*) Wann und von wem die Burg erbaut worden ist, darüber fehlen direkte urkundliche Nachrichten. Die so sicher klingenden Mitteilungen des Fabulisten Naso, daß auf dem Kynastberge 1278 ein Jägerhaus gestanden habe, das 1292 durch Bolko I. in eine Burg umgewandelt worden sei, entbehren jeglicher Begründung. Nur aus zwei uns erhaltenen Urkunden vermögen wir über die Erbauungszeit und den Erbauer der Burg einige Schlüsse zu ziehen. Im Jahre 1353 verschrieb Herzog Bolko II. seiner Nichte Anna und ihrem Gemahl Karl IV. die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, und in dieser Verschreibung sind deren Städte und Festen namentlich aufgeführt; aber des Kynast wird als einer herzoglichen Burg nicht Erwähnung getan. Dagegen befindet sich in einem Erbvertrage vom Jahre 1364 zwischen Karl IV. und dem Marggrafen Otto von Brandenburg und den wiederum angeführten Burgen nun auch der Kynast. Es dürfte somit nicht zu gewagt erscheinen, aus diesen urkundlichen Zeugnissen den Schluß zu ziehen, daß der Kynast zwischen 1353 und 1364 erbaut worden ist. Der Erbauer muß dann Bolko II., der 1368 starb, gewesen sein. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, befindet sich der Kynast in den Händen der Familie Schaffgotsch. Dieses Geschlecht Schof oder Schaf ist aus Süddeutschland eingewandert und erscheint in Schlesien zum erstenmal urkundlich im Jahre 1242, in dem Herzog Boleslaw II. dem Ritter Siboth Schoff das Schloß Kemnitz bei Hirschberg zu erblichem Besitze überließ. Unter dessen Nachkommen ist zunächst Gotsche Schoff, der ältere, zu erwähnen, der außer den Kemnitzer Gütern auch die Burg Kynast nebst Hermsdorf und Petersdorf besaß. Sein Sohn Gotsche Schoff, der jüngere, verstand es, das väterliche Erbe bedeutend zu vermehren; er kaufte u. a. 1384 das Dorf Warmbrunn und erwarb 1399 noch die Burg Greiffenstein. Für die von seiner Landesherrin, der Herzogin Agnes, vielfach erhaltenen Gunstbeweise erwies er sich insofern dankbar, als er der vom Adel arg befehdeten Herzogin auf dem Kynast eine sichere Zufluchtsstätte anwies. Aus Dankbarkeit für die etwa 1402 erfolgte Geburt seines ältesten Sohnes stiftete er 1403 in Warmbrunn eine Probstei des Grüssauer Cistercienserordens und schloß 1420 im Alter von mehr als 70 Jahren sein tatenreiches Leben. Von seinen beiden Söhnen erbte Gotsche den Greiffenstein und Hans den Kynast mit den zugehörenden Gütern. Hans wohnte auf dem Kynast und soll hier nach Angabe einiger Chronisten zwischen 1426 und 1428 eine Belagerung seitens der Hussiten erlebt haben; doch muß diese Nachricht in das große Reich der historischen Fabeln verwiesen werden. Als Hans Schoff 1469 starb, wurde die Herrschaft Kynast unter seine sechs Söhne geteilt. Der älteste, Hieronymus, der blödsinnig war, erhielt den Kynast mit Hermsdorf, wurde aber von seinem Bruder Christoph bevormundet, weshalb dieser ebenfalls auf dem Kynast wohnte und, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich Herr dieser Burg war. Im Jahre 1479 beschloß der König Matthias, eine Anzahl schlesischer Burgen, die Sammelplätze für Räuber und Fehder geworden waren,

*) Dr. Regell versucht im „Wanderer im Riesengebirge" 1894, Nr. 12, eine andere Erklärung des Namens „Kynast".

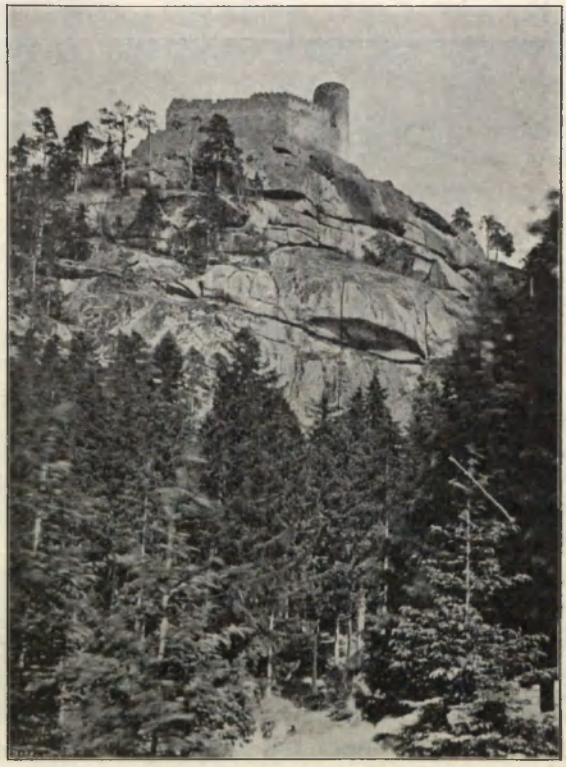
unschädlich zu machen. Infolgedessen wurde der Talkenstein im Kreise Löwenberg zerstört; ehe aber der Kynast an die Reihe kommen konnte, sah sich Matthias genötigt, seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen, und nur diesem Umstande verdankt der Kynast seine Erhaltung. Nachdem Christoph Schoff 1493 durch seinen Schwager Hans von Nimptsch, Bösehans genannt, erschossen worden war, erhielt sein nächstjüngerer Bruder Ernst den Kynast und damit die Bevormundung des blödsinnigen Hieronymus, der 1510 starb. Nunmehr erbten die Gebrüder Ernst und Kaspar den Kynast gemeinsam, verkauften ihn aber sofort an den jüngsten Bruder Ulrich, der bereits von seinem kinderlosen Vetter den Greiffenstein überkommen



Die Burg Kynast vor dem Jahre 1675.

hatte, so daß nun die fast hundert Jahre getrennt gewesenen Herrschaften Kynast und Greiffenstein wieder, und zwar für immer vereinigt wurden. Ulrich Schoff wohnte bald auf dem Kynast, bald auf dem Greiffenstein und starb 1543 im Alter von 90 Jahren. Erbe seiner Burgen wurde sein Sohn Hans, der durch Heirat die Herrschaft Giersdorf am Kynast erwarb und in seinen sämtlichen Besitzungen die Reformation einführte. Auch er erreichte ein Alter von 88 Jahren. Sein einziger Sohn Hans Ulrich I. blieb unverheiratet und starb schon im Alter von 37 Jahren; deshalb fielen seinem Testamente gemäß seine Besitzungen an seinen Vetter und Schwager Christoph Schoff auf Kemnitz. Dieser hinterließ bei seinem Tode (1601) einen erst sechs Jahre alten Sohn, jenen unglücklichen Hans Ulrich II., der bekanntlich des Hochverrats angeklagt und 1635 zu Regensburg enthauptet wurde.

Sofort nach dem Tode des Freiherrn wurden seine Güter mit Truppen des Generals Colloredo belegt; auch der Kynast erhielt eine Besatzung von einem Leutnant und zweiundvierzig Mann. Dem Leutnant ging von Colloredo die Weisung zu, den Kynast „in guter Verwahrung und Obsicht zu haben" und von den dort vorhandenen Sachen niemand etwas zu verabfolgen; der General selber aber betrachtete sich nunmehr als Herrn des Kynast und ließ die dort zurückgebliebenen Schaffgotsch'schen Pferde, sowie zu wiederholten Malen aus der dortigen Rüstkammer ganze Wagenladungen der verschiedensten Waffen in sein Hauptquartier bringen. Zwar befahl der König Ferdinand nach erfolgter Meldung dieses eigenmächtigen Verfahrens Colloredos, das Silbergeschmeide und die noch vorhandene Armatur „zu größerer Sicherheit" nach der Festung Glatz zu schaffen, was auch geschah; doch scheute sich auch Ferdinand III. nicht, wertvolle Gegenstände aus dem Nachlasse des Freiherrn, z. B. zwei schwere goldene Ketten, fünfundsechzig Teppiche, einige Hirschfänger, drei Hutschnüre mit diamantenen Rosen, zwei mit Diamanten, Saphiren und Rubinen besetzte Medaillons, an die kaiserliche Kammer in Prag abliefern zu lassen. Die Schaffgotsch'schen Kinder, die sich zu jener Zeit im Schlosse Kemnitz befanden, erhielten auf Colloredos Anregung durch den auf dem Kynast stationierten Leutnant die Weisung, „sich zur Verhütung von allerhand Gefahr auf den Kynast zu verfügen", weshalb sie auch bald das Kemnitzer Schloß mit dem festeren Kynast vertauschten. Da aber hier „die Gelegenheit ziemlich eng und Mangel an Wohnungen war", auch der Leutnant wünschte, „daß noch in die zwanzig Musketiere allhero gelegt werden möchten", so konnten die Kinder nicht unter der Burgbesatzung bleiben. Sie begaben sich zunächst nach Hermsdorf und von hier wieder nach Kemnitz, von wo sie auf kaiserlichen Befehl nach Olmütz gebracht wurden, angeblich, um sie vor Kriegs- und Pestgefahr in Sicherheit zu bringen, in Wahrheit aber, „um sie zur wahren Religion zu bringen und zu künftigen kaiserlichen Diensten qualifiziert zu machen". Schon am 2. August 1636 konnte sich der Kaiser Ferdinand über die Kinder in folgender Weise auslassen: „Weil die drei Schaff-



Die Ruine des Kynast im Jahre 1898.

gotsch'schen Söhne, derzeit im Konvikt bei den Patres der Societät Jesu zu Olmütz, zu unserer heiligen, allein seligmachenden katholischen Kirche sich wirklich bekehret und darin nach fürgegangener Beicht und hochheiligster Kommunion ganz eifrig erzeiget, so wollen wir auf solche Versöhnung mit Gott alle drei aus kaiserlicher Gnade und erzherzoglicher Clemenz mit dem mütterlichen und väterlichen Gut zu bedenken und zu erfreuen allergnädigst geruhen." Infolgedessen erhielten sie die Herrschaft Greiffenstein zurück, die der älteste der Söhne, Christoph Leopold, nachdem er 1641 für mündig erklärt worden war, selbständig übernahm.

Als im Dezember 1645 Hermsdorf von den Schweden ausgeplündert wurde, wagten sie sich nicht an den Kynast, weshalb der damalige Kommandant Antonius Pfeiffer seiner Regierung gegenüber sich dahin äußerte, diese Feste dürfe bei Leibe nicht demoliert werden, wie die Fürstentumsstände wünschten, da sie durch fünfzig Mann guter Soldaten gehalten werden könne. Im April 1649, also nach dem im Oktober 1648 abgeschlossenen Westfälischen Frieden, verließen die Kaiserlichen endlich den Kynast, und der abziehende Kommandant übergab dem Rentschreiber Schwinghammer sämtlichen Proviant, Waffen, Geschütze und Munition, worüber uns ebenfalls genaue Aufzeichnungen erhalten sind. Noch in demselben Jahre erhielt Christoph Leopold Schaffgotsch auch die Herrschaft und Burg Kynast vom Kaiser zurück; die eigentliche Übergabe erfolgte jedoch erst 1650. Schmiedeberg, Kemnitz und Trachenberg aber wurden nicht zurückgegeben, sondern vom Kaiser zum Teil an Generale, die ihm Geldvorschüsse gemacht hatten, verkauft.

Der Kynast ist also niemals von einem Feinde angegriffen, geschweige eingenommen worden. Was aber Menschen nicht bewirken konnten, tat die Gewalt der Natur; denn am Nachmittage des 31. August 1675 entzündete ein Blitzstrahl den schönen, hohen Schloßturm. Durch ihn gerieten alle übrigen Burggebäude in Brand, und binnen wenigen Stunden waren sie in Asche gelegt. Nun war alles Leben innerhalb der altersgrauen Burgmauern zu Ende; nur vereinzelte Freunde der Romantik bestiegen wohl den steilen Kynastkegel, um hier von Kunigunden und dem grausigen Mauerritte zu träumen. Erst im Anfange dieses Jahrhunderts wurde der Besuch der Ruine allgemeiner; selbst hohe Gäste fanden sich ein. Im August 1800 bestiegen König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Luise den Kynast, und 1818 wurde er von dem damaligen Kronprinzen, dem späteren Könige Friedrich Wilhelm IV., und dessen Bruder Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm I., besucht. Zu jener Zeit war die Burgruine verschlossen. Ein Mann in Hermsdorf, der den Torschlüssel in Verwahrung hatte und deshalb scherzhafter Weise Kommandant vom Kynast genannt wurde, führte die Fremden ein. Eine über seiner Haustür angebrachte Tafel trug die Inschrift: „Wer den Kynast will beschauen, der muß sich mir anvertrauen". Erst 1822 wurde hier oben eine Schankwirtschaft eingerichtet, auch die dicke Turmmauer durchbrochen und der Turm selbst durch Anlegung einer Wendeltreppe besteigbar gemacht. Seit jener Zeit strömen alljährlich Tausende nach dieser Perle des Riesengebirges, und von Jahr zu Jahr vergrößert sich die Schar der Besucher; denn von der 618 m über dem Meere liegenden Turmplatte übt die

Großartigkeit der Burganlage, sowie der Anblick der vielgestalteten Hochgebirgskette und des reich gesegneten Hirschberger Tales auf jedes empfängliche Gemüt einen mächtigen Zauber aus.

Heinrich Schubert.

Der Wolf und das Lamm.*)

(Eine Sage vom Kynast.)

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war der Freiherr Hans Ulrich von Schaffgotsch Besitzer der Herrschaft und Burg Kynast; er wurde am 23. Juli 1635 auf kaiserlichen Befehl zu Regensburg enthauptet. Obgleich er bereits am 24. Februar 1634 verhaftet wurde, so läßt ihn doch die Sage, die sich wenig um historische Treue kümmert, 1635 den Kynast besuchen, um dort am 25. März seinen Geburtstag, der übrigens auf den 28. August fällt, zu feiern. Viele Gäste waren dazu geladen, unter ihnen auch M. Johann Andreas Thieme, Pastor in dem benachbarten Giersdorf, ein Mann, der sich nach damaliger Weise viel mit der Sternkunde beschäftigte, aus der Stellung der Gestirne die Lebensschicksale der Menschen vorhersagen konnte und sich selber mittelst dieser Kunst die Vertreibung aus seinem Amte prophezeit hatte. Bei Tische wurde nun, als sich der Freiherr auf kurze Zeit entfernt hatte, über den Tod Wallensteins gesprochen und sein Glaube an die Sterndeuterei gemißbilligt. Thieme verteidigte ihn, indem er bemerkte, es gäbe so viel Unerklärliches in der Natur, daß man auch die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen der Stellung der Gestirne und den Schicksalen eines Menschen nicht unbedingt leugnen könne. Dabei wurde er sichtlich traurig, und als man ihn nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte, erklärte er, daß auch der Freiherr Hans Ulrich von Schaffgotsch eines gewaltsamen Todes mittelst eines kalten Eisens sterben werde, wie aus der Stellung zu schließen sei, welche Saturn und Mars bei seiner Geburt gehabt hätten. Erschrocken riefen die Gäste: „Das wolle Gott verhüten!" Obgleich man sich gegenseitig Stillschweigen über die Angelegenheit gelobte, erhielt der Freiherr doch bald genug Kenntnis von dieser Prophezeiung.

An einem der nächsten Tage ließ er dieselben Gäste zur Jagd einladen; alle erschienen, auch der Pastor Thieme. Um den Beweis zu liefern, daß die Schicksalsverkündigung aus der Stellung der Gestirne eitel sei, forderte Schaffgotsch den Pastor auf, das künftige Schicksal eines vorgeführten Lammes vorherzusagen, und ließ sich auch durch die Entgegnung Thiemes, daß zwischen Mensch und Tier doch ein wesentlicher Unterschied sei, von seinem Verlangen nicht abbringen. Nachdem man dem Pastor Tag und Stunde der Geburt des Lammes angegeben hatte, sagte dieser nach kurzem Bedenken in Gegenwart aller Gäste: „Dieses Lamm wird der Wolf fressen!" Man lachte und brach zur Jagd auf; der Freiherr aber befahl, daß in-

*) Aus: Schubert, Heinr., Beschreibung und Geschichte der Burg Kynast im Riesengebirge. Mit drei Abbildungen. 1890.

zwiſchen das Lamm geſchlachtet und gebraten und ſpäter den Gäſten vorgeſetzt werden ſollte, wodurch er einen Strich durch die Schickſalslehre Thiemes zu machen gedachte.

Im Schloſſe befand ſich ein zahmer Wolf, der dazu abgerichtet war, in der Burgküche den Bratſpieß zu drehen, und ſchon ſeit mehreren Jahren dieſes Amt verwaltet hatte, ohne ſich einer Unart ſchuldig zu machen. Auch diesmal übertrug ihm der Koch, der ſich auf kurze Zeit aus der Küche entfernen mußte, dieſes Geſchäft; aber als er zurückkam, fand er den Wolf damit beſchäftigt, den letzten Reſt des Lammes zu verzehren.

Nach der Rückkehr von der Jagd begab ſich die Geſellſchaft zur Tafel, und ſchon feierte der Freiherr im ſtillen ſeinen Triumph. Alle Speiſen werden der Reihe nach gebracht; nur der Lammbraten will nicht erſcheinen. Darüber unmutig, läßt der Burgherr das ſofortige Auftragen dieſes Bratens befehlen. Da erſcheint der Koch und wirft ſich mit den Worten zu den Füßen ſeines Herrn: „Der Wolf hat das Lamm gefreſſen!“ Alle Gäſte erſchraken; der Freiherr aber legte ſein Meſſer auf den Tiſch und ſprach: „Des Herrn Wille geſchehe! Ich bin mir bewußt, meinem Kaiſer jederzeit treu gedient und das Beſte des Landes redlich geſucht zu haben. Herr, du wirſt meine Unſchuld gewiß an den Tag bringen!“ Da er ſich unwohl fühlte, mußte er ſich zu Bette begeben, und die Gäſte gingen traurig nach Hauſe.



Euch Heimatberge liebt' ich schon als Kind.
Wenn ich an Vaters Hand durchschritt die Auen
Und euren Umriß sah im Süden blauen,
Da faßte stille Sehnsucht mich gelind.

Und winterabends, wenn die Mutter spann,
Vom Rübezahl erzählte bunte Mythen,
Da fühlt' ich, wie die Wangen mir erglühten,
Da lag ich fest in eurem Zauberbann.

Nun hab' ich euch durchwandert kreuz und quer,
Ich kenne eure Höh'n und eure Gründe:
Drum zürnt mir nicht, wenn euren Ruhm ich künde:
Die Liebe wuchs, — je länger, um so mehr.

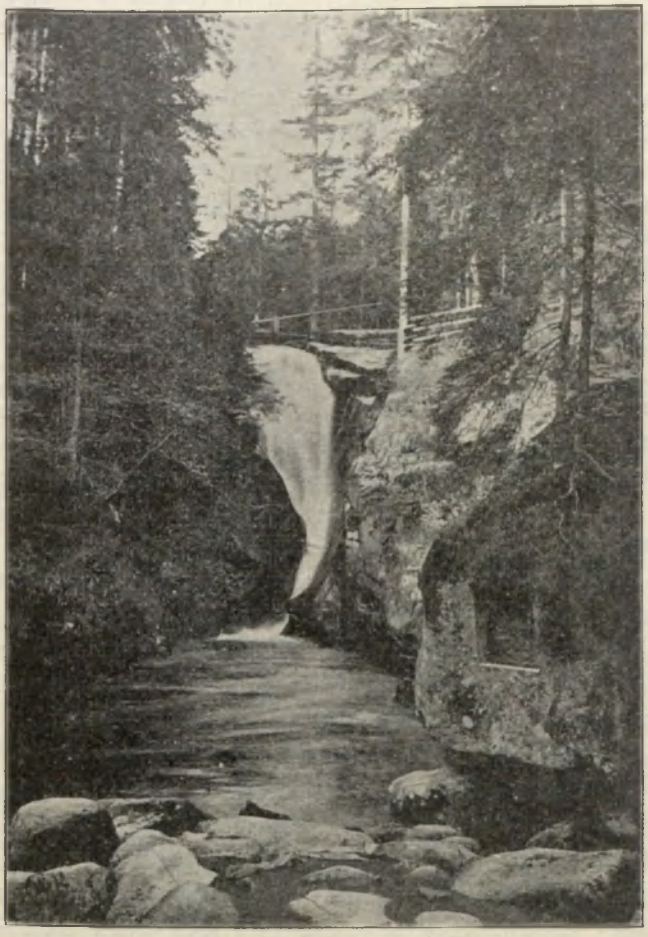
Dr. O. Baer in „In Rübezahls Revier".
(Verlag Max Leipelt, Warmbrunn.)



Eine Kammwanderung.

Ein lustiges Vagantenvölkchen waren wir sechs jungen Menschenkinder, die wir an einem Sommertage der siebziger Jahre in aller Herrgottsfrühe die Straße von Hirschberg nach Warmbrunn hinauswanderten, um auf diesem damals noch nicht ungewöhnlichen Wege — heute benutzt auch der Tourist meist die bis an den Fuß des Gebirges führenden Eisenbahnen — der bisher ungeschauten Welt des Riesengebirges zuzustreben, deren liebliche und erhabene Bilder oft schon die Phantasie des Knaben erfüllt hatten. Noch verwehrte uns eine neidische Wolkenwand den Blick auf die ersehnten Berge, und der trostlos graue Himmel ließ an Einfarbigkeit nichts zu wünschen übrig. Doch das vermochte zunächst wenig unsere erwartungsfrohe Stimmung zu trüben. Als es aber nach mehrstündiger Wanderung immer dichter vom Hochstein heranzog und der Frühnebel sich zu rieselndem Regen verdichtete, da wanderten wir einsilbiger unsere Straße dahin, bis ein findiger Kopf die unschätzbare Entdeckung machte, daß wir „vierstimmig" seien. Und alsbald ertönte Silchers fröhliche Weise „Ach du klarblauer Himmel, wie schön bist du heut!" Sei's nun, daß der Himmel das für bare Münze nahm und uns für die Schmeichelei

belohnen wollte, sei's daß er unsere Ironie zu beschämen trachtete — ich glaube zwar keines von beidem — kurz, er hellte sich zusehends auf, und als wir nach dreistündigem Marsche unser erstes Reiseziel, den Kochelfall, erreicht hatten, da erglänzte die herrlichste Morgensonne, die je die Gipfel des ragenden Getannes vergoldet und ihre funkelnden Strahlen in den in sattesten Farben schimmernden Tropfenregen des Falles getaucht hatte. In keckem Sprunge rauscht hier das frische Bergkind über einen zehn Meter hohen Felsen hinab in ein tiefgrünes Wasserbecken. Mit leiser Hand berührte uns die Geschichte, als wir an einer Marmortafel in goldenen Lettern die Namen des edlen Königspaares Friedrich Wilhelm und Luise lasen. — Eine weihevolle Stimmung ergriff uns lustiges Volk, und feierlich erklangen die herrlichen Strophen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben" — und „Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten" —, mehr einem Gebete gleich und einem Gelübde als einem Wandersange.



Der Kochelfall.
Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.

Doch dem Wanderer wechseln die Stimmungen rasch! Noch heute seh' ich ihn in malerischer Stellung auf dem Fels hocken, unseren lustigen Reisegenossen, einer in dem eben durchwanderten Petersdorf für einen „Böhm" erstandenen Blechpfeife die wunderbarsten Weisen entlockend, während wir uns mit den Nymphen des Falles — oder vielmehr der nahen Baude — in rasch improvisiertem Tanze drehten. — Kaum gegrüßt — gemieden! Hinauf ging's durch den taufrischen Wald, an der heiter plaudernden Kochel entlang, der freien Höhe des Gebirges entgegen. Lustig lugte das lachende Antlitz des blauen Himmels durch die Baumkronen, als wollte er uns locken: „Kommt nur herauf zu mir, so recht nahe!" Nachdem wir den Bannwald durchschritten hatten, jene oberste Waldzone, die das

ganze Gebirge umgürtet und den Tälern Schutz gegen Lawinen und Erdrutsche gewährt, grüßte uns von grasiger Lehne die an der Grenze der Knieholzregion gelegene Alte Schlesische Baude, ein Urbild der sogenannten Winterbauden. Mit dem Rücken an den Berg gelehnt, den steinernen Fuß trotzig talwärts streckend, scheint sie wie herausgewachsen aus dem Gebirgsboden. So und nicht anders mußte hier oben das menschliche Bauwerk aussehen, wenn es mit seiner Umgebung harmonieren sollte. Wie viele seiner Genossen wird wohl auch dieses alte Haus die nächsten Jahrzehnte nicht überdauern! Wenn die Winterstürme über sein kaum dem Schnee entragendes Dach dahinfegen, da mag es in Todesahnungen erschauern, und es hält dann wohl nächtlicherweile mit den nahen Felskolossen der „Bräuhoansesteine", die länger als ein Jahrhundert seine getreuen Nachbarn sind, grollende Zwiesprache über die neue Zeit, den Berggenossen die größere Dauerbarkeit neidend.

Schon ehe wir die Grenze der Baumregion überschritten, hatte uns unser naturkundiger Freund auf den veränderten Pflanzenwuchs aufmerksam gemacht. Nun entzückten auf den saftgrünen Matten um die „Alte Baude" die prächtigen, kraftstrotzenden Formen der Hochgebirgsflora unser Auge: der hochragende Alpenlattich mit seinen blauen Sternen, die prächtige Türkenbundlilie, der stolze Eisenhut, das tiefgelbe Goldfingerkraut, die düstere Bartschie. Gerade die schönsten Blumenzierden unseres Hochgebirges freilich scheint die neidische Natur dem Sommerreisenden vorenthalten zu wollen. Wenn sich Anfang Juni der große Touristenschwall in die Berge ergießt, dann ist das reizende „Habmichlieb", das der Riesengebirgs-Verein zu seinem Wahrzeichen erkoren hat, bereits abgeblüht; von der Pracht der Alpenanemone, die bald nach der Schneeschmelze weite Strecken mit ihren weißleuchtenden Blüten überdeckt, sind nur noch die als „Teufelsbart" bekannten Fruchtstengel zurückgeblieben, und nur dem einsamen Herbstwanderer ist der Anblick des herrlichen Enzians vergönnt, der dann die Hochtäler mit unzähligen, tiefblauen Glocken schmückt. Den Übergang vom Fichtenhochwald zum Knieholz bilden eigenartige Baumgestalten. Oft hundertjährig, hart über dem Boden ihre Äste entsendend, selten mehr als mannshoch, strecken sie wie in trotziger Klage ihre kahlen, vom Sturme zerfetzten Wipfel gen Himmel. So ist Undank der Lohn dieser verdienstvollen Wächter des Blühens und Gedeihens der Täler. Doch die allgütige Mutter entschädigte auch diese ihre Stiefkinder. Liebevoll schmückte sie die kahlen Zweige mit lang wehenden Flechten, den „Rübezahlsbärten", und umbettete ihren Fuß mit schwellenden Moospolstern. Das Knieholz verstand es besser, sich den rauhen Mächten des Gebirges zu fügen. In meterlangen, oft armstarken Ästen am Boden hingeduckt, spottet diese Bergkiefer dem wildesten Wüten des Sturmes, und das dichte Gewirr ihrer kurz aufstrebenden Zweige trägt acht Monate im Jahre die mächtige Last der Schneedecke, ohne Schaden zu nehmen. Wahrlich, ein getreues Abbild des Menschenschlages, der diese Berge bewohnt!

Wer an einem klaren, stillen Tage die Kammhöhe des Riesengebirges betritt, dessen Seele wird der Schauplatz erhabener Gefühle; denn hier geht ihm eine Ahnung des Unendlichen und Ewigen auf. Der entzückte Blick schweift über die lachenden Fluren in ungemessene Ferne, und nur die Unvollkommenheit des Auges

setzt ihm das Ziel. Die Totenstille, die auf diesen Höhen wohnt — nur der melancholische Ruf der Schneelerche unterbricht sie — erfüllt uns mit den Schauern der Ewigkeit.

Nicht lange gaben wir uns solchen Stimmungen hin, zumal nun der Weg auf ebener, von graugrüner Grasnarbe bedeckter Hochfläche, fast genau die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen bildend, zu fröhlicher, müheloser Wanderung lud. Und ein köstliches Wandern war's! Zur Linken die lieblichen Fluren des Hirschberger Tales, zur Rechten das Wäldermeer des böhmischen Berglandes, in schier ungezählten Wellen der Ebene zuflutend. Und über dieser Herrlichkeit der kristallene Himmelsdom, den kaum das kleinste Wölkchen trübte! War doch der winzige weiße Nebelballen, der dort im Süden an dem mächtigen Massiv der Kesselkoppe hing, dem Auge fast nicht erkennbar. Doch was ist das? Mit Wunderschnelle wächst die kleine Flocke, in wenigen Minuten zu hundert-, zu tausendfacher Größe anschwellend. Und schon kommt es über die Elbwiese dahergejagt, erst in einzelnen Schwaden, dann in immer dichteren Massen, und im Handumdrehen verschwanden Himmel, Berg und Tal, verschwanden selbst die wenigen Schritte voraus wandelnden Reisegenossen dem überraschten Blicke: Rübezahl hatte uns den ersten Streich gespielt und uns ein Pröbchen seiner Wetterkünste in Gestalt eines echten Riesengebirgsnebels zu kosten gegeben. Bald begann die anfangs mit lustigem Interesse aufgenommene Naturerscheinung ihre unangenehm durchnässende Wirkung auf unsere Kleider zu üben, als plötzlich, wie dem Boden entzaubert, eine mächtige, gespenstische Masse vor uns sich auftürmte. Schon glaubten wir an ein neues Zauberstückchen des neckischen Alten vom Berge; doch alsbald belehrte uns fröhliches Lachen und lustiges Stimmengewirr, daß wir unmittelbar vor der Schneegrubenbaude standen. Welch eigenartiges Treiben bot sich uns, als wir die niedere, wohldurchwärmte Gaststube betraten! An der Tür ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, an den Tischen laute, ungebundene Fröhlichkeit. Zwanglos und herzlich! Das ist überhaupt hier oben das Losungswort für den geselligen Verkehr. Hat doch jeder seine Sorgen drunten im Tale gelassen, und gemeinsame Interessen schlingen hier ein freundliches Band um hoch und niedrig, vornehm und gering. Vielleicht ist's eine Leuchte der Wissenschaft, ein berühmter Künstler oder gar ein hoher Würdenträger, mit dem wir da in harmlosem Geplauder am selben Tische sitzen. Der Tyrannin Konvenienz ist das Zepter entwunden, und jeder atmet freudig auf: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Wie traulich uns die niedere Stube anmutet! Große Öldruckbilder, das deutsche und das österreichische Kaiserpaar darstellend, zieren die aus abwechselnd braun und weiß angestrichenen Balken gefügten Wände; die weißgedeckten Tische schmücken würzig duftende Sträuße von Gebirgsblumen. Das wichtigste Stück des gesamten Baudeninventars ist aber der mächtige Kachelofen, der gemeinsame Freund des Baudenmannes und seiner Gäste. Während er zur Sommerszeit dem Touristen gefällig die erstarrten Glieder wärmt und seine Kleider und Schuhe trocknet, wird er in dem acht Monate langen Winter, wenn gewaltige Schneemassen das Haus bis zum Dachfirst umhüllen, so recht zum eigentlichen Lebensspender für die Bewohner.

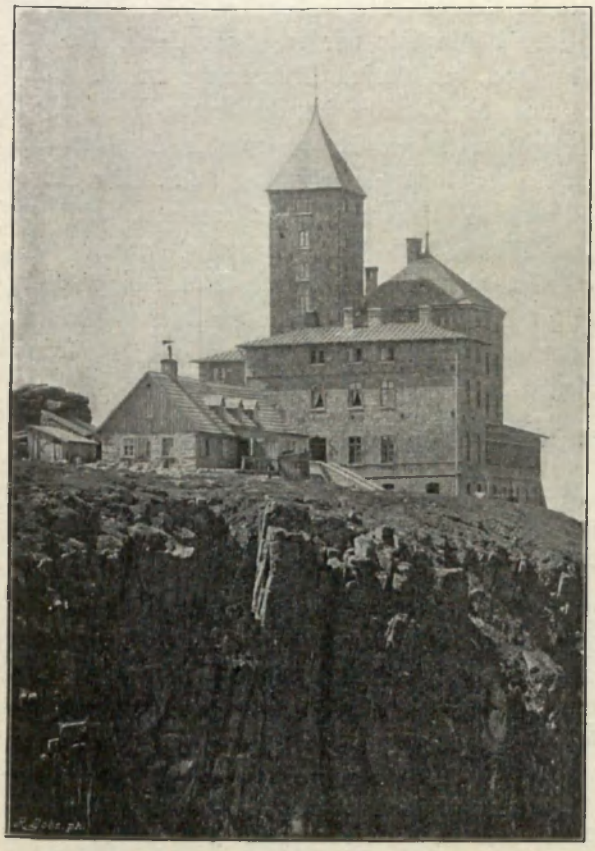
In dieser Zeit des Lebendigbegrabenseins führen die Baudenleute ein trauriges Dasein. Oft dringt Monate lang keine Kunde von den Ereignissen der Außenwelt hierher. Die Leiche des verschiedenen Hausgenossen muß bis zum Frühjahre im Schnee geborgen werden, und das Neugeborene harrt ebenso lange der Taufe.

Wir hatten an einem Ecktische Platz genommen, an dem ein recht behäbig ausschauender Herr, der sich bald als ein ehrsamer Münchner entpuppte, in seinem gemütlich klingenden Dialekte unaufhörlich allerhand Schnurren und Späße zum Besten gab. Sein Antlitz verklärte sich, als wir das kecke Liedchen: „Wenn das atlant'sche Meer lauter Champagner wär'" „steigen" ließen. Zum Schluß meinte er, Spatenbräu tät's wohl auch, und gab seinem Beifall durch Spendung einer Runde dieses köstlichen Trankes willkommenen Ausdruck. Seinen Höhepunkt erreichte der Jubel, als unser „Spezialartist" sein Skizzenbuch mit dem wohlgelungenen Konterfei der alten Harfnerin herumreichte, die mit zitternder Stimme politische Couplets von Robert Blum und Radetzky sang. Mit eigener Hand bescheinigte sie schmunzelnd die Porträtähnlichkeit mit ihrem Namen „Franziska Przmsl", der einzigen graphischen Leistung, deren sie fähig war. Noch steht sie deutlich vor meinem geistigen Auge, die brave Franziska, ebenso deutlich wie jener schnurrige Alte, der damals in der Spindlerbaude auf mehreren Instrumenten zugleich, die er an Kopf, Armen und Beinen befestigt hatte, eine recht eigenartige Musik hervorzubringen pflegte*).

Ein lebhaftes Gedränge an der Tür und fröhliche Rufe sagen uns, daß nun die ersehnte Aussicht da sei. Draußen harrt unser ein unvergleichliches Schauspiel. Noch sind die Schneegruben mit dicken, weißen Nebelmassen angefüllt, und es wogt und wallt und brodelt da unten wie in einem riesigen Hexenkessel. Weiter hinaus aber überfliegt das schwelgende Auge das weite, sonnenbeglänzte Hirschberger Tal mit seinen blühenden Ortschaften und lachenden Fluren, im Norden von den blauen Bergen der Boberkatzbachkette, im Süden vom steilen Walle des Riesenkammes wie von liebenden Armen umschlossen. Nun ist auch der letzte Nebelfetzen aus den Gruben verschwunden und flattert wie ängstlich vor der drohenden Selbstauflösung um die Wipfel des talwärts sich ziehenden Getanns. Welch ein Kontrast zwischen Fern- und Nahblick! Über 200 m tief stürzen die schwarzen Felsmassen dicht vor unseren Füßen hinab. Besonders die zur Rechten gelegene Große Schneegrube bietet mit ihren düsteren Felsentürmen und -erkern einen Anblick von schauerlicher Erhabenheit. Der die beiden Gruben trennende Grat ermöglicht es dem geübten Kletterer, von oben her den Grund zu erreichen, der mit seinen fast mannshohen Gebirgskräutern wie eine prächtig smaragdgrüne Wiese erscheint, in Wirklichkeit

*) Die Musikgeschichte des Riesengebirges, wenn man den Ausdruck brauchen darf, bietet manches Interessante. Welch ein weiter Weg von dem einfachen, schalmeiartigen „Hellahorne", mit dessen Klängen einstmals der alte Tanla, der Besitzer der jetzigen Hampelbaude, bei aufgehender Sonne dem Schöpfer ein Loblied darbrachte, bis zum kreuzsaitigen Pianino, dem „höchsten" Deutschlands, das in unseren Tagen der Prinz Heinrich-Baude den Stempel moderner Kultur aufdrückt!

aber mit zahllosen Steintrümmern übersät ist, die eine Durchquerung zu einem recht beschwerlichen Unternehmen machen. Professor Partsch hat uns gelehrt, daß wir hier früheres Gletschergebiet vor uns haben, wofür besonders die mächtigen Moränenwälle zeugen, die die Gruben talwärts umgürten. Drüben an der Westwand der Kleinen Schneegrube durchsetzt ein Basaltgang die Granitmassen. Diese Stelle, an der jenes Eruptivgestein die höchste in Deutschland bekannte Höhe erreicht, ist für den Botaniker nicht minder interessant als für den Geologen; denn hier geben sich Vertreter der hochnordischen Pflanzenwelt ein Stelldichein mit Kindern der Alpenflora.



Alte und neue Schneegrubenbaude.

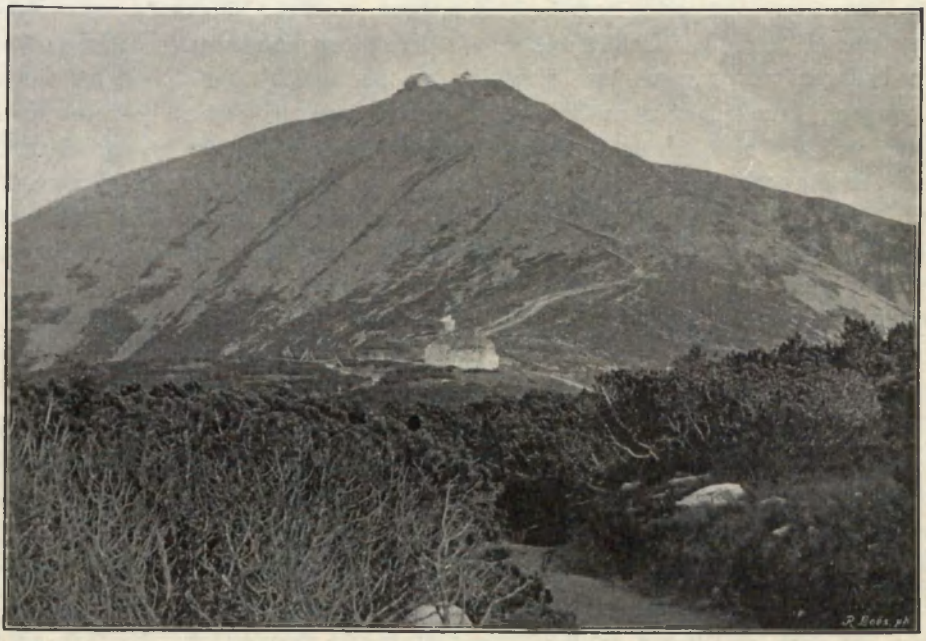
Noch einen freundlich-dankbaren Scheideblick nach der gastlichen Schneegrubenbaude, neben der sich heute ein turmgeschmücktes, schloßähnliches Gasthaus erhebt — und weiter zog unsere kleine Karawane, dem nahen Gipfel des Hohen Rades entgegen. Wie die meisten Gipfel des Riesengebirges, die die mittlere Kammhöhe von 1250 m überragen, stellt sich uns das Hohe Rad als ein ungeheurer Trümmerhaufen dar, offenbar von dem Insichzusammenstürzen einer früher viel höheren Erhebung herrührend. Während in unseren Tagen trefflich instand gehaltene Promenadenwege die Gipfel des Gebirges zugänglich machen, galt es damals ein munteres Klettern und Springen von Felsblock zu Felsblock, und hohe Stangen bezeichneten die Richtung des kaum erkennbaren Pfades. Das Hohe Rad ist nächst der Schneekoppe und dem zweigipfeligen Brunnberge der höchste Berg des Gebirges und bietet dem entsprechend eine herrliche, allseitige Aussicht. Unser bergkundiger Begleiter, ein Hirschberger Kind, wies uns die wichtigsten Punkte: Von Norden her grüßt das ehrwürdige, graue Gemäuer der Kynastburg herüber, im Osten erhebt die majestätische Schneekoppe ihr stolzes Haupt, und im Süden steigen wie düstere Mauern der Krokonosch und der Ziegenrücken auf. Zwischen uns aber und diesen mächtigen Wällen liegen die lieblichen „Sieben Gründe", das Tal der jungen Elbe und ihrer

grünen Schwester, des Weißwassers. In diesen waldbedeckten Schluchten hausten noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts Wolf und Luchs, horstete der Steinadler auf felsiger Klippe. Am sanften Abhange des Hohen Rades lagern sich gesellig kleine Baudengruppen, auf den Matten weidet stattliches Vieh, und der Herdenglocken einförmiges Geläut tönt leise herauf, während das lustige Jodeln und Peitschenknallen der Hirtenbuben schärfer unser Ohr trifft.

Ungern rissen wir uns los von dem reizvollen Bilde; die Strahlen der Sonne fielen schon schräger, den hintersten Winkel des Elbgrundes bereits in bläulichem Schatten lassend. Mit raschen Schritten durchmaßen wir die kleine Senke, die das Hohe Rad von seinem spitzen Nachbargipfel, der Großen Sturmhaube, trennt. Nach anderthalbstündiger Wanderung lud uns die stattliche Peterbaude zur Rast. Doch wir eilten vorüber, und nach einer weiteren halben Stunde war die Spindlerbaude erreicht, die unsere müde Schar zu stärkender Nachtruhe aufnehmen sollte. Die Sonne sandte eben ihren Scheidegruß, die Kämme und Gipfel mit warmem, rötlichem Schimmer bekleidend, und aus den Tälern kroch die Dämmerung herauf. Ein feuchter Hauch strich von den Sieben Gründen herüber und mahnte uns, die trauliche Stube aufzusuchen, wo wir alsbald bei Eierkuchen und Ofener Landwein schwelgten. Der freundliche Wirt — damals lebte der biedere „alte Hollmann“ noch — konnte uns nur noch auf dem Heuboden unterbringen, was von uns mit etwas voreiligem Jubel aufgenommen wurde. Als die Freunde die dürftige Lagerstatt aufsuchten, schlich ich mich noch einmal allein hinaus und klomm zur halben Höhe der Kleinen Sturmhaube hinan, die im Rücken der Baude emporsteigt. Die stille Nacht spannte ihren Sternenmantel aus, und das Zauberlicht des Vollmonds erfüllte die Täler mit geheimnisvollem Glanze. Von der düsteren Wand des Elbgrundes schimmerte matt das Silberband des Pantschefalles herüber. Aus dem Häuschen zu Füßen glänzte flackernd rotes Licht. Und rings das erhabendste Schweigen; mir war, als hörte ich das Herz der Natur klopfen, und auch meines klopfte — es war eine unvergeßliche Andachtsstunde.

Am Morgen waren wir früh „aus den Federn“, und hurtig ging's den steilen Abhang der Kleinen Sturmhaube hinan. Noch wob die Dämmerung ihre Schatten und die Knieholzbüsche, und die letzten Sterne blinzelten müde vom schwarzblauen Himmel herab. Bald war der Gipfel erreicht. Da verstummte das Geplauder der Freunde, und in wortlosem Bewundern genossen wir das unvergleichliche Schauspiel des Sonnenaufgangs. Ein fahler, gelber Schein klimmt am östlichen Horizonte herauf, und die Himmelskuppel kleidet sich in lichteres Blau. Noch verbirgt ein niederer, bläulich-weißer Wolkenwall das königliche Gestirn. Bald säumt er sich goldglänzend; und plötzlich — ein Ausruf des Entzückens! — schießt ein Feuerblitz empor, dann ein glühendes Strahlenbündel, und langsam steigt die blutigrote Scheibe herauf. Das Blau des Himmels wandelt sich in zartes Rosenrot, die sinkenden Wolken gleichen einem Flammenmeere. Wie die alten Bergeshäupter erglühen im Feuerkuß der siegenden Sonne! Zu unseren Füßen dampfen die dunklen Täler, und tausend Tropfen diamantenen Taues schimmern an Fels und Halm. Und nun wandern wir der Sonne entgegen!

Zwei gute Stunden rüstigen Marsches, und der Fuß der ersehnten Riesenkoppe war erreicht. Etwa in der Mitte des Weges bot uns die Bergwelt noch zwei ihrer herrlichsten Bilder: den Großen und den Kleinen Teich mit ihren mächtigen Felsenkesseln. Schroff und düster senken sich die Kammwände zum Großen Teiche hinab, und von drunten schaut die schwarze Wasserfläche melancholisch herauf wie ein dunkles Riesenauge. Lieblicher ist der Kleine Teich, den schimmernde Wiesenflächen umsäumen. Von seinem Ufer grüßt die Teichbaude herüber, die heute ein zierliches Glockentürmchen schmückt, das ihr ganz das Aussehen eines kleinen Kirchleins gibt. Weiter hinauf am jenseitigen Abhange liegt die alte, ehrwürdige Hampelbaude, in



Die Schneekoppe.

Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann in Landeshut i. Schl.

der der alte Tanla derzeit ein recht eigenartiges Bier gebraut haben soll — aus Tannzapfen!

Da lag er nun vor uns, der „weltberufene Riesenberg", eine kolossale, mit Millionen von Felsblöcken besäte Pyramide, das stolze Haupt in weiße Wolken gehüllt. Der von niederen Steinwällen eingefaßte Zickzackweg brachte uns in einer guten halben Stunde zum Gipfel. Ein eisiger Wind strich vom böhmischen Riesengrunde herauf, die feuchten Nebelmassen in phantastischem Spiele um die drei Koppenhäuser jagend. Wir flüchteten eilig in die am nördlichen Absturz gelegene Schlesische Baude, in deren freundlichem Speisesaale wir bei lustigem Geigenklang und einer guten Flasche Wein gar bald die gehabten Mühen vergaßen. Weniger behaglich mag noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Aufenthalt hier oben

gewesen sein, als nur die vor etwa zweihundert Jahren errichtete St. Laurentius-Kapelle dem Wanderer ein schützendes Dach bot. Hören wir, wie uns ein Gebirgsfreund aus jener Zeit (H. Herloßsohn) ein Nachtquartier in der Kapelle schildert: „— So klommen wir denn zehn Mann hoch eine steile Leiter empor auf die Galerie, wo sonst die Orgel gestanden haben mochte. Hier lagen Strohsäcke, härene Kissen und wollene Decken. Zwar war der Raum etwas kurz, und die Füße gerieten außerhalb des Staketes, welches die Brüstung der Galerie bildet; auch war es oben an dem Fenster bedeutend kühler denn unten. Aber der Schlaf legte sich bald auf unsere ermatteten Glieder. Draußen raste der Sturm, als wollte er jeden Augenblick das morsche Gebäude über den Haufen werfen —." Wir umwanderten das Plateau des Koppenkegels, vergeblich nach Aussicht spähend; die Nebelhülle wollte nicht weichen. Nur einmal zerriß der Wolkenschleier, und durch den schwankenden Rahmen lachte ein Bildchen von paradiesischer Schönheit zu uns herauf: ein Stück des sonnenbeglänzten, grünschimmernden Riesengrundes mit dem glitzernden Silberbande der Aupa und ein paar winzig ausschauenden Häuschen. Doch nur wenige Sekunden, und der Vorhang wurde wie von Geisterhand wieder zugezogen, und so wanderten wir denn wieder hinab zum Koppenplane, wo warmer Sonnenschein uns wohltuend umfing. Zwei Stunden müheloser Wanderung durch den lieblichen Melzergrund brachten uns nach dem stattlichen Dorfe Krummhübel, und als die Sonne zum zweiten Male sank, zog unsere fröhliche Schar wieder zu Hirschbergs Toren ein.

M. Nordorff.

Rübezahl-Sagen.

Wie Rübezahl mit den Wurzelgräbern verfährt.

Es war einmal ein Wurzelmann, der allezeit Kräuter und Wurzeln in die Apotheken trug. Dieser Mann wußte den Weg zu Rübezahls Garten, der in einem tiefen Grunde liegt, welcher der Teufelsgrund heißt. Dort hat der Berggeist seine absonderlich schönen Kräuter und Wurzeln; aber kein Mensch bekommt sie, dem Rübezahl sie nicht gutwillig gibt. Wollte sie einer gleichwohl durch Gewalt oder Beschwörung erhalten, der müßte seiner Sache sehr sicher sein, wenn ihm Rübezahl nicht den Hals brechen oder sonst großes Unglück zufügen sollte.

Einmal, als jener Mann etliche Wurzeln in die Apotheke nach Liegnitz brachte, ließ ihn die Frau des dortigen Kommandanten zu sich kommen und versprach ihm viel Geld, falls er ihr die rechte Weißwurzel brächte, welche in Rübezahls Garten wächst. Der Mann verspricht es, macht sich gleich auf den Weg nach Haus und von da in den Teufelsgrund. Als er eben dabei ist, die versprochene Wurzel auszugraben, kommt Rübezahl und fragt ihn, was er grabe. Der Wurzelmann entschuldigt sich, daß er ein armer Mann sei, viel unerzogene Kinder habe und sie von Kräuter- und Wurzelsuchen ernähren müsse. Aber der Geist versetzt, dergleichen finde er genug

oben im Gebirge und solle ihm seinen Garten in Frieden lassen. Was er gegraben, möge er mitnehmen, aber nicht wiederkommen.

Die Frau des Kommandanten, welche die Wurzel gut bezahlte, wollte noch mehr haben. Der Mann also geht zum zweitenmal hin und gräbt. Rübezahl kommt wieder und spricht: Was machst Du? Hab' ich Dir nicht verboten wiederzukommen, und Du tust es doch? Geh, sonst wirst Du erfahren, was ich mit Dir anfange!

Der Wurzelmann geht, ohne daß ihm ein Leides geschieht. Als er die Wurzeln abliefert, verspricht ihm die Frau noch viel mehr Geld, wenn er zum drittenmal hinginge. Wirklich das Geld verlockt ihn, daß er zum drittenmal hingeht und gräbt. Der Geist kommt wieder und fragt ihn, was er da mache. Ob er ihm nicht das Wiederkommen verboten habe? Damit nimmt ihm Rübezahl die Hacke aus der Hand. Der Mann ist dreist genug, sie wieder zu ergreifen und weiter zu hacken. Er solle aufhören, ruft der Geist, es sei Zeit. Aber jener kehrt sich an nichts, sondern hackt immer frisch zu. Hierauf entreißt ihm Rübezahl die Hacke und wirft sie fort. Als der verblendete Mann aber aufs neue nach ihr langt, nimmt ihn der Geist beim Kopf, führt ihn mit sich in die Luft und zerreißt ihn also in Stücke, daß nichts mehr von ihm übrig bleibt als ein Pelzärmel. Diesen hat sein vierzehnjähriger Sohn, der mit dabei war, nach Hause gebracht.

Wie Rübezahl sich als Holzhauer verdingt.

Eines Tages kam Rübezahl zu einem Bürger in Hirschberg, der eben eines Holzhauers bedurfte, bot sich als solcher an und forderte zum Lohn für seine Mühe nicht mehr als eine Hucke Holz. Der Bürger, ganz vergnügt, so wohlfeilen Handels davon zu kommen, zeigt ihm mehrere Fuder und erbietet sich, ihm noch Leute zur Hülfe zu geben. Aber Rübezahl entgegnet, er wolle das schon allein bezwingen. Darauf fragt ihn der Bürger, weil er keine Axt bei ihm gewahr wird, wo er die Axt habe. Ich will bald eine kriegen, antwortet Rübezahl. Damit nimmt er sein linkes Bein, zieht solches mit dem Fuße aus der Lende heraus und haut wie rasend auf das Holz ein, welches im Umsehn kurz und klein gespalten wird, nicht anders, als ob die schärfste Axt darauf herumwirtschaftete. Inzwischen rief der Bürger welcher Unrat merkt, dem seltsamen Holzhauer einmal über das andere zu, er solle einhalten und sich aus dem Hause packen. Aber Rübezahl erwiderte: „Nicht eher, als bis ich das Holz klein gemacht habe und meinen Lohn davon trage". Während solchen Hin- und Herstreitens wurde Rübezahl mit dem Hauen fertig, steckte sein Bein wieder an Ort und Stelle, packte das ganze geschlagene Holz, welches ein gutes Häuflein von vier Klaftern war, auf seinen Rücken und spazierte damit als dem ausbedungenen Lohn trotz allen Schreiens und Wehklagens des Bürgers hinweg. Man muß aber wissen, daß dieser Bürger, dem Rübezahl so übel mitspielte, das Holz durch etliche arme Bauern weit aus der Ferne hatte herfahren lassen und die Bauern um das Fuhrlohn geprellt hatte. Denen warf nun Rübezahl jetzt das geschlagene Holz zum Ersatz vor die Tür.

Rübezahl und der Schuhknecht.

Zwei Meilen vom Riesengebirge ist ein Städtchen gelegen, woselbst ein Schuhknecht bei einem Meister in Arbeit stand. Dieser Gesell hatte die Gewohnheit, wenn er mit anderen seinesgleichen einen guten Montag gemacht hatte, nach dem Gebirge zu spazieren, wobei er, als ein lustiger und vorwitziger Kopf, es nicht lassen konnte, Rübezahl ohne Aufhören zu necken, herauszufordern und mit allerlei Schimpfnamen zu verhöhnen. „Komm herunter", rief er ihm zu, „komm herunter, Rübenschwanz, zeig, was Du für Künste kannst!" Dergleichen lose Reden machten den Berggeist oft so böse, daß er ein grausiges Wetter zusammenblies, um es dem Spötter auf den Kopf zu schicken. Weil aber der Gesell so klug war, niemals auf das Gebirge selbst zu kommen und Rübezahls Gebiet zu betreten, ging er allemal unbeschädigt wieder davon. Gleichwohl sollte die Rache nicht ausbleiben. Nach einiger Zeit nahm der Gesell von seinem Meister Abschied, um weiter zu wandern. Er wußte aber nicht, daß ihm Rübezahl heimlich in sein Felleisen einen silbernen Becher samt etlichen silbernen Löffeln und schönen Schaupfennigen, die dem Meister gehörten, hinein praktiziert hatte. Kaum war er fort und zog lustig singend seines Weges, so traf es sich, daß der Schuster ein neues Schaustück zu den übrigen legen wollte und den Raub gewahr wurde. Da sich die Hausgenossen hoch und teuer verschworen, daß sie keinen Teil daran hätten, fiel ihm alsbald der gereiste Gesell ein, der ihm dies Schelmenstück habe spielen können. Also rannte er ihm nach, und als er ihn ungefähr zwei Stunden von dem Städtchen erreicht hatte, hielt er ihn an und fragte scharf, ob er nicht das und jenes aus Versehen habe mitwandern heißen. Der gute Bursch in seiner Unschuld antwortete getrost, daß er von all den bezichtigten Sachen nichts wisse. Zum Beweis läge sein Ränzel da, welches er freiwillig aufmachen und alles was drinnen sei, hervorlangen wolle. Damit griff er nach seinem Reisesack und leerte ihn bis auf den Grund, wobei ihm plötzlich aber, zu nicht geringem Schreck die Silberstücke des Meisters in die Hand kamen. Es half ihm wenig, daß er seine Unschuld beteuerte und behauptete, man müsse ihm das zum Possen hineingesteckt haben. Der Schuster ließ ihn gefangen nehmen, zurückbringen, und das Gericht, vor welchem er klagte, verurteilte den armen Burschen, als ein Dieb gehangen zu werden. Als nun dem Anscheine nach die letzte Nacht seines Lebens gekommen war und schon der Morgen nahte, wo er, trotz aller Unschuld, eines schmählichen Todes sterben sollte, öffnete sich plötzlich die Tür seines Gefängnisses; Rübezahl trat herein und fragte ihn, was er hier mache. „Was soll ich machen?" jammerte der Arme, „ich, der ich nichts verbrochen habe, soll diesen Morgen als ein Dieb an den Galgen gehängt werden." Hierauf gab sich Rübezahl zu erkennen und führte ihm alle die Spott- und Schimpfreden zu Gemüt, welche der vorwitzige Gesell früher gegen ihn ausgestoßen und womit er sein gegenwärtiges Schicksal wohl verdient habe. Dennoch wollte er ihn nicht verderben lassen, sondern ihn vielmehr erlösen. Sogleich befreite er ihn von den Ketten, mit denen der Gesell angeschlossen war, warf ihm seinen Mantel über und hieß ihn frank und frei hinausgehen. Kein Wächter hielt ihn auf, und es währte nicht lange, bis er das Städtlein im Rücken

hatte, während Rübezahl sich selbst die Ketten anlegte und ruhig den Tag erwartete. Kaum war der Morgen angebrochen, als sich ein Geistlicher im Gefängnis einstellte, um den vermeintlichen armen Sünder auf sein letztes Stündlein vorzubereiten. Aber o wehe, welcher Unbußfertigkeit mußte er hier begegnen! Denn als der Geistliche ihn ermahnte, seine Sünden zu bekennen und andächtig zu beten, stellte sich Rübezahl zwar sehr aufmerksam, sagte aber zuletzt nichts weiter als: „Papperlapapp!“ und das wiederholte er so oft, als ihm zugemutet wurde, Buße zu tun und zu beten, wohl an die hundertmal. Also mußte man ihn unbekehrt zum Tore hinausführen, und während man ihn schon am Galgen aufknüpfte, rief Rübezahl sein Papperlapapp immer lauter und schnitt so wunderliche Fratzen, daß sich niemand des Lachens erwehren konnte. Als aber der Henker die Leiter wieder hinabstieg und diese wegzog, da ging erst das Erstaunen los; denn nicht ein Mensch, sondern ein großes Strohbund, welches hin- und herzappelte, hing am Galgen, wie jedermann sich deutlich überzeugen konnte. Darüber soll das Städtlein bis auf den heutigen Tag seine Gerechtigkeit und seine Gerichte verloren haben.

Rübezahl.

Laß dein Rufen nach dem Berggeist,
Wenn im Mai ihn laut sein Werk preist,
Wenn er sinnend malt und webt,
Wald und Matten neu belebt.

Wenn am Zweig die Knospen springen,
Wenn im Hain die Vögel singen,
Wenn der Bergbach rinnt ins Tal,
Laß dein Rufen: Rübezahl!

Was begehrst du ihn zu sehen?
Fühl im sanften Hauch sein Wehen!
Sieh, wie sich die Blume neigt,
Der des Nachts die Elf' entsteigt!

Hör das Säuseln hoch im Walde
Und das Murmeln an der Halde,
So gewahrst du tausendmal
Unsern Berggeist — Rübezahl!

R. Kranz.

Motto: „Kennst du mich Guter nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
„Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
„Andere kommen und gehn, es werden dir andere gefallen.
„Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
„Aber du vergesse mich nicht! —
„Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
„Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
„Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
„Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt."

(Aus Goethes Euphrosyne.)



Trompta Maria.

So sind sie nur samt und sonders hin, jene merkwürdigen Künstler, jene originelle Musik: die Trompta Maria, das Harmoniflitt, die Schlagzither, der Dudelsack, die Hummeln und Harfen und Schalmeien, die noch vor wenigen Jahrzehnten unserem Gebirge ein ganz eigenartiges Gepräge verliehen? Scheint doch nun selbst die Harfe, die einst so charakteristisch für das Leben und Treiben in unseren Gebirgsbauden war, für immer verstummt zu sein! — Ja, wo sind sie hin? — Ältere Leute, in deren Erinnerung jene Gestalten, vor allem die Trompta Maria, noch fortleben, werden darin dem Schreiber dieser Zeilen beipflichten, daß mit dem Verschwinden jener seltsamen Künstler, — die zumeist zu dreien, unstät, bald in dieser, bald in jener Baude, zuweilen aber auch vereinzelt und im Freien ihre originellen Weisen ertönen ließen — unserem Riesengebirge eine sehr merkwürdige und charakteristische Eigentümlichkeit verloren gegangen ist. Hatten doch einige dieser Künstler einen wohlverdienten Ruf, der weit über die Grenzen von Rübezahls Reich hinausging. Unter anderem sei erwähnt, daß die Trompta Maria von Hochstadt in Böhmen dermaleinst nach Karlsbad berufen wurde, um vor dem allgewaltigen Kaiser Nikolaus von Rußland zu debütieren. Und 1840 entbot der für alle, die

seine Herzensgüte und seinen regen Geist kannten, unvergeßliche Graf Emmo Schaffgotsch aus unserem Gebirge acht Schalmeienbläser nach Breslau, die Se. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. bei der Huldigung Breslaus mit dem Kuhreigen begrüßten.

Die Schalmei, die die Gebirgsbewohner heutzutage weder zu blasen, noch anzufertigen verstehen, wurde noch 1856 recht effektvoll am Zackelfall geblasen. Die Töne drangen, wie hinter einem Schleier hervor, aus der Höhle, über die der Wasserfall herabstürzt.

Und wie meisterlich, wie sonst vielleicht nur noch in den steirischen Alpen, wurde einst in unserem Riesengebirge die Harfe gespielt! Indessen, wie es in dem von uns gewählten Motto heißt: „Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach." — Ja, wer ist denn aber dieses „größere Talent"? Wir alle, die wir „noch wandeln im Lichte", wir wissen es; es ist: — — der Leierkasten! — —

Wir übergehen allerlei sonstige moderne Musik, die in neuerer Zeit dem müden Wanderer in manchen Bauden geboten wird; sie ist fast durchweg ebenso trivial und ebenso „stimmungswidrig" als der Leierkasten, der daher recht wohl als Sammelname für alle diese Produktionen gelten kann.

Zu dem Netz von Flachlands-Promenadenwegen, das gegenwärtig unser ganzes Gebirge überspannt, und durch das unseren Bergen „vieles gegeben, aber auch manches genommen" wurde, paßt nun freilich jenes größere Talent: der Leierkasten und all die moderne Radau-Musik unzweifelhaft ganz gut; aber das durch jene Wege-Anlagen in Verbindung mit der trivialen Musik dem heutigen Touristen sich aufdrängende Stimmungsbild — wie so ganz verschieden, so verändert ist es doch gegen jenes eigenartige, ich möchte sagen, Hochgebirgs-Stimmungsbild von früher, dessen wir Alten uns still und gern noch erinnern.

Wir können und wollen ja dem jungen Zeitgeist keinen Knüppel zwischen die Räder werfen; der moderne Mensch findet das heutige Stimmungsbild vermutlich viel schöner. Wem fiele dabei nicht Fritz Reuters Bemerkung ein: „Wer's mag, der mag's; und wer's nicht mag, nun der mag's wohl nicht mögen". Unzweifelhaft aber paßte in jenes frühere Stimmungsbild, dessen Hochgebirgs-Charakter noch nicht durch die Flachlands-Promenadenwege beeinträchtigt war, sehr harmonisch jenes fahrende Künstlervölkchen hinein, das nun, „als Schatten vom Namen getrennt", nur noch in der Erinnerung älterer Gebirgsbewohner fortlebt, und auch bei diesen meist nur als „schwankende Gestalten", die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

Mir aber steht sie noch lebendig vor Augen, die schlanke, hohe Gestalt der Trompta Maria! Es war 1845 oder 47 am Hohen Rade, etwa am unteren Ende des damaligen beschwerlichen Stufenweges, wo noch jetzt die Trümmer einer rundlichen, steinernen Schutzhütte zu erblicken sind. Das Ohr vernahm ihre Melodie, lange bevor der vorüberwallende Nebel dem Auge gestattete, sie zu erblicken. Sie lehnte sich an die breite, mit Kriegsmedaillen geschmückte Brust eines hoch aufgerichteten hünenhaften Mannes, der gar meisterlich, wie einst Hagens treuer Heergeselle, Volker der Fiedelmann, den Bogen zu führen verstand.

Alle bis jetzt erlangten Mitteilungen stimmen darin überein, daß sowohl der Künstler, als seine Trompta Maria einzig in ihrer Art in unserem Gebirge gewesen sind; dies schließt aber immerhin mancherlei mögliche Irrtümer und Verwechselungen nicht aus. — Wer war der Künstler, der, eine Art Paganini, der einzigen Saite seines merkwürdigen Instrumentes die wundervollsten Töne und Melodien zu entlocken verstand?

Kaufmann Hajek in Smarov bei Tannwald gibt hierüber folgende Mitteilungen:

Der Künstler hieß Josef Rechziegl und hatte seinen Wohnsitz in Hochstadt an der Iser; er wurde „der Tromarin-Spieler" genannt. Er starb etwa um das Jahr 1880 im Alter von nahezu achtzig Jahren, und zwar, nachdem er dem „größeren Talent" — dem Leierkasten — allmählich im Hochgebirge hatte weichen müssen, in so dürftigen Verhältnissen, daß er seine „Tromarine" einem Bäcker für Brot in Pfand geben mußte. Nach seinem und des Pfandleihers Tode wurde das Instrument, das einst vor Kaiser Nikolaus sich hören lassen durfte, für anderthalb Gulden in die Gegend von Drzkov (in Böhmen), von dort später für 15 Gulden nach Ober-Polaun verkauft; von hier ab scheint jede weitere Spur sich verloren zu haben. Herr Hajek bemerkt noch, daß der Bogen der „Tromarine" etwa 25—30 cm Länge hatte, und daß, sofern sein Gedächtnis ihn nicht täusche, der Resonanzkörper eine an den Längsseiten etwas ausgeschweifte, birnförmige Gestalt (also eine den modernen Saiten-Instrumenten ähnliche Form) gehabt hätte. — Wir geben diese Mitteilungen so ausführlich wieder, weil sie, wiewohl absolut zuverlässig, es immerhin zweifelhaft erscheinen lassen, ob die „Trompta-Maria" vor 1850 und die „Tromarine" Rechziegls (der wohl derselbe Fiedelmann ist, der unter dem Namen „Der Liebesgeiger" auch jüngeren Touristen in Erinnerung ist) identisch sind. Wir kommen später hierauf zurück; allein selbst der geduldigste Leser wird meine Vermutungen in betreff des Künstlers nun mit der Frage unterbrechen: „Ja das ist alles ganz gut; aber wer ist denn nun eigentlich diese Titelheldin, diese rätselhafte „Trompta Maria?"

Nun, die „Trompta Maria" war ein im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert und darüber hinaus in Deutschland sehr beliebtes Streich-Instrument, das ursprünglich „Tromba marina" hieß und in früherer Zeit in der englischen Marine als Signal-Instrument diente. Sie ist auch heutzutage noch nicht ganz verstummt und tot, sondern soll unter dem Namen „Nonnengeige" noch gegenwärtig in manchen Klöstern gespielt werden. In unserem Gebirge hat der Volksdialekt den ursprünglichen Namen „Tromba marina" vielfach umgestaltet. In ihrer eigentlichen Heimat, der Gegend von Hochstadt in Böhmen, nannte man sie „Tromarine", in Schreiberhau und den Schlesischen Bauden: „Trompta Maria", „Trompte Marie", auch „Maria Trompte", in der Spindler-Baude u. a. O. „Trompet-Marie", in anderen Gegenden auch wohl „Trompetengeige" oder „Timpanischiza". Noch andere Bezeichnungen, wie „Trumscheit", „Rumpel-Marie", „Bumbaßgeige" u. dergl. mehr dürften auf Verwechselungen mit anderen Instrumenten zurückzuführen sein; so soll z. B. nach einer volkstümlichen Überlieferung die „Trompta Maria" — wie andere Damen — erst in reiferem Alter an Umfang zugenommen haben, d. h. sie war angeblich ursprünglich brettartig und bekam

erst später einen (allerdings sehr primitiven) Resonanz-Körper. Wer sich für diese Entwickelungsphasen interessiert, der frage in Tannwald nach der „Gelben Eck", wo der liebenswürdige Besitzer seine nun freilich wohl längst außer Kurs gesetzte „Rumpel-Marie" bereitwillig vorstellt; ein langes, schmales, kreuzartiges Brett, auf dem die einzige Griffsaite, über eine Rinds- oder Schweinsblase geführt, mit einem sägeförmigen Holzstück (kein Haar-Bogen!) gestrichen wurde. Die oben und unten dem Brett angefügte Janitscharen-Musik, die an den nun auch verschwundenen Universal-Künstler in der Spindlerbaude erinnert, ist inbezug auf unser Thema unerheblich.

Gegenüber solchen unsicheren Überlieferungen wird von höchst beachtenswerter Seite*) versichert, daß der starke, trompetenartige Ton der „Tromba marina" niemals auf Rinds- oder Schweinsblasen, sondern auf einer höchst sinnigen Mechanik beruhte: Die Saite lag nicht über der Mitte des — übrigens fast 10 cm hohen — Steges, sondern über einem der beiden Füße; hierdurch wurde erreicht, daß die Schwingungen der Saite den anderen freien Fuß zu einem sehr kräftigen, hämmernden Aufschlagen auf den Resonanzkörper veranlaßten. Solche kleine, mechanische Kunststücke erinnern lebhaft an vielerlei, was noch heute rohe Naturvölker aus einfachstem Material, aus Holz und Faden, anzufertigen verstehen; ja es läßt sich hieraus auf ein sehr hohes Alter der „Tromba marina" schließen, während die sogenannte „Rumpel-Marie" oder der „Bumbaß" ein erst in neuerer Zeit aufgekommenes Ulk-Instrument ist.

Das Interessanteste an der „Tromba marina" ist die Art, die Saite zum Tönen zu bringen. Der springende Punkt dabei ist, daß ausschließlich die Flageoletttöne zur Anwendung kommen. Daraus ergibt sich wieder, daß nicht die ganze Tonleiter, sondern nur einzelne ihrer Töne, und zwar diejenigen hervorgebracht werden können, die auch beim Signalhorn, dem Horn ohne Klappen vorhanden sind. Beim Spielen der Tromba marina wird der Bogen nicht in der Nähe des Steges, sondern am oberen Ende des Griffbretts, dicht beim Wirbel, auf die Saite gesetzt, er streift mithin die Saite oberhalb der die Griffe ausführenden linken Hand.

Das Museum des Riesengebirgs-Vereins in Hirschberg enthält einige sehr merkwürdige alte Musik-Instrumente aus unseren Bergen, unter anderem auch eine „Trompta-Maria", die ein Herr Dresler in Neundorf bei Greiffenstein unter dem Nachlaß seines Großvaters vorgefunden hatte. Die große Länge des Instrumentes im Verhältnis zu dem kleinen, primitiven Resonanzkörper, die Ausrüstung mit nur einer einzigen Griffsaite, deren Bearbeitung eine sehr große Kunstfertigkeit bedingt, erregen unser Interesse.**)

Ein jetzt hochbetagter Nachkomme des „alten Hübner" aus den Grenzbauden, der Buchbindermeister Hübner in Warmbrunn, berichtet, daß in seiner Kindheit öfters drei Musikanten aus Hochstadt und Starkenbach in Böhmen in der „Hübnerbaude" aufgespielt haben, von denen der eine die Trompta Maria, der zweite den Dudelsack, der dritte das Harmoniflitt (es war dies ebenfalls ein höchst originelles, früher im

*) Dr. Alfred Müller in Hirschberg in Schlesien.

**) Der Resonanzkörper ist nicht birnförmig, sondern hat gradlinige Kanten.

Riesengebirge heimisches Instrument, das, wenn ich nicht irre, auch „Hummel“ genannt wurde) spielte. Das Harmoniflitt war eine Drehleier mit einer Klaviatur von fünf bis sechs Tasten, die der einzigen, durch ein Rädchen in vibrierende Schwingungen gebrachten Saite des Instruments seltsame, summende Töne entlockte.

Die Toten reiten schnell, und ebenso schnell wächst hinter ihnen das Gras; die treue Anhänglichkeit und die Freude an der Heimat, die unseren Gebirgsbewohnern noch nicht ganz abhanden gekommen ist, wird ihnen ohne die Kenntnis der Geschichte ihrer Vergangenheit leider wohl mehr und mehr verloren gehen, zumal nur diese es bewirken kann, daß der Bevölkerung das Eigenartige und Merkwürdige wenigstens teilweise erhalten bleibt. Vielleicht lüften weitere Forschungen den Schleier der Vergangenheit wenigstens noch insoweit, daß so merkwürdige Erscheinungen, wie es unter anderem jene Künstler und ihre Instrumente waren, nicht gänzlich in Vergessenheit geraten.

Der Sage nach gibt es in unseren Bergen ein „verwunschenes Schloß“, in dem „man“ in einer Johannis-Mitternacht allerlei Gestalten wie traumversunken um einen großen steinernen Tisch herum sitzen gesehen hat. Ist es die „Abendburg“ oder der „Hausberg“ oder sonst ein „vertaner“ Ort? Gleichviel! Jene Gestalten, wer könnten sie sonst denn sein als Rechziegl und all die anderen wunderlichen Gefährten der Trompta Maria? Möglich, daß jener „vertane“ Ort die Tumpsa-Hütte wäre; wenigstens macht folgendes alte Liedchen diese Annahme plausibel:

Am Berge ragt der Tompsa-Stein,
Dort ist gut rasten und träumen!
Es braust der Wald, und die Raben schrein,
Wildwasser stürzen und schäumen.

Vorüber, vorüber die Wolken ziehn,
Grauneblige Schatten und Schemen;
Dazwischen klingts wie Melodien
Der Trompta Maria von Böhmen.

Horch! „Hab mich lieb!“ „Vergiß nicht mein!“
So klingt und klagts in den Lüften:
Schlaf, Trompta Maria, ich denke dein,
Schlaf sanft in den felsigen Grüften!

Hauptmann Cogho.

Graf Friedrich Wilhelm Reden.

Graf Friedrich Wilhelm Reden wurde 1752 zu Hameln in Hannover geboren. Sein Onkel, in dessen Hause zu Klausthal im Harz er seine Kinderzeit verlebte, war Berghauptmann in kurfürstlich-hannoverschen Diensten und verwaltete als solcher auch die Bergwerke des Oberharzes, soweit sie zu Hannover gehörten. Durch ihn wurde die Aufmerksamkeit des Knaben auf nutzbare Minerale gelenkt und die Neigung, sich dem Bergbau und Hüttenwesen zu widmen, schon früh geweckt. Seine wissenschaftlichen Studien, durch die er sich für das Bergfach vorbereitete, betrieb er auf der Universität Göttingen. Nach ihrer Beendigung erweiterte er seine Kenntnisse durch Reisen nach den berühmtesten Bergwerksorten Englands, Schottlands und Spaniens, von denen er die Überzeugung mitbrachte, die Einrichtungen und Verfahrungsweisen der Engländer bei Förderung und Gewinnung nutzbarer Mineralien seien unter denen, die er kennen gelernt hatte, die vorzüglichsten. Mit dieser Überzeugung verband sich zugleich der lebhafte Wunsch, recht bald Gelegenheit zu finden, die im Auslande erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen in einem einflußreichen Berufskreise innerhalb Deutschlands verwerten zu können, und dieser Wunsch wurde unerwartet schnell erfüllt.

Nachdem 1768 König Friedrich der Große zur Verwaltung des gesamten Berg- und Hüttenwesens aller seiner Provinzen ein besonderes Ministerium geschaffen hatte, berief er 1777 den bisherigen sächsischen General-Bergwerks-Kommissar, Freiherrn von Heynitz, den Gründer der Bergakademie zu Freiberg, an die Spitze dieses Ministeriums, das seinen Sitz in Berlin hatte. Dieser ausgezeichnete Fachmann überzeugte sich im Jahre 1778 bei dem Besuche der Hauptorte des schlesischen Bergbaues von dem großen Reichtum an noch unbenutzten Mineralschätzen und verlegte das schlesische Bergamt von Reichenstein nach Breslau. Er schlug in demselben Jahre dem Könige die Ernennung des damals 27 Jahre alten Freiherrn von Reden, dessen außergewöhnliche Befähigung er erkannte, zum Oberberghauptmann von Schlesien vor, worauf der König diesem 1779, unter gleichzeitiger Erteilung der

Hofcharge eines Königlichen Kammerherrn, die Leitung des gesammten schlesischen Bergbaues übertrug, die er trotz vieler und großer Hindernisse siebenundzwanzig Jahre lang mit außerordentlichem Erfolge ausübte.

So eifrig und mit so unermüdlicher Sorgfalt der große König bestrebt war, die Gewerbe und Handelszweige seiner Länder zu kräftiger Blüte zu bringen, so gering war doch seine Bereitwilligkeit, aus Staatskassen große Summen zum stärkeren Betriebe des Bergbaues herzugeben. Ohne den Besitz der zur Neueinrichtung des Gruben- und Hüttenbetriebes nötigen Gelder war aber selbstverständlich ein Aufschwung des schlesischen Bergbaues nicht ins Werk zu setzen. Der König befahl, die Bildung von Gewerkschaften anzuregen, um das unentbehrliche Bau- und Betriebskapital durch Beteiligung von Privatpersonen aufzubringen, was auch Minister Heynitz für gut befand. Der Oberberghauptmann suchte jedoch von vornherein die Benutzung von Privatgeldern zu vermeiden, um der Staatskasse den von ihm mit Sicherheit erhofften, erheblichen Gewinn ungeteilt zuzuwenden. Auf seine Veranlassung schlug deshalb der Minister von Heynitz dem Könige vor, an Stelle der Bleigrube bei Silberberg, die wegen ihrer geringen Ergiebigkeit seit 1754 außer Betrieb gesetzt war, die Bleigewinnung bei Tarnowitz wieder zu eröffnen, damit die großen Geldsummen, die für Blei außer Landes gingen, da in königlichen Landen sonst nirgends dies für die Armee unentbehrliche Metall zu finden sei, dem Lande erhalten blieben. Da nach diesem Vorschlage das Unternehmen die Genehmigung des Königs erlangte, so konnte im Frühjahr 1784, nachdem es gelungen war, die Ansprüche des Grafen Henckel als Grundbesitzer der Grubenfelder zu befriedigen, die Grube eröffnet werden. Das bescheidene Betriebskapital, das sich für das erste Jahr ihrer Wiederaufnahme auf 9 786 Taler belief, schoß der König vor, und das mit einer Schmelzhütte verbundene Bergwerk erhielt den Namen Friedrichsgrube.



Staatsminister Graf Reden.

Obgleich nun durch ein Probehauen sich eine erstaunenswerte Mächtigkeit des Bleivorkommens erwies, so kam der neueröffnete Bergbau doch bald in die Gefahr, wegen unterirdischer Grubenwässer wieder aufgegeben werden zu müssen. Man berechnete die Anlagekosten des nötigen Wasserhebewerks auf nicht weniger als 48 000 Taler und die Betriebskosten, wenn die Hebung des Wassers mit Pferdekräften bewirkt werden müsse, auf jährlich 14 000 Taler. Wiederum wurde der Vorschlag

erneuert, durch Aktien von Privatunternehmern diese Gelder aufzubringen. Der Oberberghauptmann von Reden wies jedoch bei Gelegenheit einer Besichtigung der oberschlesischen Bergwerke durch den Bergminister von Heynitz im Jahre 1786 nach, daß durch Aufstellung einer englischen Dampfmaschine, die man zu jener Zeit „Feuermaschine" nannte, die Hebung der Wässer bei der Friedrichsgrube nur einen jährlichen Kostenaufwand von 3700 Talern verursachen würde, und beantragte und empfahl die Anschaffung von zwei solchen Maschinen aus Staatsmitteln, indem er die zweite für eine Grube bei Rothenburg an der Saale zu verwenden vorschlug. Da nun König Friedrich kurze Zeit vor seinem Tode, dem Antrage Redens gemäß, die Gelder für beide Maschinen aus der Staatskasse bewilligte, so konnte Reden, nachdem er kurz nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms II. in den Grafenstand erhoben worden war, mit dem damaligen Geheimen Oberbergrat, dem späteren Ministerpräsidenten Freiherrn von Stein und dem Grafen Schlabrendorf im Herbst 1786 nach England reisen, um die Anwendung der Dampfkraft in den englischen Bergwerken und die Verhüttung der Erze zu studieren und die beiden ersten Dampfmaschinen für die preußischen Bergwerke zu kaufen. Sie wurden, soweit es sich tun ließ, zu Wasser transportiert. Die schlesische kam die Oder herauf bis Oppeln, von wo sie auf der Achse bis zur Friedrichsgrube gebracht wurde. Sie bewährte sich so gut, daß man schon bis 1804 in dem Stadtrevier von Tarnowitz vier solche Maschinen in Benutzung stellte. Die Ausbeute der Friedrichsgrube war auch schon in den ersten Jahren nach ihrer Wiedereröffnung eine so lohnende, daß sie die Hoffnungen, die Reden auf ihre Ertragsfähigkeit gesetzt hatte, nicht nur erfüllte, sondern sogar übertraf.

Zu gleicher Zeit, als der rüstige Berghauptmann das Blei- und Silberbergwerk bei Tarnowitz wieder in Betrieb setzte, war er auch bemüht, der Eisenproduktion und Steinkohlenförderung in Schlesien einen kräftigen Aufschwung zu geben. Bis zu Redens Eintritt in die Leitung des schlesischen Bergwesens hatte das schlesische Eisen wegen seiner geringen Brauchbarkeit nur wenig Absatz gefunden. Daß sich aus dem massenhaften Vorkommen von Eisenstein in der Nähe von mächtigen Steinkohlenflözen ein bedeutender Gewinn erzielen lasse, diese Überzeugung hatte Reden, wie schon erwähnt, auf seinen Reisen nach England gewonnen. Er entschloß sich also, nachdem er die ergiebigen Braun- und Toneisensteinlager Oberschlesiens, sowie die dabei befindlichen Steinkohlenflöze kennen gelernt hatte, diesen Gewinn zum Vorteil des Landes und seiner Bevölkerung herbeizuführen, wenn er auch die großen Hindernisse, die seiner Ausführung entgegenstanden, nicht verkannte. Zu diesen Hindernissen gehörte die Schwierigkeit, die zum besseren Betriebe der Gruben und Hüttenwerke erforderlichen Kapitalien, die sich in den ersten Jahren schwerlich zinsbar erweisen konnten, aufzutreiben, außerdem der niedrige Bildungsstand der Bevölkerung Oberschlesiens, aus der die Unterbeamten und Bergarbeiter entnommen werden mußten, ebenso die geringe Volkszahl und die Armseligkeit der den Fundstätten der Mineralien nahe liegenden Städte, ferner die große Unfruchtbarkeit des benachbarten Ackerbodens, die die Erzeugung billiger Lebensmittel erschwerte, und endlich der gänzliche Mangel an brauchbaren Verkehrswegen. Doch die umsichtigen

Maßregeln, die Graf Reden zur Erreichung seiner Zwecke ergriff, die feste Zuversicht auf endliches Gelingen des Unternehmens, die in der Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten wurzelte, nicht zum wenigsten aber auch die ihm in hohem Grade verliehene Gabe, sich die Herzen der Hoch- und Niedriggestellten zu gewinnen, ließen ihn allmählich alle Hemmnisse seiner Unternehmungen überwinden. Zuerst regte er die Aufsuchung der Eisenlagerstätten in den verschiedenen Gegenden Oberschlesiens an und suchte ihre Mächtigkeit, sowie die Güte ihres Erzes festzustellen. Hierauf erleichterte er die Förderung der Erze durch allerhand mechanische Vorrichtungen, z. B. durch Aufstellung von Pferdegöpeln, durch Anlage von schiffbaren Stollen u. s. w. Dann verbesserte er das Schmelzverfahren nach der in England beobachteten besten Methode und nach unablässig selbst angestellten Versuchen. Ebenso strebte er unermüdlich nach Vervollkommnung der weiteren Bearbeitung des Roheisens, um die verschiedenen Arten des Metalles in möglichst bester Güte herzustellen. Durch den Bau von Land- und Wasserstraßen, sowie durch Bewirkung eines Einfuhrzolles und des Verbotes, schwedisches Eisen einzuführen, verschaffte er dem inländischen Eisen vermehrten Absatz und den Hüttenwerken einen besseren Ertrag.

Wie vor Redens Wirksamkeit die Produktion des schlesischen Eisens eine sehr geringe war, so erreichte auch die Förderung und Benutzung der Steinkohlen eine nur unbedeutende Höhe. In Oberschlesien ließ der große Holzreichtum der Gegend und die geringe Zahl der Einwohner jener Landschaft die Verwendung der Steinkohlen zwar für entbehrlich erscheinen; als sich jedoch der Absatz der Kohlen, somit auch die Zahl der Gruben bedeutend vermehrte, erwies sich der niedrige Preis und das reichliche Vorhandensein brauchbarer Hölzer in der Nähe der Gruben als ein den Bergbau sehr fördernder Umstand. Reden gewährte den Kalk- und Ziegelofen-Besitzern bei Erbauung von neuen Öfen, die für Steinkohlenfeuerung eingerichtet wurden, bedeutende Prämiengelder, ebenso beim Betriebe von Bleichen, Brauereien und Branntweinbrennereien und war bemüht, in öffentlichen Gebäuden, z. B. Gerichts-, Post- und Gefängnislokalen, Steinkohlenheizung einzuführen, sowie er sie auch in holzarmen Gegenden für Privatwohnungen empfahl. Um das Vorurteil zu widerlegen, die Steinkohlenheizung sei der Gesundheit in hohem Grade nachteilig, ließ er seine eigenen Wohnzimmer im Schlosse zu Buchwald mit Steinkohlen heizen und bediente sich sogar in einigen der englischen Kamine, in denen die Flamme auf einem Roste offen brannte. Überall verbreitete er Zeichnungen und Beschreibungen von Öfen, die für Kohlenfeuerung berechnet waren. Natürlich war sein Streben auch dahin gerichtet, in den Eisenschmelzöfen und Hüttenwerken die Holzfeuerung zu verdrängen. Seinen unermüdlichen Versuchen gelang es endlich auch, mit entschwefelter Kohle die Schmelzung des Eisenerzes bewirken zu können. Im September 1796 konnte bei Gleiwitz der erste Hochofen mit Koks in Betrieb gesetzt werden, dem bis zum Jahre 1800 drei andere der Königshütte folgten. Damit war der Anfang zu einem bedeutenden Kohlenverbrauch bei Herstellung des Eisens gemacht, wenn auch die Abschaffung der Holzfeuerung dabei im allgemeinen nur allmählich erfolgte.

Von Redens Tätigkeit in betreff der Gewinnung von Zink aus Galmei und Zinkblende berichtet uns Valentin Weigel in seiner Beschreibung von Schlesien:

„Ehedem geschah das Rösten des Galmeis bei Holzfeuer im Freien. Um Holz zu sparen, entschloß sich das Königliche Bergamt, in Scharley einen Ofen zum Rösten mit Steinkohlen nach Zeichnungen, die von Bergwerksoffizianten auf ihren Reisen in England aufgenommen waren, anlegen zu lassen. Zwar fanden sich beim ersten Probebrande verschiedene Fehler, die aber nach der Zurückkunft des jetzigen Oberberghauptmanns, Grafen Reden, aus England nach dessen Anweisung so gut abgeändert wurden, daß der auf diese Art gebrannte Galmei in den Messingwerken beliebter ist als der mit Holz geröstete."

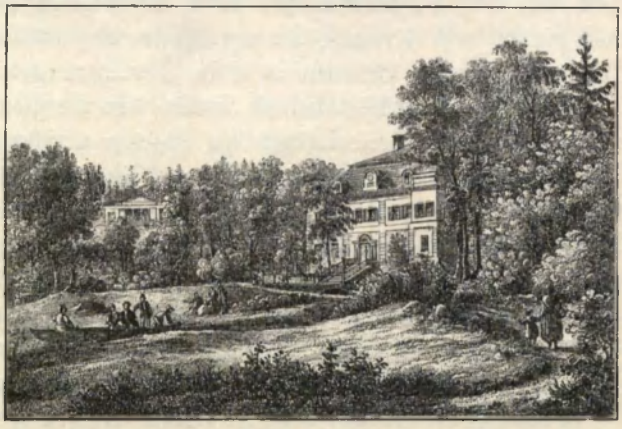
Nicht lange nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts gewann der Wirkungskreis des Grafen eine noch bedeutend größere Ausdehnung, als er bisher gehabt hatte. Als nämlich im Jahre 1802 der Tod des Ministers von Heynitz erfolgte, wurde Reden von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm III. zum Dirigenten der gesamten Berginduſtrie des Königreichs Preußen ernannt. Nun fand er Gelegenheit, sich auch in anderen Provinzen des Staates ebenso erfolgreich tätig zu zeigen wie bisher in Schlesien. In aufrichtiger Ergebenheit ehrten und liebten ihn seine Untergebenen und Beamten in allen Provinzen als den menschenfreundlichen Vorgesetzten, der unabläſſig danach strebte, den Bergleuten und Beamten ein höheres Lohn und eine bessere wirtschaftliche Lage zu verschaffen. Durch den sich allmählich in weite Kreise verbreitenden Ruf von Redens Schöpfungen und Einrichtungen in den Gruben und Hüttenwerken wurden viele Personen veranlaßt, sich die neuen Veranstaltungen anzusehen und sich womöglich dabei zugleich die Bekanntschaft des allgemein geschätzten Mannes zu verschaffen. Zu diesen Besuchern der schlesischen Bergwerke in jener Zeit gehörte auch der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der im August 1790 mit seinem Geheimen Legationsrate, dem Dichter Goethe, unter Redens Führung von Breslau aus Oberschlesien und die Salzwerke von Wieliczka bereiste.

Obwohl Reden ein wohlverdientes Ansehen genoß und er von seinem hohen Landesherrn als erneutes Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste den Roten Adlerorden erster Klasse empfing, brachten die politischen Ereigniſse es mit sich, daß seine Amtstätigkeit nach 27 Jahren ein schnelles, unerwartetes Ende nahm. Nach dem Kriege von 1806 und 1807, als Preußen durch den Frieden zu Tilsit alle seine Länder zwischen Elbe und Rhein, sowie auch Danzig, verlor und sich zur Zahlung von 150 Millionen Talern Kriegsentschädigung verpflichten mußte, wurde es notwendig, sowohl die Staatsausgaben, wie auch die Zahl der Staatsdiener zu verringern. Infolge dieser Notwendigkeit erhielt Graf Reden, wie viele andere hohe Beamte, durch eine Kabinettsordre des Königs, die seine erfolgreichen, treugeleisteten Dienste in ehrenden Worten anerkennt, seine Dienstentlassung. Mit schmerzlichen Empfindungen trennte er sich von seinem amtlichen Wirkungskreise, wie von den Beamten und Arbeitern desselben und suchte und fand in den letzten acht Jahren seines Lebens hauptsächlich Beschäftigung und Freude in der sorgfältigen Verwaltung der beiden mäßig großen Dominialgüter, die er in Schlesien besaß, von denen Buchwald mit Quirl im Hirschberger und Schwedelndorf mit Wilmsdorf im Glatzer Kreise liegt.

Auf dem am Fuße der Schneekoppe 10 km von Hirschberg gelegenen Gute Buchwald, das Graf Reden 1785 kaufte, hielt er sich seit Erwerbung desselben mit

Vorliebe auf und legte in dem zwischen bewaldeten Bergen, spiegelnden Teichen, grünen Wiesen und fruchtbaren Feldern liegenden unteren Teile des Dorfes jenen herrlichen Park an, der den Namen Redens und Buchwalds weit und breit berühmt machte und, nachdem er während seines hundert Jahre langen Bestehens die Herzen Tausender erfreut hat, auch heute noch durch die Schönheit seiner Landschaftsbilder alljährlich und beständig Hunderte von Naturfreunden anlockt und entzückt.

Mit der christlichen Liebe, die den Grafen bewog, eifrig für die Wohlfahrt derer, die ihn umgaben, besorgt zu sein, verband sich bei ihm auch die glückliche Gabe herzgewinnender Freundlichkeit gegen jedermann, die auch in den verschiedenen Kreisen, mit denen er verkehrte, lebhafte Anerkennung und Erwiderung fand. Das väterliche Verhältnis, in dem er zu seinen Untertanen stand, und die Verehrung und Liebe, die ihm von ihnen zuteil wurde, zeigte sich unter anderem auch recht deutlich bei Gelegenheit seiner im August 1802 erfolgten Vermählung.



Schloß Buchwald.
Nach einer Ansicht von E. W. Knippel in Schmiedeberg.

Noch viele Jahre nachher beschrieben Teilnehmer gern die Einzugsfeierlichkeiten in Buchwald und priesen sie mit Begeisterung. Am 20. August 1802 bestieg Reden mit seiner jungen Gemahlin und zwei ihrer Schwestern den Gipfel der Schneekoppe. Zwei Jahre zuvor war ihm die hohe Auszeichnung zuteil geworden, Ihre Majestäten den König Friedrich Wilhelm III. und dessen Gemahlin, die hochgefeierte Königin Luise, nachdem sie im Schlosse zu Buchwald übernachtet hatten, auf die Schneekoppe und als seine Gäste nach Buchwald zurückbegleiten zu dürfen.

Im Juli des Jahres 1803 wurde er von Sr. Majestät dem Könige zum Staats- und Bergminister ernannt. Nun wirkte Reden in den nächsten Jahren nach seiner Vermählung rastlos mit Eifer und Glück für sein wichtiges Amt, indem er abwechselnd in Buchwald und Berlin wohnte oder sich auf amtlichen Reisen befand. Obgleich er auch schon in jener Zeit zuweilen körperlich leidend war, hielt ihn doch nichts ab, mit äußerster Gewissenhaftigkeit die Pflichten seines Berufes zu erfüllen, bis er durch die politischen Zeitereignisse 1807 seine Entlassung aus dem Staatsdienste erhielt.

Nun schenkte ihm Gott noch acht glückliche Lebensjahre, in denen er sich durch die Verwaltung seiner Güter, die Beschäftigung mit allerhand landwirtschaftlichen Versuchen und durch den geselligen Umgang mit seinen zahlreichen Verwandten, Freunden und Nachbarn erfreute. Auch in dieser Zeit leistete er dem in schwieriger

Lage und großer Bedrängnis befindlichen Staate wertvolle Dienste durch treue Anhänglichkeit an das Königshaus, weise Ratschläge, reiche Beisteuern und steten, unverzagten Mut, womit er die Unternehmungen seines Freundes, des Ministers Stein, und dessen Nachfolgers Hardenberg zur Wiederaufrichtung des von Napoleon niedergeworfenen Staates unterstützte. Er schenkte sein kostbares silbernes Tafelservice der Staatskasse und gewährte, als Stein 1809 aus Berlin entfliehen mußte, weil Napoleon den Befehl gegeben hatte, ihn zu verhaften, dem Flüchtigen nicht nur in seinem Schlosse zu Buchwald, wo mehrere Diener Stein kannten, einen einstweiligen Zufluchtsort, sondern vermittelte auch seine Flucht von da über die böhmische Grenze, was nicht ohne Gefahr war. Da nämlich sowohl in Hirschberg wie in Schweidnitz französische Besatzungen standen, verkehrten nicht selten deren Streifpatrouillen auf den Straßen zwischen diesen Städten, weshalb leicht der Fall eintreten konnte, mit einer solchen zusammenzutreffen. Da aber ein längeres Verweilen in dem vom Feinde besetzten Schlesien nicht ratsam war, so fuhr Reden am 13. Januar 1809 mit Stein und dem befreundeten Grafen Geßler, der in Schmiedeberg wohnte, von Buchwald über den Schmiedeberger Paß und von da der böhmischen Grenze zu. Glücklich am Grenzorte angelangt, wo die Gefahr, den Franzosen in die Hände zu geraten, vorüber war, holte die Reisenden ein unansehnlicher, nur mit einem Pferde bespannter Schlitten ein, in dem eine einzelne, dicht verhüllte Frau saß, die, als sie sich näherte, als die Gemahlin des Grafen Reden erkannt wurde. Sie war ohne Wissen ihres Gemahls immer in geringer Entfernung dem Schlitten der Reisenden nachgefolgt, weil sie ihren Gatten in der Gefahr nicht verlassen wollte. Graf Geßler und Stein reisten nun, mit Reisepässen versehen, ungehindert über Trautenau nach Prag, und Reden kehrte mit seiner Gemahlin wieder nach Buchwald zurück. Später unternahm es Reden noch zweimal, von Buchwald aus mit Stein, der von Prag herbei kam, in Trautenau zusammen zu treffen, um Steins Ansichten über verschiedene Staatsangelegenheiten zu erfragen und sie nach Berlin zu übermitteln.

Das Lungenleiden, das den Grafen schon seit Jahren belästigte, trat im Frühjahr 1812 nach der Rückkehr von Berlin, wo er mit seiner Gemahlin einen Teil des Winters verlebt hatte, besonders heftig auf. Während des Sommers aber kräftigte sich sein körperlicher Zustand wieder. Er konnte ausfahren und ausreiten, beobachtete mit großer Aufmerksamkeit den Lauf der unruhvollen Zeitereignisse und freute sich mit Begeisterung der preußischen Siege in den Jahren 1813 und 1814. In ganz besonders lebhafter Weise erfreute sich der Graf der frohen Nachricht von dem Siege, den Blücher und Wellington am 18. Juni 1815 bei Belle-Alliance über Napoleon errungen hatten. Schon am 30. Juni ward er bettlägerig und starb nach dreitägigem Krankenlager am 3. Juli 1815, abends 8 Uhr, an den Folgen seines langjährigen Brustleidens. Den 7. Juli, bald nach Sonnenuntergang, wurde der Sarg, der seine Leiche enthielt, während das Grabgeläut des Sterbeglöckchens auf dem Turme des Kirchleins im nahen Fichtenwalde wehmütig-klagenden Wiederhall weckte, in das Gruftgewölbe der Abtei beigesetzt, wo er 39 Jahre vereinsamt stand, bis am 19. Mai 1854 ein zweiter neben ihm Raum fand, der die sterbliche

Hülle der Gemahlin des Grafen, die er so innig geliebt hatte, barg. „Sein Lebensende war uns schmerzhaft, fürs Vaterland trauervoll und selbst für Fremde und Ausländer nicht ohne Kummer.“ Diesen Ausspruch des Tacitus aus „Agricola“ setzte James Riddel unter Redens Bild, das Fräulein Karoline von Riedesel, des Grafen Schwägerin, nicht lange vor seinem Todestage meisterhaft gezeichnet hatte und Riddel lithographieren ließ. Wie aufrichtig Graf Redens Tod von den Bewohnern der Orte Buchwald und Quirl und den schlesischen Bergleuten betrauert wurde, das offenbarte sich durch das immer wiederholte liebevolle Andenken an den menschenfreundlichen Mann. „Als unser seliger Herr Graf noch lebte“, oder „Unser guter Herr Graf sagte oft“, oder „Wenn das unser alter Herr Graf sähe“, diese und ähnliche Worte, die man aus dem Munde der dortigen Dorfleute viele Jahre nach seinem Tode oftmals vernahm, bewiesen, wie die Erinnerung an ihn stets in ihren Herzen lebendig war. Und heute noch, wenn Bergleute Oberschlesiens ein frohes Gedenkfest feiern, dann zünden sie zuweilen das Grubenlicht an, das Redens Statue an dem Denkmal in der Hand hält, das König Friedrich Wilhelm IV. ihm 1854 bei Königshütte errichten ließ und bei dessen Enthüllung der König selbst gegenwärtig war, um den Mann zu ehren, der ihnen nicht nur in der Grube, sondern auch außerhalb derselben als Vorbild vorleuchtete.

Redens langjähriger Freund, der Minister von Stein, schrieb 1817 in einem Briefe an dessen Witwe über den Dahingeschiedenen: „Sein heller Blick, der Reichtum seiner Erfahrungen, die Klarheit, womit er das Ziel des Strebens bei jeder Unternehmung bestimmte, die Beharrlichkeit ohnegleichen, womit er es erwog und das Vollkommenste schaffte, würden jetzt bei dem großen Umfange des preußischen Bergbaues tausendfachen Segen und Nutzen bringen. In tiefster Demut erkenne ich, daß dem Minister von Heynitz, meiner vortrefflichen Mutter und dem Beispiel Redens ich die Entwickelung und Richtung meiner Anlagen zu danken habe.“

In demselben Jahre (1817) äußerte sich Goethe über Reden: „Ich habe ihn nicht nur gekannt; ich habe ihn geschätzt, geliebt und die herrlichsten Tage und Nächte an seiner Seite verlebt, — denn wir sind zusammen gereist, — und doch vermag ich nicht, ihn als Bild zu gestalten, noch mit wenigen Worten zu sagen, wie er eigentlich war, auf welche Weise er sich im Leben bewegte, welche Anmut und Würde ihn umkleidet hat; denn das war eben das Ausgezeichnete bei ihm, daß keine Eigenschaft hervorstechender schien als die anderen, sondern alle sich in gleichem Grade in ihm entwickelt und ausgebildet hatten zu einer seltenen Größe“.

Th. Eisenmänger.

Buchwald, Fischbach und Erdmannsdorf.

„Ich grüße dich mit meinem schönsten Liede,
Mit meines Herzens stiller Huldigung.
Dein reizend Bild lebt tief mir im Gemüte
In süßer, lieblicher Erinnerung:
Hier, wo Natur in ihrer schönsten Blüte,
In goldnem Farbenglanz, im Frühlingsprunk
Mit stiller Lust und glühendem Verlangen
Die große Weihe hoher Kunst empfangen.

Der süße Wunderschein auf allen Fluren,
Des Tages Glanz, licht, wie der junge Mai,
Die Felsen, die in kräftigen Konturen
Den Himmel stürmen, mächtig, groß und frei,
Und überall der Liebe stille Spuren:
Das bleibt dem Herzen ewig jung und neu!
Denn wo die Kunst sich zur Natur gestaltet,
Da wird des Lebens schönste Pracht entfaltet."

So faßte einst der junge Theodor Körner die unvergeßlichen Eindrücke zusammen, die er auf seiner Riesengebirgswanderung im Jahre 1809 im Park von Buchwald beim Besuche des Grafen Reden empfangen hatte. Mit derselben Frische wirken sie auch heute noch auf den verständnisvollen Besucher. Die grünen Rasenlehnen, die wundervollen Gruppen alter Laub- und Nadelbäume, die waldigen Hügelketten im Hintergrunde und darüber der blaue Hochkamm der himmelanstrebenden Riesenberge: alles vereinigt sich hier zu einem unübertroffenem Bilde von großartiger malerischer Wirkung. In der Tat, hier hat, um mit unserem Dichter zu reden, die Natur „die große Weihe hoher Kunst empfangen" und diese wiederum sich in vollkommenster Weise „zur Natur gestaltet". Stundenlang kann man hier Täler und Hügel durchwandern und immer neuer Nah- und Fernblicke sich erfreuen, ohne zu merken, wo die Kunst aufhört und die Natur beginnt. So meisterhaft hat Graf Reden als begeisterter Verehrer der englischen Landschaftsgärtnerei alles, was die Natur hier an Wald und Wiese, Gebirge und Wasser in herrlicher Fülle bot, in den reizvollsten Naturpark zu verwandeln gewußt.

Nach dem Tode des Grafen Reden führte seine ihm ebenbürtige Gemahlin, Friederike, geborene Freiin Riedesel von Eisenbach (1774—1854), seine Schöpfungen in seinem Geiste fort. Die von ihm gestiftete Bibelgesellschaft, die noch heute segensreich wirkt, und andere Wohlfahrtseinrichtungen brachte ihr tatkräftiger Geist zu hoher

Blüte. Was könnten die Häuser und Hütten Buchwalds, die sich so traulich an die umbuschten Hügel schmiegen, vom Walten dieser Edelfrau erzählen, die man mit Recht die Wohltäterin des Riesengebirges genannt hat! Sie bildete den Mittelpunkt eines glänzenden Kreises hochgestellter Männer und Frauen, die durch die Reize Buchwalds und den hohen Geist der seltenen Frau angezogen wurden; Prinzen und Könige sah sie oftmals unter ihren Gästen. Aber den weitgehenden Einfluß, den sie so, besonders durch das Vertrauen der preußischen Herrscher, ausübte, benützte sie nur zur Förderung christlicher Liebeswerke und zur Linderung der Not in ihren geliebten Bergen. Da waren es besonders die Spinner und Weber, die in den schweren, mehrfach wiederkehrenden Notstandsjahren an ihr die treueste Helferin fanden. Sie war es, die den König Friedrich Wilhelm IV., der ihr seit seinen Kinderjahren in Verehrung und Freundschaft zugetan war, bestimmte, die uralte norwegische Holzkirche von Wang in den Jahren 1842 bis 1844 auf der hochragenden Berglehne von Brückenberg aufrichten zu lassen. Auf dem Kirchplatze der Pfarrei Wang, an einem der schönsten Punkte unseres heimischen Gebirges, steht ein schönes Marmordenkmal zum bleibenden Gedächtnis der hochdenkenden Frau, der das Riesengebirge neben reichen Wohltaten für seine Bevölkerung die Erschließung und Erhaltung so mancher Stätte von unvergleichlicher Schönheit und zugleich einen großen Teil der Aufmerksamkeit und Liebe verdankt, die sich ihm seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts in steigendem Maße zugewandt haben.



Friederike Gräfin Reden.
Nach dem Bildnis von Karoline von Riedesel.

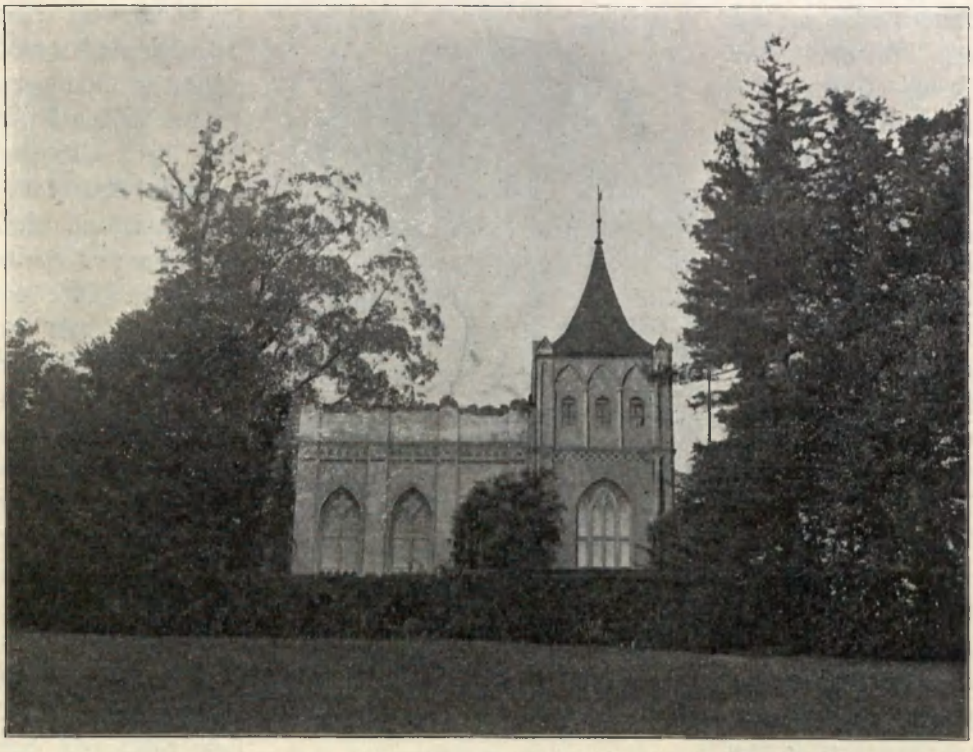
Wie Buchwald, so verdankt das eine Wegstunde nordöstlich gelegene Fischbach seine Berühmtheit den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts. Im Jahre 1822 erwarb Prinz Wilhelm von Preußen, ein Bruder König Friedrich Wilhelms III., die Herrschaft Fischbach, und bald wurde das schöne Tal unter den Falkenbergen sein und seiner Gemahlin, Prinzessin Marianne, Lieblingsaufenthalt. Noch heute atmen die unverändert erhaltenen Räume des Schlosses den Geist, der dieses edle Fürstenpaar erfüllte. Traulich und wohnlich sind die Zimmer und Säle eingerichtet; aber bei aller Festigkeit, Güte und Echtheit der verwendeten Stoffe bewundert man die Einfachheit, in der damals auch die Höchsten des Staates lebten. Es fehlt wohl nicht an prachtvollen Vasen und auserlesenem Geschirr, an Kunstwerken in Glas, in Holz-, Stein- und Elfenbeinbildnerei, an Meisterstücken kostbarer Juwelierarbeit; aber

das Ganze macht doch den Eindruck jener allem äußeren Prunk abgewandten Lebenshaltung, wie sie dem Hohenzollernhause eigentümlich war. Als Rittersitz ließ Prinz Wilhelm sich das Schloß ausbauen. Es sollte mit seinem breiten Graben und hochragendem Turme, den das Templerkreuz schmückt, mit seinen Zinnen und Ecktürmchen, mit seinen Brücken und Rüstungen die Bewohner in die ritterliche Zeit des Mittelalters zurückversetzen, auf das man in den Jahren der Unterdrückung vom Elend der Gegenwart hinweg mit vaterländischer Hoffnung zu blicken gelernt hatte. Vortretende Galerien, stille Erker mit lauschigen Sitzplätzen, die gotischen Formen an Gemäuer und Holzwerk zeugen von demselben Geiste; echte alte Glasmalereien in leuchtenden Farben erfreuen Auge und Gemüt. Der Hauch einer edlen Romantik, der Sinn für Deutschtum und Christentum in inniger Verbindung, wie er in den Helden und Sängern der Befreiungskriege gelebt hatte, weht dem Besucher überall entgegen. In dieser großen Zeit hatten Prinz und Prinzessin Wilhelm eine hervorragende Stellung eingenommen. Welch ritterlicher Sinn den Prinzen beseelte, bezeugt seine Absicht, sich dem Unterdrücker Napoleon als Geisel zu stellen, um eine Erleichterung der vernichtenden Bedingungen des Tilsiter Friedens zu erlangen. Er reiste auch 1808 nach Paris, und seine Gemahlin war bereit, ihm in die Höhle des korsischen Löwen zu folgen; aber an Napoleons kaltem Egoismus scheiterte des Prinzen hochherziges Anerbieten. Doch blieb er in den Folgejahren die Stütze aller Vaterlandsfreunde, die die Abschüttelung des Jochs der Fremdherrschaft vorbereiteten, und nahm an den Feldzügen in Deutschland und Frankreich ruhmreichen Anteil. Seine Gemahlin aber, seit dem Tode der Königin Luise die erste Frau am preußischen Hofe, wurde zur selben Zeit durch Begründung des „Frauenvereins zum Wohl des Vaterlandes“ die Leiterin aller edlen weiblichen Bestrebungen zur Unterstützung der Kämpfer und zur Linderung der Kriegsnot und blieb auch in den Friedenszeiten der Mittelpunkt eines schönen Kreises edler Geister. Könige und Fürsten, vor allem auch die Helden und Staatsmänner der Befreiungskriege sammelten sich dort, und der alte Reichsfreiherr von Stein schreibt davon (1828): „In diesem Schmiedeberger Tal ist ein seltener Verein edler und ausgezeichneter Menschen. Nichts übertrifft das Bild des auf inneren Frieden, religiösen Sinn, geistige Bildung gegründeten Familienglücks der Bewohner von Fischbach. Möge es lange wohltätig Heil verbreitend auf alle, die mit ihm in Beziehung stehen, ungetrübt fortdauern!“



Marianne,
Prinzessin Wilhelm von Preußen.
Nach dem Gemälde von W. Schadow, gestochen von Buchhorn.

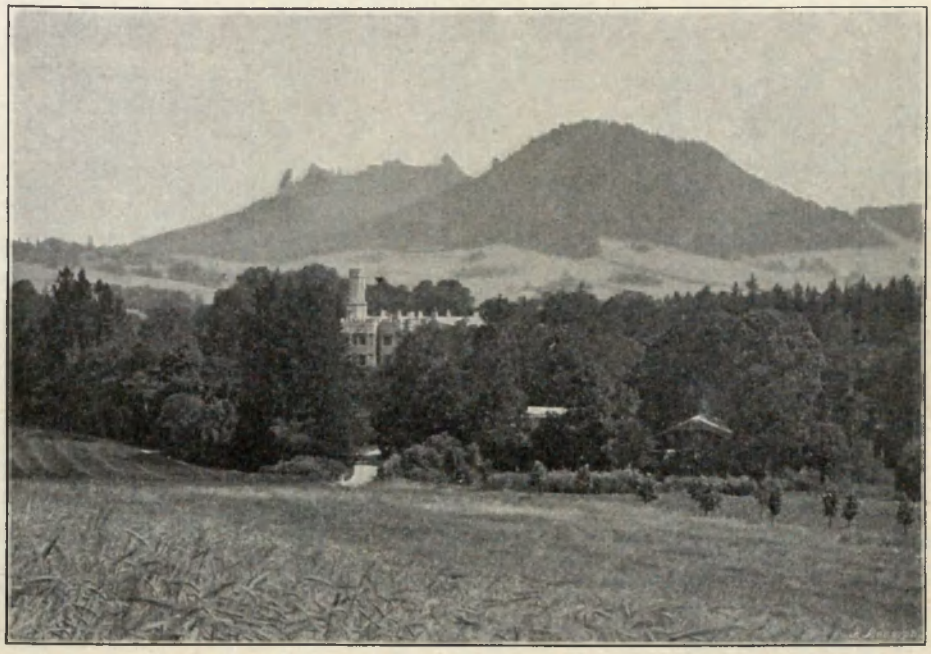
Verlassen wir das Schloß (jetzt Besitztum des Großherzogs von Hessen), das im Schatten seiner alten Bäume von der längst vergangenen Zeit des Glanzes und Glückes still zu träumen scheint, so nimmt uns der schöne Naturpark auf, mit seinen herrlichen Linden- und Eichengruppen, mit seinen blitzenden Teichen, auf denen einst Prinz Adalbert seinen Kahn tummelte, und seinen weiten Wiesenflächen, über die die kühnen Felsenspitzen der Falkenberge herniedergrüßen. Dorthin lenkt sich mit Vorliebe der Schritt der Bergreisenden. Nach einem kleinen Stündchen genußreichen Wanderns durch das malerisch an der Fischbach sich hinziehende Dorf und an den



Die Abtei in Buchwald mit der Gruft des Grafen und der Gräfin Reden.

lieblichen Abhängen des Falkenberges hinauf, erreichen wir an halber Höhe ein hübsches Schweizerhaus, die gastliche Försterei. Das Auge kann sich hier nicht satt sehen an der schönen Aussicht, die auf der einen Seite nach dem Tal von Fischbach, auf der anderen nach dem lieblichen Bobertal sich öffnet, überragt von den weithin leuchtenden Türmen und Häusern des hochgelegenen Städtchens Kupferberg. In einer kleinen halben Stunde erreichen wir nach schöner Waldwanderung den Gipfel des Falkensteins, den die Prinzessin Wilhelm mit einem mächtigen Kreuz hat schmücken lassen. Ein unvergeßliches Bild bietet sich hier dem bewundernden Auge dar. In schwindelnde Tiefe stürzt der Fels jäh hinab; leises Waldesrauschen aus dem dunklen Grün weitästiger Fichten und uralter Tannen ist der einzige Laut, der in der tiefen Einsamkeit zum Ohre dringt. Entzückt schweift das Auge über den

ernsten Vordergrund hernieder zu dem lachenden Tale, in dem Fischbach im glücklichsten Frieden strahlenden Sonnenglanzes liegt. In schönem Wechsel breiten sich Felder und grüne Wiesenmatten aus, umrahmt von dunklen Waldungen. In reizvoller Anmut ziehen die sanften Höhen der Vorberge des Riesengebirges dahin, in herrlichem Aufbau allmählich zum Hochgebirge aufstrebend, das in majestätischer Größe mit seinem Gesamtzuge vom Schmiedeberger Kamm bis zum Schreiberhauer Hochstein das prachtvolle Bild abschließt. Wir nehmen Abschied mit den Worten, die einst König Johann von Sachsen in die Erinnerungsmappe des Schlosses Fischbach eintrug: „Lebe wohl, herrliches Land, wo zwischen den Riesengestalten der erhabenen



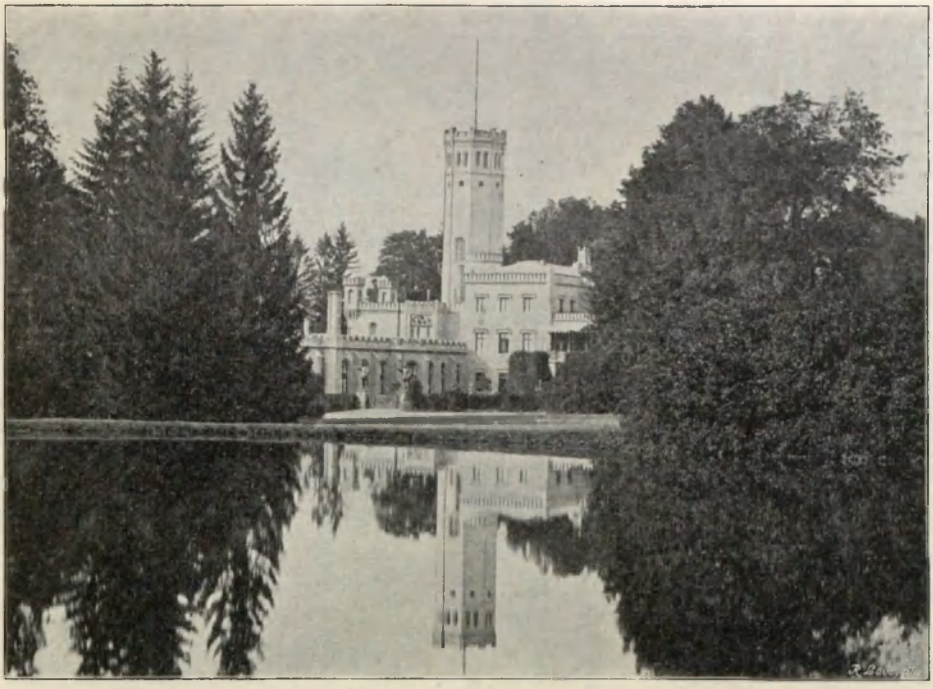
Schloß Fischbach.

Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann-Landeshut in Schl.

Natur Kunst und Natur den Aufenthalt der freundlichsten Gastfreundschaft verschönern. Lang' wird Dir dankbar noch eine Erinnerung zugewendet bleiben".

Eine Wanderung von einer Meile in westlicher Richtung führt uns nach Erdmannsdorf. Die Straße, der wir durch Wiesen, Wald und die Lomnitzer Heide nördlich vom Gneisenauberge folgen, heißt der Königsweg. Ihn ließ König Friedrich Wilhelm III. zu schnellerer Verbindung mit Fischbach anlegen, als er 1832 Schloß Erdmannsdorf von Gneisenaus Erben gekauft hatte. Die Freude an dem Frieden und der Schönheit der Gebirgslandschaft, die ihn bei mehrfachen Besuchen in Fischbach lebhaft angesprochen hatte, wollte er auch auf einer eigenen Besitzung genießen. Dazu eignete sich Erdmannsdorf in hervorragendem Maße. Gneisenau, der 1816 das Gut erworben hatte, hatte schon viel geschaffen. „Ich lebe in den Freuden und

Erwägungen einer neuen Schöpfung", hatte er damals geschrieben, „die Natur hat trefflich vorgearbeitet. Die Gegend ist himmlisch, die Mittagseite — nach dem Kamm des Riesengebirges — großartig, die Mitternachtseite — der Blick in die Lomnitzniederung — höchst lieblich. Ich hoffe, mit einiger Verstandesanstrengung eins der schönsten Güter zu bilden, die die Erde hat." So ist es in der Tat geworden, zumal seit die Huld des Königshauses sich diesem bevorzugten Tale zuwandte. Die Schöpfung des herrlichen Kunstparks wurde 1836 durch den Gartendirektor Lenné in Angriff genommen und in einer Weise durchgeführt, die den Park zu einer hervor-



Schloß Erdmannsdorf.

Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann-Landeshut in Schl.

ragenden Sehenswürdigkeit macht. Auch die schöne evangelische Kirche, in den Jahren 1836—40 nach Schinkels Entwürfen in der Art einer Basilika ausgeführt, dient der Landschaft zu besonderer Zierde. Später ließ Friedrich Wilhelm IV. den Turm, der dem Glockenturme von San Marco nachgebildet ist, mit seiner heutigen Spitze versehen und führte damit das fromme Werk seines Vaters zu künstlerischer Vollendung. Mehrfach hat Friedrich Wilhelm III. hier im Kreise der königlichen Familie geweilt, die damals eine ganz besondere Anhänglichkeit an das Riesengebirge zeigte. Die Regierungszeit des kunstsinnigen und naturfrohen Königs Friedrich Wilhelm IV. brachte Erdmannsdorf den höchsten Glanz. Oft nahm er hier für längere oder kürzere Zeit seinen Sommeraufenthalt. Durch ihn erhielt das Schloß nach Plänen von Stüler seine heutige Gestalt und Einrichtung. Unablässig wurde an der Ver-

schönerung des Parkes gearbeitet. Die liebliche und großartige Natur lockte den König immer wieder hierher, und daneben zog ihn vor allem der Verkehr mit der Gräfin Reden auf dem benachbarten Buchwald, die wie eine mütterliche Freundin zu ihm stand, deren Rat in großen und kleinen Dingen, besonders was die Arbeiten tätiger Nächstenliebe betraf, er nicht gern für längere Zeit entbehrte. So sorgte er auch für das äußere Wohl seines geliebten Tales und Gebirges. Auf seinen Befehl wurde von 1840 an die großartige Flachsgarnspinnerei Erdmannsdorf aus Mitteln der Seehandlung errichtet. Sie sollte dem schweren Notstande der Spinner und Weber des Gebirges Abhülfe schaffen, aber auch dem ganzen Webereigewerbe Schlesiens durch Benutzung der neuesten Hülfsmittel zeigen, wie es den gefährlichen Wettbewerb mit England erfolgreich bestehen könne. Die Anlage, seit 1872 im Besitze einer Aktiengesellschaft, steht auch heute noch in hoher Blüte.

Mit dem Jahre 1861 fiel die Herrschaft Erdmannsdorf als Schatullengut an die Krone Preußen. König Wilhelm I., der als Prinz von Preußen mehrfach dort geweilt, hat es während seiner Regierungszeit nicht betreten. Kaiser Friedrich III. besuchte Schloß Erdmannsdorf im September 1857 zum ersten Male; dann hat er 1859 wieder mit seiner jungen Gemahlin und dem erstgeborenen, damals acht Monate alten Prinzen, dem jetzigen Kaiser Wilhelm II., im Gebirge geweilt. Auch nach der ruhmvollen Beendigung des österreichischen Krieges, im Herbst 1866, hielt sich der Kronprinz hier auf. Mit dem Besuche der im Johanniter-Krankenhause Bethanien, im Kavalierhause und in den Marstallgebäuden eingerichteten Kriegslazarette, wo verwundete Preußen und Österreicher untergebracht waren, wechselten Ausflüge ins Gebirge und in die Umgebung ab. Die Leutseligkeit der hohen Herrschaften gewann aller Herzen; besonders verkehrten sie auch gern mit den Zillerthalern, deren frische Natürlichkeit den damaligen Kronprinzen sehr anzog.

In den folgenden Jahren kam nur selten Besuch aus dem Hohenzollernhause nach Erdmannsdorf. Um so größer war der festliche Jubel, mit dem Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen am 24. Mai 1888 nach ihrer Vermählung hier empfangen wurden. Seitdem wurde Schloß Erdmannsdorf mehrfach von der Familie des Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen als Sommeraufenthalt benutzt. Von hier aus übte die Frau Erbprinzessin, Kaiser Friedrichs Tochter, nach dem schweren Hochwasserunglück des Sommers 1897 ihre segensreiche Tätigkeit aus. So fiel neuer Glanz auf das Königsschloß, das als lichtes Juwel in dem Geschmeide schöner Herrensitze schimmert, die, in dunkle Laubmassen gefaßt, unser Gebirge zieren.

R. Kölbing.

Die Einwanderung der Zillerthaler.

Wer von den Tausenden, die jährlich unserem schlesischen Gebirge zueilen, hat schon in Mittelzillerthal gerastet und sich im Geiste versetzt in jenes liebliche Tal der Ziller, des schönsten in Tirol, der Heimat des ausgewanderten Völkchens, das uns hier begegnet? Gar viele haben es schon getan; gar viele haben sich gefreut über die schmucken Tirolerhäuschen der Kolonie, sind gelustwandelt im Parke von Erdmannsdorf, haben die prächtigen Anlagen in der Umgebung des Königlichen Schlosses bewundert, haben am Kirchlein in stiller Andacht gestanden, da, wo unter dem Medaillon Friedrich Wilhelms III. der deutsche Knabe dem Tiroler Buben die Hand reicht, und — als der Bahnzug sein Glöcklein klingen ließ, sind sie mit sekundärer Schnelligkeit höher hinauf gereist, dahin, wo aus dem Melzergrunde die Schneekoppe hinauf in die Wolken ragt. Sind einige von ihnen aber auch schon einmal hineingegangen in ein solches Tirolerhäuschen; haben sie sich durch einen der im Jahre 1837 aus ihrer Heimat Vertriebenen erzählen lassen von den Drangsalen, die sie erduldet, von dem, was sie ihres Glaubens willen daheim ließen, von den Mühen der Auswanderung und von der Gnade des Königs, ihres neuen, guten Landesvaters? „Gott schütze Friedrich Wilhelm III.“, das ist mehrere Male in Holz geschnitzt an den Balkonen, die jedes Haus umgeben, zu sehen und steht in glänzenden Buchstaben in den Stübchen der Häuser, und „Gott vergelt's König Friedrich Wilhelm III.“, das spricht aus jedem Worte der Bewohner. Als ich 1887, dem Jubiläumsjahre der Kolonie, in jenem schönsten Teile Schlesiens weilte, habe ich mir eine ausgewanderte Tirolerfamilie aufgesucht, — es lebten noch drei Mitglieder derselben, — und habe mir die Geschichte ihres Jammers und ihres Glückes erzählen lassen, und was ihnen selbst entfallen — sie standen im Alter von beinahe 80 Jahren —, das habe ich ergänzt aus einer Arbeit des um die Geschichte Schlesiens hochverdienten

Max Beheim-Schwarzbach, und für alle, die unser schlesisches Gebirge und seine Bewohner lieben, sei es kurz zusammengefaßt.

Eine entsetzliche Wahl war es, vor die die evangelischen Zillerthaler gestellt waren. „Wieder katholisch werden, Translokation in eine andere Gegend des österreichischen Staates oder auswandern!“ Sie entschlossen sich, auszuwandern. Aber wohin? Am 27. Mai 1837 überbrachte Fleidl, der Sprecher der Tiroler, persönlich ein Bittgesuch an Friedrich Wilhelm III., dahingehend, ihnen in Preußen Aufnahme zu gewähren. Und sie hätten sich an keinen Besseren wenden können.

„Die Zillerthaler Angelegenheit war ihm eine Gewissens- und Gemütssache; besonders war ihm die religiöse Seite derselben wichtig.“ So sandte der König sofort Hofprediger Strauß nach München, wo dieser eine Deputation der Zillerthaler empfing, damit er ihre religiöse Gesinnung erforsche und beobachte, „ob sie auch nicht etwa separatistisch wären“. Und als dieser bestätigen konnte, daß sie ihren Glauben allein auf den Boden der heiligen Schrift und der Augsburgischen Konfession gründeten, als er auch über die numerische Größe der Kolonie dahin gehende Aufschlüsse geben konnte, daß von 242 Erwachsenen und 144 Kindern die Auswanderung feststand, begannen sofort die Unterhandlungen mit dem österreichischen Staatsmanne Metternich über die Art und Weise der Auswanderung.



Johann Fleidl,
evangelischer Zillerthaler.

Vier Monate nur war ihnen Frist gestellt; was sie während dieser Zeit an unbeweglichem Eigentum nicht verkauften, mußten sie im Stiche lassen. Dem persönlichen Einflusse des Königs gelang es, schließlich die härtesten Bestimmungen zu beseitigen und die Frist teilweise zu verlängern.

Nun wurde in Eile verkauft, was verkauft werden konnte, und das übrige gepackt, und unter Tränen schied man von den heimatlichen Bergen, zurücklassend, was bisher lieb und teuer war.

In welchem Teile Preußens aber sollten die Ausgewanderten untergebracht werden? Ihre Berge wollten sie nicht missen, und getrennt wollten sie auch nicht werden. Das waren die zwei Bedingungen, an denen sie mit eiserner Zähigkeit hingen, und die es schwer machten, einen Ansiedelungsort zu finden. So hatte sich der König eine Liste der Domänen einreichen lassen, die 1838 pachtfrei wurden. Es waren eine ganze Anzahl; aber keine genügte für die Zillerthaler, bei denen für die Familie 60 Morgen gerechnet wurden, und keine hatte auch nur die geringste Ähnlichkeit mit der Heimat.

Der Oberpräsident von Posen wünschte sehnlichst, daß seine Provinz durch die Auswanderer kolonisiert würde; allein der König antwortete ihm, „daß er es zwar an sich für wünschenswert halte, die Provinz Posen zu kolonisieren, und zwar durch evangelische Deutsche, daß er aber doch mit Rücksicht darauf, daß der Ansiedelung der Zillerthaler in einer ihrer bisherigen Heimat so sehr verschiedenen Gegend und in einer Provinz, in welcher die Sprache ihnen so völlig fremd ist, mehrfache Bedenken entgegenstehen, davon absehen müsse". Er schrieb vielmehr an den Oberpräsidenten von Schlesien: „Die Inklinanten haben sich mit der Bitte an mich gewandt, sie aufzunehmen und nicht voneinander zu trennen. Ich bin gesonnen, diese Bitte zu erfüllen und ich halte den gebirgigen Teil von Schlesien für den geeignetsten zur Ansiedelung", und bald darauf äußerte der König in einem zweiten Schreiben den Wunsch, die kleine Kolonie in die Gegend von Erdmannsdorf zu verpflanzen.

Doch zunächst konnte an eine definitive Ansiedelung überhaupt nicht gedacht werden. Wußte man doch nicht einmal genau die Zahl, die Mittel, die Erwerbszweige der Auswanderer. So sollten sie denn zunächst interimistisch und zwar in Schmiedeberg untergebracht werden. Dies wünschte der König und dazu hatten auch Bürgermeister und Stadtverordnete im Namen der Stadt ihre Bereitwilligkeit erklärt. Und so räumte denn jeder Bürger Schmiedebergs, der nur irgend konnte, ein Stübchen ein für die Zillerthaler; nicht nur die Wohlhabenden, sondern auch die Minderbemittelten wollten die Auswanderer aufnehmen auf ein Jahr, und zwar manche fast umsonst. „Das vermögendste, aber auch schwierigste, seltsamste Mitglied der Stadt", Gebauer, gab allein 16 Stuben und Kammern für 70 Personen her.

So war alles bereit. Doch da stellte sich ein grimmiger Feind ein, der alles zunichte zu machen drohte, die Cholera. In Schmiedeberg starben allein 46 Personen und in den umgrenzenden Ortschaften 209.

Doch die Zillerthaler waren längst unterwegs, und man mußte es dabei belassen in der Hoffnung, daß die Pest bald wieder erlöschen würde. Und diese Hoffnung erfüllte sich; denn als in den ersten Wochen des Septembers zwei Deputierte als Vorboten erschienen, war die Epidemie im Erlöschen. Bald darauf trafen nun die Züge der Auswanderer über den sogenannten Schmiedeberger Paß in Schmiedeberg ein, und zwar

am 20. September 1837	. .	116	Personen,
= 23. = 1837	. .	218	=
= 2. Oktober 1837	. . .	62	=
= 17. = 1837	. . .	26	=
	zusammen	422	Personen.

Herzlich wurden sie in Schmiedeberg bewillkommnet. „Der Herr Bürgermeister und so viele andere aus der Stadt waren da und sprachen uns so freundlich zu. Ach, da freuten wir uns so, und alles hat geweint." So schilderten mir die Tiroler selbst ihren Empfang. Bürgermeister Flügel aber sagt: „Es war ein wahrhaft rührender Anblick, in der Dunkelheit die guten Leute zu bewillkommnen, und ich kann nicht leugnen, daß ich mich über meine Schmiedeberger recht sehr gefreut habe, wie sie in so guten und so schlechten Kleidern, in starken Stiefeln und Damenschuhen

der Witterung Trotz boten und ebenfalls den Ankommenden ihre wirkliche herzliche Bewillkommnung ausdrücken wollten".

Beschäftigung für die Frauen schaffte die Gräfin Reden. Sie selbst lehrte sie spinnen und kaufte ihnen Wolle zum Stricken. Die Miete für die erste Zeit bezahlte der König, und als Mißhelligkeiten entstanden, da die Zillerthaler den Schmiedeberger Handwerkern Konkurrenz machten, gab der König den bestimmten Befehl, jetzt sofort mit dem Ankauf der Grundstücke zu beginnen.

Wieviel Land sollten nun aber die Zillerthaler bekommen? So viel, als jeder in Tirol gehabt hatte. Aber wieviel war das? Die Tiroler hatten nach Bautagwerken



Tirolerhaus in Zillerthal.

gerechnet. Über diese konnten sie auch nur sehr ungenaue Angaben machen; aber es wurde schließlich ermittelt, daß ein Bautagwerk ungefähr vier Morgen preußisch betrug.

Als ehemaliger Besitzstand ergab sich da 747 Morgen Ackerland, 121 Morgen Gartenland, 526 Morgen Wiese, 1117 Morgen Waldung und 907 Morgen Hutung. Der verhältnismäßigen Fruchtbarkeit entsprechend, betrug dies ungefähr 1598 Morgen schlesisches Land. Wo sollte soviel zusammenhängendes Land hergenommen werden?

Da erbot sich der König, von seinem schönen Erdmannsdorf soviel zu geben, als fehlen würde, und so wurde endlich gekauft:

1) das Vogtsche Vorwerk in Seidorf, für zehn Familien,
2) in Erdmannsdorf sieben Rustikalstellen und
3) vom Erdmannsdorfer Schloßbezirk die fehlenden 1215 Morgen.

75 oder 108 Mark wurde der Morgen gerechnet, und wer bezahlen konnte, wurde sofort Eigentümer. Die übrigen bekamen es in Erbpacht, die jedoch jederzeit in Besitzstand umgewandelt werden konnte. Die herrschaftlichen Hofedienste und Abgaben wurden erlassen, und die Dominialländer wurden nicht mit neuen belastet. Das Ganze bekam den Namen „Zillerthal" und teilte sich in Mittel-, Nieder- und Hohenzillerthal. Mittelzillerthal ist selbständige Dorfgemeinde mit Gemeindevorstand und eigener Schule.

Nun ging's, nachdem der Winter vorüber war, an den Bau der Häuser. Der König zog die teure, aber stilvollere Tiroler Bauart vor.

Ein mittleres Tirolerhaus stellte sich auf 5300 ℳ, und der ganze Bauetat betrug 263 400 ℳ. Es war jedoch Gefahr da, daß man vor Beginn des neuen Winters den Bau, der unter der Leitung eines Regierungsbauführers stand, nicht vollenden würde; doch da schrieb der König an den Oberpräsidenten von Schlesien: „Ich kann das unter keinen Umständen gestatten und trage Ihnen hiermit auf, den Regierungspräsidenten zu veranlassen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu Hülfe zu kommen, damit die Gebäude, unbeschadet der erforderlichen Sicherheit in der Ausführung, vor Eintritt des Spätherbstes vollendet werden." Und nun ging's! Am 1. Dezember 1838 waren schon 47 Häuser bezogen.

So steht denn Zillerthal da als ein Beispiel höchster königlicher Gnade und Liebe. Über 350 000 ℳ sind in der Zillerthaler Angelegenheit aus der königlichen Schatulle geflossen. Und im Sinne ihres königlichen Vaters und Großvaters haben auch die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. fortgefahren, für die Zillerthaler zu sorgen. Lange Zeit wurden die armen Zillerthaler unterstützt, und nicht umsonst flehten die Kolonisten, als sie bei Auflösung des Komitees um fernere Fürsorge baten, „damit der Baum nicht verdorre, auch nicht ein kümmerliches Ansehen gewinne und dem königlichen Pflanzer und dem Vaterlande Früchte bringe". Nun, seine Früchte hat der Baum dem Vaterlande schon gebracht. „Wenn nur unser Kronprinz zum Jubiläum kommen könnte", sagte jene Tirolergreisin 1887 zu mir, „dann würde ich ihm dies Bild zeigen und sagen: das ist der Bub, den Du an der Hand im Erdmannsdorfer Parke herumgeführt hast; er ist wie ein tapferer Schütz bei Wörth gefallen — und er war mein Sohn". Mit besonderer Freude erzählte sie, daß sie auch ihren König und ihren Kronprinzen „Du" nennen durften, wie sie es gegen jedermann tun.

Und wie ist es mit der Befürchtung geworden, die sie für den Fall aussprachen, daß sie von einander getrennt würden: „daß sie ihre Nationalität verlieren würden?" Trotzdem sie zusammen geblieben sind, von ihrer Nationalität haben sie wenig bewahren können. Selten begegnet man einem, der den spitzigen Tirolerhut trägt und die grüne Joppe. Nur wenig hört man vom jüngeren Geschlechte noch die Tirolermundart sprechen. Jung-Zillerthal ist in Schlesien aufgegangen, und es befindet sich bei diesem Wechsel nicht unglücklich.

G. Wende-Liegnitz.

Hohenfriedeberg.

Von dem Städtchen Hohenfriedeberg wüßte man wohl nur im allerengsten Kreise etwas, hätte nicht hier Friedrich der Große am 4. Juni 1745 die vereinigten Österreicher und Sachsen geschlagen und dabei einen seiner glänzendsten Siege erfochten. Hohenfriedeberg würde von Fremden kaum besucht werden, böte nicht die „Siegeshöhe“ einen Rundblick über das Schlesierland, wie er nur auf wenigen der Sudeten-Vorberge zu finden ist.

Der Name des Berges deutet schon hin auf seine Verbindung mit der Schlacht: sie fand hier ihren Abschluß in einem Vorüberzuge der erbeuteten Fahnen und Gefangenen — unter ihnen befanden sich mehrere Generale — vor Friedrich dem Großen Damals führte die Anhöhe noch den weniger schwungvollen Namen Galgenberg, allerdings mit Recht, denn auf ihr befand sich das Hochgericht. Auf dem Grunde des ehemaligen Galgens ist ein Denkmal der Schlacht errichtet worden, ein hoher Hallenbau, der sich zu einem Aussichtsturm verjüngt.

Nur 400 m steht der Beschauer hier über dem Meeresspiegel, und doch durchstreift das entzückte Auge einen weiten, blühenden Umkreis.

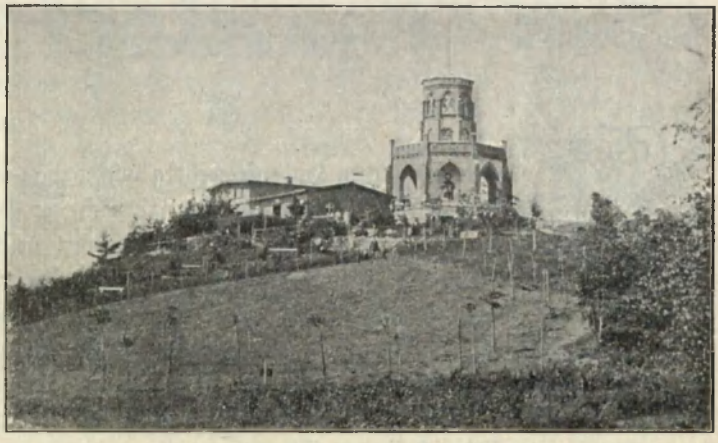
Zunächst zieht das Städtchen Hohenfriedeberg selbst den Blick auf sich. Es schmiegt sich an den Fuß des Berges und klimmt an ihm hinan, die letzten Häuser bis zur Hälfte seines Gipfels, der etwa zwanzig Minuten von dem Ringe entfernt ist. Man sieht von oben deutlich, wie sich vom Ringe aus das Städtchen in Kreuzform ausdehnt. Der Langbalken dieses Kreuzes liegt in der Richtung des Bergabfalles; seinen Querbalken flankieren die evangelische Kirche links und die katholische rechts, beide wie treue Hüterinnen in die freundlichen Straßen und Gassen der Stadt hineinschauend.

Die Sage rankt ihr blütenreiches Gezweig um die Entstehung dieses trauten Städtchens, dessen Bedeutung leider nur in der Vergangenheit liegt, wie die gegenwärtige Einwohnerzahl von noch nicht 800 Seelen beweist.

Und doch hat seine Umgebung so viele offenbare und noch mehr verschwiegene Reize!

Wir überschauen von unserer Warte sanfte und steilgeböschte Bergrücken, die bis in die unmittelbare Nähe der Stadt heranziehen. Dichte Wälder gemischten Bestandes bedecken ihren Rücken. Zwischen ihnen dehnt sich mancher Wiesengrund aus, umsäumt von stattlichen Obstbaum-Alleen. Wie ein Vogel aus dem Neste, so lugt hier und da ein Bauerngehöft oder eine romantische Mühle mit ihrem roten Dache aus Laubgrün und Blütenschnee hervor.

Über die Stadt hinaus aber schweift der Blick in die schlesische Ebene mit ihren vielfarbigen Fruchtgefilden, ihren langgedehnten, reichen Dörfern, mit den roten, freundlich winkenden Ziegeldächern, entlangziehend an Bächen und Flüssen, deren Lauf ein dunkler Streifen sie begleitenden Waldes oder Gebüsches bezeichnet. Es ist ein lachendes, herzerfreuendes Bild, doppelt wirkungsvoll, weil ihm die Umrahmung nicht mangelt. Sie bildet ebenewärts das Zobtengebirge und die Gruppe der Striegauer Berge.



Die Siegeshöhe bei Hohenfriedeberg.

Beide Bergmassen zeigen so gefällig geschwungene, charakteristische Linien, wie man sie an so verhältnismäßig niedrigen Bergen sehr selten findet.

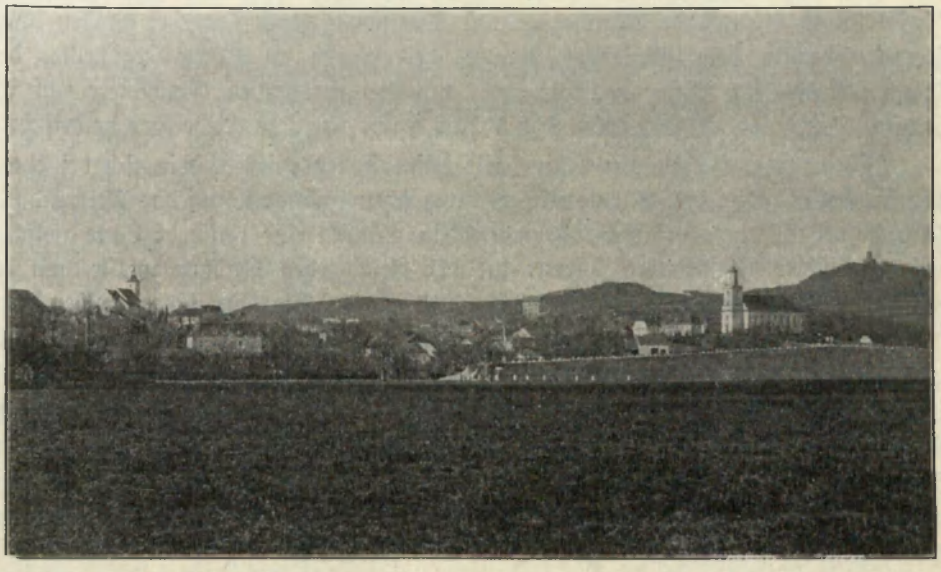
Wie ein stolzer Heerführer schreitet der Zobten seiner bescheideneren Gefolgschaft, dem Geiers- und Koltschnerberge, voran; denn der ganze Zug macht hier den Eindruck von etwas Vorwärtsstrebendem. Und auch die Umrißlinie der Striegauer Berge ist auffällig, vom Volksprüchlein trefflich charakterisiert, wenn es sagt:

„Bei Striegau liegen drei Berge,
Ein Striezel und zwei Quärge."

Sage, Geschichte und Wetterprophetie verleihen dem Zobten einen besonderen Glanz im Auge jedes Schlesiers, und auch die Striegauer Berge haben ihren Platz in der vaterländischen Geschichte gefunden.

Bei ihnen begann das mächtige Ringen, das dem Namen Hohenfriedeberg Unvergänglichkeit verliehen hat. Sie verbargen dem allerdings nicht allzu „weitsehenden" Prinzen von Lothringen die Bewegungen Friedrichs, als jener vom Galgenberge aus am 2. Juni 1745 Ausschau nach den Preußen hielt. So vermutete er den König, der ihn mit seinen 75 000 Österreichern und 30 000 Sachsen

so ungehindert durch die Pässe des Riesengebirges ziehen ließ, im festen Lager bei Breslau, das wir mit unserem guten Glase ja auch von hier aus zwischen dem Zobten und den Striegauer Bergen liegen sehen. In aller Bequemlichkeit ließ sich darum ohne jedes Kartenwerk der weitere Plan entwerfen; denn hier liegt ja das ganze Land wie eine riesige Karte dem Beschauer zu Füßen. Es wurde beschlossen, Striegau zu besetzen, das mit seiner turmlosen, hochgewölbten Peter-Paul-Kirche zum Greifen nahe vor uns am Fuße der Berge liegt, dann Jauer, das wir weiter links erblicken, von jenem durch sanftgeschwungene, dunkelbewaldete Berge getrennt, und endlich Liegnitz, das noch weiter links in duftig blauer Ferne zu erkennen ist. So mußte es möglich sein, den unvorsichtigen König abzuschneiden und



Hohenfriedeberg mit der Siegeshöhe und dem Siegesdenkmal.

morgen wieder einmal standesgemäß in Schweidnitz zu frühstücken, das mit seinem hohen Jesuiterturme vom Fuße des Zobten so freundlich herüberzuwinken schien.

Der Lothringer ging bald an dieses verhängnisvolle Werk und stieg gerade ab vom Galgenberge nach Hausdorf, dem langgestreckten Nachbardorfe der Stadt, dessen Schloß, in dichtes Grün gebettet, wir von unserem Standpunkte aus erblicken können. Hier nahm er sein Hauptquartier. Nach Hohenfriedeberg legte er den rechten Flügel der Österreicher, nach Rohnstock, das heutzutage besonders durch das hochtürmige Schloß des Grafen Hochberg, mitten im prächtigen Parke gelegen, auffällt, und in seine Nachbardörfer Günthersdorf und Thomaswaldau sein Zentrum; als linker Flügel sollten die Sachsen zunächst Striegau besetzen. Da aber lag der Hase im Pfeffer; denn das hatte der König schon besetzen lassen, und so waren die Sachsen kaum imstande, in der Nacht noch schnell einige Geschütze auf den spitzen Georgsberg, den vordersten der Striegauer Berge, zu bugsieren, eine unglaubliche Anstrengung,

die sich nachher als von sehr zweifelhaftem Werte erwies. Die Hauptmacht des Königs lag dort rechts von Striegau, wo wir in die dunkle Gebüsch-Begleitungslinie des Striegauer Wassers die Dörfer Gräben und Halbendorf eingebettet sehen.

Hätten wir nun von der Siegeshöhe aus jenes Schlachtendrama als ungefährdete Zuschauer beobachten können, so würde unser gut preußisches Herz zwischen Bangigkeit und Jubel geschwankt haben.

Mit Bangigkeit hätten wir den Übergang der preußischen Armee über das Striegauer Wasser bei Gräben beobachtet. Er wurde durch eine einzige schadhafte Brücke vermittelt, die schon hinter den ersten zehn Schwadronen zusammenbrach. Mit Bangen hätten wir auf das Geschützfeuer der Sachsen auf dem Georgenberge gesehen, das schon um 4 Uhr morgens begann. Mit Jubel aber würden wir die Vertreibung der Sachsen durch General du Moulin und die Auffindung einer Furt bei Gräben durch General Ziethen, den glänzenden Angriff des Garde du Korps-Regiments, des Kürassier-Regiments Prinz von Preußen und der preußischen Grenadiere auf die Sachsen begrüßt haben, der schon früh 7 Uhr deren gänzliche Niederlage herbeiführte.

Mit bangem Herzklopfen hätten wir dann später gesehen, wie sich bei einem Angriffe des Prinzen von Anhalt mit der preußischen Infanterie auf das österreichische Zentrum bei Günthersdorf und Thomaswaldau plötzlich eine klaffende Lücke zwischen den preußischen Regimentern bildete, die der Feind eben benützen wollte, um die preußische Schlachtordnung zu durchbrechen und so den Sieg an sich zu reißen.

Da durchzieht uns mit einem Male ein freudiger Schreck. Aus dem Tale, das sich zum Striegauer Wasser senkt, bricht gleich einer lichtblauen, blitzenden Wolke ein Reitergeschwader hervor. Das sind die Baireuther Dragoner, an ihrer Spitze General von Geßler und ihr Oberst von Schwerin. Wir sehen sie in rasender Schnelligkeit über den ebenen Plan links vom Striegauer Wasser dahinsausen, die große Entfernung in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen und durch die Lücke der Infanteriestellung hindurchsprengen. „Und nun werden sie ungeordnet in die dichten Haufen der feindlichen Gewehre stürzen, der sicheren Vernichtung entgegen!“ rufen wir, unendlich geängstigt bei diesem Anblick. Doch wieder weicht die Angst dem Jubel, als wir sehen, wie die Baireuther ihren etwas brüchig gewordenen Ruf als schneidige Reiter glänzend wieder herstellen, indem sie mit einem Schlage vor der preußischen Infanterielinie wie Mauern stehen, sich dann blitzschnell angesichts des Feindes in drei Kolonnen formieren, so daß dieser gaffend schon das Schießen vergißt, und nun mit doppelt vermehrter Wucht sich auf die bestürzten österreichischen Infanterie-Bataillone werfen, deren zwanzig im Augenblick überreitend, 66 Fahnen und mehrere tausend Gefangene erbeutend.

Wir haben hier im Geiste einem Ereignis zugesehen, von dem Friedrich der Große schrieb:

„Eine so einzige, glorreiche Tat verdient in den Büchern der preußischen Geschichte mit goldenen Buchstaben angemerkt zu werden.“

Sie war der Höhe- und Entscheidungspunkt der Schlacht und ist von dem Könige durch einen Gnaden- und Ehrenbrief, durch ein neues Siegel, durch besondere

Siegeszeichen auf den Fahnen des Regiments und durch Erhebung seines Generals von Geßler in den Grafenstand dankbar geehrt worden.

Heillose Flucht der Sachsen und Österreicher war die nächste Folge dieser Heldentat.

Die Flucht vollzog sich durch das Bergland, das wir von der anderen Seite der Siegeshöhe aus betrachten, wo Bergwelle sich vor Bergwelle legt, immer höher und höher aufsteigend bis zum Gipfel der Schneekoppe, die gerade noch, von zwei näheren Bergen flankiert, sichtbar ist.

Die Flucht ging vorüber am Hoch- und Sattelwalde, deren charakteristische Formen sich aus dem vielgestaltigen Gewimmel der Berge des Waldenburger Gebirges emporheben, vorüber an Bolkenhain, dessen sagenumsponnene Ruine, die Bolkoburg und ihre noch stattlichere Schwester, die Schweinhausburg, von hoher Warte zu uns herüber winken.

Die Zahl der Waldgründe und Aussichtspunkte, der verschwiegenen, traulichen Waldwiesen, der glitzernden Wasserläufe und schilfumsäumten Teiche, die das uns rings umgebende Land birgt, ist so groß, daß sie schon Hohenfriedeberg manchem unvergeßlich machten, der seine Reize näher zu studieren nicht versäumte. Unvergessen aber wird es in der Geschichte bleiben; denn in der Schlacht, die seinen Namen trägt, stand wieder einmal, wie so oft vor- und nachher, die ganze Existenz des preußischen Staates auf dem Spiele.

Einstmals lag ein edles Brüderpaar
Lang in blut'gem Streite.
Endlich war der Zorn verraucht,
Neue Liebe aufgetaucht.
Hohenfriedeberg, Hohenfriedeberg
Bauten sie vor Freude.

's ist ein kleines, armes Städtlein nur
Hoch am Bergeshange,
Hat nur eine Straße breit,
Und doch scholl sein Ruhm so weit!
„Hohenfriedeberg, Hohenfriedeberg,
Dein gedenkt man lange."

Donnernd tobte um das Städtlein her
Der Kanonen Brüllen.
Eh' der Morgen recht erwacht,
Friedrich schon gewann die Schlacht.
Hohenfriedeberg, Hohenfriedeberg
Mußt' sein Bangen stillen.

Stand ein Galgen auf des Städtleins Höh'.
Dort nach blut'gem Ringen
Schaut der König hoch zu Roß
Auf gefangner Feinde Troß.
„Hohenfriedeberg, Hohenfriedeberg,
Wirst du Frieden bringen?"

Jetzt noch tönt der Marsch von Friedeberg
In den Preußen-Heeren,
Den der König nach der Schlacht
Auf der Flöte sich erdacht.
„Hohenfriedeberg, Hohenfriedeberg,
Friedrich wollt' dich ehren."

„Galgenberg" ward nun zur „Siegeshöh".
Stolz in blüh'nde Auen
Schaut ein Denkmal weit hinein,
Soll des Ruhms Verkünder sein:
„Hohenfriedeberg, Hohenfriedeberg,
Deutschland halfst du bauen."

Fedor Sommer.

Bolkoburg und Burg Schweinhaus.

Nicht die Großartigkeit des benachbarten Hirschberger Tales mit seinen dunklen Riesenbergen darfst du, Wanderer, im Bolkenhainer Oberlande suchen; aber eine liebliche Gegend, die in kleinem Rahmen viel Naturschönheiten faßt, findest du ganz gewiß. Und willst du diese Kleinode im Geiste schauen, lieber Leser, so folge mir und laß uns dabei ein wenig plaudern von längst vergangenen Zeiten.

Wir schreiten von der Bolkenhainer Oberstadt aus an Gärten entlang, vorüber an kleinen, in Grün gebetteten Häusern. Die Kapelle unweit der Burg heißt uns das erste Mal Rast halten. Die Mutter Gottes, den Gekreuzigten in den Armen, zu ihren Füßen zwei Engel, — das Kirchlein aber im Schatten majestätischer Linden — ein trauliches Bild der Liebe, des Friedens bei jenen Mauern, die einst so manchen blutigen Kampf geschaut haben. Auf gewaltigen Basaltfelsen erhebt sich vor uns die Bergfeste mit dem stolzen Bergfried, den starken Mauern und den zahlreichen Schießscharten. So konnte sie freilich feindlichen Anstürmen trotzen. — Heute ist die Burg Ruine, doch wird sie aus Staatsmitteln in ihrem gegenwärtigen Zustande erhalten.

Wir betreten ihr Inneres. Die Alte vom Berge führt uns und erzählt dem zauberspinnenden Waldweibe gleich von Ritterlust und Minne. Sie nimmt es dabei nicht immer genau mit der Historie, doch kann sie ihr Sprüchlein gut.

Vorüber an dem früheren Turnierplatze gelangen wir durch den äußeren in den inneren Burghof und betrachten zunächst den westlichen Teil der Burg. Er läßt, da er besser als die übrigen Teile erhalten ist, auf spätere Erbauung schließen. Der innere große Raum hier wird umgeben von einem Altane, dem ehemaligen Lieblingsplatze der Burgschönen. Da hinauf mag manch junger Ritter mit Liebessehnen geschaut haben; wohl ihm, „wenn droben winkten holde Augen, freundlich lachte roter Mund“. Immer wieder will uns die alte Ritterromantik erfassen. Im

düstern Weinkeller denken wir der weinfrohen Gelage der Volkoritter, und beim Anblick der Öffnung jenes verfallenen unterirdischen Ganges, der zur Schweinhausburg führte, lassen wir uns gern eine sagenhafte Liebestragödie berichten, die in dem geheimen Gemache des Ganges gespielt haben soll. Schreiten wir nunmehr an der Hauptfront der Burg entlang. Jene Nische dort im alten Rittersaale war der Sarg eines eingemauerten Ritterfräuleins; in dem mittleren Raume hörte man Scherz und Sang der Ritterknappen; hier in dieser Öffnung, in der früheren Wohnung des Burgpfarrers, will man vor mehreren Jahrzehnten ein steinhartes Brot und eine mit feurigem Traubenblute gefüllte Flasche gefunden haben. Der Turm ist offenbar eines der ältesten Bauwerke und nach der Beschaffenheit des Materials und der



Volkenhain mit der Volkoburg.
Nach einer Originalaufnahme von F. Schröter in Volkenhain.

Bauform anderen uralten Türmen, z. B. dem Striegenturme in Jauer, ähnlich. In einer Mauerstärke von 5 m ragt er 25 m hoch empor; 25 m tief soll er auch in den Felsen gebaut sein. Ein Riesenwerk wurde vollbracht, als man Stein an Stein zu jenen Mauern fügte. Wie ballte sich dabei der Bauern Faust; wie bäumte sich der jung erblühte freie Bürgerstolz, wenn „speerbewehrte" Ritterknechte mit roher Gewalt zum Tun ohn Rast und Ruh antrieben. Der untere Teil des Turmes birgt das grausige Burgverließ. Gar mancher hat hier ein schreckliches Ende gefunden, wofür die vielen Knochenreste, die man am Anfange des vorigen Jahrhunderts aus dem Burgverließ herausgeschafft hat, ein beredtes Zeugnis ablegten. Auf einer schmalen Treppe, die durch mehrere Schießscharten spärlich erleuchtet wird, ersteigen wir den dunklen Turm und halten von seiner steinernen Plattform aus Umschau.

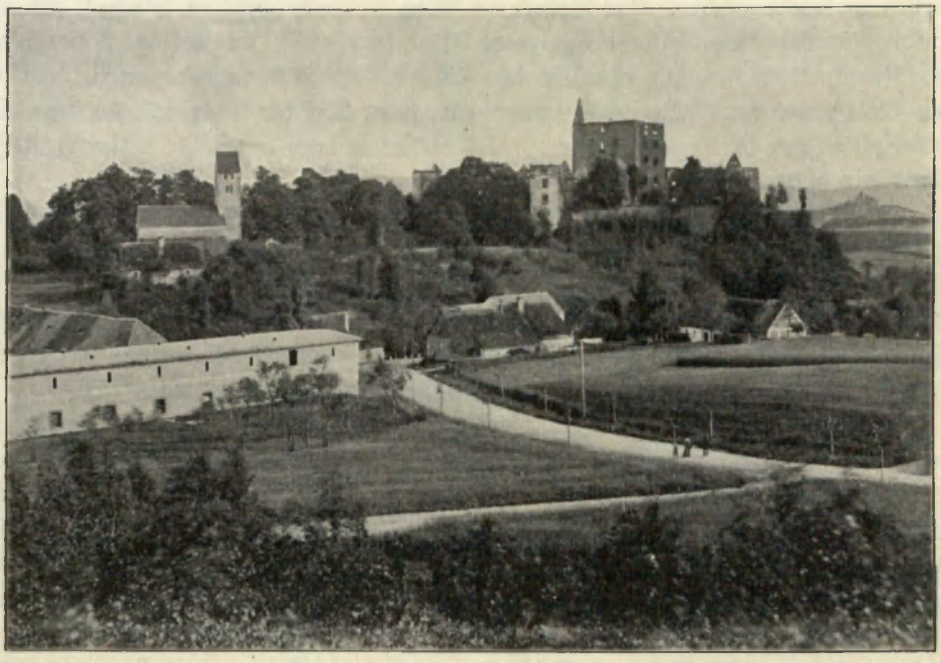
Da siehst du die Vorberge des Riesengebirges; da schaust du den großen Hau mit seinen friedlichen Gebirgshütten; da erblickt dein Auge im dunklen Blau den Hochwald und den Sattelwald; da grüßt aus weiter Ferne der Vater Zobten, und durch graublaue Nebel lugt die Eule hervor. Inmitten dieses Rahmens bewaldete Hügel und zwischen ihnen fruchtgesegnete Gefilde, „wo im blumigen Tal rasch die Neisse fließt, wo im Sonnenstrahl der Obstbaum grüßt, — wo durch Laubesgrün rote Dächer sehn". Wie doch das ehemalige Landschaftsbild mit seinen Wäldern und Sümpfen sich gewandelt hat!

Die Wälder sind gelichtet, und der Pflug durchfurcht die ehemals unwirtlichen Fluren. Nicht verloren hat unsere Landschaft dadurch, anmutiger und reizvoller nur ist sie geworden. Denn noch umschlingen ihre Berge und Hügel Laubgebüsch und Föhrenwald; noch sprudeln Quellen und Bäche auf saftgrünen Matten. So gleicht das Bolkenhainer Land einem Stück Thüringen, gleicht ihm in seinem geologischen Aufbau und in seinen Burgen, um die sich, wie um Thüringens feste Schlösser Sage und Geschichte ranken. — Die Bolkoburg wurde am Ende des dreizehnten Jahrhunderts von Bolko I. von Schweidnitz erbaut. Sie sollte ein Schutz gegen die Einfälle der Böhmen und ein Ruheplatz bei seinen Jagden sein. Nachdem die Bolkonen bis 1392 im Besitze der Burg gewesen waren, fiel sie samt der Stadt an die Krone Böhmens und wurde Pfandbesitz böhmischer Edelleute. Unter ihnen beginnt eine schwere Leidenszeit für die Burg. Während der Hussitenkriege wurde sie arg mitgenommen. Der Burgherr Hain von Tschirn und sein Gast, der berüchtigte Breslauer Dompropst Nikolaus Gramis, brachten die Bolkoburg in den Ruf eines argen Raubnestes. Bei den Kämpfen der Schlesier gegen den Böhmenkönig Podiebrad nahm er 1463 die Burg ein, und schon zwölf Jahre später belagerten sie die Breslauer und Schweidnitzer, um dem Raubritter Hans von Tschirn das Handwerk zu legen. Die arg zerschossene Burg mußte sich nach kräftiger Gegenwehr ergeben. Im Pfandbesitze der Familie von Salza (1532—1570) durchlebte die Burg ihre Glanzzeit; 1590 wurde sie erbliches Eigentum des Herrn von Logau und 1598 der Familie Zedlitz. Dieses Geschlecht mußte die Drangsale mit durchleben, die der Dreißigjährige Krieg Burg und Stadt Bolkenhain brachte. Im Herbst 1646 belagerten die Schweden die Burg; 1500 Kanonenschüsse, deren Spuren noch heute am Turme sichtbar sind, hat die Burg ausgehalten, ehe sie sich ergab. Im Jahre 1703 fielen Burg und Stadt, wie die umliegenden Ortschaften an das Kloster Grüssau, dessen Verwaltung sich die Instandsetzung der Burg recht angelegen sein ließ. Als aber 1810 sämtliche Klöster und Stifte aufgehoben wurden, ging mit Grüssau auch die Bolkoburg in den Besitz des preußischen Staates über.

Wir verlassen die altersgraue Stätte. An der Ostseite der Stadt entlang führt uns der Weg auf die liebliche Wilhelmshöhe. Hier inmitten wohlgepflegter Anlagen, unter dunklen Föhren und grünendem Gesträuch, umjauchzt von lustigem Vögelgezwitscher, ist es gut sein. Doch aus der frischfröhlichen Gegenwart schweift unser Geist zurück in eine längst vergangene, bedeutungsvolle Zeit; flicht doch um jenes hölzerne Kreuz dort die Sage ihren grauen Schleier. Held Roland, der Paladin des großen Frankenkaisers Karl, soll hier die Bewohner Bolkenhains gezwungen haben,

vor dem Kreuze die Kniee, den Weltheiland anbetend, zu beugen. — Noch kurze Rast, und dann am Amtsgerichtsgebäude vorbei der Richardshöhe zu. Welch lieblicher Blick von hier aus durch grünendes Eichengebüsch nach der Stadt! In idyllischer Schöne schmiegt sie sich, die Tochter, entlang dem Fuße der stolzen, greisen Mutter — der Volkoburg. Was kümmert es uns, daß auf der Höhe, die wir entlang schreiten, der Galgen einstmals seinen traurigen Zweck erfüllen mußte. Es war einmal!

Näher und näher sind wir der Schweinhausburg gekommen. Phantastisch starren ihre Mauern in die Luft; mit stillem Ernste schauen sie zu uns herüber.



Burg Schweinhaus.

Nach einer Originalaufnahme von F. Schröter in Bolkenhain.

Sie lassen ahnen, welch großartigen Anblick einst die Burg in ursprünglicher Größe und Schöne mag geboten haben; erhebt sich doch noch heute der Hauptturm mächtig zwischen den südwestlichen Seitenflügeln und den übrigen jüngeren Bauten in malerischer Verschiebung. Wir nehmen unseren Weg durch das Dörfchen Schweinhaus und haben von hier aus eine wirklich pittoreske Ansicht von der Burg. Hier sehen wir nur altersgraue Mauern über terrassenförmig aufsteigendem Tonschiefer drohend aufgetürmt. Nachdem wir die mit jungen Eichen bewachsene Anhöhe erstiegen haben, öffnet uns der Führer das Eingangstor und leitet uns in die geräumige Halle. Rechts und links davon schauen wir einen Saal mit Nebenstuben, Gewölben, einen Turm ohne Treppen mit Seitenhallen, unter denen sich Kellerräume befinden. Aus der Halle gelangen wir auf den freiliegenden Schloßplatz und erblicken hier den Anfang

des schon erwähnten unterirdischen Ganges, der nach der Bolkoburg geführt haben soll. Ein unterirdischer Eingang zu einem Wachtturme und ein niedriger, gewölbter Gang, der unter der Burg fortläuft und beim Eingangstore mündet, erregen ebenfalls unser Interesse. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts führten bequeme Treppen aus Sandstein, zum größten Teile überdacht, bis zur Zinne der Burg. Doch wie ganz anders sieht es nunmehr aus!

„Ihre Dächer sind zerfallen, und der Wind streicht durch die Hallen!"

Zerstörende Menschenhände haben sich erfolgreich an ihr versucht. Trotz unserer „steinreichen" Gegend sind die Steine der Burgmauern vielfach zu anderweitigen Bauten verwandt worden. Der Verfall der Burg ist um so mehr zu beklagen, als sie eins der wenigen Denkmäler vergangener Jahrhunderte ist, die uns an Ritterglanz und Ritterherrlichkeit, nicht aber an die Schatten des Rittertums erinnern; hatten doch die Herren von Schweinichen einen gar guten Ruf im Schlesierlande, und die Schweinhausburg war immerdar ein Hort edlen Rittersinnes und hoher Rittertugenden. Hören wir darum etwas davon!

Das Jahr der Entstehung der Burg, die früher den Namen Sewina führte, ist ebenso unbekannt wie der Ursprung ihrer Erbauer, derer von Schweinichen. Vielleicht stammen sie aus dem böhmischen Geschlechte der Swinkas; vielleicht gehören sie auch zu den Nachkommen der deutschen Geschlechter, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert aus Thüringen in Schlesien einwanderten. Die Geschichtsforschung hat die Abstammung des Rittergeschlechts eben nicht feststellen können.

Als erster urkundlich genannter Burgherr von Schweinhaus tritt 1343 Henricius von Schweinhaus auf. Das war ein gar wackerer Held; weder Lanze, noch Schwert vermochten ihn zu Falle zu bringen, nur zuweilen der Wein der Kellermeister zu Leubus und Grüssau. Seiner Freundschaft mit dem böhmischen Könige war es zu danken, daß die Schweinhausburg verschont blieb, als böhmische Krieger die Bolkoburg belagerten. Spurlos gingen auch die Hussitenkriege an Schweinhaus vorüber. Das schlau berechnende Verhalten des damaligen Burgherrn hielt die rohen Horden von der Burg zurück. Und als Bolkenhain 1468 von Bürgern der Stadt Breslau und Schweidnitz wegen arger Räubereien des Burggrafen der Bolkoburg, Hans von Tschirn, eingenommen wurde, blieb Schweinhaus abermals verschont; lebte doch der Burgherr Günzel in unerschütterlicher Treue mit dem Böhmenkönige und kämpfte mit gewaltiger Kraft gegen die benachbarten Raubritter und Wegelagerer. Noch Jahrhunderte lang durften sich die Herren von Schweinichen im ungestörten Frieden ihres Besitztums erfreuen; ihr gastlich Haus war allenthalben bei den Rittern bekannt.

„Da droben auf hohem Berg,
Da steht ein altes Haus.
Es schreiten des Nachts und des Mittags
Viel Rittergestalten heraus.
Die weilen in herrlichen Tagen
Hier fröhlich am gastlichen Herd.
Sie haben viel Schlachten geschlagen,
Sie haben viel Becher geleert."

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Stammschloß völlig umgebaut und erweitert; aber schon im Jahre 1713 verließen die Schweinichen für immer die Burg, und es beginnt nunmehr ihr allmählicher Verfall. Mehrmals hat sie mit den dazu gehörigen Gütern die Besitzer gewechselt; gegenwärtig ist sie im Besitze des Reichsgrafen von Hoyos auf Lauterbach.

Wohl ist die stolze Ritterburg von zerstörenden Mächten arg mitgenommen, wohl drängt sich uns bei näherem Beschauen ein beunruhigendes Gefühl ob ihrer Existenz auf; aber es soll uns drob nicht bangen, denken wir nur an die Macht des Berggeistes:

„Er schützt mit seiner starken Hand das Volkenhainer Oberland."

O. Raupach.

Der Zobten.

„Ach Zntabarg! Du schiener, blooer Hübel,
Du bist urnar a Wächter uf em Turm,
Du meldst uns iglich Guttes, iglich Übel,
Du meldst uns Rägen, Sunneschein und Sturm.
Wie uffte ha ihch nich gelinzt aus meinem Stübel,
Nach dir gelinzt und deiner Ohnefurm:
Denn warschte bloo, do kunnt ma Rägen spieren,
Und warschte groo, do gingen ber spazieren."

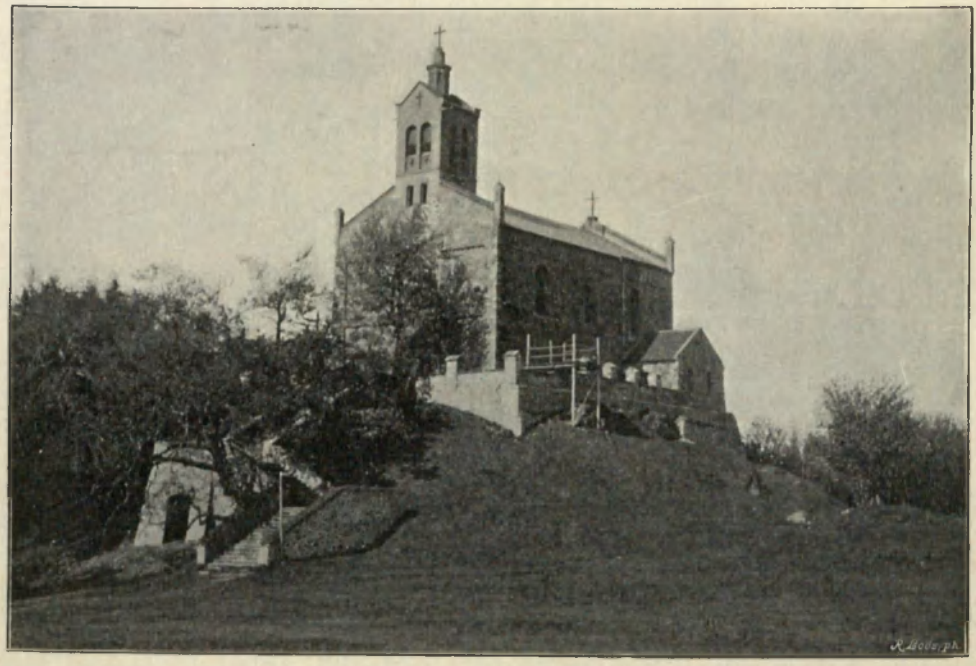


So grüßt Vater Holtei den Zobten als den Wetterpropheten unseres Schlesierlandes. Und in der Tat, als solcher gilt der höchste, weithin sichtbare Gipfel des Zobtengebirges in der ganzen herrlichen Ebene, in deren Mitte er sich erhebt.

Aber das ist's nicht zuerst, was unser Interesse an jenem isolierten Gebirgsstocke erweckt; es ist vielmehr die innige Verknüpfung seines Namens mit den Uranfängen der schlesischen Geschichte. Wie die heutigen Bewohner der blühenden Dörfer und Städte an seinem Fuße ihre Blicke nach dem Zobten richten, so lugten auch jene ersten Besiedler Schlesiens, die dort an den niedrigen Ufern der Lohe ihre Hütten aufrichteten, schon durch die Laubkronen ihrer Eichen hinauf zu seinem nebelumsponnenen Gipfel. Slenczan nannten sie ihren Fluß, den Berg aber Slencz und ihre Heimat, die Ebene zwischen der Lohe und dem Zobten, Slenczien, woraus sich schließlich durch Weglassung und veränderte Aussprache der Name Schlesien herausgebildet haben mag.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts war diese Ebene schon verhältnismäßig dicht besiedelt. Am Fuße des Berges lagen mehrere große, Peter Wlast gehörige

Dörfer, und vom Gipfel herab blickte gar trutzig die feste Burg des reichen, am Hofe Boleslaus III. hoch angesehenen Kirchen- und Klöstererbauers. Peter Wlast errichtete im Jahre 1109 auf einem Berge am nordwestlichen Fuße des Zobtens auch das Kloster Gorkau, stattete es mit ausgedehnten Besitztümern aus und besetzte es mit Augustinermönchen, die indes im Jahre 1150 nach der Sandinsel zu Breslau übersiedelten, während sie in Gorkau, wo ihnen angeblich das Klima zu rauh war, nur eine Propstei zurückließen. Im Jahre 1296 kam der Teil des Berges, der nicht zum Stifte Gorkau gehörte, an den Herzog Bolko I. von Schweidnitz, der die auf dem Bergkegel erbaute Burg zerstörte, weil sie ein Schlupfwinkel für allerlei Raubgesindel war, das von hier aus das umliegende Land beunruhigte. Es muß jedoch einer seiner Nachfolger



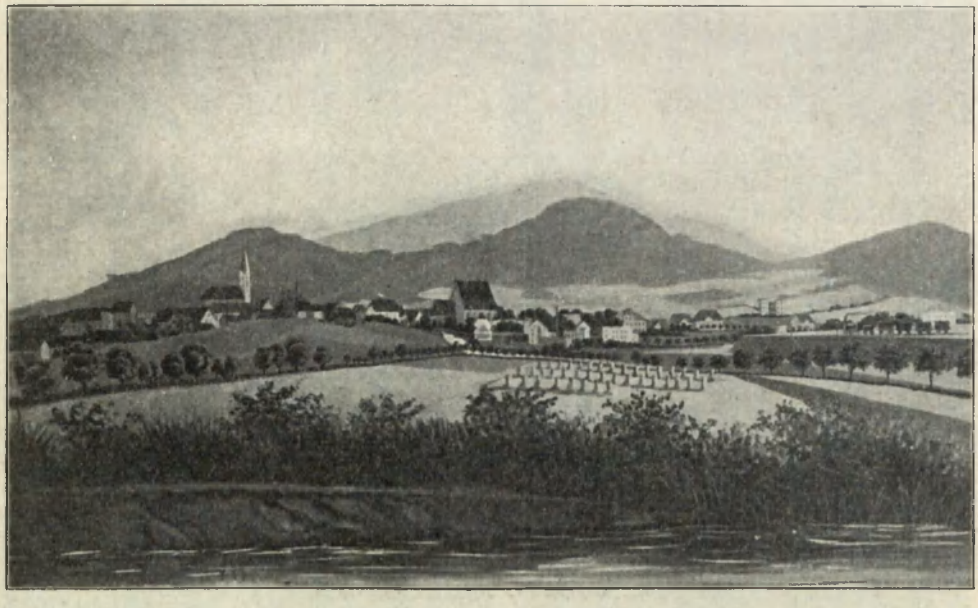
Die Kirche auf dem Zobten.

ein neues Schloß erbaut haben; denn schon im Jahre 1351 wird wieder ein solches genannt. Als sich im Jahre 1428 die Hussiten unter Hans Chwolda der Burg bemächtigt hatten, vereinigten sich die Breslauer und Schweidnitzer Bürger zur Belagerung des Bergschlosses und zwangen es zur Kapitulation.

Da sich aber auch nachher wieder Raubritter in der Burg festsetzten, wurde sie durch die verbündeten Breslauer und Schweidnitzer abermals eingenommen und nunmehr gänzlich zerstört. Nach dieser ums Jahr 1471 erfolgten Zerstörung ist ein Wiederaufbau des Zobtenschlosses nicht mehr erfolgt, und von der alten Burg ist am Südrande der Bergkoppe nur noch ein zerfallenes Stück Ringmauer wahrzunehmen. Aber eine Kapelle erstand auf den Trümmern, und im Jahre 1702 wurde der Bau

einer Kirche beendet, die 1834 der Blitz traf und einäscherte. Ihre Wiederherstellung in ihrer jetzigen Gestalt erfolgte 1852 aus freiwilligen Beiträgen, die auf einen seitens der kirchlichen und staatlichen Behörden erlassenen Aufruf zu diesem Zwecke eingegangen waren. Die Kirche auf dem Zobten ist Filiale der katholischen Kirche zu Gorkau. Alljährlich wird in ihr nur einmal Gottesdienst abgehalten, und zwar am 2. Juli oder an dem darauf folgenden Sonntage. An diesem Tage wird der Berg von den Bewohnern der Umgegend zahlreich besucht, die alsdann hier oben das sogenannte Bergfest feiern.

Im Jahre 1494 ging der ganze Berg durch Kauf in den Besitz des Breslauer Sandstiftes über. Seit der 1810 erfolgten Aufhebung der Klöster aber ist er mit den ihm im Nordosten angegliederten Höhen preußisches Staatseigentum.



Zobten a. B. und Umgebung.

Die Masse des Zobtengebirges ist zum Teil Granit mit eingeschlossenem Quarz, zum Teil Gabbro. An den Hauptstock schließt sich im Südwesten ein Höhenzug, der sich nach Osten wendet und seine größte Höhe (572 m) im steilen Geiersberge erreicht. Er besteht vorherrschend aus Serpentin. Vor einigen Jahren legte man hier, in der Nähe des Dorfes Tampadel, einen Chromerzschacht an, doch war der Abbau dieses Minerals bisher nur wenig lohnend.

Am Fuße des Berges breiten sich eine Reihe blühender Ortschaften aus, die von zahlreichen Sommerfrischlern aufgesucht werden, und an der nordöstlichen Seite des Zobtens liegt das freundliche Bergstädtchen gleichen Namens.

Da seine Bewohner in ihrer Mehrzahl Ackerbürger sind, und da sich auch die Umgegend von Zobten durch eine hochentwickelte Landwirschaft auszeichnet, so sind

die Getreidemärkte des Städtchens, die jeden Donnerstag stattfinden, recht bedeutend. In der Mundart des Landes heißt dieser Markttag der Pauersunntig, und stets versammelt sich an diesem Tage hier oben ein Völkchen von Landleuten, das seine Eigenart, „die echt schläf'sche Gemittlichkeet", nie verleugnet.

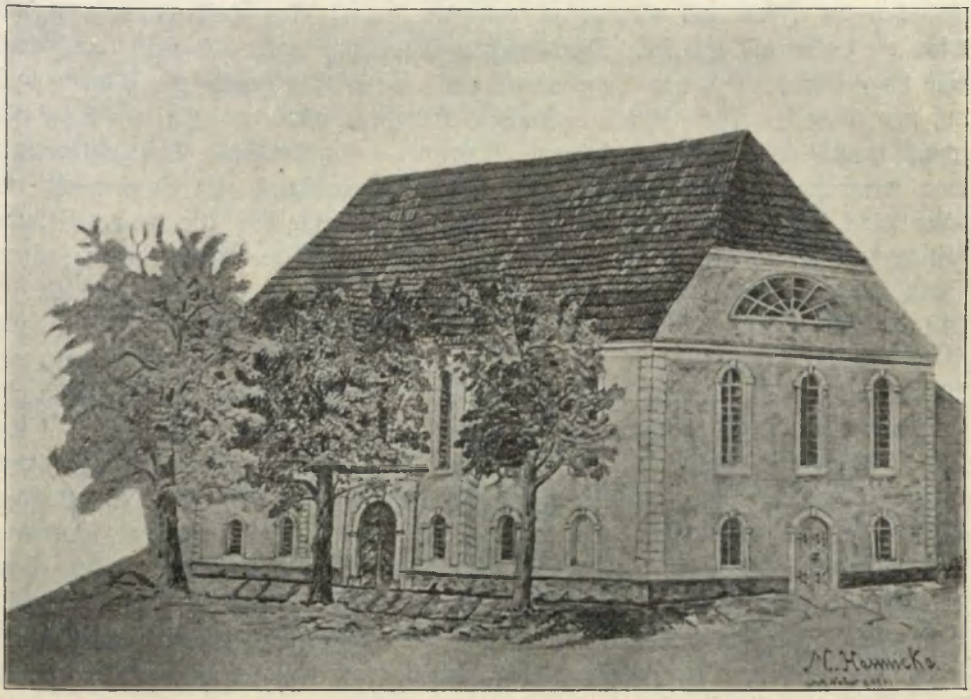
Die beste Gelegenheit aber, das schlesische Volksleben hier mitten im Herzen des Landes zu studieren, bietet sich an dem alljährlich abgehaltenen Königsschießen, das sich stets zu einem wirklichen Volksfeste gestaltet, oder an einem der Zobtener Jahrmärkte, die zu den besuchtesten unter den schlesischen Jahrmärkten überhaupt gehören. In hellen Haufen wandert die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften an diesen Tagen nach Zobten, und mit Freuden wird sich jeder, zu dessen Vaterhaus der alte Zobten niederschaute, auch dann noch eines solchen Jahrmarktes erinnern, wenn er fern von der Heimat fremde Bräuche üben muß.

„Druckten een o underwags die Stieweln, do zug ma sich die Kloarscha hurtig oam Groabarande aus, hing se sich uf de Achsel oder oan a Stoab uf a Rücka, und nu ging's borbs und gelenke wie a Firlafanz ufs Staadtla zu. Doas woar 'n Luft, wenn ma und ma koam under da großmächtiga Heffa Leute! Freilich durft ma Voatersch seune Hand nie siehr giehnlohn, sunster do wärsch eem wul oam Ende derganga, wie 'm klen'n Jesu-Kindla zu Jerusalem; ma hätt' sich verloofa und verkriemelt. Woas hoot do immer dar verpuchte Pläkjude oan da Strahlscha Ringecke fer a großmächtiges Vergnügen gemacht! Zengstrüm üm da Dingrich quetschta de Mensche hookerdicke wie ei der Harigtunne. Nee, woas dar Moan olles zusommaschnuderte, doas woar ju reen schauderhoftig. Seine ale Frasse woar gelenke als wie a Baachstelzaschwanz. A stoand uf em hucha Trietliche, und uf em langa Tische hott a 'n ganza Kroom vul Woare ausgebrit't. Wenn ma sich da Bruder asu betracht'te, wie a dostoand, ohne Jacke und Mütze, boarköppig und ei ufgestreefta Hemdsärmeln, hurra de Kotze! do mußt' ma schunt lacha; a soag reen aus wie a wilder Äppelmoan. Und groob koam a olla Leuta als wie a aaler Püffeluchse; aber kee Mensch noahm 's 'm übel, ih balleibe! se fräta sich hichstens no drüber. „Immer 'ran, 'ran, meine Herrschaften", prüllt a, „hier ist der billige Christian! Hier kauft man feine Ware, schöne Ware, gute Ware, billige Ware! Ich verkaufe alles zu Schleuderpreisen, zu Spottpreisen, zu Lumpenpreisen, ich verkaufe die Ware halb umsonst, morgen mache ich bankrott. Ich verkaufe zu jedem Preise, nur Geld, meine Herrschaften, Geld ist die Losung! Immer 'ran, 'ran! Nu, was glotzt mich denn der Mensch da hinten mit seinem Orang-Utangesichte so an, er glaubt mir's wohl nicht? Na warte, du vermaledeiter Halunke du, ich will dir's gleich beweisen. Hier, meine Herrschaften, ist ein schönes Portemonnaie, ein Portemonnaie, in dem die Zwanzigmarkstücke jährlich zwei- bis dreimal Junge hecken, ein Portemonnaie, was mich selber drei Mark kostet; ich verkaufe es für zwei Mark, für fünfzehn Böhm, für zwölf Böhm, für eine Mark, will's niemand? Na, dann gebt neun Böhm, acht Böhm, sieben Böhm, sechs Böhm, und ich sage mein letztes Wort: fünf Böhm". — „Na, do gahn Se's har!" — „Na, da hast's du Geizhammel, konnt'st auch 'n Böhm mehr geben. Und hier, meine Damen, ein hochfeines Tuch, ein warmes,

wollenes Tuch, schöne, reine, feine Wolle, ein Tuch mit hübschen Bummeln und Fransen, ein Tuch für die nobelsten Herrschaften! Es ist ein Tuch für die Kälte, meine Damen, da können Sie sich den Kopf dreimal einwickeln, daß die Bewohner der „schläf'schen Oberlausitz" nicht den Husten kriegen. Ich verkaufe Ihnen das Tuch zu fünf Mark, vier Mark, drei Mark! Noch kein Geld? Na, dann gebt fünfundzwanzig Böhm, zwei Mark, fümfzehn Böhm! Will niemand? Ach, Sie Vetter da hinten, mit der schönen Holzhackerpfeife, Sie wollen das Tuch gewiß für Ihre Liebste kaufen, das sehe ich Ihnen schon an der Nase an. Immer kommen Sie 'ran, bringen Sie Geld, fümfzehn Böhm, ich schäm' mich's fast zu sagen. Wollen Sie nicht? Sehn Sie doch, wie Ihre alte Schalaster schon lacht! So ein schönes, billiges Tuch kriegen Sie nicht mehr. Na, da solln Sie's aber heute einmal für ein Trinkgeld haben, geben Sie vierzehn, dreizehn, zwölf Böhm, ich muß verkaufen, ich brauche Geld." — Und bums! schmieß dar aale Hoft doas zusommagebolgte Tuch 'm Hünerte uf a Schadel, doß 'm de Mütze vom Kuppe flug. Woas wullde wull Heinrich mit dam verpuchta Norrnsacke macha? Je meher doß a zauderte, aster grisser wurde 's Gelächter, und deswägen stuppt' a ruhig da Klunker ei der Luwises Kürbla, bezoahlte sei Geld und gutt woarsch. Dar prüllige Dingrich aber lacht' sich de Hucke vul und veraxnierte glei wieder woas andersch. — „Hier meine Damen, haben Sie eine Klopfpeitsche, auch neunschwänzige Katze, Karwaatsche oder Kantschu genannt, für manche Leute ein sehr gefürchtetes, aber für Sie, meine Damen, ein unentbehrliches Instrument. Die Weibsleute haben ja täglich gar viel zu klopfen an Polstersachen und Teppichen, an Betten und Kleidern, ja es soll sogar manchmal vorkommen, daß sie die Hosen schon ausklopfen, wenn der Mann noch drin steckt. Die Peitsche ist unter Brüdern eine Mark wert; aber ich muß morgen tausend Taler haben, und da verkaufe ich zu jedem Preise. Die Peitsche kostet neun Böhm, acht Böhm, sieben und einen halben Böhm! Nun, kauft sie kein Mensch? Na, da gebt sieben Böhm, sechs Böhm, fümf Böhm! Noch kein Geld? Nanu werd' ich aber doch bald wilde! Ihr denkt wohl, ich habe meine Ware gestohlen, ihr Vollmondgesichter! Aber wartet, Ihr werdet schon kaufen; die Peitsche ist vielleicht doch noch etwas teuer, nein, ich will nicht Euern Schaden, ich will bloß Euer Geld. Also, da gebt vier Böhm, drei Böhm, und ich sage mein allerletztes Wort: gebt zwei Böhm, fort mit Schaden! Wer will sie?" — „Na, fer doas Geld war ich se nahma," soate a dickes Eerweib, und der billige Christian meente: „Sie alte, fette Wachtel, konnten Sie das nicht schon vor einer halben Stunde sagen, da waren wir jetzt schon viel weiter". — Schwopp! hott' a schunt wieder 'n Spiegel ei der Knuche und rackt' a ei de Hieh und but a aus. Asu ging doas nu ei em weg. —

Wie frät' ma sich doch über die Banklasänger, über die Offabuda und über de Harigweiber! Wie belackt' ma sich do is Maul, wenn ma 'n Sammel und a Stückla Knoblichwursicht, a poar Pauerbissa und a Paketla zu spachteln krigte! Und koam ma obends heem wie a derschloaner Hund, doß ma und ma muchte ver lauter Müdigkeet ken'n Bissa assa, do hätt' ma sich doch de Oga aus 'm Kuppe rausgeflennt, wenn der Voater und a hätt' een a andermool ne mietegenumma."

Im nördlichen Teile der Stadt Zobten, am Wege nach dem Bahnhofe, liegt der Platz, auf dem sich im Jahre 1813 das Lützowsche Freikorps sammelte; er ist durch ein würdiges Denkmal gekennzeichnet. Ebenso ist das Haus, in dem der Dichter Theodor Körner wohnte, der auch zu den Freiwilligen des Lützowschen Korps zählte, mit einer Gedenktafel geschmückt. Eine halbe Stunde nördlich von Zobten liegt das Dorf Rogau. In der evangelischen Kirche dieses Ortes wurde am 27. März 1813 das eben erwähnte Freikorps der Lützower feierlich vereidet und eingesegnet.



Bethaus im Dorfe Rogau bei Breslau,
wie es im Jahre 1813 war.
Nach der im Körnermuseum zu Dresden befindlichen Original-Bleistiftzeichnung von M. Hennicke-Zobten.

Der Aufstieg nach dem Zobten kann von verschiedenen Punkten aus erfolgen: von Zobten, Striegelmühle, Silsterwitz, Tampadel und Gorkau, welche Orte sämtlich nahe am Fuße des Berges liegen. Der Zobtener Gebirgsverein hat überall Wegzeichen anbringen lassen, so daß die Bergbesucher auf jedem der bezeichneten Wege mit Sicherheit nach der Bergkoppe gelangen.

Wenn man den Weg von Zobten zum Aufstieg wählt, so trifft man etwa im letzten Drittel — 50 Schritte rechts vom Wege — auf zwei interessante Steingebilde „Jungfrau und Bär". Beide Figuren sind von bedeutender Größe und aus Granit gemeißelt. Es fehlen ihnen die Gliedmaßen, die roher Weise zerstört worden sind. Das Gebilde der Jungfrau, die einen großen Fisch im Arme hält, hat früher

sicherlich aufrecht gestanden, liegt jetzt aber auf dem Rücken; der Bär dagegen ist stehen geblieben. Bezüglich dieser beiden Steinfiguren erzählt man sich die nachstehende Volkssage: „Zur Zeit, als der Graf Peter Wlast die feste Burg auf dem Zobten bewohnte, schickte seine Gemahlin Maria an einem Fasttage ein Mädchen nach Zobten hinab, um Fische zu holen. Einer von den zahmen Schloßbären war so abgerichtet, daß er dem Mädchen, dem er sehr zugetan war, stets auf halbem Wege entgegen kam und ihr die Last abnahm. Das Mädchen aber hatte sich diesmal bedeutend verspätet, weshalb Petz wegen des langen Wartens in große Wut geriet und dem Mädchen die Fische mit Gewalt zu entreißen suchte, eben weil er, wie erzählt wird, ein Leckermaul gewesen. Dieses wehrte sich jedoch tapfer und stach dem Bären eine lange Nadel durch das Auge in den Kopf. Der Bär brüllte vor Schmerz laut auf und tötete das schon schwer verwundete Mädchen, indem er ihm den Kopf abschlug, worauf er ebenfalls tot zusammenstürzte." — Ein ähnliches Steingebilde trifft man, wenn man in der Richtung von Striegelmühle aufsteigt. Es ist ebenfalls ein Granitblock, der die „Sau" heißt. Bis zum Jahre 1853 lag diese Figur unter Steinen fast vergraben; denn es war eine allgemeine Sitte, daß jeder Vorübergehende einen Stein mitbrachte und diesen mit den Worten dem Steingebilde zuwarf: „Sau, da hast du ein Ferkel!" Eine alte Sage erzählt uns darüber folgendes: „Der Herzog Boleslaus III. hielt einst, von Peter Wlast begleitet, am Zobtenberge eine Jagd ab. Als er auf derselben Stelle, wo jetzt die Steinfigur steht, eine gewaltige Sau abfangen wollte, stürzte er über einen Felsblock, und das wütende Tier ging auf ihn los. Peter Wlast eilte schnell zu Hülfe und erlegte die Sau, wobei er von ihr schwer verwundet wurde. Zur Erinnerung an diese Begebenheit soll nun jener Granitblock aufgestellt worden sein, und Peter Wlast soll als Belohnung den Zobtenberg zum Geschenk erhalten haben." — Die Bedeutung dieser Steingebilde, deren es in der Stadt Zobten, in Marxdorf und Gorkau noch einige andere gibt, läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit ermitteln; doch stehen sie wahrscheinlich mit dem Kultus unserer heidnischen Vorfahren im Zusammenhange, wie ja auch erwiesen ist, daß der Zobten in der Zeit des Heidentums ein Opferplatz der Götter war.

Wenn man auf der Koppe des 718 Meter hohen Bergkegels angekommen ist, so wird das Auge durch den Anblick einer ziemlich ausgedehnten grünen Bergwiese erfreut. Auf einem Felsen, der sich zwölf Meter über die Wiesenfläche erhebt, steht die Kirche, die auf Verlangen vom Bergwirt, der auch im Winter den Zobten nicht verläßt, geöffnet wird. Von der Kirche aus zieht sich nach Süden hin in einer Länge von hundert Metern ein rechts und links steil abfallender Felsrücken, auf dessen äußerstem Ende sich die „Schaubühne oder Kanzel" befindet. Da liegen nun um den Beschauer ringsherum die schönen Dörfer und Städte mit ihren Hütten und Palästen. Hier grüßt Gorkau mit seiner weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmten Bierbrauerei, und dort winkt Ströbel mit seinen großartig angelegten Granitsteinbrüchen; da breiten sich vor ihm in üppiger Farbenpracht die bunten Wiesen und Felder aus mit ihren Wässerlein, Bächen und Flüssen; da ragen am fernen Horizonte zum Himmel empor auf der einen Seite die stolzen Türme von „Gruß-Brassel" und nach der anderen Seite hin die blauen Berge der Sudeten, der

schlesischen Alpen; da liegt vor uns die ganze „schläf'sche Heemte" in ihrer unbeschreiblichen Herrlichkeit. Wie ein Garten Gottes breitet sie sich aus und redet trotz ihrer friedlichen Stille eine so eindringliche Sprache, daß das treue schlesische Herz unwillkürlich in hellem Jauchzen aufgeht und zu dem Ausruf drängt: „Sei gegrüßt viel tausendmal, du herrliches Heimatland!"

Du säl'ge Heemte du,
Mit denner sissa Freede,
Maag Gott eim Himmel diech
Bewoahrn ver jedem Leede.
Und wenn a Watter kimmt
Und andre Angst und Pein,
Do maag der Zotaberg
Der Schläfing Wächter sein!

A. Lichter.

Eine Pfingstfahrt ins Schweidnitzer Bergland.

Sonst war er ja ein guter Kerl, wenigstens für einen Großstädter, mein Freund Kuhnert aus Breslau, keiner von denen, die nur in Berlin „leben“ und überall sonst nur „vegetieren“ können; aber als ich ihm nach mancher gemeinsamen Riesengebirgswanderung nun einmal einen kleinen Rundgang durchs Schweidnitzer Bergland vorschlug, da zog er doch, gut „schläsch“ gesagt, einen „Flunsch“ und gab schließlich wohl bloß aus Rücksicht auf meinen ihm bekannten Lokalpatriotismus seine Zustimmung mit einem sauersüßen: „Na, meinetwegen!“ Recht verlegen freilich fühlte ich mich, als ich während der fünfundzwanzig Minuten Verspätung seines Zuges Muße hatte, unser stillvolles Bahnhofsgebäude zu mustern und mich zu fragen, was dieses erste Pröbchen von Schweidnitzer Herrlichkeit wohl für schlechte Witze über mein Haupt heraufbeschwören würde. Ein glücklicher Zufall ließ den Ankömmling nicht darauf achten, und als wir zwischen dem stattlichen Hotel Thamm und der Riesenanzeige der Pilsener Bierhalle hindurch auf den Wilhelmsplatz kamen, als uns die mächtigen Bogenfenster der Braukommune in elektrischem Lichte entgegenstrahlten und endlich die breiten, behaglichen Alleen der Wilhelmsstraße zugleich mit dem würdigen Rohbau unseres Justizpalastes seine Augen fesselten, da hörte ich ihn ein „hm, nicht übel!“ in den Bart brummen. Der Rückschlag blieb nicht aus. Über die enge Bögengasse wollte er sich schief lachen. Ich hätte ihn an seinen heimischen Ketzerberg gemahnen können, der auch keine Via triumphalis ist; indes ich zog es vor, ihn zu erinnern, daß die Bürger der alten Piastenstadt, deren Schwelle wir eben überschritten hatten, nicht so sehr auf Licht und Luft als auf enges, behaglichsicheres Zusammendrängen um die Burg ihres Herzogs Bolko gesehen haben. Unter Entfaltung sotaner Gelehrsamkeit gelangten wir auf den Markt. Ach, nun hatte ich

gewonnen! Das altehrwürdige Rathaus mit seinem reizend koketten Barockbau, der sogenannten Ratskapelle, seinem hohen Turme, dessen 101 m hoher Nachbar, der höchste Schlesiens, von der katholischen Pfarrkirche herüber grüßte, das geschmackvolle, vom Bogenlicht bestrahlte Güntzelsche Haus, der breite Paradeplatz, die plätschernden Springbrunnen an allen Ecken, glänzende Auslagen in breiten, spiegelglasgeschmückten, hellerleuchteten Schaufenstern und endlich das ebenso „ritterahnenhochgeschlechtig", wie urbürgerlich anmutende „Hotel zur Krone" hatten den Spötter besiegt. Und vollends der Stammtisch da hinter der Rollwand, die urfidelen Gesichter, die ihn hinter ihren kleinen Flakonchen so launig anblinzelten, das war so sein Fall. „Paulus", sagte er, „du hast recht; euer Schweidnitz ist doch ein hübsches Nest!" Und die Gläser klangen zusammen. Es drohte ein langer Abend zu werden; indes unsere morgigen Pläne mahnten zum Aufbruch. — Kuhnert schlief noch den Schlaf des Gerechten, als ich am nächsten Morgen mit den Worten vor sein Bett trat: „Der May ist gekommen!" So hieß nämlich der Kutscher. Schnell war er auf. Mit Ränzel und Plaid bewaffnet, schwangen wir uns auf die leichte Kalesche, die uns die Meile bis zu den Bergen abnehmen sollte, und fort ging es, die merkwürdige Hochstraße hinab, mit der sich die Stadt zum Weistritztal absenkt, während sich das Trottoir, die alte Höhe fast behaltend, endlich zwei geländerbewehrte Stockwerke hoch über dem Fahrdamme erhebt. —



Das Rathaus in Schweidnitz.
Nach einer Photographie von B. Kloß in Schweidnitz.

Übrigens historischer Boden ersten Ranges. Hier dies Gäßlein hinaus zogen einst die Evangelischen des Herzogtums, als endlich die nach dem Westfälischen Frieden ihnen zustehende Friedenskirche am 23. September 1652 abgesteckt wurde, die, heute noch ein bloßer Holz- und Fachwerkbau, an jene Zeit mit ihrem Gewissenszwange mahnt. Da in dieselbe Straße bog 1572 Ritter Taußdorf mit seinem berauschten, händelsüchtigen Genossen Franz Freund ein, kurz vor einem Wortwechsel, der dann, in Tätlichkeiten ausartend, Freunds Fall im Zweikampfe und die widerrechtliche Hinrichtung des adligen Täters zur Folge hatte. Auf dieses Geschichtchen aus dem Streit des Bürgertums mit der scheel angesehenen umwohnenden Ritterschaft folgt auf dem Pfade unserer „rückläufigen" Geschichtsbetrachtung eine Erinnerung an den „Pöhlerei" genannten Münzstreit um 1520 zwischen dem von Paul (damals Pohl

gesprochen) Monau geführten Rate und den nicht vollberechtigten Handwerkern; die Münzgasse heißt nach Monaus Münzstätte, wo er die nach ihm „Pöhlchen“ genannten Weißgroschen schlug. Und endlich langen wir beim Grundhofe an, dem angeblich und vielleicht auch wirklich ältesten Hause der Stadt. Das Gedränge von Herbergen in der Niedervorstadt mahnt uns an den erst 1864 gefallenen Festungsgürtel, mit dem Friedrich der Große die Stadt umzog. Wer da nach Tores Schluß kam, mußte draußen nächtigen. An Stelle dieses steinernen ist nun ein grüner Promenadengürtel getreten, der parkähnlich breit die Stadt fast völlig umschließt und mit seinen herrlichen Rundblicken von Volks- und Riebelhöhe, seinem Moltkegrunde, seinen Springbrunnen eine sorglich gepflegte Zierde der Stadt bildet. An dem eingemeindeten Dorfe Kletschkau entlang, dem Industriebezirke der Stadt, wollen wir ins Freie; hier donnert die Kesselschmiede der Maschinenfabrik Främbs & Freudenberg, da erhebt sich Franciscis Tonwaarenfabrik, dort die berühmte Orgelbauanstalt von Schlag. Eine scharfe Wendung rechts, und wir nehmen die Richtung gerade auf das Gebirge zu.

Ein geradliniger, unabsehbarer Wall, dehnt sich, unserer Fahrtrichtung quer vorgelagert, der Nordrand desselben deutschen Mittelgebirges hin, dessen Südrand, den Schwäbischen Jura, die Donau umspült. Und das nun, was zwischen dem nord-südlichen Oberlauf der Glatzer Steine (bei Friedland-Halbstadt) im Westen und dem langgestreckten, zweigipfligen Rücken der dort links aufragenden Hohen Eule (1000 m) im Osten liegt, ist unser Schweidnitzer Bergland. Kein orientierender Kamm ist vorhanden; der Lauf der Weistritz muß unsere Richtschnur bilden. Im Oberlaufe, bei Wüstegiersdorf, geht der Fluß, der allgemeinen Sudetenrichtung gemäß, von Süd-Osten nach Nord-Westen; bei Kynau biegt er im rechten Winkel plötzlich um, um auf kürzestem Wege dem Gebirgsrande und der Ebene zuzueilen. Gerade wo er sie erreicht, zeigt man unter ragenden Kiefern, dicht an der Chaussee, die Stelle, von der Friedrich der Große die den Siebenjährigen Krieg entscheidende Schlacht von Burkersdorf (21. Juli 1762) leitete. Nach einer Stunde lustiger Fahrt, schon mitten in den Bergen, in dem von Ansiedelungen dicht besetzten Tale von Oberweistritz, halten wir vor dem Hauptquartier unserer heimischen Wanderer, vor Schäfers Brauerei. Nun geht's ans Bergsteigen! Ein herrlicher Morgen! Taufrisch strahlt uns das Grün von Baum und Strauch entgegen; munter plätschert das Wasser der Weistritz, wo es ihr nicht ein neidischer Mühlgraben entzog. Schon dreiviertel Stunden anstrengenden Kletterns haben wir hinter uns, da erhebt sich vor uns das mächtige Aussichtsgerüst der „Seylerhöhe“. Behaglich auf der höchsten Plattform frühstückend, überschauen wir die reizvolle Gegend. Gerade vor uns streicht das untere Weistritztal von links nach rechts. Wie aus der Spielschachtel gepackt, blinken mit ihren roten Dächern die Häuser des Dorfes herauf; mächtig ragt der Kirchturm empor, und stolz hebt sich das Schloß des Grafen Pückler von der waldbedeckten jenseitigen Talwand ab. Uns gegenüber mündet ein linkes Seitental der Weistritz ein, dasselbe, in dem weiter oben inmitten eines köstlichen Bergkessels an plätscherndem Bach die „Goldene Waldmühle“ liegt. Da, wo wir hoch oben hinter dem Waldmühltal Hohgiersdorf blinken sehen, biegt unten das Tal scharf nach links und steigt, dem Haupttal der

Weistritz nun parallel gehend, langsam über Dittmannsdorf und Reußendorf zum Fuße der Waldenburger Berge auf. Auf dem Rücken jenseit des Dittmannsdorfer Tales aber zieht sich von Hohgiersdorf aus nach links hin die endlose Baumreihe der an kostbaren Blicken reichen Schweidnitz-Waldenburger Chaussee, unser Panorama abschließend. Doch die Zeit mahnt zum Aufbruch; wir kehren dem Weistritztale den Rücken, um der „Hohen Eule" zuzustreben. Noch trennen uns drei dem Weistritztale und dem Eulenkamme parallele Täler von unserem Ziele, zunächst das von Ludwigsdorf, weiter das von Leutmannsdorf und endlich das des Milmichbachs, alle drei nach der Ebene sich öffnend. Unsere Sache ist es, den alle drei gegen Westen abschließenden, von der Eule ausgehenden Höhenzug zu erreichen, der uns zu dieser führen soll. Auf köstlichen, einsamen Waldpfaden wie auf Moosteppichen dahinschreitend, erreichen wir die „Kurde", den Mittelpunkt des Ludwigsdorfer Kesseltales. Im Gegensatze zu dem lärmenden Verkehr im Weistritztal umgibt uns wohltuende Stille, nur von dem Gemurmel eines Wässerleins oder dem Geraschel eines Rehes unterbrochen, das in flüchtigen Sätzen im nahen Dickicht Schutz sucht. In abermaligem scharfen Anstieg erreichen wir die abgelegene Waldwiese des „Toten Jungen", nach einer Mordtat so genannt, wie ein Stein mit Inschrift kündet. Bald darauf stehen wir auf dem weiten Ausblick gestattenden Kamme, der unser Tal vom Leutmannsdorfer trennt. Da dehnt es sich hin, vom innersten Talwinkel bis weit hinaus in die Ebene, das sieben Kilometer lange Weberdorf. Hängen doch nach dem letzten Handelskammerbericht in der Umgegend von Schweidnitz noch 4 304 Familien mit 7 702 Webstühlen trotz alles Abredens an der längst nicht mehr lohnenden Handweberei, die es doch nun einmal weder an Menge der Erzeugnisse, noch an Billigkeit und Gleichmäßigkeit der Ware mit dem Maschinenbetriebe aufnehmen kann. Uns bleibt das Dorf links. Wir haben jenen erwähnten Höhenkamm erreicht und wandeln auf dem „Michelsdorfer Kirchenwege", auf dem die Evangelischen dieses abgelegenen Erdenwinkels vor Jahrhunderten der Schweidnitzer Friedenskirche trotz der zwei Meilen Entfernung allsonntäglich bei jedem Wind und Wetter zustrebten, nach Heinrichau. In flüchtiger Einkehr bei Beckers erfahren wir die neuesten Neuigkeiten der Umgegend, wieviel Leute wieder von weither zu den Wunderkuren des Kaufmanns Dreßler herbeigeströmt und, „nachdem alle Ärzte sie aufgegeben hatten", geheilt seien, wie die Baptistengemeinde zunehme u. a. m. Noch einmal scharf bergan, und wir sind bei dem hochgelegenen Gasthause zu den Sieben Kurfürsten. Ein vortreffliches Mahl und ein guter Trunk lohnen unseren Marsch, und mit frischen Kräften geht's hinan zu dem mächtig aufragenden Aussichtsturme auf der Hohen Eule, der 1886 von den Gebirgsvereinen der Umgegend unter opferfreudigster Mithilfe des Fabrikbesitzers Wiesen in Wüstewaltersdorf errichtet ward.

Hier oben genießen wir in der Tat einen prächtigen Rundblick. Da grüßt aus der Ebene der alte Vater Zobten herüber, dessen Kapelle deutlich zu sehen ist. Da liegt Schweidnitz, da Reichenbach, von dem die Fahrstraße über Peterswaldau sich nach den Sieben Kurfürsten heraufwindet. Da sinkt, etwa von den Sieben Kurfürsten aus, hinter dem „Hohen Hahn", das Tal der Milmich nach Leutmannsdorf ab, ein einziger, herrlicher Hochwaldtempel, dessen Perle der im innersten Talwinkel

gelegene „Kroatenbrunnen“ ist. Wenn wir jenen Bergrücken, auf dem wir kamen, verfolgen, von dem die drei Täler der Ebene zugingen, so sehen wir, daß westlich von ihm die Richtung der Taleinschnitte eine andere wird. Hier gehen abermals drei Täler dem Wüstegiersdorfer Obertal der Weistritz parallel, die von Heinrichau, von Wüstewaltersdorf, das mit seinen schmucken Kirchen und den Fabrikgebäuden der großen Firma Websky, Hartmann & Wiesen aus der Tiefe heraufschimmert, und von Jauernig. Weiterhin folgt das von der Dittersbach-Neuroder Eisenbahn durchlaufene breite Obertal der Weistritz selbst mit Wüstegiersdorf, einem von großartigen Spinnereien, Bleichereien, Färbereien und Webereien erfüllten, völlig stadtähnlichen Dorfe mit eigenem Amtsgericht, dem Lieblingsaufenthalte junger Referendare während der „ersten Station“. Jenseit Wüstegiersdorf aber liegt hinter dem Johannisberger Grenzgebirge das reizende Braunauer Ländchen, von der Glatzer Steine hier in südöstlich gerichtetem Laufe durchströmt. Das Städtlein selbst freilich mit seiner Benediktinerabtei, dem eigentlichen Entstehungsherde des Dreißigjährigen Krieges, verbirgt uns eine Anhöhe; aber das Gebirge von Maria Stern mit Kapelle und Forsthaus ist deutlich zu erkennen.

Wenig oberhalb des Weistritzknies bei Kynau gehen drei Seitentäler von dem Haupttale aus: 1. das Lomnitztal, als Dreiwassertal in lauschiger Waldeinsamkeit zum Fuße des Heidelberges aufsteigend, von dem sich auf der entgegengesetzten Friedländer Seite das Gelände zu Dr. Brehmers berühmtem Sanatorium Görbersdorf absenkt; 2. das Reimsbachtal, wohl der Glanzpunkt der ganzen Gegend, von den zackigen Höhen des Hornschloßkammes begleitet, und 3. das Tal von Charlottenbrunn mit seinem denkmälerreichen „Karlshain“.

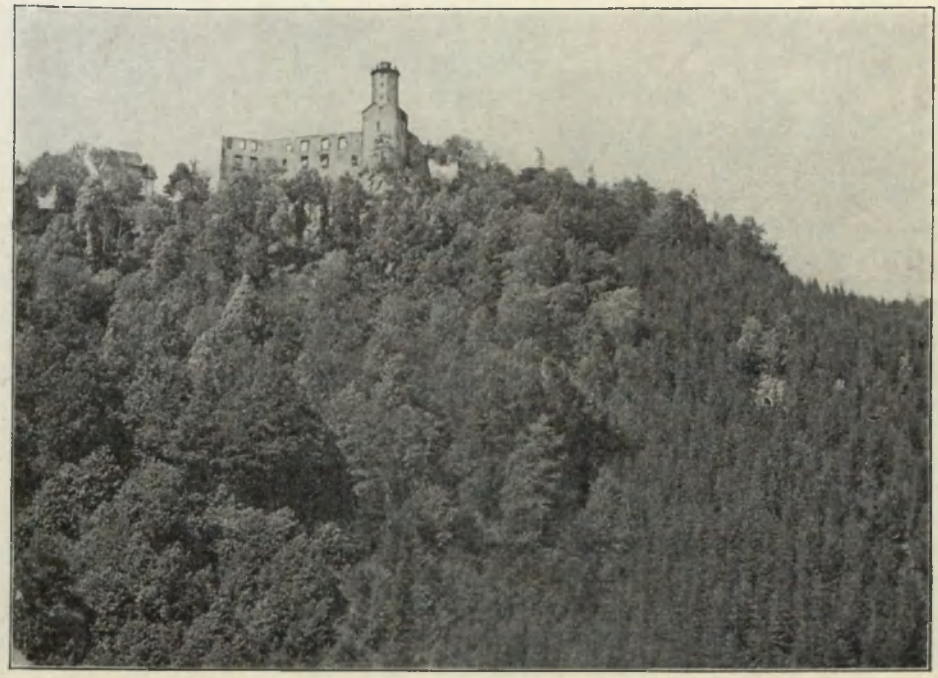
Doch es ist Zeit zum Abstieg. An den Sieben Kurfürsten wartet schon der Wagen. Ein saures Stück Arbeit ist's für die Pferde; doch Vater May hält auf ein leistungsfähiges Gespann, und so bringt uns eine zweistündige Fahrt nach Kynau, unserem in Aussicht genommenen Nachtquartier.

Es war ein herrlicher Abend. Prächtig hob sich, vom Mondlicht geisterhaft fahl beleuchtet, oberhalb des niedlichen Renaissance-Schlößchens, das der jetzige Besitzer der Herrschaft, Baron Zedlitz, bewohnt, das alte Burggemäuer mit seinen ragenden Türmen vom dunkeln Nachthimmel ab. Gar manche Sagen, mit denen die Zeit die Ruinen umsponnen hat, tischte uns der Wirt auf, während wir bei einem kühlen Glase Bier die Erlebnisse des Tages und den Plan für morgen durchsprachen.

Früh am nächsten Morgen stiegen wir zur Kynsburg hinan, dem weithin kenntlichen Wahrzeichen des ihren Fuß umschlängelnden Schlesiertals. An dieser einzigen Stelle haben Landstraße und Flußlauf, Prosa und Poesie, sich getrennt, und während jene sich mühsam den Anstieg des „Hemmsteins“ hinaufarbeitet, schwenkt dieser links und eilt einem wahren Idyll von Berg, Wald und Wasser zu, über dem sich das alte Gemäuer der Ruine schließlich als eindrucksvolle Krönung abhebt.

Nach dem Gasthofe zurückgekehrt, lassen wir uns nach der Höhe des Rückens fahren, der das Dittmannsdorfer Tal von dem unsern trennt; dann bringt uns ein nach links abgehender Waldpfad nach dem höchsten Gipfel jenes Kammes, der

felsengekrönten „Münsterhöhe“ mit ihrer einzigartigen, viel zu wenig gekannten Rundsicht über unser ganzes Bergland. Dann geht es über das hochgelegene Dorf Wäldchen, in dem ein gußeisernes Monument den Lindenstamm nachahmt, an dem Friedrich der Große einst, Rast haltend, sein Roß gebunden hatte, nach dem niedlichen Badeorte Charlottenbrunn. Schon wartet unser das vorausbestellte Mahl auf der Terrasse des altbewährten Grundhofes. Nachdem wir es eingenommen, gehts das Tal hinauf, bis dahin, wo es zwischen dem mächtigen, oben verwachsenen „Schwarzenberg“ links und dem vom Eisenbahntunnel durchstochenen „Ochsenkopf“ rechts beim Nessel-

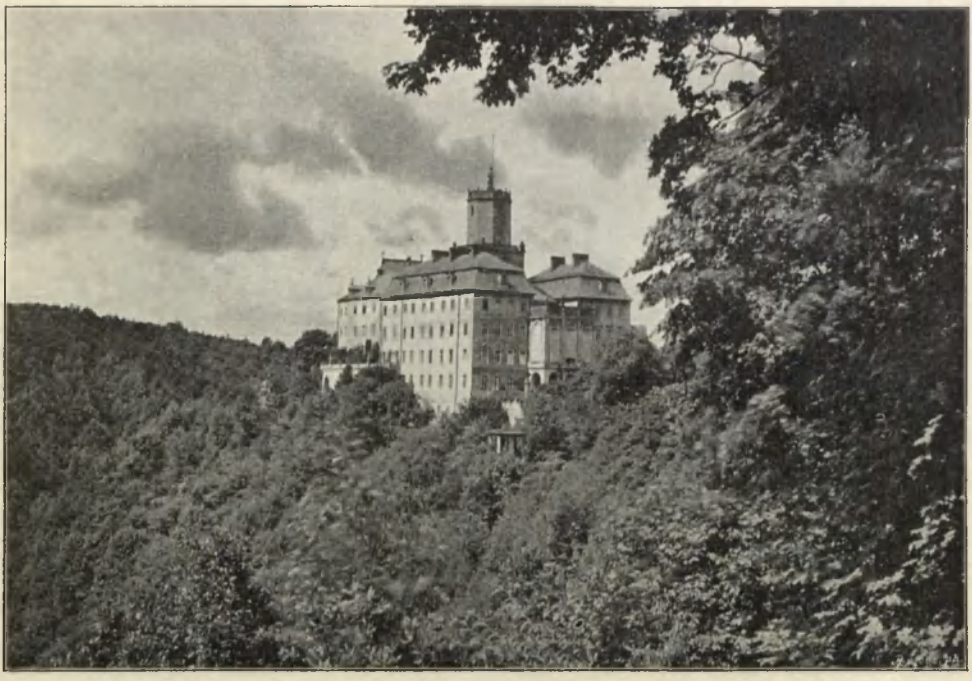


Die Aynsburg.

Nach einer Photographie von C. Saur in Schweidnitz

grunde endet. Auf steilem Stufenwege erklimmen wir den jäh aufsteigenden Porphyrgipfel des letzten Berges. Eine ganz neue Landschaft entrollt sich unseren staunenden Blicken. Da fließt zu unseren Füßen der Hellebach vom Schwarzen Berge über Dittersbach und Waldenburg nach Altwasser, während ihm parallel in einiger Entfernung der Salzbach vom Hochwalde her das berühmte Bad Salzbrunn durcheilt, beide durch die Wilhelmshöhe getrennt, bis endlich beide, im rechten Winkel links schwenkend, der eine im Salzgrunde, der andere im Fürstensteiner Grunde die Talwand durchbrechen und, zur Polsnitz vereinigt, dem Striegauer Wasser zufließen. Da liegt sie unten, von Rauch geschwärzt, die alte Bergstadt; weit und breit ist der Boden unterwühlt von schwer arbeitenden Häuern, die aus tiefem Schachte in lebensgefährlicher Tätigkeit „das Kohl“, wie sie die Kohle nennen, zu Tage fördern. Da

ragen die gewaltigen Fördermaschinen in die Luft, da strecken sie mächtige, bei Nacht oft prächtig glühende Halden tauben Gesteins immer weiter hinaus von dem Grubenwerk, und da eilen, das Lämpchen in der Hand, bleichen Antlitzes, die geschwärzten Gestalten der eben entlassenen „Tagschichter" dem oft fernen Wohnort zu. Wird ihnen das Glück noch oft beschieden sein, oder wird man auch sie eines Tages, ein Opfer schlagender Wetter, als Leichname, bis zur Unkenntlichkeit verkohlt, heimbringen? Mit herzlichem „Glück auf!" eilen wir, am Fuße des Berges angekommen, an ihnen vorüber und besteigen den Wagen, der uns nach Fürstenstein bringen soll. Unser



Schloß Fürstenstein bei Waldenburg.

Nach einer Photographie des Photographen Max Heinz in Waldenburg.

Besuch gilt zuerst der alten Burg, einer künstlichen Ruine, vom Grafen Hochberg 1800 errichtet, als König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise hier einem Turnier des schlesischen Adels beiwohnten.

Von der Terrasse hat man einen herrlichen Blick in das wildgezackte Felsengewirr da unten; tief uns zu Füßen glitzert der Bach, von dessen Ufern mächtige Baumriesen ihre Häupter fast bis zu uns emporstrecken. Drüben aber springen, riesigen schmalen Bastionen gleich, die mit Aussichtsplätzen bedeckten Felsen der jenseitigen Talwand hervor, besonders das Riesengrab. Es ist prächtig am heißen Sommertage durch den entzückend kühlen Grund auf schmalem, dem Fels mühsam abgerungenem Pfade dahin zu schlendern, doppelt schön, weil heute kein Sonntagssonderzug Tausende lärmender Großstädter hierher befördert hat, so daß wir uns ungestört

der Waldeinsamkeit freuen können! Endlich öffnet sich die düstere Schlucht, und von hoher Bergwand glänzt uns die neue Burg, die Sommerresidenz des Fürsten von Pleß, entgegen. Sie ist älter als die sogenannte alte; denn der Herzog Bolko I. von Schweidnitz hat sie um 1300 errichtet. Bei der neuen Schweizerei hält unser Fuhrwerk, und in kurzer Zeit erreichen wir das kleine, aber gewerbfleißige Städtchen Freiburg mit seinen Regulatorenfabriken. Um dem Bahnhofe nahe zu sein, halten wir bei Dr. Butters Brauerei und nehmen in der geschmackvoll ausgestatteten altdeutschen Stube den Abschiedstrunk ein. Des trefflichen Saftes und der ausgezeichneten Bewirtung, die uns hier bewährtermaßen zu teil wurden, hätte es nicht erst bedurft, um meinem Freunde, als er nach beendetem Nachtessen seine Zigarre angezündet hatte, jenes behagliche Schmunzeln abzunötigen, das ich als eine stumme und doch so beredte Verdolmetschung seiner innersten Zufriedenheit an ihm von jeher kannte. „Nun was meinst Du? Bereust Du's, gekommen zu sein?" Er antwortete nicht; so weit wollte der großstädtische Dünkel sich nicht preisgeben. Aber das Glas erhob er, und als die Schoppen zusammenklangen, da sagte er die Worte: „Prost, altes Haus, ich komme wieder!"

Dr. Worthmann.





Steinkohlenbergbau im Waldenburger Gebirge.

Das Waldenburger Gebirge, das die Verbindung zwischen dem aus Granit, Gneiß und Glimmerschiefer zusammengesetzten Riesen- und dem aus Gneiß bestehenden Eulengebirge herstellt, verdankt seine Entstehung bedeutend späteren Erdbildungsperioden als jene. Als die genannten Gebirge bereits als mächtige Inseln aus dem Urmeere emporragten, bildete das Gebiet, das heute vom Waldenburger Gebirge eingenommen wird, noch ein gewaltiges Tor, durch das die Wasser aus Schlesien nach Böhmen ungehindert hin und her fluteten. Diese Ebene erstreckte sich von Schatzlar bis nach Charlottenbrunn und von Landeshut bis nach der Grafschaft Glatz.

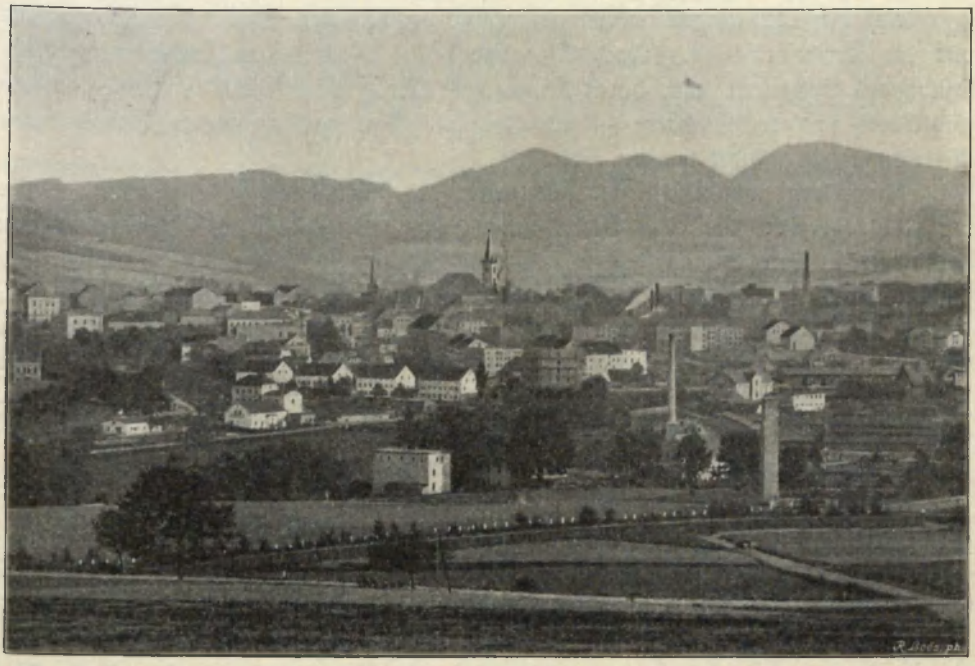
Wie das Becken allmählich ausgefüllt worden ist, läßt sich nur mutmaßen. Jedenfalls lagerten die Gewässer herangeschwemmte Massen ab, so daß sich eine Art Schlamm bildete, der dann versteinte und den man nunmehr als Tonschiefer bezeichnet. In dieser zwischen Nieder-Adelsbach und Alt-Reichenau zu Tage tretenden Schicht, dem Devon, sind bis jetzt keine Versteinerungen gefunden worden.

Für die Ablagerung der nun folgenden Schichten war der Uferrand der Bucht maßgebend. Man bezeichnet diese Formation als den Kulm. In ihm sind namentlich größere und kleinere Bruchstücke von Gneiß und Schiefer vorhanden; doch ist zeitweise und dann fast ausschließlich auch fein zerriebenes Material dieser Gesteine, das ursprünglich eine tonige und sandigtonige Beschaffenheit besaß, zur Ablagerung gelangt. Diese Materialien bilden jetzt die Tonschiefer, Grauwacken- und Gneißsandsteine. Mehr oder minder stark gerollte Gesteins-Bruchstücke ergeben in bunter Zusammenhäufung die Konglomerate. Diese Gerölle führenden Schichten bauen zwei mächtige Stufen des Kulm auf: die Stufe der Gneißkonglomerate und die der grauen

Konglomerate, zu denen noch die der Tonschiefer und dichten Grauwackensandsteine kommt. In dem Kulm sind an verschiedenen Orten Versteinerungen von Pflanzen und Tieren gefunden worden.

Die Formation des Kulm ist die Unterlage der wichtigsten aller in diesem Gebiete vorkommenden Formationen; denn über ihr lagert das Oberkarbon oder das produktive Steinkohlengebirge.

Am Ende der Kulmperiode fand wahrscheinlich eine Hebung des ganzen Beckengrundes statt. Auf dem feuchten Boden entwickelte sich bald eine üppige, wenn auch sehr einförmige Flora, zu deren Gedeihen die feuchtwarme, mit Kohlensäure



Waldenburg i. Schl.

Nach einer Photographie von Joh. Tatzelt in Waldenburg.

gesättigte Luft nicht wenig beitrug. Freilich erreichte diese Flora höchstens in stillen, abgelegenen Buchten jene Üppigkeit, die sie im oberschlesischen Steinkohlengebiete erlangt hat. Fortgesetzte, durch Porphyrausbrüche hervorgerufene Hebungen und Senkungen des Bodens, sowie heftige Strömungen und Brandungen unterbrachen das Wachstum der Riesenwälder. Daher kommt es, daß im Waldenburger Steinkohlenrevier Flöze von der Mächtigkeit der oberschlesischen vollständig fehlen, erreichen doch nur wenige eine Stärke von 2 bis 3 m; dagegen gibt es eine ganze Anzahl, die weniger als 1 m stark sind. — Die einzelnen Kohlenflöze sind wieder durch Schiefertone, in denen häufig versteinerte Kohlenpflanzen vorkommen, getrennt.

Übrigens hat sich die Kohlenbildung in zwei zeitlich weit auseinanderliegenden Perioden vollzogen. Die Kohlen treten nämlich in zwei Schichten auf, die durch

ein 900 bis 1000 m starkes Sandsteinmittel getrennt sind. Man bezeichnet die ältere der beiden Schichten als den liegenden, die jüngere als den hangenden Flözzug. Jener enthält bis dreißig, dieser neunzehn bauwürdige Flöze; doch ist die Mächtigkeit der Flöze beim Hangendzuge größer und die Güte der Kohlen besser als bei dem Liegendzuge. Der Verlauf der Schichten ist aber häufig unterbrochen; denn während der ganzen Periode fehlte es nicht an vulkanischen Eruptionen. Durch sie wurden jene Höhen wie Hochwald, Hochberg, Schwarzeberg u. s. w. geschaffen, die, die äußeren Formen eines Eruptivgesteines an sich tragend, der Landschaft einen bestimmten Charakter verleihen und die malerische Umgebung des Hauptsitzes einer mannigfaltigen Industrie bilden.

Auf die Steinkohlenformation folgen die verschiedenen Stufen des Rotliegenden und der Kreideformation. Nach Ablagerung des Rotliegenden fanden neue Ausbrüche des Erdinnern statt, durch die die aus Melaphyr bestehenden Berge — der Storchberg und der Buchberg — und die aus Porphyrit gebildeten Bergzüge des Reimsbachtales gebildet wurden.

Unter den mannigfaltigen Industrien des Waldenburger Berglandes nimmt der Kohlenbergbau die erste Stelle ein. Seine ersten Anfänge in diesem Gebiete gehen bis in den Anfang des sechzehnten, vielleicht sogar bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück. Die ersten bestimmten Nachrichten stammen aus dem Jahre 1594, in dem der Rat zu Schweidnitz auf eine Aufforderung der schlesischen Kammer einen Bericht über den Kohlenbergbau im Fürstentum Schweidnitz erstattete. Es heißt darin, die meisten Kohlen werden in Hermsdorf, Weißstein und Altwasser gegraben. Die in Chroniken angeführten Unglücksfälle von Bergleuten zeigen, daß der Bergbau nie ganz aufgehört hat.

Als Schlesien ein Teil des preußischen Staates wurde, verpflichtete man die Grundherrschaften, den Zehnten von der Steinkohlennutzung zu entrichten.

Friedrich der Große suchte den Bergbau nach Kräften zu fördern. Im Jahre 1768 bereisten Beauftragte des Königs das Gebiet, um mit der Organisation des Bergbaues zu beginnen. Nach dem 1769 erstatteten Berichte hatten Weißstein mit 26 000 hl, Waldenburg mit 39 000 hl und die Sophiengrube mit 26 000 hl die größten Förderungen. Man versuchte vor allem, einen tüchtigen Stamm von Bergleuten aus fremden Gegenden hier anzusiedeln. Diesen Bergleuten wurden mancherlei Vorteile zugesichert; besonders bemerkenswert sind: Befreiung vom Militärdienste, von der Erbuntertänigkeit und den Kommunallasten. Zum Zwecke von Unterstützungen und Pensionszahlungen wurde die Knappschaftskasse geschaffen. Ähnliches erstrebte man durch Gründung des Freikuxgelderfonds und der Bergbauhülfskasse. Das größte Verdienst um die Hebung des Bergbaues erwarb sich Graf Reden. Als er 1780 an die Spitze des Oberbergamtes trat, betrug die Kohlenproduktion in 31 Gruben 126 589 Tonnen à 4 Zentner, im Werte von 32 920 Talern (98 760 ℳ), die Tonne also im Werte von 7 Sgr. 11 Pf.

Um den einheimischen Steinkohlenbergbau zu fördern, wurde 1772 die Einfuhr der englischen Kohle verboten. Besondere Sorgfalt widmete man auch den Abfuhrwegen. Es wurde eine große Kohlenstraße über Freiburg, Striegau nach Maltsch

gebaut. Hier wurde auf Rechnung des Staates ein Speditionsplatz errichtet, von dem aus die Kohlen die Oder abwärts verfrachtet wurden. Bald entwickelte sich auf dieser Strecke ein lebhafter Verkehr. Endlich suchte man den Abbau der Kohlen zu regeln und zu vermehren. Während man in früherer Zeit die Kohlen gegraben hatte — wie man noch heute Sand und Lehm gräbt — trieb man nun lange Wege, Stollen genannt, in die Berge hinein. Einer der ältesten und bekanntesten ist der Fuchsstollen. So erreichte man, daß schon 1791: 83 540 Tonnen im Werte von 316 509 ℳ und 1818: 240 150 Tonnen im Werte von 964 866 ℳ gewonnen wurden.

Die Eröffnung der Bahn von Freiburg nach Waldenburg 1854 gab dem hiesigen Bergbau einen neuen Aufschwung. Nun begann man auch die Dampfmaschine in seinen Dienst zu stellen. Mit ihrer Hülfe war es möglich, in immer größere Tiefen vorzudringen, so daß man jetzt bereits bei einer Tiefe von 500 m angelangt ist. Wie seit jener Zeit die Kohlenförderung fortgesetzt zugenommen hat, geht am besten aus der folgenden Tabelle hervor:

Jahr	Dampfmasch.	mit Pferdekr.	Anz. d. Werke	Anzahl der Bergleute	Gef. Kohlen in Tonnen à 20 Ztr.	im Werte von ℳ
1855	20	800	46	4 089	574 487	3 234 336
1865	76	3 400	43	6 307	1 208 089	7 227 951
1875	179	6 154	38	11 313	2 191 898	18 755 719
1885	284	11 980	45	13 978	2 041 246	17 728 816
1895	347	19 516	28	15 642	3 346 007	21 248 976

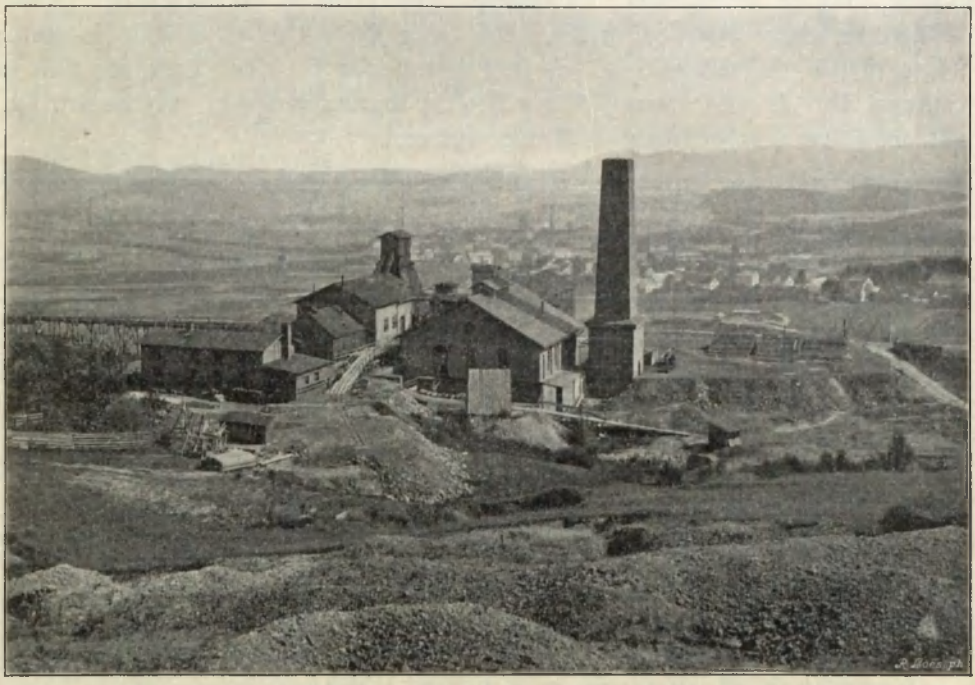
Das Absatzgebiet für diese Kohle ist außer der Provinz Schlesien der östliche Teil Deutschlands und Österreichs. Ein großer Teil wird auch von den zahlreichen im Industriebezirke gelegenen Fabriken verbraucht.

Der größte Teil der hier geförderten Steinkohlen ist geschichtete Schieferkohle; doch treten auch anthracitartige Pech-, Faser-, Kannelkohle, wenn auch nur in untergeordneten Partien, auf.

Je nach der Größe der geförderten Kohlenstücke unterscheidet man im Handel: Stück-, Würfel-, Nuß-, Klein- und Staubkohle.

Versuchen wir nun einen Einblick in die Gewinnung der Kohle zu erlangen. Es ist früh; noch ruhen die Schatten der Nacht über der schlummernden Erde, da eilen von allen Seiten die Bergleute dem Zechenhause zu. Der Steiger verliest ihre Namen und gibt jedem eine Marke, um kontrollieren zu können, ob nach beendeter Arbeit alle zurückgekehrt sind, oder ob noch jemand fehlt. Nun sind sie bereit, hinabzufahren in die Tiefe, der Arbeit entgegen, vielleicht auch dem Tode. Wir besteigen die Förderschale. Langsam senkt sie sich im Schachte hinab; bald ist sein Grund erreicht. Mit der Sicherheitslampe ausgerüstet, folgen wir den voranschreitenden Bergleuten in einen mannshohen Gang, der vollständig in Gestein gehauen ist. Es ist ein Querschlag, der die Kohlenflöze mit dem Schachte verbindet.

Bald gelangen wir in einen neuen Gang, der dem Flöze in allen seinen Windungen folgt. Diesen Weg bezeichnet man als Grundstrecke. Seine Decken und Seiten sind mit spannenstarken, runden Hölzern verschalt, damit das Gestein nicht rutschen kann. Dieses Verzimmern besorgt der Grubenzimmermann. Ein Schienenstrang führt aus ihm durch den Querschlag nach dem Förderschachte. In der Grundstrecke dahinwandernd, sehen wir beim trüben Scheine der Lampe, daß in regelmäßigen Entfernungen Gänge im Kohlenflöz in die Höhe führen. Steigen wir in einem von ihnen — der schwebenden Strecke — hinauf! Bald sehen wir auch hier wagerechte Wege — die streichenden Strecken — in das Kohlenflöz sich abzweigen. So wird



Glückaufschacht in Hermsdorf bei Waldenburg.

das ganze Flöz in Felder geteilt und erhält etwa das Aussehen eines Schachbrettes. Der Abbau beginnt gewöhnlich bei den obersten Feldern und geht allmählich tiefer. Wir schreiten in einer streichenden Strecke vorwärts. Jetzt gewahren wir einen schwachen Lichtschein. Wir treten näher und sind nun an dem Arbeitsplatze des Bergmanns. Bald auf dem Rücken, bald auf der Seite liegend, bald kniend, selten stehend, müht er sich, am Grunde des Flözes einen etwa 2 m langen, 2 m tiefen und 20 cm hohen Spalt in die Kohle zu hauen, wie er einen solchen schon an der einen Seite hergestellt hat. Seine Arbeit ist vollendet. Sein Kamerad löst ihn ab. In den First des schon auf drei Seiten freigelegten Kohlenstückes bohrt er ein Loch, füllt es mit Pulver, steckt eine Zündschnur hinein und entzündet sie. Rasch entfernen wir uns. Nicht lange brauchen wir in unserem Schlupfwinkel zu harren, ein Schuß ertönt, und wenn wir uns wieder nahen, sehen wir das Kohlenstück vom

Gesteine losgelöst am Boden liegen. Sobald die Kohle weggeschafft ist, geht der Hauer daran, dieses Streckenstück zu verzimmern. Gar nicht selten ist er gezwungen, vorher noch einen Teil des Gesteins wegzuhauen. Diese Steine benutzt er, um jede zwischen der Zimmerung und dem festen Gesteine sich zeigende Lücke sorgfältig auszufüllen, damit ein Nachrücken des Felsens verhindert wird.

Die gewonnene Kohle wegzuschaffen, ist Sache des Schleppers. Er ladet sie in kleine Wagen, Hunde genannt, und fährt sie bis zum Bremsberge. Das sind mehr oder weniger geneigte Schienenwege, auf denen die Kohlenwagen von der streichenden Strecke bis nach der Grundstrecke befördert werden. Die an einander gekoppelten Wagen sind an einem Seile befestigt, das über eine am höchsten Punkte des Bremsberges befindliche Rolle läuft. Die gefüllten Wagen gleiten hinab und ziehen die am anderen Ende des Seiles hängenden leeren Wagen herauf. Sind die Kohlen in der Grundstrecke angelangt, so werden sie in die bereitstehenden Fördergefäße gefüllt, die dann durch Schlepper oder auch durch Pferde, von denen im Waldenburger Revier 188 unter und 97 über Tage beschäftigt sind, bis zum Förderschachte gefahren werden, von dem aus man sie dann durch mächtige Maschinen an die Erdoberfläche hebt.

Nur ein Teil dieser (Kohlenstücke von allen Größen enthaltenden) Förderkohle wird sofort in die bereitstehenden Eisenbahnwagen (fast alle Werke sind durch Anschlußgeleise mit dem Hauptgeleise verbunden) geladen; der größere Teil wird vor dem Versande, um die Kohle marktfähiger zu machen, noch einer Sortierung und Reinigung unterzogen. Das Sortieren geschieht durch Schüttelrätter. Sie bestehen aus einem System von über einander angebrachten Sieben von verschiedener Maschenweite. Durch besondere Vorrichtungen werden sie fortgesetzt in Bewegung erhalten. Man erlangt hierdurch die Sortierung der Kohlen nach ihrer Größe. Etwa vorhandene Schiefer sammeln sich am Rande des Rätters und werden von Arbeiterinnen durch Klauben mit der Hand entfernt. Enthält die Kohle viele Verunreinigungen, so sucht man sie mit Hülfe des Wassers — durch den sogenannten Aufbereitungsprozeß — zu entfernen.

Mit dem Aufblühen der Industrie seit den fünfziger Jahren steigerte sich auch die Nachfrage nach Koks, und verschiedene Werke, die reich an sich dazu eignender Kohle waren, begannen, um die gewonnene Kohle noch besser ausnutzen zu können, Koksöfen anzulegen. Im Jahre 1895 wurden im Waldenburger Bezirke bei einer Belegschaft von 738 Arbeitern durch 690 Öfen 545981 Tonnen Kohle zu 380961 Tonnen Koks im Werte von 4 bis 5 Millionen Mark verarbeitet. Nicht zu unterschätzen ist auch der Gewinn, den man aus den Nebenprodukten — Teer, Teerpech, schwefelsaures Ammoniak und Leuchtgas — erzielt. Das Leuchtgas wird zur Beleuchtung der Grubenanlagen und auch einiger Teile der Ortschaften verwendet.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Gefahren, die dem Bergbau und dem in den Tiefen der Erde arbeitenden Bergmanne drohen, und auf die Wohlfahrtseinrichtungen, die für die Bergleute geschaffen worden sind.

Wenn die Frühlingssonne die Schneemassen des Winters schmilzt, oder wenn anhaltendes Regenwetter eintritt, dann saugt das vom Bergbau okkupierte Land die Wasser auf wie ein Riesenschwamm, und die hereinbrechenden Wasser würden den Bergbau bald vernichten, wenn man ihren Andrang nicht durch gemauerte, mit eisernen Türen versehene

Schachtabschlüsse hindern würde. Riesige Maschinen sind eigens zu dem Zwecke aufgestellt, die im Bergwerke sich sammelnden Wassermassen herauszuschaffen. Man darf annehmen, daß ungefähr dreimal soviel Wasser als Kohle zu Tage gefördert wird.

Nicht minder groß sind die Gefahren, die dem Bergmanne drohen, wenn das Gestein ins Rutschen gerät. Glücklich ist der, der die Gefahr rechtzeitig erkennend, sich und die Kameraden noch zu retten vermag; sonst droht ihm der Tod, oder aber er muß mit zerquetschten und zerbrochenen Gliedern in verdorbener Luft bei mangelnder Nahrung vielleicht tagelang liegen, ehe ihm von den rastlos arbeitenden Kameraden die ersehnte Hülfe gebracht werden kann.



Bergleute im Schacht bei der Arbeit.

Die größte Gefahr aber erwächst dem Bergmanne durch die aus dem Gesteine, wie aus der Kohle ausströmenden Gase, die nicht allein die zum Leben erforderliche Luft verderben, sondern auch die gefährlichen Schlagwetter bilden, die, wenn sie sich durch einen unglücklichen Zufall — beim Sprengen, durch Zerspringen eines Zylinders an der Sicherheitslampe — entzünden, alles zerschmettern, was sich in ihrer Nähe befindet. Und ist ja einer oder der andere dem Verderben entronnen, so findet er meist seinen Tod durch die giftigen Nachschwaden, die sich infolge der Explosion bilden. Darum muß die Bergwerksverwaltung darauf bedacht sein, die schlechte Luft zu entfernen und gute Wetter einzuführen. Das geschah früher und zum Teil noch jetzt durch sogenannte Wetteröfen. In den meisten Werken bedient man sich aber gegenwärtig großer Ventilatoren, durch die so ungeheure Mengen frischer Luft in die Tiefe gebracht werden, daß auf jeden Mann in der Minute 2 bis 3 cbm kommen. Neben manchen anderen Umständen ist es vor allem diesen vortrefflichen Einrichtungen zu danken, daß Schlagwetterexplosionen im hiesigen Bezirke zu den Seltenheiten gehören, obgleich sie nicht gänzlich fehlen, wie das letzte Unglück in Hermsdorf vom 31. Dezember 1895 beweist, bei dem 31 Bergleute ihren Tod fanden. Aber gerade in solchen Stunden der Not und der Gefahr zeigt sich die treue Kameradschaft im schönsten Lichte. Vom Bergwerksdirektor bis zum geringsten Arbeiter, vom ältesten Hauer bis zum jüngsten Schlepper ist jeder bereit, sein Leben einzusetzen, um den Kameraden zu retten.

Durch mancherlei Veranstaltungen hat man die Lage der Arbeiter zu bessern gesucht. Manche Werke haben Arbeiterwohnungen eingerichtet, die sie ihren Arbeitern gegen einen mäßigen Mietsbetrag überlassen. Der Fürst von Pleß hat für seine Arbeiter ein Warenhaus errichtet, aus dem sie alle nur möglichen Bedarfsartikel zu billigen Preisen beziehen können. Außerdem aber haben sie auch Anteil an dem Reingewinn. Durch die in Gottesberg errichtete Knappschaftsbäckerei wird den Bergleuten billiges, gesundes, nahrhaftes Brot geliefert. Der Verein zur Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen läßt es sich angelegen sein, Gärten zu schaffen, die entweder umsonst, oder gegen ein geringes Entgeld an Arbeiter überlassen werden. Bei vielen Familien ist hierdurch eine Besserung ihrer finanziellen Lage erzielt worden. Unendlich viel höher zu schätzen ist der segensreiche Einfluß, den diese Einrichtung auf das Familienleben ausübt. Statt seine Freistunde in dem rauchgeschwängerten Gastzimmer eines Wirtshauses oder einer Destillation zuzubringen, wo nur allzu oft der größte Teil des sauer verdienten Wochenlohnes in elenden, Geist und Körper zerrüttenden Fusel umgesetzt wird, benützt er sie dazu, mit den Seinen sein Gärtchen in Ordnung zu bringen. Er freut sich des warmen, belebenden Sonnenscheins, der sprossenden und keimenden Pflänzchen, der bunten Pracht der Blumen und der klingenden Lohn verheißenden reifen Frucht. Und ein Stück des leider immer mehr schwindenden Heimatgefühles wird wieder lebendig in ihm und seinen Kindern und bildet ein gewaltiges Bollwerk gegen mancherlei Versuchungen.

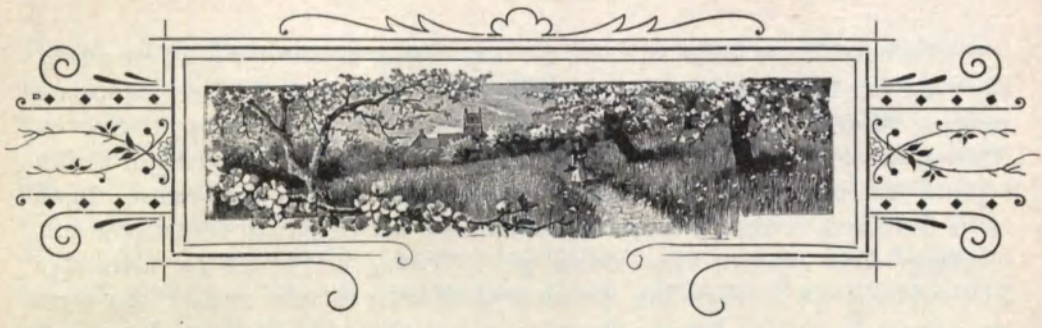
Aus den Mitteln des 1769 errichteten schlesischen Freikuxgelderfonds, dessen Einnahmen zumeist aus dem Ertrage zweier Kuxe (Grubenanteile) von den Ausbeutegruben des Bezirkes bestehen, wird das Schulgeld für die Kinder der Knappschaftsgenossen bezahlt. Außerdem erhalten die Kinder noch sämtliche Lehr- und Lernmittel geliefert. Auch werden aus ihm nahmhafte Beiträge zur Unterhaltung, sowie zum Neubau von Kirchen und Schulen geleistet.

Die Knappschaftskasse endlich trägt Sorge für die Heilung der Verwundeten und Kranken; sie schützt während der Zeit der Krankheit die Angehörigen der Verunglückten vor Not durch Zahlung von Krankenlohn; sie trägt die Kosten der Beerdigung und sorgt durch Pensionszahlungen für die Witwen und Waisen. Hat auch der Bergbau im Waldenburger Gebirge bei weitem nicht die Ausdehnung des oberschlesischen Bergbaues, so nimmt er doch immerhin unter den Industrien unseres geliebten Schlesierlandes eine achtunggebietende Stellung ein. Beim Betrachten des Bergmannslebens wird man unwillkürlich an Theodor Körners „Bergmannslied“ erinnert, in dem es heißt:

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.
Er, der stillen Nacht Gefährte,
Atmet tief im Schoß der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen
Geht die Sonne ihren Lauf.
Ungestört ertönt der Berge
Uralt Zauberwort „Glück auf!“

Unter unsers Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felsenkluft hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen,
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
Zu des Tages Licht empor.
Herrlich lohnt sich unser Streben,
Bringet eine gold'ne Welt
Und des Demants Pracht zu Tage,
Die in finst'rer Tiefe schwellt.

Br. Peschel.



Görbersdorf.

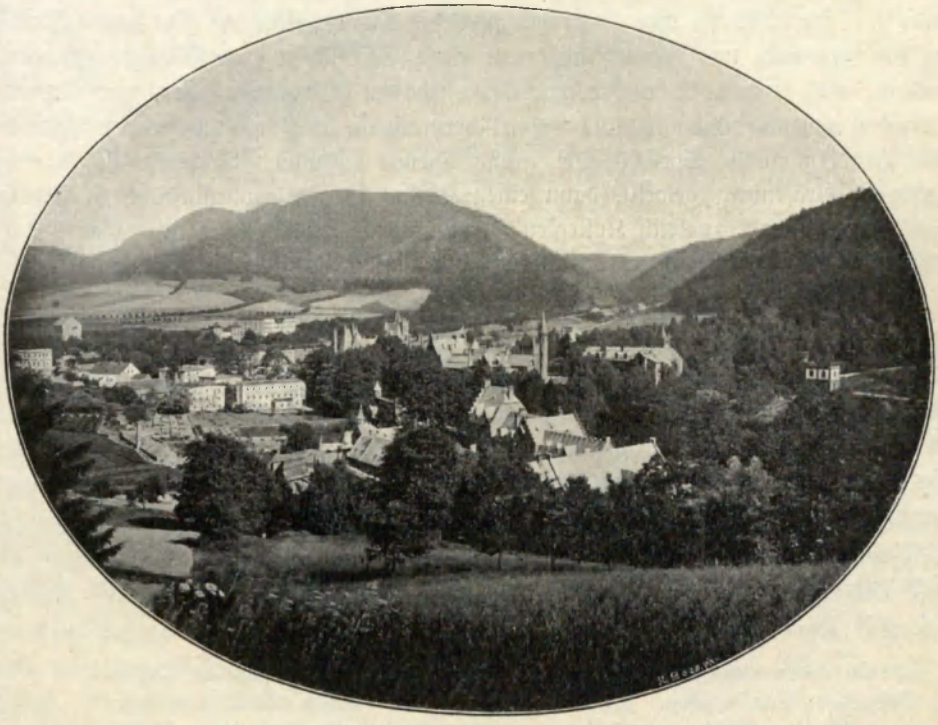
Dieser weltbekannte Kurort war noch vor wenigen Jahrzehnten ein einfaches, stilles Gebirgsdörfchen im Waldenburger Gebirge, jener Berglandschaft, die in der Sudetenkette das verbindende Glied zwischen dem Riesengebirge und dem Glatzer Gebirgskessel bildet. In einem anmutigen Tale es ist umgeben von Porphyr- und Melaphyrbergen, die sich bis zu 900 m Seehöhe erheben und sich als Bergrücken, Kuppen und schön zugespitzte Kegel in angenehmer Abwechselung prächtig präsentieren. Dichte Nadel- und Laubwälder, von der Fürstlich Pleßschen Forstverwaltung wohl kultiviert, bedecken diese bis an den Talrand herab.

Berg und Tal hat die Natur in reicher Fülle mit lieblichen Blumen geschmückt, deren viele auch der Alpenflora angehören. Die Talsohle unseres Gebirgskessels zeigt auf dem „Rotliegenden" eine humusreiche Diluvialschicht mit wohlgepflegten Feldern und von Bächlein reichlich getränkten Wiesen.

Die Fauna von Görbersdorf hat seit Beginn der Rustikal-Jagdfreiheit viel verloren. Vordem boten starke Rudel von Hirschen und Rehen dem Weidmann reiche Beute. Kapitalhirsche, Zwölf- bis Vierzehnender, erhoben in der Brunstzeit oft ein Gebrüll, daß die Berge davon wiederhallten. Auch Dachsbaue boten Beute, und dem Fuchs mußte scharf zu Leibe gegangen werden. Daß in noch früheren Jahren auch Schwarzwild hier gehaust hat, zeigen die Namen Saubad, Ranserplan, Eberkamm, die Stellen im Walde bezeichnen. So mag auch in den vielen tiefen Felsklüften der Uhu zahlreich gewohnt haben; denn alte Leute wußten vom „wilden Jäger", den sie in finsteren Nächten mit seiner Schar in den Lüften gesehen und gehört haben wollten, mit Schaudern zu erzählen. Heiteres Singen und Klingen bringt dagegen noch jetzt das zahlreiche Volk der Singvögel. Die muntere Steinforelle konnte sich ehedem in dem klaren Bächlein ungestört ergötzen, wenn nicht etwa eine Fischotter,

von den Halbstädter Teichen aus den Steinafluß heraufkommend, gefräßig unter sie fuhr. Jetzt sind zu viele menschliche Feinschmecker am Orte.

Wann in unserem Tale sich Menschen ansiedelten, ist nicht genau zu ermitteln. Am östlichen Talrande, am Freudengraben, ragt auf mäßiger Höhe ein alter, runder Turm aus dem Walde hervor als Ruine des ehemaligen Freudenschlosses, des Stammsitzes einer umfangreichen Herrschaft, zu der um das Jahr 1350 eine Anzahl in Schlesien und Böhmen gelegener Güter gehört haben, unter denen auch Girbrechtisdorf genannt wird. Im Jahre 1427 soll der Ort von den Hussiten arg verwüstet



Görbersdorf.

worden sein. In alten Schöffenbüchern finden sich folgende Schreibungen des Ortsnamens: 1567 Girwersdorff, 1595 Gierberßdorf, 1669 Girberßdorf, 1674 Görberßdorf, 1705 Görbersdorff, 1795 Gerbersdorff. — 1842 strebte der damalige Geistliche von Langwaltersdorf, zu dessen Kirchspiel unser Ort gehört, die Schreibung „Gerbersdorf" an, da einige Gerber die ersten Ansiedler hier gewesen sein sollten; aber das „ö" ließ sich nicht mehr verdrängen.

In diesem stillen, in seiner Art glücklichen Dörfchen, sah man im beginnenden Frühling 1849 die Schwestern Marie und Amalie von Colomb, Amalie am Arme ihres Bräutigams, des Studiosus der Mathematik Hermann Brehmer, in fast alle Bauernhäuser gehen, hocherfreut, wo sie einen durch Röhren von einer Bergquelle hergeleiteten klaren Wasserstrahl aus einem Ständer ununterbrochen fließen sahen.

Als Marie von Colomb die Leute dazu ermunterte, Stuben einzurichten, um Kurgäste aufnehmen zu können, da Görbersdorf ein berühmter Kurort und sie dadurch reiche Leute werden könnten, schüttelten diese bedenklich den Kopf und sagten: „Unser Wasser schmeckt ja nach gar nichts; da kann es doch nicht gut für Kranke sein". Alle weiteren Vorstellungen blieben fruchtlos, bis Fräulein Marie von Colomb sich das damals einzige gemauerte und mit Flachwerk gedeckte Haus, das jetzt noch dem Brehmerschen Denkmale am nächsten steht, mietete und für die „Wasserkur" einrichtete.

Diese Heilmethode hatte Amalie von Colomb in den vierziger Jahren bei dem damals weltberühmten Wasserarzte, dem Bauern Vinzenz Prießnitz in Gräfenberg, studiert. Sie hatte bei ihm gegen ein schweres Magenleiden mit sehr gutem Erfolge die Kur gebraucht und dadurch nicht nur einen Einblick in seine Methode gewonnen, sondern auch, indem sie als hochgebildete und in den romanischen, wie slavischen Sprachen gewandte Dame ihm als Dolmetscherin diente, bei Konsultationen der Patienten aus Ländern dieser Sprachgebiete große Dienste geleistet. Nachdem sie so einige Jahre in Gräfenberg geweilt, dann einen Kursus im Hebammeninstitut zu Breslau durchgemacht und zugleich Kollegien der Anatomie und Physiologie gehört hatte, erhielt sie die Konzession zur Errichtung der Wasserheilanstalt in Görbersdorf.

Diese Anstalt blühte bald in erfreulicher Weise auf. Die Bauern hatten nun Mut zur Einrichtung von Wohnungen, und waren diese auch sehr primitiv, so kam es doch damals bei der Wasserkur auf den Komfort wenig an. Fräulein von Colomb, die einige Grundstücke gekauft hatte, baute ein größeres Kurhaus, und doch mangelte es oft an Wohnungen; denn der Zudrang wuchs. Es kamen auch hochstehende Persönlichkeiten und literarische Berühmtheiten, wie R. von Gottschall und E. Brachvogel. An Brachvogel erinnert noch jetzt ein Häuschen, in dem er mehrere seiner Dichtungen schuf. Damals hatte Görbersdorf selbst seinen Hans Sachs in dem Schuhmachermeister J. G. Urban, aus dessen gedruckter Sammlung kleiner Gedichte hier eine Probe stehe:

„Mein Dörflein, von Bergen umschlossen,
Gelegen im Tale so schön,
Von rieselnden Bächlein durchflossen,
Bekränzet mit Wiesen und Höh'n, —

Jahrhunderte lagst Du verborgen,
Verlassen, als lägst Du im Traum;
Das Schöne, was stets Du besessen,
Bemerkte der Wanderer kaum.

Doch nahte den silbernen Quellen
Gott Äskulap prüfend und fand
Die heilende Kraft in den Wellen.
Nun wardst Du, mein Dörflein, bekannt.

Und viele aus Ost, Süd, Nord, Westen,
Nah'n jetzt in Dein freundliches Tal;
Gefüllt wirst Du, Dörflein, mit Gästen,
Denn „Görbersdorf" war ihre Wahl.

Und bist Du auch klein und bescheiden,
Erwart' ich: Das kleine wird groß. —
Umtanzet die Quellen mit Freuden,
Najaden! Ein Gott warf das Los!"

Anders wurde es in der Mitte der fünfziger Jahre. Der schon erwähnte Hermann Brehmer gab, nachdem Marie von Colomb ihre Anstalt errichtet hatte, seine mathematischen Studien auf und wandte sich der Medizin zu.

Im Jahre 1854 errichtete Brehmer als Doktor der Medizin in Görbersdorf seine Heilanstalt für Lungenkranke. Bald kamen von allen Seiten Hülfesuchende. Außerordentlich aber wuchs der Zudrang, nachdem 1858 Dr. Brehmers Werk: „Die chronische Lungenschwindsucht und Tuberkulose der Lunge, ihre Ursache und ihre Heilung" erschienen war, in dem er die Grundzüge seiner Methode klarlegte. Die günstigsten Resultate rechtfertigten das Brehmersche Heilverfahren. Um die Hülfesuchenden aufnehmen zu können, entstanden nun in rascher Aufeinanderfolge nicht allein auf den Brehmerschen Grundstücken neue Bauten, sondern auch andere Grundbesitzer im Orte wurden baulustig. Eine zweite Anstalt entstand 1875, und später kam noch eine dritte hinzu. Wie in einer Großstadt wogte es nun in Görbersdorf von Menschen. Der schmale Gebirgsweg hierher wurde in eine Chaussee verwandelt, Post- und Telegraphenstation eingerichtet, und für die Gäste wurden alle möglichen Bequemlichkeiten geschaffen.

Schon vor diesem Aufschwunge, ums Jahr 1858, ging die Colombsche Anstalt ein, und ihre Schöpferin geriet in die drückendste Not, bis 1859 Dr. von Gräfe in Berlin ihr eine leitende Stellung in seiner Augenklinik gab, wo sie der leidenden Menschheit weiter diente bis an ihren Tod. Zu bewundern war an dieser Dame der außerordentliche Mut, mit dem sie in Begeisterung für die edle Sache, der sie ihr Leben gewidmet hatte, auch in schwerster Lage sich durchzukämpfen suchte, eine würdige Nichte ihres großen Oheims, des „Marschall Vorwärts", würdig aber auch ihres genialen Meisters Prießnitz.

Es bestehen jetzt in Görbersdorf drei Heilanstalten für Lungenkranke. Wenn man beim „Blitzengrunde" die Waldenburg-Friedländer Straße verläßt und, östlich sich wendend, den Görbersdorfer Weg einschlägt, passiert man zunächst ein schönes Wiesental, von parallel laufenden, bewaldeten Anhöhen eingeschlossen. In diesem, nahe dem Eingange ins Görbersdorfer Tal, begegnet man der Gräfin Pücklerschen Anstalt, die in der äußeren Erscheinung zwar minder imponiert, aber sonst ganz zweckentsprechend eingerichtet ist. Ins Görbersdorfer Tal selbst eintretend, sieht man bald rechts die palastartigen Kurhäuser, Villen und Pavillons und links die musterhaften Ökonomiegebäude der Dr. Brehmerschen Anstalt. Weiterhin schließt sich die Anstalt des Dr. Römpler an, deren Gebäude vorherrschend Villenstil zeigen. Alle drei Anstalten gründen ihr Heilverfahren in der Hauptsache auf die bereits in die Lehrbücher der Therapie übergegangene Brehmersche Methode, die bezweckt, den Organismus des Kranken derart zu kräftigen, daß er der Krankheit gegenüber an Widerstandsfähigkeit gewinnt und sie schließlich zu überwinden vermag.

Zur Erreichung dieses Zweckes dürfte nicht leicht ein günstigerer Ort gefunden werden als Görbersdorf. Die ozonreiche, staubfreie Luft dieses schönen Tales wird nach Norden, Osten und Süden zu durch Berge gegen das Eindringen scharfer und trockener Winde geschützt, ist dagegen der von Südwest und West kommenden feuchten, den Lungenleidenden wohltuenden Luft zugänglich. Das in verschiedenen Kurformen etwa anzuwendende Wasser kommt aus reinsten Gebirgsquellen. Für die nötige Bewegung sind gutgepflegte Promenadenwege mit Ruhebänken in reichem Maße vorhanden, teils eben, teils sanft, teils steiler bis zu ansehnlichen Höhen ansteigend, je

nach dem Bedürfnis und der Kraft der Kranken. Hierbei ist aufs beste darauf Bedacht genommen, auf das Gemüt der Kranken erfrischend und heilsam zu wirken durch Schönheit der Umgebung, insbesondere durch gärtnerische Anlagen, mit einem nach den Jahreszeiten wechselnden, wohlgepflegten Blumenschmucke. Und doch sind die Görbersdorfer Anlagen nie so schön wie an einem heiteren Wintermorgen, wenn die Erde mit einer leichten Schneedecke geschmückt ist, wenn Bäume und Sträucher schneeweiß gepudert sind und man dann plötzlich vor den großen Wintergärten der Brehmerschen Anstalt steht und aus dem Winter hineinblickt in frisches, blühendes Frühlingsgrün! Es ist zu glauben, wenn behauptet wird, daß die Winterkuren in Görbersdorf die erfolgreichsten sind. Im Dezember 1894 waren über 200 Gäste da.

Was ist doch aus dem bescheidenen Dörfchen binnen 40 Jahren geworden! Damals fast durchweg kleine Häuschen, aus Schrotholz aufgeführt und mit Schindeln oder Stroh gedeckt, jetzt große Gebäude in mannigfachem Baustil. Damals der Dorfkretscham das einzige Wirtshaus, jetzt ansehnliche Gasthöfe. Damals kaum ein Krämerladen, jetzt Kaufläden aller Art mit Schaufenstern.

Auf einer sanften Anhöhe, umgeben von den Anlagen der Römplerschen Anstalt, erhebt sich ein freundliches evangelisches Kirchlein, zu dessen Erbauung im Jahre 1884 die Mittel durch Beiträge der Kurgäste aufgebracht wurden.

So sei denn, mein Görbersdorf, noch für unabsehbare Zeiten eine Zuflucht leidender Menschen und spende, was sie sehnend suchen: Gesundheit

E. Goldberger.





Es grüsset viele tausendmal
Der Herr der Berge, Rübezahl.

R.-G.-V.

Bis zum Jahre 1880 befand sich das Riesengebirge im allgemeinen noch im Urzustande: Die Wege bestanden aus schmalen Pfaden, wie sie der menschliche Fuß allmählich ausgetreten hatte. Wo diese Pfade über die unabsehbaren Wiesenflächen führten, waren sie meist naß und sumpfig, wie auf der Elb- und Weißwasserwiese. Im Steingeröll der Kleinen und Großen Sturmhaube, sowie am Hohen Rade verloren sich, namentlich bei feuchter Luft oder bei Nebel, auch die letzten Spuren. In diesem Falle war der Wanderer der Verirrung und an den Rändern der jähen Tiefen auch den Gefahren des Absturzes preisgegeben.

Namentlich die Gründe hatten ihren jungfräulichen Charakter bewahrt. An den Ufern der wilden Bäche zeigten sich nur geringe Spuren von Wegen. Nicht selten mußte der Besucher dieser Wildnis probieren, über hervorragende Blöcke hinweg mitten zwischen tosenden Wassern vorwärts zu kommen oder das andere Ufer zu gewinnen suchen, wo die Möglichkeit des Weiterkommens eher gegeben zu sein schien.

Die Zugänge zum Kamme bestanden aus gewöhnlichen Waldwegen, deren sichere Verfolgung um so schwerer war, als sie sich in zahllose Nebenwege teilten, die in Holzschlägen oder mitten im Walde plötzlich endeten. Wegweiser oder irgendwelche Wegzeichen waren nirgends vorhanden.

Die Bauden des Hochgebirges befanden sich zumeist in einem primitiven Zustande, und ihre Bewohner beschäftigten sich in erster Linie mit Viehzucht. Nur die Gasthäuser auf der Schneekoppe und an den Schneegruben dienten ausschließlich dem Touristenverkehr und boten auch verhältnismäßigen Komfort.

So war das Wandern auf und im Riesengebirge mit Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden, und es gehörte dazu besondere Freude an der Großartigkeit der Gebirgsnatur oder die Vorliebe für Romantik dazu, um eine längere Gebirgstour zu unternehmen.

Da entstand in der Seele eines Mannes, den eine glühende Liebe zum Riesengebirge erfüllte, die Idee, auf Mittel und Wege zu sinnen, um diese herrliche Natur für das große Publikum zu erschließen und den verborgenen Schatz, der auf den Höhen und in den Wäldern unserer heimatlichen Berge für die Gesundheit unseres Volkes ruht, zu heben.

Dieser Mann war Theodor Donat, Buchhalter in der großen Spinnerei zu Erdmannsdorf im Riesengebirge, und das Mittel zur Erreichung seines Zweckes war die Gründung des Riesengebirgs-Vereins.



Theodor Donat,
der Gründer des Riesengebirgs-Vereins.

Dieser Gedanke, den der begeisterte Naturfreund Anfang Juli 1880 durch eine kleine Schrift und eine Reihe von Artikeln in öffentlichen Blättern dem Publikum vorlegte, fand sofort in den weitesten Kreisen freudige Aufnahme, so daß bereits am 1. August desselben Jahres zu Hirschberg die Gründung des Riesengebirgs-Vereins stattfand. Das Pflänzchen ward zu rechter Zeit in den wohl vorbereiteten Boden eingesetzt und wurde mit großer Liebe und Hingebung gepflegt. Dafür spricht der Umstand, daß sich bereits im Juli des folgenden Jahres 18 Ortsgruppen mit zusammen ca. 1300 Mitgliedern gebildet hatten. Ende 1885 war die Zahl der Ortsgruppen schon auf 42 mit zusammen 4 755 Mitgliedern und Ende 1890 auf 59 mit 6569 Mitgliedern angewachsen. Und noch weiteren Aufschwung hat der Verein genommen. Seine Ortsgruppen reichen schon längst über Schlesien hinaus. Überall hat der R.-G.-V. die Freunde und Verehrer der schlesischen Berge oder in weiter Ferne die Söhne unserer Provinz vereinigt. Als ein lebenskräftiger Baum mit gewaltiger Krone streckt er seine Äste auch über Posen, Brandenburg, Sachsen, ja bis in die West- und Nordmarken unseres Vaterlandes aus: nach Straßburg i. E., Frankfurt a. M., Mainz, Stettin und Hamburg. Sogar über dem Ozean im fernen Westen, in New York, treibt er ein frisches, lebendiges Reis. Die Zahl der Ortsgruppen betrug Ende 1896: 78 mit 9662 und Ende 1902 92 mit 11000 Mitgliedern. Damit nimmt der R.-G.-V. unter allen spezifisch deutschen Gebirgsvereinen eine der ersten Stellen ein.

Der Sitz des R.-G.-V. ist Hirschberg. An der Spitze des Vereins steht der Hauptvorstand, der gegenwärtig aus neun Mitgliedern besteht, von denen jedes

Mitglied seine besonderen Funktionen auszuüben hat. Der Hauptvorstand hält etwa alle Monate eine Sitzung ab, in der die zahlreichen Zuschriften, Anträge und Wünsche der Ortsgruppen ihre Erledigung finden. Jährlich einmal, und zwar stets am Pfingstdienstage, findet eine ordentliche Generalversammlung des Gesamtvereins statt, zu der die Ortsgruppen nach Maßgabe ihrer Stärke einen oder mehrere Abgeordnete entsenden. Der Ort dieser Versammlung wechselt; er liegt zumeist, jedoch nicht immer, im Gebirge. Das Gebiet des Vereins umfaßt das gesamte Riesen- und Isergebirge, insbesondere soweit dies auf preußischer Seite liegt; doch greift die Tätigkeit des Vereins zuweilen auch auf das österreichische Gebiet hinüber. Es würden seine Einrichtungen oft den Stempel der größten Unvollkommenheit an sich tragen, wenn er immer an der Landesgrenze Halt machen müßte oder wollte.

Der Riesengebirgs-Verein faßte zunächst den praktischen Zweck ins Auge, den Besuch des Riesen- und Isergebirges zu erleichtern und angenehm zu machen. Er begann daher die Hauptzugänge auszubauen und einen Weg über den Kamm anzulegen. Der Bau dieses Weges nahm mehrere Jahre in Anspruch und konnte wegen der damit verbundenen bedeutenden Kosten, und weil zu jeder Strecke die besondere Erlaubnis der betreffenden Grundbesitzer eingeholt werden mußte, nur stückweis gefördert werden. Jetzt bildet diese Hauptlinie des Kammes eine vollständig ausgebaute, zusammenhängende Wegstrecke, die von der Neuen schlesischen Baude, als dem westlichsten Punkte des Riesengebirges, bis zur Schneekoppe und von da über die Grenzbauden bis nach Schmiedeberg reicht. Außerdem aber ist der Kamm mit einem vollständigen Netz von Nebenwegen überzogen, so daß jeder wichtige Punkt seinen besonderen Zugang besitzt, wobei wiederum auf die besuchtesten Orte und Berge am Fuße des Kammes die größte Rücksicht genommen ist.

Die Vollkommenheit dieses Wegenetzes konnte nur dadurch erzielt werden, daß der Hauptvorstand die freundschaftlichsten Beziehungen zum Zentralausschuß des österreichischen R.-G.-V., der seinen Sitz in Hohenelbe hat, unterhält, und daß infolgedessen beide Hauptleitungen Hand in Hand arbeiten.

Auch auf den Kamm des Isergebirges und seine Zugänge erstreckte sich die Tätigkeit des Hauptvorstandes, dem eben als besonderes Gebiet für Wegebauten das Hochgebirge mit seinen Abhängen zugehört. Doch wäre er nicht imstande gewesen, in verhältnismäßig kurzer Zeit die große Zahl guter Wege zu bauen, die jetzt wirklich vorhanden sind, wenn er nicht, namentlich in der ersten Zeit seiner Tätigkeit, durch die Reichsgräflich Schaffgotschische Verwaltung, deren Gebiet das gesamte preußische Riesengebirge von Schreiberhau bis zu den Grenzbauden und auch das Isergebirge angehören, in so entgegenkommender und wirksamer Weise unterstützt worden wäre. Die genannte Verwaltung hat nicht nur die Genehmigung zum Bau der Wege freundlichst gewährt, sondern auch einen Teil der Strecken selbst und auf eigene Kosten erbaut.

Doch die Wege allein genügen, namentlich für den Fremden, nicht; es gehört dazu ihre genaue und durchgehende Bezeichnung. Diese wurde erreicht durch ein vollständiges System von Wegweisern, die allmählich durch Steine ersetzt worden sind. Bald gelangte auch das Markierungssystem zur Anwendung. Es besteht darin, daß weite Strecken, die an ihren beiderseitigen Anfängen namhaft gemacht

sind, durch eine bestimmte Farbe oder Farbenverbindung, die an Bäumen, Steinen, Stangen, namentlich bei allen Wegteilungen in breiten, in die Augen fallenden Strichen angebracht ist, gekennzeichnet sind. So führt z. B. die Doppelfarbe Blaurot von der Josephinenhütte in Schreiberhau nach der Neuen schlesischen Baude, über den ganzen Kamm nach der Schneekoppe und über die Grenzbauden bis Schmiedeberg. Rotgrün beginnt am Petzer, leitet nach Spindelmühl, weiter den Franz-Josephsweg entlang nach Neuwelt und endet erst in Neustadtl. Ein einfacher roter Streifen weist von Brückenberg quer über das Gebirge hinweg nach der Hampelbaude, Wiesenbaude, den Hofbauden u. s. w. nach Hohenelbe. Auch zahlreiche andere Strecken sind in dieser Weise markiert.

Wie aus den angegebenen Beispielen ersichtlich ist, überschreiten diese Markierungen vielfach die Landesgrenzen. Es sind daher bei ihrer Herstellung der deutsche und der österreichische R.-G.-V. in gleicher, und zwar in einheitlicher Weise tätig gewesen. In den letzten Jahren hat sich den zwei genannten großen Vereinen auch noch der „Deutsche Gebirgsverein für das Jeschken- und Isergebirge", der seinen Sitz in Reichenberg hat, freundschaftlich angeschlossen und hat die Markierung von der preußischen Seite des Isergebirges auf die böhmische hinübergeführt. Ebenso ist unter Mitwirkung der jenseitigen Hauptvorstände durch das geographische Institut von Straube in Berlin eine Karte geschaffen worden, die sämtliche Wege des Gebiets mit ihren Farbenmarkierungen enthält und das Verständnis für deren Bedeutung erleichtert.

Der Wegebau am Fuße der beiden Gebirge ist Sache der Ortsgruppen, von denen jeder einzelnen ein festbegrenztes Gebiet zugehört. Ebenso arbeiten die Ortsgruppen, die die vom Gebirge entfernter liegenden Vorberge beherrschen. Ja, auch die im flachen Lande sind bemüht, ihrer Tätigkeit den Stempel des Gebirgsvereins aufzudrücken. Ruheplätze sind überall in großer Zahl geschaffen; nur auf dem Kamme selbst ist von der Errichtung solcher abgesehen worden. Zahlreiche Orientierungstafeln sind an den schönsten Aussichtspunkten angebracht.

Große Verdienste haben sich die Ortsgruppen durch die Herbeiführung amtlich bestätigter Taxen für Droschken und Führer erworben, so daß der Tourist auch nach dieser Seite hin gegen Übervorteilung gesichert ist. Welchen ungemein günstigen Wechsel haben ferner die Wohnungsverhältnisse für Fremde in sämtlichen Ortschaften des Gebirges erfahren. Aus manchen der früher so einfachen Dörfer sind Villenkolonien geworden; überall sind wenigstens freundlich eingerichtete Häuschen mit anmutiger Umgebung entstanden, wo sich der Erholung suchende Fremde auch für längere Zeit wohl fühlen kann. Auskunftsstellen in allen Orten vermitteln auf bequeme Weise an Sommerfrischler die vorherige Mietung von Wohnungen, sind auch bereit, auf sonstige Anfragen jeden möglichen Bescheid zu geben. Ferner haben einzelne Ortsgruppen, teilweis unterstützt durch den Hauptvorstand, wesentliche Vergünstigungen für das auf der Eisenbahn reisende Publikum erzielt, und zwar nicht nur im und nach dem Gebirge, sondern auch auf anderen Strecken, die zu besuchten Ausflugsorten führen, oder sie haben durch die Herbeiführung günstiger Eisenbahnverbindungen, die Einlegung neuer Züge und dergleichen manche wichtige Neuerung erreicht.

Neben dieser vielgestaltigen praktischen Arbeit im Verein ging von Anfang an eine rege geistige Tätigkeit, die als ihren wesentlichen Zweck die Erschließung des Riesen- und Isergebirges in geographischer, geschichtlicher, naturwissenschaftlicher Beziehung, ferner in bezug auf Sage, Sprache, Etymologie u. s. w. zum Gegenstande hatte. Die zahlreichen, in den meisten der Ortsgruppen gehaltenen Vorträge haben lediglich den Zweck, das Interesse für das Vereinsgebiet zu heben. Demselben Zwecke dienen die in vielen Ortsgruppen abgehaltenen Feste, sonstigen geselligen Veranstaltungen, Theateraufführungen, Ausflüge u. s. w. Ja die Begeisterung schuf poetische Erzeugnisse in den verschiedensten Formen, wie Lieder und Gedichte, Prologe, Singspiele, und erhob sich sogar bis zur vollendetsten Schöpfung der Muse, dem Drama. Die Anzahl der Bühnenspiele, die ihre Stoffe dem Riesengebirge entnehmen, ist schon nicht mehr ganz gering. Bedeutende Schriftsteller, wie Gustav Freytag, Gerhart Hauptmann u. a. haben mehr, als dies früher geschehen ist, das Riesengebirge berücksichtigt. Ebenso ist in der Tagesliteratur in Wort und Bild das Riesengebirge verherrlicht worden, indem man auf seine besonderen Schönheiten hinwies und dadurch das Interesse dafür in die weitesten Kreise trug. Die Zahl und Güte der „Führer" durch das Vereinsgebiet und der Spezialkarten für Touristen hat in entsprechender Weise zugenommen. Man kann jetzt bereits mit vollem Recht von einer Literatur des Riesen- und Isergebirges sprechen.

Daneben hat sich die moderne darstellende Kunst mehr und mehr dieses Gebietes bemächtigt. Ostern des Jahres 1897 war in Hirschberg eine Ausstellung von Ölgemälden, Aquarellen und Skizzen veranstaltet, deren Motive sämtlich aus dem Riesengebirge und seinen Vorbergen entnommen waren. Die außerordentliche Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der ausgestellten Bilder und ihre Ausführung gaben ein sprechendes Zeugnis dafür, daß sich auch unsere hervorragendsten Künstler mit Vorliebe dem Heimatlande zuwenden, und daß dieses in bezug auf landschaftliche Schönheiten in Deutschland eine hervorragende Stelle einnimmt.

Das geistige Band für alle Mitglieder des R.-G.-V. bildet das Vereinsorgan „Der Wanderer im Riesengebirge". Es wurde bald nach der Gründung des Vereins durch Theodor Donat ins Leben gerufen und enthält außer den Publikationen des Hauptvorstandes und den Vereinsnachrichten größere Abhandlungen, die das Vereinsgebiet in seinen mannigfaltigen Verhältnissen und Beziehungen zum Gegenstande haben. Die bis jetzt abgeschlossenen acht stattlichen Bände enthalten bereits ein Magazin über die wissenschaftliche und literarische Erforschung unserer Gebirge. Der „Wanderer im Riesengebirge" erscheint allmonatlich und wird an sämtliche Mitglieder des R.-G.-V. unentgeltlich verabfolgt.

Durch diese Gesamttätigkeit des R.-G.-V., die, man kann es wohl sagen, zumeist mit großer, selbstloser Hingabe an die Sache, ja mit Begeisterung geübt wird, ist das Interesse für das Riesengebirge in den weitesten Kreisen, ja über Deutschland und Europa hinaus geweckt und gestärkt worden. Infolgedessen hat der Besuch von Jahr zu Jahr zugenommen und jetzt eine ungeahnte Höhe erreicht. Die einfachen, bescheidenen Bauden waren natürlich bald zu klein; sie dehnten und verschönerten sich und suchten dem erhöhten Verkehr und den bedeutenderen Ansprüchen gerecht zu werden.

Der Fremdenzufluß ist aber auch noch in anderer Beziehung von der höchsten Bedeutung geworden. Immer mehr zieht sich das der Erholung bedürftige Publikum zu längerem Aufenthalte hierher. Wer geistig abgearbeitet ist, wessen Nerven, Lunge oder Allgemeinbefinden der Kräftigung und Erfrischung bedürfen, der findet diese in der ozonreichen, erquickenden Luft des Riesen- und Isergebirges. Hier lassen sich deshalb jährlich Tausende zum längeren Aufenthalte nieder und treten sodann neu gestärkt und frischen Mutes in ihre alltäglichen Verhältnisse zurück. Dieser außerordentliche Begehr nach Sommerfrischen hat, wie bereits erwähnt wurde, auf fast sämtliche Orte in unseren Gebirgen den günstigsten, in die Augen fallenden Einfluß ausgeübt.

Doch der Fremdenverkehr beschränkt sich keineswegs nur auf die Sommerszeit. Auch im Winter übt das Riesengebirge mit seiner über alle Beschreibung großartigen und wunderbaren Schönheit entschiedene Anziehungskraft aus. Alljährlich nimmt die Zahl der Hörnerschlittenfahrer zu. Im Winter 1898/99 betrug die Zahl der nach der schlesischen Seite abgefahrenen Hörnerschlitten ca. 3000, wovon auf die Hauptstrecke Peterbaude-Agnetendorf allein 1800 bis 1850 kamen. Und doch beschränkt sich dieser Sport nur auf die Zeit von Weihnachten bis spätestens Anfang März. Die Zahl der Sportschlittenfahrten vom Kamme ist eine ungleich größere. Dazu kommen die Schneeschuhläufer, die ebenfalls auf dem Hochgebirge das günstigste Gelände für ihre Übungen finden. Man sieht daraus, daß Rübezahls Reich auch im Winter recht belebt ist. Wem an einem glücklichen Tage die kristallene Pracht des Gebirges in ihrer ganzen Größe sich enthüllt hat, dem ist ein Bild ins Herz gedrungen, das sicher nie verlöscht. In den letzten Jahren haben sich daher auch Winterfrischler eingefunden, die an einem Orte wochenlang sich aufhalten und dabei den Wintersport in ausgiebigem Maße betreiben. Die Zahl dieser Winterfrischler hat in den letzten Jahren stetig zugenommen. Auch hier übt der R.-G.-V. seinen belebenden Einfluß durch die Erschließung neuer Schneebahnen und durch jegliche Förderung aller Arten des Wintersports aus.

So ist der R.-G.-V. die lebenerweckende Kraft geworden, die die Berge und die Täler unserer Heimat mit zahllosen Menschen erfüllt hat, die hier Freude und Erquickung für ihr Herz, Gesundheit und Frische für ihren Körper gefunden haben und noch finden.

O lieblich Tal, in dem die ganze Pracht
Und Schönheit der Natur sich offenbart:
Von guten Geistern sei Du stets bewacht,
Daß all Dein Reiz Dir ewig sei gewahrt!

E. Benedix.

P. Hoehne.

Ein Denkmal altschlesischer Dialektdichtung.

Ist auch die schlesische Dialektliteratur erst später zu einer gewissen Blüte gelangt, als manche andere, so gebührt doch dem schlesischen Dialekt der Vorzug, daß in ihm überhaupt die ersten größeren poetischen Versuche gemacht worden sind, daß gerade in dieser Mundart zum ersten Male der Dialekt im Gegensatz zum Schriftdeutsch zu künstlerischer Gestaltung kam. Es geschah dies durch Andreas Gryphius (Mitglied der zweiten schlesischen Dichterschule, geb. 1616 zu Glogau, gest. daselbst 1664) in seinem Lustspiel „Die geliebte Dornrose". Es tritt in den Werken des Dichters nicht als selbständiges Drama auf, sondern ist in die Akte einer anderen dramatischen Dichtung, nämlich des Gesangspiels „Das verliebte Gespenst", das in den Kreisen der Gebildeten spielt, eingefügt, wie es zu jener Zeit bei Aufführungen von Volksschauspielen Sitte war.

An die „Dornrose" vor allem dachte Lessing, als er schrieb: „Die schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen anderen Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichtungen bekommen haben".

Wohl existiert noch eine ältere Probe schlesischen Dialekts; denn in einer schon 1607 von dem Löwenberger Arzt Dr. Tobias Kober herausgegebenen Tragödie, die von den Taten „des Rittermeßigen Heldens Christoffs von Zedlitz, Hardeckischen Fehndrichs, Anno 1529 im Herbst- und Weinmonat bey wehrender Belägerung der Stad Wien" handelt, tritt ein Fuhrmann Hans aus Schlesien im Dialekt redend auf. Doch ist das Lustspiel von Gryphius, das Gustav Freytag als das beste vor Lessing bezeichnet, bedeutend wichtiger, einmal schon deshalb, weil es fast durchweg in schlesischer Mundart geschrieben und so also die älteste größere Probe des schlesischen

Dialekts und zugleich des mundartlichen Dramas*) ist, und zweitens wegen seines, im Vergleich zu den übrigen literarischen Erzeugnissen jener Zeit, wirklich poetischen Wertes.

Die Urteile über „Das verliebte Gespenst" gehen weit aus einander; die Bedeutung der „Dornrose" erkennen alle an. Wenn man die anderen, für unsere Zeit geschmacklosen, schwülstigen und bombastischen Dramen des Dichters liest, so berührt es ungemein wohltuend, wenn man endlich zu diesem volkstümlichen, durch seine Wahrheit und Schlichtheit fesselnden Lustspiele kommt.

Der Stoff ist gut erfunden; die Charaktere sind wahr und lebensvoll; die Darstellung ist frisch und lebendig und das Ganze von gesundem Humor durchweht. Daß hie und da verschiedene Derbheiten, ja sogar Roheiten vorkommen, ist allerdings nicht zu leugnen. Doch wenn man andere literarische Erscheinungen jener Periode entgegenhält; wenn man bedenkt, wie tief damals durch die Greuel des unheilvollen Dreißigjährigen Krieges die deutsche Nation in Zucht und Sitte gesunken war und Verkommenheit, Gemeinheit und Roheit im Übermaß sich geltend machten, und daß es endlich auch in damaliger Zeit als Grundsatz galt, jede im Drama auftretende Person ihrem Charakter entsprechend reden zu lassen: so wird das Maß des berechtigten Tadels auf ein Geringes zusammenschmelzen.

Das Lustspiel verdankt seine Entstehung einer äußeren Ursache. Es wurde zu Ehren der Braut des Herzogs Georgs III. zu Liegnitz und Brieg, Elisabeth Maria Charlotte, Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin von Bayern, gedichtet und bei ihrem Einzuge als Gemahlin des Herzogs in Glogau, am 10. Oktober 1660, aufgeführt. Gedruckt wurde es zum erstenmal 1661 zu Breslau, wie Professor Hermann Palm annimmt, der das Stück, „mit einer die Sprache und den Charakter beider Stücke ausführlicher behandelnden Einleitung" versehen, 1855 neu herausgab.**)

Im Jahre 1865 wurde das Stück in Breslau von neuem aufgeführt, worüber ein beigeheftetes Blatt in dem von mir aus der Breslauer Stadtbibliothek entliehenen Exemplar dieser Separatausgabe folgende, jedenfalls von dem Herausgeber herrührende Anmerkung enthält: „Aufgeführt wurde die Dornrose wol zum erstenmale wieder seit Gryphius zeit am 22. Febr. 1865 von einer anzahl mitglieder des schles. historischen vereins am stiftungsfeste des letzteren vor einem gewählten

*) In neuerer Zeit machten Versuche mit dem mundartlichen Drama: Rößler, R. („Der Tag von Lundby", dramatisches Bild), Heinzel, M. („Der Spinnabend", ein Bauernspiel, und „Unter der Christtanne", Weihnachtsbild), Hauptmann, G. („Vor Sonnenaufgang", „Der Biberpelz", „De Waber", „Hannele", „Fuhrmann Henschel"), Philo vom Walde („Die Dorfhexe", schles. Bauernkomödie), Langer, E. („Das Mohorn oder die Injurienklage", kom. dörfl. Szene, ebenso „Vetter Christian" und „Der Barometereinkauf"), Bauch, Herm. („Is Monopol oder Kupp muß ma hoan", humoristische Szene, „Wie der Schneider Lichtebloo aus Pitterschwale doch noch ohne seine Aale uff Brassel zum Turnfeste reest").

**) Andreas Gryphius. Das verliebte gespenst, gesangspiel, und die geliebte dornrose, scherzspiel, mit einleitung herausgegeben von Hermann Palm, lehrer am gymnasium zu Maria-Magdalena in Breslau. Trewendt und Granier. 1855. (Jakob Grimm schrieb dem Herausgeber hierüber einen Brief voller Anerkennung.)

publikum von herren und damen. Die befriedigung war eine allseitige. Das stück machte nach auslassung und umgestaltung der derbsten stellen einen höchst wirksamen effect. Veranlaßt war die aufführung vom herausgeber, der selbst als Mutter Salme figurierte. Lokal der saal in den räumen der vaterländischen gesellschaft auf der börse."

Der Inhalt des Lustspiels ist kurz folgender: Lise Dornrose, die Hauptperson des Stückes, eine sympathische Mädchenerscheinung, wird geliebt von Greger Kornblume, einem gutmütigen, aber in der Gefahr beherzten Burschen. Lise ist ihm geneigt, die Verbindung jedoch unmöglich, weil zwischen dem Vater Dornrosens, Jockel Dreyeck, und dem Vetter Gregers, Bartel Klotzmann, den dieser beerben soll und daher nicht gegen sich aufbringen darf, arge Feindschaft herrscht. Matz Aschenwedel, ein wüster Geselle, ist ebenfalls verliebt in Dornrose, die er, da sie ihm abgeneigt ist, durch Zauberei sich zuwenden will. Da das von der alten Kupplerin und Hexe, Frau Salome oder Salme, ihm angeratene Mittel nicht helfen will, sucht er sie durch Gewalt an sich zu bringen und überfällt sie in der Nähe eines Gebüsches; ihm wird aber von dem rechtzeitig zu Hilfe eilenden Kornblume gründlich heimgeleuchtet. Schließlich kommen alle Personen vor den Gutspächter „Wilhelm von hohen Sinnen", vor dem sich nun eine bewegte Szene abspielt, bis er endlich alle kraft seines Amtes zu Paaren treibt und die Verbindung Lise Dornrosens mit Greger Kornblume herbeiführt, ebenso aber auch Matz Aschenwedel zwingt, Frau Salome zu heiraten.

Zweihundertzweiundvierzig Jahre ist das Drama alt, und doch heimelt es den Leser an, als ob es unserer Zeit entstamme. Sind auch die Rechtsverhältnisse der damaligen Zeit von der jetzigen grundverschieden, so sind doch die Personen in ihrer Denk- und Handlungsweise dieselben. Mit besonderer Sorgfalt und Zartheit ist Dornrose gezeichnet. Unter den übrigen Personen sind als am besten gelungen zu bezeichnen Frau Salome und der Gutspächter oder „Arendator" Wilhelm von hohen Sinnen, an den in seiner Eigenart als Verdreher der Fremdwörter der Onkel Bräsig des Fritz Reuter erinnert. Unter der Reihe der humorvollen Episoden erscheint als eine der wirkungsvollsten das Gezänk der beiden Bauern Jockel Dreyeck und Bartel Klotzmann im ersten Aufzug, und man vernimmt mit Bedauern, daß nach neuerer Forschung diese Szene bis auf unbedeutende Abänderungen dem Stück „Die Lewendalers" des holländischen Dramatikers Joost van den Vondel († 1679) entnommen ist. Im weiteren ist das Drama eine selbständige Arbeit des Dichters.

Der Dialekt — diese Seite macht die Dichtung besonders wertvoll und interessant — ist mit Fleiß nach seiner damaligen Gestalt wiedergegeben. „Gryphius ging mit sorgfalt dabei zu werke, und wir haben keinen willkürlich und aufs gerathewol hingeworfenen jargon vor uns, sondern ein vortreffliches bild der echten bauernsprache nach form und inhalt" (H. Palm, Einleitung S. 29). Es ist der in seiner Heimat gesprochene, also der niederländische, speziell der Glogauer Dialekt (Palm, Einleitung S. 29, und Rößler, Vorwort zu „Schnoken", S. 26).

Hierfür liefert seine Neigung zu den Diphthongen ei und au hinlänglich Beweis; so liest man gestauhlen für gestohlen, reinte für regnete, Knaicht für Knecht, Rauck für Rock, Schaulze für Scholze, train für tragen, saul für soll, Raittig für

Rettich, Waig für Weg, raicht für recht. Doch ist die Eigenart der niederländischen Mundart keineswegs streng gewahrt. Ausdrücke, wie froin (fragen), Fro (Frau), gahn (geben), dervon (davon), gesahn (gesehen), hon (haben), gihn (gehen) deuten unzweifelhaft auf den oberländischen, den Gebirgs-Dialekt.

Trotz des hohen Alters weicht der Dialekt von dem heutigen nicht bedeutend ab; ja er ist ihm in vielen Stücken fast gleich, wie folgende Sätze beweisen: „Ich welde garne, wenn sie welde. Ober wenn de Braut nich Lust hot, se wird sälden Hochzig." (1. Aufzug.) — „Ober saht, war kimmt do hargestulpert?" (1. Aufzug.) — „Ich will a bisseln hie hinger da Boom traten unde hären, wasse draus warden wird." (1. Aufzug.) — „Die milckt mer de Kuh aus, wenn se uffen Acker gieht und frißt die Milch." (1. Aufzug.) — „Sihst de nich, doß ich a Schwardt ha? Ich dersteche dich unde dan irsten, dar mir in Wäg kummt, wu de nich 's Maul hälst." (2. Aufzug.)

Von fremden und, wie es scheint, verloren gegangenen Ausdrücken — Palm weist deren eine weit größere Zahl auf — seien hervorgehoben: Wu stahm? = Wie ist dem? Wie so? — Tümmertze = Gefängnis. — Nanne = Vater. — Kifeln = keifen. — Lützel = Teufel, Geier. — Hollüppern (holhippeln) = schmähen, lästern. — Gehaien = verspotten. — Zusaginge = Zusage.

In der Schreibung der einzelnen Wörter zeigt sich Gryphius recht inkonsequent. So schreibt er z. B. für sagen: sayn, sain, soyn und soin; für Haupt: Haut, Häytt und Heet; für Nachbar: Nookber, Nuckber und Nockber; für mein Lebtag: mey Lattige, Läbtige, Labtige und Lättige; für Kopf: Kopp, Kupp und Kupf; für mein: mey, mäy und mei; für Bauer: Boure, Paur und Bauer.

Interessant sind die Vergleiche, Bilder u. s. w., die an verschiedenen Stellen Anwendung finden. Greger Kornblume spricht, um seine Liebe in rechtem Maße anzudeuten: „Ich bin su vertifft uff Lise Durnrusen", und in seiner Ratlosigkeit und Sorge: „Wenn ich en andern Kopp wüste, ich schmisse dan wider de nächste Moure, das de Schirbeln rumbe springen". Jockel sagt, als er mit Bartel Streit beginnen will: „Wir welln mit enander aschneiden". Zu Kornblume spricht er, als dieser um seine Tochter anhält und dabei vor großer Erregung blaß wird: „Wirst de doch rutt wie enne tudte Leeche". Frau Salome will Kornblume von Lise abraten, da sie ihm für seine Verhältnisse nichts nützen würde, und drückt dies sprichwörtlich so aus: „Se wer der su viel nütze assem Farckel de Mütze". — „Stille mit der Fidel!" herrscht Wilhelm von hohen Sinnen Bartel an, damit er beim Richtspruch mit weiterer Einrede schweige.

Zum Schluß finde noch als Probe der in jener Zeit vielfach verbreiteten unsinnigen Hexen- oder Zaubersprüche ein solcher Spruch der Frau Salome Wiedergabe:

„Ach Hax, fax, max, stracks unde backs,
Ee neugeleet Ee unde jung Bine Wachs,
Fünff Still vum Raittige, vom Lobfrosche dos Fall
Seen gutt, seen gutt widers Kalde unde ßGrüne und ßGall.'*)

Hermann Bauch.

*) Das Grüne und Gelbe, Bezeichnung für das Fieber.

Wie der Kaiser heeßt.

Hei, doas ihs eim Hingerstübla
Heut a grußes Tischkeriern
Und a lustig Tossakloppern
Und a biese Reseniern;
Denn beim Koffee sitzt die Sauern
Heute mit der Poat Gebauern.

„Woas hust Du fern schiene Tosse!"
Fing de Sauern endlich oan;
„Woas hoot's do fer schiene Bluma
Und fer gruße Richla droan!
Und ringsrim die breeta Streefa
Liega drim wie guldne Reefa."

„„Aus der Stoadt brucht ich se miete
Zum Geburtstich fer menn Moan;
Siech, 's ihs woas ganz Aportes;
Do stieht ooch der Noame droan!
Keene Tosse ihs mer lieber;
Willst Dersch oansahn, hust se nieber.""

„Menner Seele! Franz Gebauer! —
Doch ihs doas nich wunderboar?
Denk, Dei Moan heeßt wie ei Östreich
Drüba ju der Kaiser goar!"
„„Wärsch doch eenzig, Muhme Sauer?
Heeßt der Kaiser ooch Gebauer?""

Wie ma Plie*) zeigt.

Der Wenzel-Schmied woar stork oam Holme,
Su woas benoamst wird eechelganz.
A schlug derbei an gude Klinge
Und zwoang an Gons bis uf a Schwanz.

Nu wurd a zu ner Huxt geloada,
Zum Vetter Dukter ei de Stoadt.
Durt sulda uxig Plie nu zeiga,
Weil's Seine su befählen toat.

A sullde wing schnabliern und trinka
Und leise losa wie uf Zinn**)
Und mit a Damen freindlich plaudern
Und ooch manierlich sie bedinn.***)

Doch wie se kaum beim Koffee soaßa,
Do woar ihm schunt der Plie egoal,
A tunkte mit em Barge Kucha
De Tosse laar halt siebamoal!

Do troat ihn Seine underm Tische —
Herrjeh, durchfuhr ihn do a Schreck!
Und flink noahm a de achte Tosse
Holb vul vom Maule wieder weg.

A sullde wing doch blußig trinka
Und och bedinn, doas sul ihm ei!
A schielt drum uf de seidne Nuppern —
Die kunnde ganz gutt oadlig sein.

Oan dar wulld a senn Plie nu zeiga:
Flink reckt a'r seine Tosse hie
Und klatscht se freindlich uf a Rücka:
„Ich maag nich meh — wulln Sie?"

Hermann Bauch.

Karl von Holtei,

der Begründer der schlesischen Dialektdichtung.

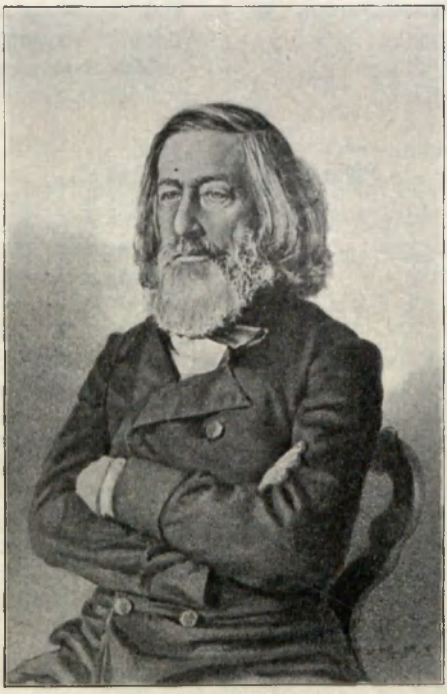
Gestorben am 12. Februar 1880.

Mit Gryphius hatte die schlesische Dialektdichtung einen kräftigen Anlauf genommen; doch war die Wirkung nur eine vorübergehende. Gryphius starb 1664, also wenige Jahre nach Herausgabe seiner „Geliebten Dornrose", und sein Beispiel in der

*) Bildung. **) Zehen. ***) bedienen.

mundartlichen Dichtung vermochte keine Nachfolger zu erwecken. Wohl hat nach ihm hin und wieder noch mancher schlesische Sänger seine bescheidene Stimme hören lassen; aber er sang und verstummte und ward vergessen, wie man auch Gryphius vergessen hatte.

Im Volke selbst war der Gesang allerdings nicht verstummt; dort sprudelte er als ureigener, nie versiegender Quell weiter. Wie wir ein hochdeutsches Volkslied haben, das einst mit wunderbarer Kraft aus verborgenen Tiefen hervorbrach und jetzt noch in tausendfachen herrlichen Blüten in den deutschen Landen Duft und Freude verbreitet und zu hundertfach verschiedener Gelegenheit klingt und singt in Feld und Wald, auf der Land- und Heerstraße, in stiller Einsamkeit und fröhlichem Beisammensein, bei ernster Arbeit und süßer Ruhe — von Volksfreude und Volksleid, von Meiden und Scheiden, von Vertrauen und Entsagen, von Treue und Untreue, von Abschied und Wiederkehr — bald neckisch und lustig, bald ernst und schwermütig, bald keck und derb, bald zagend und zart — so haben wir auch ähnlich eine schlesische Volkspoesie.



Kann sie sich auch nicht mit jener immergrünen und blühenden Volksdichtung an poetischem Gehalt, an Tiefe der Empfindung messen, so ist doch immerhin ihr Wert ein bedeutender, und es verdient diese große, im Volke verbreitete Menge von Liedern, Gedichten und Scherzreimen volle Beachtung. Sie sind eine wesentliche Seite des schlesischen Volkslebens, und wo es nicht mehr so ist, wo dieser Born echter Volkspoesie versiegt ist, da ist auch die echte „Schläsing“ nicht mehr.

Doch trotz dieser inneren, lebendigen Sangeslust des schlesischen Volkes blieb seine Poesie, eben weil sie ureigene Volkspoesie war, ohne kunstmäßigen Ausbau, ohne künstlerische Ausmalung und Schilderung, nur im Volke. Daher fand sie auch keine Beachtung, sondern eher Verachtung, wozu die Voreingenommenheit und Abneigung in den Kreisen der sogenannten Gebildeten gegen den Dialekt im allgemeinen nicht wenig beitrug.

Erst die dichterische Kraft Holteis vermochte es, den schlesischen Dialekt aus seinem Dunkel hervorzuziehen.

So viele Produkte auch seine Muse hervorgebracht hat, so hat doch keins seiner Erzeugnisse mehr Anspruch auf bleibenden Wert als gerade seine schlesischen Gesänge, in denen er so oft den echten, rechten Volkston zu treffen wußte. Die Zahl seiner

hochdeutschen Dichtungen ist eine große, und wohl geht ab und zu nach langem Zeitraume eines von seinen Lust- und Schauspielen noch einmal über die Bretter, z. B. „Lorbeerbaum und Bettelstab"; wohl wird „Christian Lammfell", der als der beste seiner Romane gilt, oder ein anderer von Literaturfreunden gelesen: im übrigen sind aber die Holteischen hochdeutschen Dichtungen zum größten Teil schon jetzt vergessen.

Anders seine mundartlichen Dichtungen! Die breite Masse des Volkes denkt bei dem Namen Holtei nur an seine schlesischen Gedichte. Sie sind heimisch geworden in allen Schichten des schlesischen Volkes und über Schlesien hinaus; sie haben den Namen Holteis erst populär gemacht. Das hat auch Holtei selbst empfunden. Während er über seine übrigen Dichtungen, namentlich seine Dramen, oft persönlich unbarmherzig abfällig urteilt, waren ihm seine schlesischen Gedichte immer lieb und wert, und es blieben diese seine Geisteskinder ihm liebe Genossen in seinen späten Tagen, als er sich von der Öffentlichkeit und ihrem geräuschvollen Treiben in die stille Zelle im Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau zurückgezogen hatte, um Ruhe zu finden. Und auch hier wußte die schlesische Muse noch einmal sich ihm freundlich zu nahen, und er schrieb ein letztes Gedicht für den Trewendtschen Kalender.

Holtei gebührt, wie schon angedeutet wurde, das große Verdienst, dem schlesischen Dialekt in der Poesie das Bürgerrecht erworben zu haben. Leicht ist es ihm nicht geworden; denn die Verachtung der „Bauernsprache" war zu groß. Gleichgiltig, mit Achselzucken, ja mit Spott wurden daher seine in dieser Sprache geschriebenen Gedichte empfangen; selten ist ein literarisches Erzeugnis so verächtlich aufgenommen worden als gerade dieses. Insbesondere gilt dies für die besseren Kreise der Gesellschaft. Äußerte doch, wie Rößler erzählt, eine hochgestellte Persönlichkeit Schlesiens, als Holtei 1830 seine Gedichte in erster Auflage erscheinen ließ, obgleich Goethe sie sehr beifällig beurteilt hatte, ungefähr folgendes: „Der Holtei ist ja ein ganz guter Kerl; seine kleinen Lustspiele sind ja auch recht nett; aber mit seinen schlesischen Gedichten hat er doch eigentlich uns Schlesier vor ganz Deutschland lächerlich gemacht". Daher ist es auch erklärlich, daß zwanzig Jahre vergingen, ehe Holtei an eine zweite Auflage denken konnte, und dabei schreibt er noch im Vorwort zu dieser Auflage 1850: „Der Verleger derselben, mein alter Freund, hat mir gütigst gestatten wollen, jetzt eine zweite Auflage zu veranstalten." Seit 1850 aber folgte rasch Auflage auf Auflage, so daß heute bereits die zwanzigste erschienen ist.

Die erste Anregung zur mundartlichen Dichtung erhielt Holtei durch Hebel, dessen „Allemannischen Gedichte" auf ihn einen mächtigen Eindruck machten. Darum wendete er sich auch an erster Stelle in seinen Gedichten an ihn mit einem tief empfundenen Widmungsgedicht „An a Hebel", dessen Anfangsverse lauten:

„Dihch, Du seltsamer Mann, hatt' ihch im Sinne und Härze,
Weil ihch Der wullte partu a Briefel wullt' ihch Der schreiben,
Und do wullt' ich Der schicken de ganzen schläfschen Getichte;
Wullte sprechen zu Dir: A Häbel bist De gewäfen
Für die Liederle hie! Denn nimmermeh hätt' ihch gesungen
In där schläfschen Weise, hätt's nich alemansche Getichte."



An Schlesien hing Holtei mit ganzem Herzen, und mochten ihn die Schicksale seines Lebens führen, wohin sie wollten, von Breslau kreuz und quer durch ganz Deutschland, nach Paris, nach Graz, Wien und Prag, nach Riga — immer begleitete ihn auf seinen Irrfahrten die Sehnsucht nach der Heimat, nach den einschmeichelnden Lauten heimischer Sprache.

„Wahs frembde war, verfleugt vur Spreu im Winde,
Wahs heemlich blib, hältst De im Härze warm;
Du tust dermite wie mid annem Kinde,
Wie anne Mutter schleppst De's uff em Arm
Und singst em Deine eegnen Kindertreeme —
Jedwedes Liedel reimt sich uff Derheeme."
„Ehb uf a Stirbs ihch gihn tu, muhß ihch heem."

Holtei kennt seine engere Heimat, Land und Leute, Charaktere und Gebräuche ausgezeichnet; darum sind auch seine Gedichte — abgesehen von vielen Gelegenheitsgedichten — treue Spiegelbilder schlesischen Lebens. Die Sprache ist fließend, die Darstellung voll origineller, komischer Bilder. Sie sind nicht Übersetzungen aus dem Hochdeutschen, sondern sie sind schlesisch gedacht und empfunden. So gern er dem Humor die Zügel schießen läßt, so schlägt er doch auch oft einen ernsten und gemütvollen Ton an; immer aber weiß er den Leser zu fesseln.

Welch köstlicher Humor liegt nicht in den Gedichten: „A Schöpsechristel", „Sassafras und Sassaparille" und „Anne Prise?" Wie viel hundertmal sind diese und andere Gedichte schon auswendig gelernt und zur Erheiterung vorgetragen worden, und wie oft noch werden sie vorgetragen werden!

Welch tiefe Empfindung dagegen spricht sich aus in dem Gedicht: „Suste nischt, ack heem", und wie innig sind darin Ernst und Humor verschmolzen; ebenso auch in: „'s Nasequetschel". Wie ergreifend ist die Erzählung der Christbäumchen verkaufenden Witwe in: „'s Christbeemel", und welche rührende Dankbarkeit und kindliche Naivität zeigt der alte Kutscher in: „Mid allen Vieren".

Eins der ältesten Gedichte ist: „De Summerkindel", worin er einige von den uralten schlesischen Volksliedern einflicht, die am sogenannten Sommersonntag (Lätare) von den Kindern gesungen werden. Wie liebe Bekannte aus der Jugendzeit heimeln sie den Leser an; denn wer hätte nicht einst mitgesungen, wenn nicht im Schwarme der herumziehenden Jugend, so doch zum Vergnügen daheim:

„Rute Rusen, rute,
Blühen uf em Stengel,
Der Herr is schien, der Herr is schien,
De Frau is wie a Engel.
Kleene Fischel, kleene
Schwimmen uf em Teiche;
Der Herr is schien, der Herr is schien,
De Frau is wie ne Leiche.
Der Herr där hot anne huche Mütze,
A hoat se vull Tukaten sitzen,
A wird sich wul bedenken,
A wird mer wul was schenken?"

Auch für die Schilderung landschaftlicher Bilder weiß Holtei den Dialekt trefflich zu verwerten, so in dem Gedicht: „Obernigk", worin er, wie in noch einigen anderen Gedichten, den Hexameter anwendet, der ihm, trotz der anscheinenden Schwierigkeit, nicht übel gelungen ist.

Was die Form des Holteiſchen Dialekts anbetrifft, ſo muß zugeſtanden werden, daß ſie vor dem kritiſchen Urteil eines Dialektkenners nicht ſtandhalten kann. Holtei ſelbſt ſagt: „Ich habe mir Ausdrucksweiſe und Schreibart gewiſſermaßen ſelbſt geſchaffen“. Ein Teil der Bewohner der Kleinſtädte ſpricht wohl ungefähr ſo — darum nennt Rößler den Holteiſchen Dialekt nicht mit Unrecht „Städter-Gemeinſchleſiſch“ — doch genau ſo, wie Holtei ſchreibt, wird nirgends in Schleſien geſprochen. Dennoch aber muß zugegeben werden, daß er trotzdem das Gepräge des ſchleſiſchen Volkscharakters trägt und von jedem Schleſier verſtanden wird.

Hermann Bauch.

Saſſafras und Saſſaparille.

Gedicht von K. von Holtei.

De gnäd'ge Frau ruft zum Fanſter naus:
Wu is der Braſſelſche Bote?
„Do drunden ſtiht a am Gärtnerhauſ'
Und wurgt an ſe'm Frühſtücksbrote.“
He, hir' amal, Spille, mei Hundel is krank,
Gih fix ei de Staht nei, Spille,
Und feedre Dihch uf Deinem Gang;
Hul' Saſſafras und Saſſaparille.

Mei Spille giht und ſchwadreniert
Im Gihn die dunner'ſchen Wohrte;
Se gihn i'm vum Munde als wie geſchmiert.
Nu is a am rechten Ohrte;
Nu rufft a zum kleenen Fanſterle nein
Mit großem Praaſch, der Spille:
Herr Abdecker, wihl a ſu gutt wul ſein?
„A ſaſſ', a fraſſ', a hatt' anne Prille!“

Der Herr Alp'theker, in guder Ruh,
Aſſ juſt anne Putterſchnitte
Und ooch a Kannewürſchtel derzu —
(Seine Prille hott' a immer mite)
Där hürt nich gutt, weil a juſte kaut,
Und ſpricht: Hä, wahs is ſei Wille?
Do ſchreit der Spille irſchte recht laut:
„A ſaſſ', a fraſſ', a hatt' anne Prille!“

Do reckt der Alp'theker de rechte Fauſt
Zum Fanſterle naus: „Du Uchſe!“
Und gibt i'm eene, daß's uck ſu ſauſt
Und ſpricht: „Du Lümmel, nu muckſe;
Was ſchiert Dihch meine Prille, Du Viech,
Do gih und verſchluck nu die Pille;
Do gih, Du Räkel, im Gihn do ſprich:
A ſaſſ', a fraſſ', a hatt' anne Prille!“

Mei Spille ſchüttelt wul a Kup,
De Zähne tun i'm nich ſüſſe;
A ſa't: die Medezin is gar grub;
Derweilen rührt a de Füſſe,
Und wie a kümmt zur Herrſchaft 'naus,
Do giht a in aller Stille,
Zum Hundekürbel, zerrt's Möpſel 'raus:
„A ſaſſ', a fraſſ', a hatt' anne Prille!“

Und ſchlä't, als wär'ſch anne Mandel Kurn
Und ſchlä't, als ſöllt' a ſe dräſchen!
De gnäd'ge Frau in vullem Zorn
Rufft a Jäger, a ſul 'n präſchen!
Der Jäger kallaſcht i'n, wie nich geſcheit,
('s war wul ſei Freund nich', der ſille!)
Der Spille mit bluttiger Guſche ſchreit:
„A ſaſſ', a fraſſ', a hatt' anne Prille!“

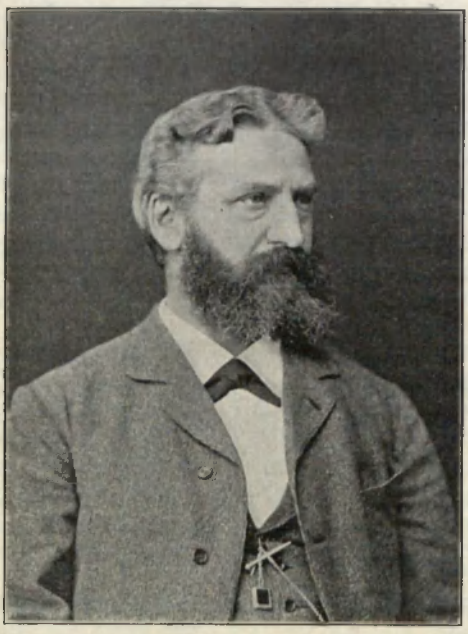
Und wie a nu derheeme war,
Do tat ſich die Sache äntſcheiden:
Zum Narren geha't h'an ſ'in manches Jahr;
Sei' Läbelang mußt a's derleiden.
Wenn a mit Seiner geurbert hat,
Do ſprach ſe: Du ſei mer ack ſtille,
Suſte ſchick ich Dich glei' wieder nei ei de Staht,
Nach Saſſafras und Saſſaparille.

Robert Rößler.

Geſt. am 20. Mai 1883.

Was Holtei begonnen, ſuchten talentvolle Jünger auf dem mühſam errungenen Felde weiterzuführen. Unter ihnen ragt beſonders Robert Rößler hervor. Wie Holtei hing er mit ganzer Seele an ſeiner lieben, ſchönen Heimat und war ein warmer Freund des ſchleſiſchen Volkes.

„Und wärſch wu anderſch ooch noch ſu ſchien,
So kaan doch niſcht über de Schläſing giehn!"



Dr. Rößler

Im Volke aufgewachſen, ausgeſtattet mit offenem Auge, vorzüglicher Beobachtungsgabe, reicher Phantaſie, einem warm fühlenden, empfänglichen Herzen und einem unverwüſtlichen Humor, war Rößler zum ſchleſiſchen Volksdichter geſchaffen wie ſelten einer, und ſo finden wir auch in ſeinen Werken wie in einem Spiegelbilde getreu die echte „Schläſing" wieder. Geſchickt weiß er die Stoffe aus dem Leben herauszugreifen. Überall iſt er bekannt, in jedem auf dem Dorfe zu findenden Orte, vom Stalle und dem Gemeindehauſe bis zur Wohnung des Gutsherrn. Jede Tätigkeit weiß er zu beſchreiben, weiß zu ſagen, wann, wo und wie ſie am beſten verrichtet wird; allen Schattierungen der Bevölkerung hat er die ihnen eigene Denk- und Handlungsweiſe abgelauſcht, von der ausgelaſſenſten Luſtigkeit bis zum erſchütterndſten Schmerze.

Frühzeitig ſchon regte ſich das dichteriſche Talent in dem jungen Rößler. Fällt doch die Entſtehung des prächtigen humoriſtiſchen Gedichtes „Bibelverſche" in ſein ſiebzehntes Lebensjahr. Rößler war damals Schüler des Breslauer Maria-Magdalenen-Gymnaſiums. Überblickt man die Menge der Werke, die Rößler in kurzer Zeit neben ſeiner Berufstätigkeit (als Rektor der Höheren Bürgerſchule in Striegau und Direktor des Realgymnaſiums in Sprottau) geſchaffen hat, ſo muß man über ſeine Produktionskraft erſtaunen. Innerhalb ſechs Jahren erſchienen: „Schnoken" 1877, 1879; „Närrſche Kerle" 1878; „Schläſche Durfgeſchichten" 1879, 1880, 1881; „Durf- und Stoadtleute" 1880; „Wie der Schnoabel gewaxen" 1881; „Gemittliche Geſchichten" 1882; „Aus Krieg und Frieden" in zweiter, vermehrter Auflage 1882 (die erſte Auflage war ſchon 1867 erſchienen) und „Mein erſter Patient" 1883.

Dabei erfreute sich der Dichter keineswegs einer ungestörten Gesundheit, wozu seine übergroße Tätigkeit sicher nicht wenig beigetragen hat. „Leider kann ich nicht mehr so schaffen, wie ich wohl gern möchte, da der Körper und mehr noch der Geist dringend eine Pause nötig haben", so schrieb Rößler am 1. Januar 1882 an den Verfasser dieser Zeilen, und doch konnte und mochte er nicht ruhen. Immer wieder drängte es ihm die Feder in die Hand; neue Gestalten und Bilder schwebten ihm vor — er mußte dichten.

„Redt, wie=t=ir wullt, ich koan's nich luſſen;
Ich treib's und wärſch mei Unglück wärſch.
Verzeiht's de Welt nich, Gott verzeiht mirſch:
Mach nämlich gern an — ſchlä'ſchen Verſch."

Ist es Holteis unbestreitbares und wohl auch unbestrittenes Verdienst, die schlesische Dialektpoesie eingeführt zu haben, so ist es Rößlers nicht zu bestreitendes Verdienst, die Dichtung in schlesischer Prosa, wenn auch nicht als erster eingeführt — den Anfang machte Friedrich Zeh, Waisenhauslehrer in Wüstewaltersdorf — so doch fest begründet zu haben, und zwar gegen den Wunsch Holteis. Dieser war, obgleich Dialektdichter mit ganzem Herzen, doch ein Gegner der schlesischen Prosa. Die schlesische Mundart war ihm lieb, sehr lieb; er benützte sie sogar — besonders in seinen letzten Lebensjahren — gern als Umgangssprache; mit dem Gedanken jedoch, sie geschrieben zu sehen, wollte er sich nicht befreunden, obgleich Fritz Reuter durch seine unübertroffenen Erzählungen längst den Beweis geliefert hatte, daß die Mundart sich für die Prosadichtung sogar ausgezeichnet eignet.

Rößlers Haupterfolge liegen mehr auf dem Gebiete der schlesischen Prosa als der Poesie; doch sind auch seine Gedichte so trefflich gelungen, daß ihnen in unserer heimischen Dialektliteratur einer der vordersten Plätze gebührt. Sie sind reich an poetischen Schönheiten, volkstümlich und doch künstlerisch gestaltet. Bald heiter und frisch, bald ernst und wehmütig, versetzen sie uns in die verschiedensten Stimmungen; das heitere Element hat freilich den Vorzug. Dabei ist die Form der Darstellung meist geschmeidig, die Sprache fließend, so daß sie mit Recht neben die Gedichte Holteis gestellt werden dürfen. Unter der großen Menge seiner Gedichte verdienen als besonders gelungen hervorgehoben zu werden: „Der heel'ge Obend", „Der Nußboomkrause", „De Laderwetzka". „Ock immer hübsch deutsch", „Die Leiden der Armut", „Ufm Rückmarsch", „Der resolute Schulze". Zwei der weitaus besten Gedichte, die gewiß auf jeden Leser einen tiefen Eindruck machen werden, sind: „Kumm ock, kumm" und „'s letzte Quottier". Proben führe ich nicht an; man muß das Ganze lesen, wenn die Gefühle wach werden sollen, die der Dichter in uns wecken wollte.

Wenn aber der ausgelassene Humorist auch solche Töne anschlägt, dann muß man ihm zugestehen, daß seine Begabung keine einseitige, daß er ein echter Dichter ist.

Wohl hat Rößler seinen Ruf durch humoristische Schriften begründet; denn als „De Martinsgons" und „De Sammelwuche" mit ihrem drolligen, urkomischen Humor ihren Rundgang durch unsere Heimat machten, da wurde auch der Name Rößler populär, und wer kennt nicht seine „Närrschen Kerle" und „Gemittlichen Geschichten",

in denen allerdings der übermütige, sich überschlagende Humor schon in ruhigere Bahnen eingelenkt ist. Doch dürfte seinen spezifisch humoristischen Schriften, obwohl er damit einen so großen Erfolg errang, nicht der erste Preis zuzuerkennen sein. Höher als diese möchten wir vielmehr die mehr ernsten Dichtungen stellen, vor allem die „Schläschen Durfgeschichten", in denen er mit Liebe und Sorgfalt Charaktere zeichnet, und in denen das reine, echte, tiefe schlesische Gemüt zum lebendigen Ausdruck kommt.

Hierin zeigte Rößler, daß er mitten im Volke stand, dem er seine Gestalten entnahm. Die etwas starrköpfige, „kuraschierte", treu liebende „Milinka" in „Der Feind im Hause", die ebenso treue, sanfte „Leene" in „Freipauersch Tochter", die liebliche „Dore" in der gleichnamigen Erzählung, der scharf und markig gezeichnete, hartherzige „Lorenz" in „Aus der Sache wird nischt" — sie alle sind trefflich gezeichnete Gestalten, lebenstreu und lebensvoll.

Mit ähnlichen Vorzügen sind auch die prächtigen Idylle ausgestattet, wie beispielsweise „'s Christkind". Da ist Leben und Empfindung und getreue Schilderung schlesischen Familienlebens. Bis ins kleinste ist die Zeichnung durchgeführt und interessant. Es ist ein schönes Stück Heimat, das uns der Dichter malt, und je länger man den Beschauer spielt, desto getreuer tritt auch das Ganze entgegen; man empfindet mit und fühlt sich im Geiste unter die fröhliche Menge versetzt.

Viel zu früh ist der Dichter heimgegangen. Gewiß hätte seine Muse uns noch mit mancher frohen Gabe beschenkt, hätte der Tod ihm nicht (im Alter von nur 45 Jahren) ein so jähes Ende bereitet und ihn mitten von der Bahn gerissen. Was er aber geschrieben hat, das sichert ihm in seiner geliebten, schönen „Schläsing" ein ehrenvolles Andenken für immer.

„Suche jeder sich a Plätzel,
Draus kee Neider ihn vertreibt."

Das tiefe Bedauern, die große Teilnahme bei dem plötzlichen Hinscheiden des verehrten schlesischen Sängers zeigte deutlich, daß er dieses sein Wort wahr gemacht, daß er sich ein Plätzchen gesucht und erworben hat, aus dem kein Neider ihn vertreiben wird: ein Plätzchen in den Herzen seiner schlesischen Landsleute.

Und so wollen wir denn, uns zum Sporn, schließen mit dem lieblichen, den Grundsatz des Rößlerschen Wesens wiederspiegelnden Motto, das er seinen „Gemittlichen Geschichten" vorangesetzt hat:

„Und weil ber, doß ber Schläsinger sein,
Do wull ber och allerwägen
De schlä'sche Treu und Gemittlichkeet
Mitsommen hägen und flägen;
Uf der weiten Welt is se nernt su bekannt
Wie bei üns im gemittlichen Schläsierland."

Hermann Bauch.

Kumm ock, kumm!

Gedicht von R. Rößler.

Wie mei Sälger noch im Läben,
's woar 'm a verlorner Tag,
Wenn a mihch nich ei der Wirtschoft
Üm sich rüm hantieren sag.

Überoal, im Feld, derheeme,
Ohne mihch kee Glück, kee Stern;
Kunnd a mihch nich sahn mit Oogen,
Hurt a doch de Stimme gern.

Loag ich krank im Bett dernieder,
Olles ging 'm schief und krumm,
Boat, wenn's holbig besser wurde:.
„Meestern" boat a, „kumm ock, kumm!

„Meestern, kumm ock, liebe Meestern!"
Och wie ust hoa ich's gehurt,
Und ich hür'sch und hür'sch noch immer,
Seit a tut ihs, seit a furt.

Seit ich a verlussen Weib bien,
Seit ich alt, gebeegt und krumm,
Immer lauter hür ich's russen:
„Meestern, liebste Meestern, kumm!"

Jeden Sunntig gieh ich traurig
Uf a Kirchhof zu sem Groab,
Und wenn ich mich soat gestennt hoo,
Wank ich langsum heem am Stoab.

's ihs zahn Joahr schunt, doß ich wandre,
Überoale rufft a: „Kumm!"
„Noch ne Weile, Moan; ich kumme,
Ruhe bei Dir still und stumm."

Asu schleppt die ale Mutter
Sich ooch heut zum Kirchhof hien;
's ihs der irschte Frühlingssunntig,
Draußen wird de Soate grün.

Nieder kniet se, bat't und härmt sich:
„Meestern", hürt se, „kumm doch, kumm",
Und se nickt: „Ich kumm, ich kumme",
Und dernoachert is se — stumm.

Frisch vom Berge koam der Windstuß —
Woahrt euch vur der Frühlingsluft!
Denn der Frühling und der Meester
Hoan de Meestern obgerufft. —

Der Nußboom-Krause.

Gedicht von R. Rößler.

Ei insem Durfe im letzten Hause,
Do wohnt a' Moan, und där hieß Krause;
Asu genennt 'n Kleen und Gruß,
Ollengen hieß a „der Krause" bluß.
Bei Bürnähm woar a, wie bei Geringe,
Halt „der Herr Krause". Gutt dam Dinge! —

Bestand hoat oder nischt uf Erden;
Dahie sullt's ooch noch andersch werden.
Denn's Schicksoal salber mengte sich nei:
's zug noch ee Krause eis Dörfel rei —.
Nu hieß natierlich jeder vo beeden
„Herr Krause". Wie sullt ma se unterscheeden?

Ei insem Durfe oder die Leute
Sein nich vo gestern und nich vo heute,
Vo Tulpe sein die sicher nich,
Die schofften Roat und holsen sich.

's stoand juſtement vor Krauſes Hauſe,
(Vurm Hauſe nämlich vom irſchten Krauſe)
A recht hübſcher Nußboom ſtoand.

Der Unterſchied loag uf der Hand!
Se hießen da Krauſe (erſcht vur Spoß,
Dernoachert woar'ſch ſchunt nich meh doas,
Denn's wurde ernſt juſt aus der Flauſe),
Se hießen in halt a „Nußboom=Krauſe",
Und weit und breet im ganzen Land
Woard a als „Nußboom=Krauſe" bekannt. —

Der zweete Krauſe woar a Koofmann,
Und doas wißt ir ju: „A Koofmann a Loofmann".
's ihs ſchlimm, wenn der Menſch kee Glücke hoat,
Där ſchluß de Bude, wurde paukroat
Und hoat ſich ei 'ner finſtern Nacht
Amol ſtockſtille furtgemacht;
Niſcht ließ a wie Schulden zuricke. —

Dam irſchten Krauſe ſchien's a Glicke;
A grämte ſich zwoar über ſen Noamen,
Sugoar die Kinder, diede koamen
Zum Summerſuuntige, ſchriegen im Hauſe:
„Grüß Euch Goot, Herr Nußboomkrauſe."
Doch hufft a nu uf olle Murd,
Doß ha, weil der andre Krauſe furt,
Da verdommten Spitznom' würde verlieren,
Und weil a'n länger nich wullde hieren,
Do hoat a da Boom (a woar 'm vertrackt),
Ei einer Nacht glott weggehackt.
Schlau ducht' a, ihs erſcht vurm Hauſe reen der Fleck,
Bleibt wull der Nußboom ooch vurm Krauſe weg.

Onorgſpitzen! Ei inſem Durfe die Leute
Sein eemol nich vo geſtern und heute.
Die ließen ſich nich necken und norrn,
Und ſiffig, wie ſie ebenſt worn,
Do hießen ſe da ormen Moan
(Woas ſohl ich euch noch wetter ſoan),
Weil a obgehackt a Boom vurm Hauſe,
A obgehackten Nußboomkrauſe;
Und's Weib (nu denkt euch bluß die Flauſen!)
Die hieß de obgehackte Nußboomkrauſen.
De Sühne und de Töchter gar nich minder
De obgehackten Nußboomkrauſekinder.
Aſu blieb's bei Vürnähm und Geringe,
Und domiet baſta. — Gutt dam Dinge! —

Heinrich Tschampel.

Gestorben im September 1849.

Nächst Holtei und Rößler verdient unter den abgeschiedenen schlesischen Dichtern Heinrich Tschampel hervorgehoben zu werden. Ist er auch kein hervorragender Dichter, so gebührt ihm doch unter den Dichtern seiner engeren Heimat Schlesien immerhin eine achtungswerte Stellung.

Man kann ihn den ältesten Schüler Holteis nennen; denn er ist der erste, der nach Holtei mit mundartlichen Dichtungen in die Öffentlichkeit trat, und er sagt selbst, daß er vor allem durch Holteis Gedichte angeregt worden ist, sich auch in der mundartlichen Dichtung zu versuchen. Er schreibt: „Als ich einige von Hebels allemannischen Gedichten und Karl von Holteis Gedichte in schlesischer Sprache zu lesen bekam, stellte ich mir die Frage, ob sich denn unser Gebirgsdialekt nicht auch, und vielleicht vorzüglich, zur poetischen Bearbeitung eigne. Ich machte Versuche, und diese fanden mehrseitigen Beifall, was mich zu neuen Bestrebungen anregte. So sind die einzelnen Blüten zum Sträußchen geworden, das ich, von vielen Seiten, selbst von hochgestellten Männern dazu aufgefordert, meinen lieben Landsleuten als anspruchslose Gabe vorzulegen wage."

Dies geschah im Jahre 1843. Gern hätte er, wie er im Vorworte seinen Lesern versprochen hatte, noch ein zweites Bändchen Gedichte der Öffentlichkeit übergeben; doch der Tod verhinderte ihn daran. Dafür hat sich aber die erste Sammlung weit und breit in ganz Schlesien zahlreiche und treue Freunde erworben, und heute noch erfreuen sich die Gedichte des liebenswürdigen und anspruchslosen Poeten der alten Beliebtheit, so daß die Verlagshandlung (L. Heege, Schweidnitz) 1887 die fünfte Auflage veranstalten konnte, die von Max Heinzel mit einem ansprechenden Widmungsgedicht bedacht worden ist.

„Drüm wird Dei hübsches, kleenes Büchel
Zum fünftenmol itz' ufgelät,
Seit Dich der Tud mit senner Sichel,
Ols wie a'n Holm derniedergemäht.
Wie Dich de Schläsing äftemiert
Und übersch Groab naus stille veriehrt,
Doas is's, woas mich vu Härzen frät."

Tschampel beherrscht den Dialekt meisterhaft, und das ist bei ihm, einem geborenen Oberschlesier, um so mehr anzuerkennen. Er lernte, als er von Oberschlesien als Lehrer nach Quolsdorf versetzt wurde, speziell den Dialekt (Gebirgsdialekt) um Freiburg kennen. Er hat ihn nicht verallgemeinert und sich zurechtgestutzt, wie Holtei es mit seinem Dialekt getan hat; sondern er bringt ihn so zum schriftlichen Ausdruck, wie er ihn aus dem Munde des Volkes vernommen hat, und wenn er auch hie und da sich einige Variationen gestattet, so ist doch im wesentlichen jener lokale Dialekt überall vom Dichter streng durchgeführt. Ihn hatte darum auch Holtei sicher an erster Stelle im Auge, als er schrieb: „Wohl weiß ich, daß sich in

verschiedenen anderen Gedichten ähnlicher Gattung, die sich seit dem ersten Erscheinen der meinigen einfanden, eine entschiedenere Schreibart dartut als bei mir."

Holtei war darin gar sehr nachsichtig. Spricht er doch: „Und sollte nicht auch bisweilen dem Reime zu gefallen eine Änderung gestattet sein, wenn sie nur nicht unwahr klingt!" Wo aber hört die Grenze des Wahren auf und fängt die des Unwahren an? Der Charakter des echt Schlesischen kommt jedenfalls dabei immer in Gefahr.

Tschampel liebt den mehr ernsten und ruhig einherschreitenden Rhythmus; um so mehr überrascht er, wenn er auch einen leichteren, beweglicheren Ton anschlägt, z. B. in „Ei der Fremde".

„Wenn de Starnla blinka,
Wenn der Mond tutt winka,
Ward mer wuhl und wieh.
Tu zur Farna blicka,
Hamfalln Grüsse schicka
Zu der Liebsta hie."

Ebenso in „De Karms".

„De Karms ihs gekumma,
De Arnt' ihs verbei;
Der Poß tutt schunt brumma,
De Geige stimmt ei.

Klanetta, Trumpeta —
De Muhsik ihs ganz,
De Hörner, de Flöta,
Se spielen zum Tanz."

Um Stoffe ist der Dichter nicht verlegen; sie fließen ihm aus dem täglichen Leben in reichlichem Maße zu, und wiederholt wird das ergriffene Thema zum Anfangsgliede einer Reihe nachfolgender Stoffe. Aber gerade dadurch schafft er sich oft recht spröde und schwere Aufgaben. Hat er beispielsweise den Sonntag besungen, so läßt es ihn nicht ruhen, bis auch der Montag und Dienstag und die folgenden Tage der Woche Gegenstand eines Gedichtes geworden sind. Zweifellos sind doch aber nicht alle Tage zur poetischen Behandlung gleich geeignet. Ist ihm ein Gedicht über den Frühling gelungen, so müssen auch Sommer, Herbst und Winter besungen werden. Hat der Schmied sein Lied erhalten, dann darf auch der Schuhmacher, Schneider und Müller nicht fehlen. Daß unter diesen Umständen die einzelnen Poeme nicht gleichwertig sein können, ist leicht einzusehen; neben wirklich Gutem finden wir auch manches weniger Gelungene.

Kürze und Knappheit der Darstellung ist dem Dichter im allgemeinen nicht eigen; doch sind auch hiervon Proben vorhanden, z. B. „Der Trache", „Wenn ich a König wär'", „Hons, wu biste de denn?", „Do derschrickt ma" und „Der Harig". Er liebt mehr die breitere, gemütvolle, behagliche Darstellung, und wenn er schließlich auch manchmal zu breit wird, so folgt man ihm doch gern, da man durch die Naturwahrheit des Gebotenen dafür entschädigt wird.

Diese packende Wahrheit, diese treue Schilderung der Wirklichkeit erhält in verschiedenen Gedichten noch einen besonderen Wert durch eine angefügte Nutzanwendung, die dabei niemals derart erscheint, als werde sie dem Leser aufgedrängt.

Als in dieser Richtung besonders wirksam erscheint das Gedicht „De Branntweinflosche", worin der Dichter in humoristischer Weise einen Trinker seine „liebe Branntweinflosche" besingen läßt, das er aber plötzlich mit dem mahnenden Kehrbilde schließt:

„Halt, Freind, doas Lied ihs no ne aus. —
Wu hust de denn dei schienes Haus,
Woas dir dei Voater schuldenfrei
Verlohn, und Wies' und Feld derbei?

Doas Flaschla hoot dich drim gebrucht!
Gelt, su woas hust de ne geducht?
Guck nei eis Flaschla, schlickersch aus,
Viellechte kimmt dei Hoisla raus!

Alleen' dir warn de Auga noß. —
Doas ihs ane teure Branntweinflosche doas!
Drim schließt doas Lied vam besta su:
„Du gorscht'ge Branntweinflosche du!" —

Ebenso der Wirklichkeit entsprechend und sicher nach lebenden Mustern gezeichnet, sind „Dar biese Moan" und „Der gude Moan". Eine treffliche Satire, die dem Dichter sonst fremd ist, enthält das Gedicht „A ahles Recht", und zwar auf den „Hofedienst".

In „Obschied und Wiedersahn" versucht er sich auch im Berliner Dialekt und nicht ohne Erfolg. Im schönsten Schlesisch nimmt der zum Militär einberufene „Korle" von seiner „Onne-Lise" Abschied; doch beim Wiedersehen ist keine Spur mehr davon zu merken. Wenn er der ihm in derselben treuherzigen Weise begegnenden „Onne-Lise" gegenüber plötzlich herausplatzt:

„Juten Dach, mein schönes Kind!
Muß man sehen, was du machest,
Ob du weinest, ob du lachest,
Ob ich dir auch dreu noch find'.
Mädchen, jibb mich doch en Schmatz!
Bin dich immer dreu geblieben,
So wie ich dich oft jeschrieben.
Bist man du auch noch mein Schatz?"

so muß der Kontrast ungemein komisch wirken.

In vielen Gedichten führt der Humor die Herrschaft, oft mit solcher Macht und dabei doch harmlos, daß auch der grämlichste Hypochonder sich seiner Wirkung nicht verschließen kann. Wir nennen, um nur einige aus der großen Menge herauszuheben: „De verparlte Huxt", „Der Kühjunge", „Hons, wo bist de denn?", „Der Traum", „A schie Getu", „Dar beste Freind", „Dar zielt", „Der meckrige Obstmoan".

Tschampel war in seinem Leben nicht auf Rosen gebettet. „Die Liebe zur Poesie", schreibt er, „blieb mir auch im Jünglings- und Mannesalter, obgleich mein Leben sich oft sehr prosaisch gestaltete." Doch er besaß jenen Talismann, der in allen Sorgen und Fährnissen des Lebens Mut und Kraft gewährt — das feste Gottvertrauen.

„Und wenn üns an ne groade immer
Is Frühjahr mit sen'n Freeda lacht,
Und Sunnaschein und Blumaschimmer
Vergiht ei kahler Winternacht;
Su labt halt doch dar liebe Goot,
Dar olles koan und olles hoot."

Er trägt sein Los mit Ergebung und setzt seine letzte Hoffnung auf jenen Tag, an dem Zeit und Ewigkeit sich scheiden.

„Bien ich amol zum Tude reif,
Und warn'n de ahla Knucha steif,
Do kumm ich au, wie itze du,
Nooch Arbt und Müh' zur stilla Ruh.
Und wenn ich ausgeschluffa hoa,
Gieht mer a noier Morga oa,
Bei Frühlingspracht und Sunnaschein.
Doas muhß a schiener Morga sein!"

Hermann Bauch.

Honns, wu bist de denn?

Gedicht von H. Tschampel.

„Wu miega ock die Knechte wieder stecka?
Ich hoa se ju schun lange ne gesahn.
Die möcht' ma immer zu der Arbeit wecka,
Und Luhn koan inseres genung ne gahn."
Su ducht' amoal a Pauer bei sich salber
Und ruffte: „Honns, du, Honns, wu bist de denn?" —
Honns goab zur Antwort: „Ich bien uf'm Boden."
Doas argert nu a Pauer ganz verflicht;
Drim schreit er recht mit storkem, vulem Oden:
„Woas machst de denn?" — „Ich mache groade nischt!"
Ne, denkt der Pauer, doas is doch zum Flucha
Und recht mit Fleiß zum Argarn eigericht.
„Wu ihs denn Gootfried?" — „Dar ihs miete hnba!"
„I, nu, ihr Tausendsapperloter, ihr! —
Woas macht denn eegentlich au dar no duba?
„War, Gootfried? — „Ja!" — „A hilft a Brinkel mir!"
„Nu, wenn err fartig seid, do kummt ock runder!
Ich war euch hunda ander' Arbeit gahn." —

Karl Ehrenfried Bertermann.

Gestorben im Januar 1860.

Uhland singt:

„Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land."

Nun, in Schlesien scheint dieser Same besonders dicht gesät zu sein. Denn gerade den Schlesiern rühmt man nach, daß sie eine der sangeslustigsten und der sangesfähigsten Völkerschaften seien, und in der Tat ist die Zahl der Dichter und zwar der namhaften Dichter, die dem schlesischen Volke entsprossen sind, eine recht stattliche. Man denke nur an Opitz, Logau, Gryphius, Günther, Eichendorff, Freytag, Holtei, Gottschall, Kopisch, Moritz von Strachwitz, Georg von Dyhern u. a. Robert Prutz hat darum wohl nicht unrecht, wenn er sagt: „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die Schlesier das gesangreichste Volk in Deutschland sind; auch die Schwaben nicht ausgenommen. Nirgends anders gehören Vers und Reim so sehr gleichsam zum täglichen Brote; nirgends anders ist die Zahl der Naturdichter so groß als hier." („Deutsche Literatur der Gegenwart", Leipzig 1860.)

Einen solchen Naturdichter haben wir in Bertermann vor uns, „weiland Schneider und Inwohner zu Fischbach". „Er gehört zu jenen Individuen, die von der Natur mit einem gewissen Talent zu poetischer Darstellung begabt sind, ohne so glücklich zu sein, dasselbe den Anforderungen der Zeit und der Kunst gemäß ausbilden zu können." Früh verwaist, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, konnte er sich glücklich schätzen, daß ihm, nachdem er die Schule zu Fischbach verlassen hatte, Gelegenheit geboten wurde, die Schneiderprofession zu erlernen, die er in seinem Geburtsorte bis zu seinem Tode betrieb, der ihn in dem frühen Alter von 30 Jahren abrief.

In sein kleines Arbeitsstübchen verirrten sich nur wenige Strahlen des Glückes; desto heimischer waren Not und Sorge bei ihm. Wohl besaß er die glückliche Gabe, was ihn bedrückte, in seinen Gedichten von Herz und Gemüt hinwegzusingen —

„. . . . . die Sorgen nur zerstreuen
Sollt ihr, wenn mir einmal bang'. —"

Doch der Erfolg konnte eben nur ein trügerischer sein; denn nur zu bald trat die Wirklichkeit wieder mit rauher Hand an ihn heran. Der knurrende Magen läßt sich mit Jamben und Trochäen nun einmal nicht beruhigen.

Ab und zu streift Bertermann in einigen Versen seine Armut, wie in dem Gedicht von der neuerfundenen wunderbaren „Drehbank", worin er nach der Behauptung, daß man mit ihr sogar zwei Zungen drehen kann, reflektierend anschließt:

„Heutzutage dankt ma Goot,
Doß ma blußig eene hoot —
Ma derfüttert se kaum nimme."

Niemals aber murrt und hadert er. Zufrieden mit dem wenigen, das ihm beschieden ist, fühlt er sich wohl in eng gezogener Grenze und blickt neidlos auf das Glück anderer. Von einem Kopfhänger ist auch nicht ein Fäserchen an ihm. Der Grundzug seines Wesens ist der Humor. Immer und immer wieder kommt er in seinen Gedichten zum Ausdruck. Unter den vielen heiteren Gedichten verdienen besonders hervorgehoben zu werden: „Mißverstand", „Wie ma a Weib besänft'ga koan", „Dar muß a Theologe warn", „Der willige Günter", „Ferr su woas hilft ke Ritterschwerdt" Wie moncher Knecht sich's Herrn oanimmt", „De rührende Geschichte" u. a.

Der Dichter kennt das Volk seiner Heimat, sein Fühlen und Denken, Brauch und Sitte, seine Einrichtungen und Gewohnheiten ganz genau. Das beweisen die mannigfaltigen Repräsentanten, die er uns vorführt. Wir lernen manchen schalkigen und witzigen Dörfler kennen, aber auch manches „biemsche Plie", manchen „guten Tümmlich", auf dem man „Holz hacken kann", und wieder manchen Unverträglichen und Unzufriedenen: „Wie gibt es doch uff dieser Welt su moncha egasinnscha Knota". Alle aber sind nach der Wirklichkeit gezeichnet, nach Mustern, die er mitten aus dem ihn umgebenden und bewegenden Leben und Treiben herausgriff. Und wie die Gestalten, so sind auch die Handlungen und Vorgänge in seinen Dichtungen nicht willkürliche Phantasieprodukte, sondern von ihm selbst Gesehenes und Erlebtes. So gibt er in dem Gedicht „Meine Rekrutazeit" aus der Erinnerung eine naturgetreue Schilderung des Rekrutenlebens bis ins kleinste, zwar etwas lang — „Nu war ich mit dam Teele schlissa; ich krieg's Derzählen und ihr 's Zuhürn soat" — doch so unverkennbar wahr und in seinem harmlosen Humor so anziehend, daß man bis zum Schluß mit gleicher Aufmerksamkeit liest.

Der Dichter besitzt auch ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, und je länger das Einerlei seines Handwerks ihn von ihr fernhält, desto empfänglicher wird sein Gemüt für die Freuden der herrlichen Gottesnatur und all die tausend Stimmen des Lebens in ihr.

Wie schon ausgesprochen, hatte Bertermann nicht die Gelegenheit, das ihm verliehene poetische Talent „den Anforderungen der Zeit und der Kunst gemäß auszubilden". Um so mehr muß man staunen über seine Kenntnis der mannigfachen Formen und die Art, wie er sie anwendet. Er zeigt sich in den verschiedenen Gesetzen und Regeln der Poetik fest im Sattel. Komplizierten Vers- und Strophenbau wendet er allerdings nur selten an; immerhin aber bieten auch nach dieser Seite seine Gedichte ziemlich reiche rhytmische Abwechselung, namentlich seine hochdeutschen Gedichte. Wir finden dort außer den bekannten gewöhnlichen Formen Sonette, „ein Ringelgedicht", Sinngedichte, Charaden, Logogryphen, Gleichnisse, Buchstabenrätsel, Stammbuchverse und Akrostichen.

Wiederholt schlägt der Dichter auch einen lehrhaften Ton an.

„. . . macht mer ja kee scheel Gesichte,
Wenn arnd amoal an Pille kimmt;
Zur Lustboarkeet sein die Gedichte,
Doch au zur Liehre ust bestimmt."

Es darf nicht verschwiegen werden, daß unter seinen Gedichten sich manches platte und verfehlte befindet, daß ihm an einigen Stellen das rechte Gefühl für die Grenze zwischen dem Erlaubten und Nichterlaubten mangelt — derbeine bien ich stork vam Holma; ich koan's ne a su gutt imhüllu", entschuldigt er sich auch — doch glauben wir, daß es unser „Naturdichter" trotz alledem mit vollem Rechte verdient, daß wir einige Zeit bei ihm verweilten.

Hermann Bauch.

Warum der Korl gestorba.

Gedicht von K. E. Bertermann.

Nu ies's der Honne endlich kloar,
Warum der Korl gestorba.
Sei Denkmoal liehrt's ju uffenboar
Mit schworz und weißer Forba.
Denn druffe stieht, se hoat's gesahn,
Doas Zeugnis muß err jeder gahn:
„Er starb nach dreizehn schweren" —

„Der arme Korl! Du lieber Goot,
Woas hoot a müssa leida!
Ich hoa an eenz'ga Schwar gehoat
Und mußt' a uf lohn schneida.
Doas woar a Schmerz, och jeemersch nee,
Ich ging verr Angst beinoah atzwee!"
Wie müssa dreiza schmerza!"

Su plaudert sie der Anna für!
Die wiß sich's nich zu deuta.
Se spricht: „De Schware schmerza siehr,
Ma hürt's vo olla Leuta.
Doch doß ma droane starba muß,
Doas Wunder ies merr doch zu gruß;
Du hust Dich wul verlasa.

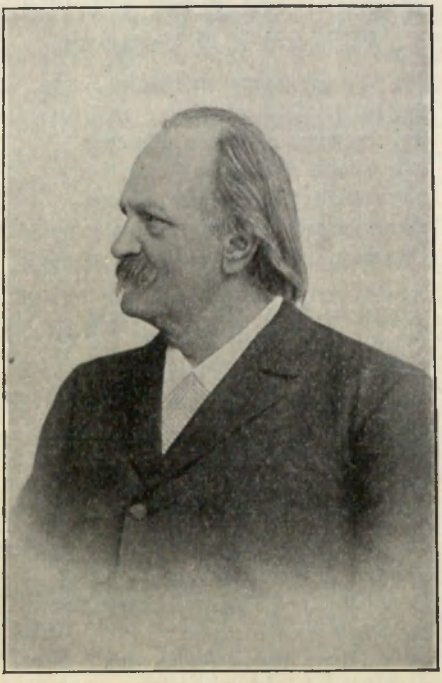
„Kumm, kumm, merr giehn zum Denkmoal glei,
Doas werd's üns schunt derklären."
Se thun's; jedennoch 's bleibt derbei:
„Er starb nach dreizehn schweren" —
Doß „Leidenswochen" droagehürt,
Hoot Anna endlich rausstudiert.
Nu wissa's olle beede.

Max Heinzel.

Ein schlesisches Dichterbild.

Motto: Hast Du Dich einer Kunst geweiht,
Verlang' ich vor allem Natürlichkeit.
Max Heinzel.

Besser als eine erschöpfende Charakteristik kennzeichnet dieser Spruch den Dichter. Bei Heinzel ist der Mensch von dem Poeten nicht zu trennen, sind Kunst und Natur eins. Wie seine männliche Gestalt, der klare Blick seines seelenvollen Auges, der volle, treuherzige Klang seiner Stimme etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes haben, so enthält seine Poesie einen geheimnisvollen Zauber, der sinnige Gemüter fesselt und bald ernst, bald heiter stimmt. Am 28. Oktober 1833 wurde er in Ossig, einem Dorfe des Striegauer Kreises, geboren. Seine Eltern waren arm und lebten mühselig von ihrer Hände Arbeit. Diese Herkunft bezeichnet die Pfahlwurzel seines Lebens und Dichtens. Die Hingabe an die Natur und die Offenbarung ihrer Geheimnisse, die aus den Werken des Dichters sprechen, sind die Früchte seiner Jugendzeit. In seinem vierten Jahre siedelte seine kränkliche Mutter mit ihm nach Breslau über, wo sich ein wohlhabender Oheim des vaterlosen Knaben annahm und ihn das Matthias-Gymnasium besuchen ließ. Nach Beendigung der Gymnasialstudien faßte er den Entschluß, sich der Bühne zu widmen, gab jedoch auf Wunsch seiner frommen Mutter, die ihn gern als Priester sehen wollte, diese Lieblingsidee auf und wurde Hauslehrer. Während er in bürgerlichen und adeligen Familien lehrte, war er selbst der fleißigste Schüler und machte sich mit Land und Leuten vertraut. Dem Studieren folgte bald das Probieren. Er übernahm 1867 die Leitung einer Theaterzeitung in Berlin. Das Unternehmen scheiterte infolge der geringen Mittel des Verlegers. Heinzel sah sich gezwungen, als Theater-Rezensent und parlamentarischer Berichterstatter für die Norddeutsche Allgemeine Zeitung mühsam seinen Lebensunterhalt zu verdienen. In demselben Jahre gab er sein erstes Büchlein „Aus Herzensgrund" heraus, eine Sammlung hochdeutscher Gedichte, deren Inhalt ihm zwar manch lobendes Urteil, aber keinen klingenden Gewinn eintrug. Ein längerer Aufenthalt in Kopenhagen machte ihn 1869 mit dänischen Dichtern, besonders mit dem berühmten



Max Heinzel.

Märchenerzähler Andersen bekannt und legte den Grund zu vorzüglichen Übersetzungen aus dem Dänischen, die 1878 als Buch „Ohne Titel" erschienen. Nach seiner Rückkehr war er als Redakteur verschiedener Provinzialblätter in Bromberg, Waldenburg, Ratibor, Neurode, Reichenbach und Schweidnitz tätig. Ein hartnäckiges Nerven- und Herzleiden zwang ihn schon 1880 für einige Zeit und 1886, diese anstrengende Beschäftigung für immer aufzugeben und nur vom Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Wie karg trotz des regsten Fleißes seine Einnahmen waren, geht daraus hervor, daß er, um seine Familie vor Mangel zu schützen, schweren Herzens sich entschließen mußte, wochenlang sein Heim in Neurode und Schweidnitz zu verlassen und als fahrender Sänger schlesische Dichtungen größeren Kreisen vorzutragen. Zunehmende Kränklichkeit schmälerte und raubte ihm auch diese Erwerbsquelle. Es war daher nicht mehr als billig, daß sich seine Landsleute, die ihm so viele frohe Stunden verdanken, zu einer Ehrengabe aufrafften und ihn dadurch von der drückendsten Not befreiten. Seit Anfang der siebziger Jahre widmete Heinzel, durch Holtei ermutigt, seine besten Kräfte der heimatlichen Mundart. 1875 gab er die ersten schlesischen Gedichte unter dem Titel „Vägerle flieg aus" in Ratibor heraus. Das Büchlein, das bereits in zweiter, vermehrter Auflage erschienen ist, verriet hohe Begabung und lenkte bald die Aufmerksamkeit Sachverständiger auf den Verfasser. In demselben Jahre, wo er den ersten größeren literarischen Erfolg errang, gründete er in Neurode einen eigenen Herd und fand in seiner liebenswürdigen Gattin eine ebenso treue Gehülfin als verständige Ratgeberin. Die ermüdende Arbeit im Redaktionszimmer konnte wohl die Ausführung seiner poetischen Pläne verzögern, aber nicht verhindern. Während kurzer Mußestunden brachte er das Kunststück fertig, in schneller Folge die frohsinnigsten Bücher zu schreiben: 1879 A schläsches Pukettel, 1880 Ock ni trübetimplig, 1881 Humoristische Genrebilder, 1882 A lustiger Bruder, 1884 Mei jüngstes Kindel, 1885 Fahrende Gesellen, 1888 Maiglöckel und eine Sammlung hochdeutscher Gedichte: In Sturm und Wetter, 1891 In Rübezahls Reich, 1893 A frisches Richel. Außerdem war er Mitarbeiter vieler Zeitschriften, gab seit 1883 alljährlich den guten schlesischen Kalender „Der gemittliche Schläsinger" heraus und beschäftigte sich längere Zeit mit dramatischen Versuchen. Von letzteren haben schon einige, z. B. „'s Julerle vum Priezelte", „Der Spinnabend" und die aus dem Dänischen übertragenen Lustspiele „Nein" und „Die drei Freier", ihre Wirksamkeit auf der Bühne erprobt.

Heinzel war ein so vielseitiger Schriftsteller, daß man ihm als Feuilletonisten, Kunstrichter, Lyriker, Epiker, Übersetzer und Humoristen interessante Abhandlungen widmen könnte. Die Wägung und Würdigung des Gesamtinhaltes seiner zahlreichen Bücher würde den mir zugemessenen Rahmen weit überschreiten; ich beschränke mich daher auf die Andeutung der hervortretendsten Züge seiner Muse. Sie erscheint ihm als Himmelstochter, als Märchenfee, Reben- und Blumengerank in den sonnengoldnen Locken, auf Stirn und Lippen den Ausdruck des Frohsinns und in den wie Sterne leuchtenden blauen Augen helle Lebenslust; sie ist seine treueste Freundin und Trösterin, die ihm in der Liebe zur Natur, zu den Menschen und zum Heimatlande die drei Quellen erschließt, deren Zusammenfluß den Jungbrunnen seiner Poesie bildet.

Auf die erste dichterische Eigenschaft habe ich bereits hingewiesen. Wer immer der Natur sich zuwendet, dem kann der Staub des alltäglichen Trachtens und Treibens das Auge nicht mehr trüben. Diese alte Erfahrung wird durch Heinzel neu bestätigt. Er schöpft aus der Natur Anregung und Frische. Sie lehrt ihn den Blütenstaub befruchtend wie die Biene weitertragen und kunstvolle Waben mit gesunder und süßer Geistesnahrung füllen. Er belauscht sie zu den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten. Gedichte wie: Sommermittag, Der Regenbogen, Mutter Grien, Die Rache des Dampfes, Sturm, beweisen, daß er ihr nicht nur in der Stille, sondern auch im Aufruhr immer neue Bilder und Züge abgewinnt. Sie ist sein Schatz und des Herrgotts Arzt. Er freut sich mit ihr, wenn im Lenz die Knospen schwellen, er trauert, wenn eisiger Nordwind die letzten Blätter von den Bäumen schüttelt. Seine Gedanken wandern mit den Wolken in das ewige Vaterland, und die Sterne, die Himmelslichtel, geben ihm Anlaß zu wehmütigen und wunderlichen Betrachtungen. Die Natur wirkt, sobald man sich mit ihr recht ins Einvernehmen setzt, beschwichtigend und tröstend, klärend und erhebend, sie macht religiös. In welch andächtige Stimmung sie unseren Dichter versetzt, wie seine innige Empfindung Gebet und das Gebet zum erhabensten Gedicht wird, das zeigen: Sonntagsfeier und Himmelfahrtstag.

Himmelfahrtstag.

Nur leise streut der Morgenwind
Ins Angesicht mir Blütenflocken,
Nur leise klingen durch das Tal
Entfernte Kirchenglocken.

Sonst alles still, sonst alles stumm,
Als läg' im Staube andachttrunken
Die ganze maiende Natur,
Tief im Gebet versunken.

Mir ist's, als müßt von Wolken sich
Ein lichtes Paar herniederneigen
Und drauf der Herr der Herrlichkeit,
Wie einst, zum Himmel steigen.

Religion und Poesie sind näher verwandt als viele glauben. Der wahre Poet wird immer veredelnd auf sein Volk einwirken. Wen die Wunder der fortwährend sich neu erzeugenden Urkraft so tief bewegen, wer wie Heinzel sich seinen Gott nicht wegdisputieren läßt und selbst im geringsten Wesen den Schöpfer bewundert und verehrt, der wird aber auch das vollkommenste irdische Geschöpf, den Menschen, lieben.

Auf der Menschenliebe Heinzels beruht die Hauptmacht und der Hauptinhalt seiner Dichtungen; ihr entspringt sein Humor. Dieser Humor ist darum so anziehend und unwiderstehlich, weil man ihm anmerkt, daß der Dichter die kleine Welt, die er schildert, ins Herz geschlossen hat, daß er sie dem Dunstkreise der Erde entrückt und in das verklärende Licht der Kunst stellt.

Seine Dichtungen wirken befreiend, weil sie frei von schweren Fragen und Kämpfen sind und nur klar und wahr liebende, leidende, lustige Menschen vorführen, deren Rede sich treu an das Wort ihres Schöpfers hält: „Nicht tönende Phrasen, schlicht einfache Worte finden den Weg zur Herzenspforte!" Welch lange und bunte Reihe! Der Schulze vu Guckelhoahn. Der trübetinplige Pechhengst, Der Sappel

Nazel, Der Flurian, Die Mutter Kletten mit den gebratenen Bluttegeln, Das Backfischel, Der aale Junggeselle, Der Christians, Das Renntier, Der Ruppelt, Die Karoline am Kuchelherde, Baldrian Beene, Der Keraßier, Wenzel uf der Huxt, Der Schnuppenfranze, Dr. Schaumschlag, 's Julerle vum Priezelte, Die Grunwald Mielchen uf'm erschten Boalle, Der Kafunze Koarle, Der kranke Hannepampel, Kalkulatersch ei der Boombliete, August mit'm Pappekinde, Der Ruhlader Gootfried, 's Annerle, Bumke, Lammelfranze, Der Ploatfuuß u. s. w. Und wie verschieden und interessant sind diese Gestalten! Mit ihrer Vermehrung wächst auch die Beliebtheit des Dichters; denn je größer die Zahl derer ist, denen er so zu sagen das Wort aus dem Munde genommen hat, je mehr das allgemeine sich in ihm zum besonderen Leben gestaltet, desto leichter wird er verstanden, und um so freudiger wird er begrüßt. Geradezu unübertrefflich ist Heinzel in der Auffindung und Darstellung humoristischer Originale. Der innere Reichtum des Dichters kommt stets auch seinen Schöpfungen zu gute. Heinzel haucht ihnen nicht nur lebendigen Odem ein, sondern gibt ihnen auch Herz und Gemüt mit dem Zauberspruche: „Nicht den trocknen Verstand, den kalten, das warme Gemüt laß walten beim Plaudern und Unterhalten". Wer ihn von dieser Seite kennen lernen will, der lese: 's irschte Jungel, 's Mutterle, Underm Christbeemel, Die guldne Huxt und seine Weihnachts-, Wiegen- und Kinderlieder. Als glücklicher Gatte und Vater weiß er, welches Gold im Schoße des Familienlebens ruht und welch wertvolle, klingende Münze sich daraus schlagen läßt. Er nennt das Gemüt das liebe Mütterlein, ohne das er trostlos verderben müßte und widmet der Gemütlichkeit ein tief empfundenes Lied. Diese von ihm oft gepriesene und besonders seinen Landsleuten nachgerühmte Tugend führt mich endlich zum Inbegriff seines schlesischen Wesens und Wirkens, zu der Eigenschaft, die das regste Interesse für Natur und Menschen, für Land und Leute voraussetzt, zur Heimatliebe. Er gibt ihr überall beredten Ausdruck, am innigsten wohl im Gruß an die Schläsing: „Nichts Lieb'res mocht' ich finden wohl in der weiten Welt, wo ich frisch fröhlich aufschlug mein flüchtig Wanderzelt, als Dich, das mir die Seele mit Zauberfesseln band: Mein Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland!"

Die besten Bücher verleiten oft durch ihre leichte Verständlichkeit zu dem Irrtum, es sei keine Kunst, sie zu schreiben. Dasselbe tut die Dialektdichtung. Im großen Kreise der Gebildeten und Halbgebildeten hält man sie für eine Spielerei und belächelt sie herablassend wie der Erwachsene die Späße des Kasperle im Puppentheater. Und doch wie schwer läßt sich das Natürliche nachahmen! Lehrt das nicht die Natur als unerreichbare Meisterin täglich? Gerade die Sprache des Volkes erfordert, weil sie sich im fortwährenden Fluß befindet, das ernsteste und aufmerksamste Studium. Einer der verdienstvollsten Söhne Schlesiens, der bedeutende Sprachforscher Karl Weinhold, empfiehlt sie wegen ihrer frischen, ungekünstelten Gedankenbewegung und wegen ihrer treffenden, sinnlich starken Worte als heilsames Gegenmittel für die Krankheiten unserer Büchersprache. Goethe sagt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele Atem holt". Unserem Dichter kommt sehr zu statten, daß er schon in frühester Jugend durch sein liebes Mütterlein in das Verständnis der Sprache eingeweiht wird. In dem rührenden

Geständnis: „Wu iech mei Schläsch her ha" schildert er seine treffliche Lehrmeisterin mit den Worten: „Huchdeutsch sprechen kund se o, addersch macht ir kee Pläsir; wenn ber su alleene woarn, plauscht se immer schläsch mit mir". Noch höher muß ihm die treue Wiedergabe schmerzlicher Bewegung angerechnet werden. So bereitwillig der Dialekt der heiteren Muse auf halbem Wege entgegenkommt, so spröde und zurückhaltend erweist er sich, wenn man versucht, in ihm ernste Töne anzuschlagen. Die Sprache des Volkes ist reich an Äußerungen der Freude, aber arm an Naturlauten des Schmerzes. Heinzel belauschte die Volksseele auch in ihren geheimsten und zartesten Regungen, in ihren heiligsten Empfindungen. Davon zeugen: 's tute Jungel, Vurm Muttergootsbilde, Dam Grabe, 's tute Schatzel. Aus eigener Erfahrung weiß er, was die blinkende Träne im Wappenschilde des Humors zu bedeuten hat. Drei Kinder, liebliche Menschenblüten, raubte ihm der Tod. Seine Klagetöne kommen von Herzen, darum gehen sie zu Herzen. Heinzel bereichert die Sprache des Volkes nicht nur um neue Bilder, Worte und Wendungen, sondern entlockt dem unfeinen, unmelodischen Instrument in Dur und Moll die reinsten Töne und meistert es als Virtuose zu seltenem Wohlklang. Wer sich davon überzeugen will, lese: Hons und Palline, Der Tanzracker, Beim Tanze, 's Tochtel, Mei Koaschperle. Auch seine hochdeutschen Lieder: Rotdorn, Anna Mariele, Ins Wasser, Der Vogel, verraten dasselbe feine Gehör für den echten Volkston. Wer aber so mit dem Volke zu reden, zu singen, zu lachen und zu weinen versteht, den gewinnt es lieb, den zählt es gern zu seinen Besten und zollt ihm Anerkennung und Dank. Diese Genugtuung wurde unserem Dichter wiederholt in herzerhebender Weise zu teil. Am 26. Juli 1891 gaben die Bewohner der Baberhäuser der aufrichtigen Verehrung für ihn dadurch einen bleibenden Ausdruck, daß sie einer Felsgruppe den Namen „Heinzelsteine" beilegten. Im Oktober 1893 aber rüstete sich ganz Schlesien zu einer würdigen Feier seines sechzigsten Geburtstages.

Dem liebenswürdigen Meister schlesischer Dichtkunst ist noch manch solcher Ehren- und Freudentag beschieden worden, bis ein schweres, unheilbares Leiden, das den treuen Sohn seines Schlesierlandes einige Jahre später befiel, dem fruchtbringenden, schaffensfreudigen Dichterleben am Allerheiligentage des Jahres 1898 ein Ende setzte. Die dankbaren Schlesier aber ließen es sich nicht nehmen, ihrem Sänger in den Schweidnitzer Promenadenanlagen ein würdiges Denkmal zu setzen, und auch die Freunde des Entschlafenen vereinten sich, um ein solches am Grabe des Teuren erstehen zu lassen.

Th. Nöthig.

Die Kämpfe um Glatz, Schlesiens älteste Feste.

Glatz ist eine der ältesten Festungen Preußens. Ihr Ursprung verliert sich in eine Zeit, deren Geschichte einer nur durch wenige schwache Streiflichter erhellten Dämmerung gleicht; es ist von Sagen umsponnen. Eins aber ist gewiß, daß Glatz noch das Heidentum gesehen hat. Von allen Städten Schlesiens wird Glatz in der Geschichte zuerst erwähnt und zwar im Jahre 981 als Kastell, als feste Burg eines böhmischen Herrn Namens Slavnik, der der Vater des Heidenapostels, des heiligen Adalbert, war.

Beinahe tausend Jahre sind seitdem vergangen; aber Glatz ist geblieben, was es von Anfang an war, ein fester Platz, und in dieser langen Zeit ist es mit seiner Umgegend die Stätte einer reichen Kriegsgeschichte gewesen, um die viel Blut geflossen ist und die oft eine weit über ihre Grenzen hinausgehende Bedeutung gehabt hat. Dreimal ist Glatz der letzte Pfeiler einer sinkenden, dem Sturze nahen Sache gewesen: im Hussiten- und im Dreißigjährigen Kriege und im Feldzuge 1807. Schon der Name Glatz, in alten Zeiten Kladzo, weist auf die Bestimmung des Ortes als Feste hin; er ist tschechisch und bedeutet die zum Unterhalt einer Burg bestimmten Gründe.

Das Glatzer Land war in alten Zeiten ein Bestandteil Böhmens, gelegen an der Grenze gegen das damals zu Polen gehörige Schlesien; die Burg Glatz war eine jener das ganze Böhmerland umschließenden Festungen, die besonders deshalb wichtig war, weil sie den einzigen unmittelbaren Paß zwischen jenem und Polen sperrte und an dem Knotenpunkte mehrerer Hauptstraßen lag. Doch auch noch in anderer Beziehung hatte Glatz Bedeutung. Ganz Böhmen war in Distrikte geteilt, die unter einem Zupan, dem obersten politischen und militärischen Chef, standen. Ein solcher Distrikt war die jetzige Grafschaft und die Feste Glatz deren Hauptort, der befestigte Zentralpunkt seiner Verteidigung, der Versammlungsort seines Heerbannes, der Zufluchtsort im Falle des Eindringens des Feindes in das Land.

In der Zeit von 981 bis 1160, also während zweier Jahrhunderte, lagen die Böhmen mit geringen Unterbrechungen im fortwährenden Streite mit den Polen. Es war natürlich, daß Glatz in diesen Kämpfen eine große Rolle spielte, da es der stärkste Punkt der beiderseitigen Grenze war. Weil fast alle Einfälle der Böhmen nach Schlesien und Polen von Glatz aus geschahen, errichteten die Polen gegen diese Festung auf der anderen Seite des Warthapasses das feste Kastell Wartha, das jedoch 1096 von einem Böhmenherzog erobert wurde. Um nun seinerseits den wichtigen Paß ganz in der Hand zu haben, erbaute er weiter abwärts im Neissetale die Burg Kamenz.

Die Polen waren weder imstande, durch das Glatzer Land in Böhmen einzufallen, noch Glatz selbst zu nehmen; nur einmal, 1114, wurde es erobert, und zwar von einem böhmischen Fürsten Sobielaw, der, aus seinem Vaterlande vertrieben, sich seiner bemächtigte, um seinen Forderungen mehr Nachdruck zu geben. Als er sich zu diesem Zwecke Glatz genähert hatte, versuchte er die Bürger der damals noch jungen Stadt erst durch Versprechungen, dann durch Drohungen zu bewegen, ihn einzulassen und zündete, als das fruchtlos blieb, ein an der Stadtbefestigung stehendes hölzernes Haus an. Der starke Wind trieb alsbald das Feuer in die Stadt und von da aus auf die Burg, und beide sanken in Asche. Derselbe Fürst ist es aber auch, der, auf den Thron gelangt, Glatz stärker machte und mit Mauern befestigte.

Die Kriege gegen Polen hörten erst um 1160 auf, als Schlesien sich von diesem Reiche abzweigte und so zwischen den alten Feinden ein Zwischenland entstand. Dann hatte Glatz eine lange Zeit hindurch Ruhe, bis 1241 die Mongolen vom fernen Asien her bis zum Glatzer Lande drangen. Sie versuchten nach der Schlacht bei Wahlstatt die Pässe bei Glatz zu durchbrechen, um nach Böhmen einzudringen; doch da diese Pässe verhauen, Glatz stark befestigt und ein Heer zu seiner Verteidigung bereit war, hatten sie keinen Erfolg und zogen nach drei Wochen ab.

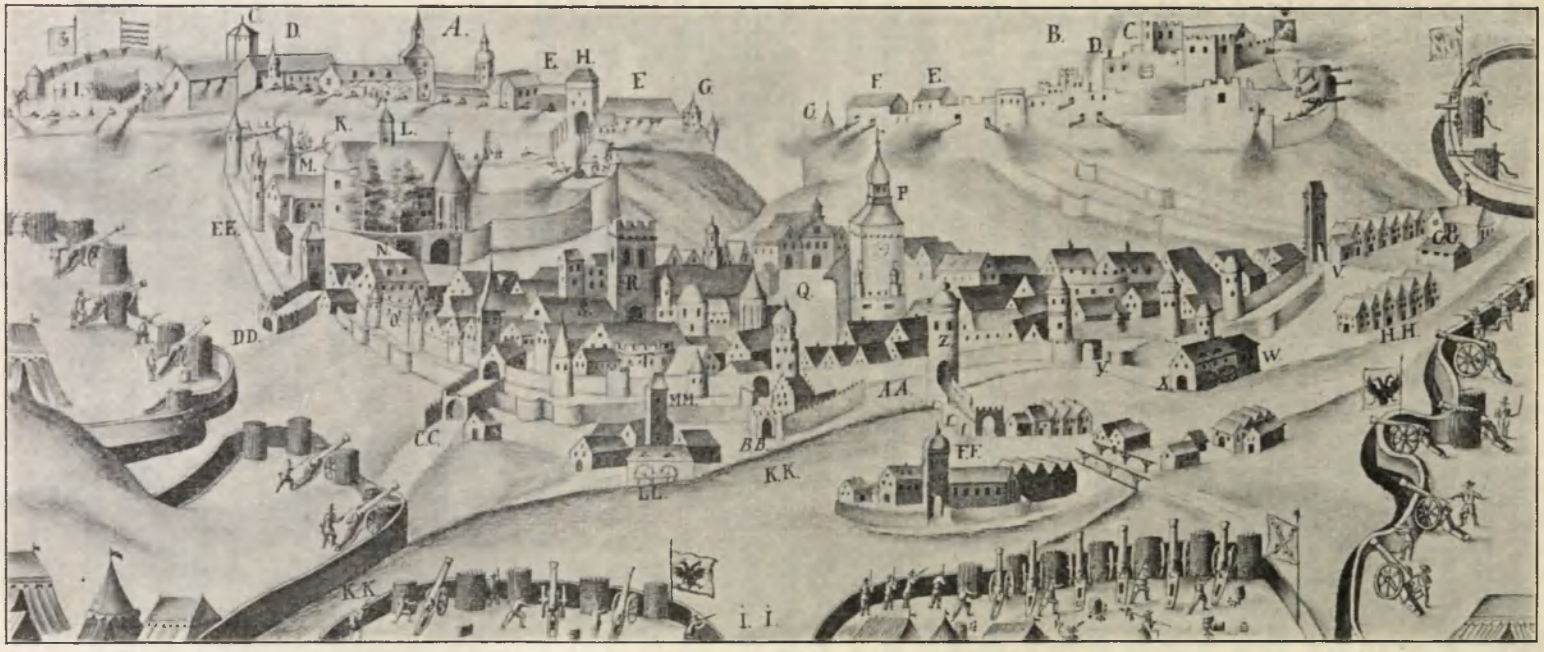
Während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts berührten keine größeren Kriege das Glatzer Land; dagegen ist es reich an Privatfehden und Raubzügen, die die Folge einer über ganz Böhmen verbreiteten Gesetzlosigkeit waren, und dann kam am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der Hussitenkrieg. Obwohl das Mutterland Böhmen zum größten Teil hussitisch und in voller, siegreicher Empörung gegen seinen Herrscher war, war das jetzt ganz deutsche Volk des Glatzer Landes ihm doch unerschütterlich treu, und als ganz Böhmen dem fanatisch für ihren Glauben fechtenden, ausgezeichnet geführten und disziplinierten Heere der Hussiten unterlegen war, da stand die Feste Glatz als ein eherner Pfeiler im brausenden Meere, uneinnehmbar bis zum Ende des Krieges. Der tapfere Oberbefehlshaber Peter von Czastolowicz hatte Glatz rechtzeitig in Verteidigungszustand gesetzt, und als im März 1428 die Hussiten vor Glatz erschienen und die Festung zu nehmen versuchten, da waren ihre Anstrengungen vergeblich. Die Tapferkeit und Entschlossenheit der Besatzung und Bürgerschaft, die Festigkeit der Werke, namentlich des Schlosses, zwangen sie bald, den Angriff aufzugeben, und nie wieder wagten sie sich an die Feste, die immer mehr in den Ruf der Uneinnehmbarkeit gelangte.

Nach den Hussitenkriegen war in Böhmen wieder eine gesetzlose Zeit voller Fehden und Raubzüge; das Land sollte durch das ganze Jahrhundert wenig Ruhe genießen. In solche Fehden war auch das Land Glatz verwickelt, das zwar immer noch zu Böhmen gehörte, aber meist verpfändet war. Unter Georg Podiebrad von Böhmen wurde die Feste Glatz der Schrecken der schlesischen Lande. Die katholischen Schlesier wollten, obwohl auch sie damals zu Böhmen gehörten, diesen Hussitenkönig nicht anerkennen und rüsteten wider ihn zum Kriege, der besonders, nachdem der Papst Podiebrad in den Bann getan hatte und nachdem auch Teile von Böhmen und Mähren sich gegen ihn empörten, lebhaft geführt wurde. Die Grafschaft, obwohl katholisch, blieb jedoch dem Könige treu, und Glatz wurde der Hauptstützpunkt dieses Krieges.

Der ganze Krieg, in dem Glatz eigentlich nur ein großes Raubnest war, bestand in kleineren Streif- und Raubzügen. Von hier gingen diese Züge aus, und hierher mußte das Abgedinge gebracht werden, das unser Schlesien zahlen mußte, um sich vor weiteren solchen Zügen zu schützen, bis gegen das Ende des Jahrhunderts friedlichere Zeiten eintraten. Einmal rächte sich der Feind aber doch an Glatz für die furchtbaren Verwüstungen in Schlesien. Als die Glatzer Truppen 1470 wieder einen Raubzug auf weite Entfernung hin unternommen und in der Stadt und Festung nur eine kleine Besatzung zurückgelassen hatten, drang ein Heerhaufen, der aus Breslauern und der sogenannten „schwarzen Rotte" bestand, unter Führung des berühmten Hauptmanns Franz von Haag bis an die Wälle, verbrannte die Vorstädte und die umliegenden Dörfer und machte reiche Beute.

In der Zeit des Königs Georg wurde die Burg Glatz zu einem stolzen Königsschlosse, der Residenz dieses Königs, umgebaut, die Stätte eines fürstlichen Hoflebens, namentlich für die Söhne Georgs, die ersten Grafen von Glatz; aber es blieb zugleich eine starke uneinnehmbare Festung.

Die glänzendste und zugleich die blutigste Zeit der Kriegsgeschichte von Glatz bietet seine Verteidigung im Dreißigjährigen Kriege. Dieser Krieg begann mit der Empörung der evangelischen Erbländer des Kaisers, zu denen auch die Grafschaft Glatz gehörte, und zwar focht sie, nachdem alle anderen sich längst unterworfen hatten, noch so lange, bis ihre letzte Kraft gebrochen war und die Festung nach einer heldenmütigen Verteidigung in Trümmern lag. Ein brandenburgisch-schlesischer Fürst, der Markgraf von Jägerndorf, der sich der zaghaften Unterwerfung der umliegenden kaiserlichen Länder nicht anschließen wollte, hatte die Festung Glatz in seine Hand gebracht und zur energischen Verteidigung eingerichtet, war aber dann nach Ungarn ins Feld gezogen und hatte hier nur eine kleine Besatzung zurückgelassen. Anfang 1622 mußte er den Feldzug in jenem Lande aufgeben, und sein Heer wurde dann zerstreut; aber ein kleiner Teil unter einem tüchtigen Führer, dem jungen Grafen Thurn, rettete sich durch einen verwegenen Ritt durch die Feinde mitten im Winter über den Schneeberg nach Glatz und verstärkte hier die Besatzung. Graf Thurn übernahm das Kommando und leitete mit eisernem Willen und großer Umsicht die Maßregeln zur Verteidigung. Während der Monate Februar bis August 1622 versuchten die Kaiserlichen vergeblich wiederholt Stürme und Überfälle, aus weiter



Glatz bei der Belagerung 1622.

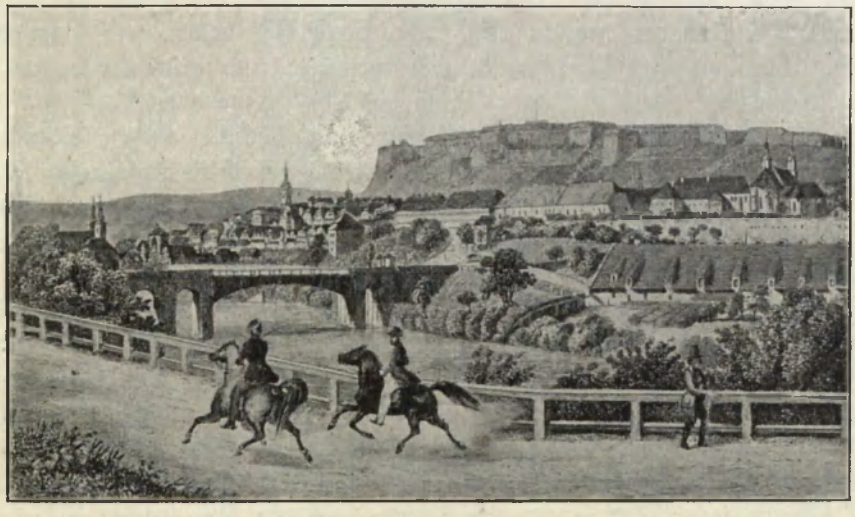
A. das Schloß zu Glatz, wie es vor dem Brande und Belagerung ist anzusehen gewesen, liegt gegen Occident. — B. das Schloß, wie es nach dem Brande anzusehen ist, auf der anderen Seite. — C. der heidnische Turm, der 40 Jahre vor Christi Geburt soll erbaut sein. — D. das alte Schloß und grüner Saal. — E. das Niederschloß. — F. Herzogs Ernesti aus Bayern Gebäud. — G. das heidnische Kirchlein. — H. das Niedertor des Schlosses, stadtwärts. — I. die doppelte Schanz, zum Schloß gehörig. — K. der Turm der Jesuiten. — L. die Thumkirche. — M. das alte Collegium. — N. das neue Collegium. — O. das Landhaus des Landadels. — P. der Ratsturm und Rathaus. — Q. der Markt oder Ring. — R. die Stadtkirche mit 2 Glockentürmen. — S. der Kreuz- oder Compturhof. — T. die Schul und der Pfarrhof. — V. das Frankensteinertor. — W. die Wasserkunst aufs Schloß hinauf. — X. die Niedermühle. — Y. das Wassertor. — Z. die steinerne Brücke oder Tor. — AA. die Badstube. — BB. die Baderpforte. — CC. das Pfarrtor. — DD. das Böhmischetor. — EE. die Stadtmauer und 2 Laufgraben. — FF. Kirche und Kloster auf dem Sande. — GG. Spitalkirche und Kloster. — HH. die Vorstadt vor'm Frankensteinertore, so geblieben und nicht weggebrannt. — II. ein Teil des Neissestroms. — KK. der andere Teil des Neissestroms. — LL. die Obermühle. — MM. die Stadt-Wasserkunst.

Entfernung vordringend, da sie sich in der Gegend von Glatz selbst nicht halten konnten, während Thurn mitten durch sie hindurch sich in verwegenen, auf sieben Meilen ausgedehnten Streifzügen verproviantierte. Erst nachdem Anfang September das feindliche Heer auf zwanzigtausend Mann verstärkt worden war, gab er diese Züge auf und beschränkte sich auf die Verteidigung der von nur zwölfhundert Soldaten und vierhundert Bürgern besetzten Festung und Stadt; bei der Tapferkeit der Verteidiger und der Stärke der Werke schien die Belagerung sich sehr in die Länge zu ziehen, trotzdem der Feind in so ungeheuer überlegenen Massen vor den Toren lag. Doch da trat ein unglückliches Ereignis in der Hauptfestung ein, das den Fall von Glatz beschleunigte. Bald in der ersten Zeit der Belagerung brannte das Schloß mit beinahe sämtlichen Munitionsvorräten ab, so daß die Glatzer das Geschützfeuer des Gegners nur noch schwach erwidern und ihn nicht hindern konnten, mit seinen Batterien bis dicht an die Stadtmauer heranzugehen. Die Verteidiger hatten, wie schon gesagt, fast keine Munition mehr; sie konnten sich nur noch durch Ausfälle wehren, und diese unternahmen sie nun auch unermüdlich und mit heldenmütiger Tapferkeit. Doch der mindestens zwölfmal stärkere Feind konnte alle Verluste ersetzen, während in Glatz die Zahl der kampffähigen Männer immer mehr zusammenschmolz. Als sie dann zur weiteren Verteidigung zu schwach wurde, als die Munition zu Ende gegangen, drei Tore eingeschossen und das Brücktor mit der Taberne in den Mühlgraben gestürzt war, als endlich die ganze Südseite eine einzige große Bresche, das Schloß aber nur eine Brandstätte bildete: da erst kapitulierten die tapferen Verteidiger unter den ehrenvollsten Bedingungen (Ende Oktober 1622). Während der ganzen übrigen Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde Glatz nicht mehr belagert; es hatte auch da nicht mehr die Bedeutung wie früher oder später. Einmal war die Grafschaft im Aufstande völlig verheert und zu sehr ermattet, um selbst nochmals in den Krieg tätig eingreifen zu können. Ferner war in dem niedergeworfenen Glatz nichts mehr zu haben, und es lohnte den Schweden nicht, seine Belagerung zu unternehmen; sie versuchten zwar, es 1630 durch Aufforderung zur Übergabe, 1640 durch Überfall in ihre Hand zu bringen, doch ohne Erfolg.

Da Friedrich der Große beim Beginn des ersten schlesischen Krieges nur die Absicht hatte, Schlesien zu erobern und zu behaupten, so ließ er, nachdem er jenes erreicht hatte, alle nach Böhmen, also auch nach Glatz führenden Pässe absperren; so besetzten Abteilungen auch die von Wartha und Silberberg, und diejenige in Wartha machte einen Versuch, das schwachbesetzte Glatz zu überrumpeln, der aber mißlang. Am 7. Dezember 1741 gab Friedrich der Große den Befehl, Glatz zu nehmen. Die Österreicher hatten viel für die Schloßfestung getan, seit der Krieg begonnen hatte, für die Stadt aber nichts. Diese lag daher bei ihrer gegen die Geschütze unhaltbaren Mauer beinahe schutzlos und wurde auch im Januar 1742, als die Preußen mit einem Bombardement drohten, von den Belagerten aufgegeben, die sich nun auf die Verteidigung der Schloßfestung beschränkten. Es wurde zwischen den Gegnern ausgemacht, daß von der Stadtseite nichts Feindliches gegen diese unternommen werden sollte, und so herrschte nun der sonderbare Zustand, daß die Preußen ruhig in der Stadt Glatz unter den Kanonen der Österreicher lagen, dagegen das

Schloß von der Feldseite eng eingeschlossen und niemand herausließen. Zur Belagerung sollte es nicht kommen; die Preußen beschlossen vielmehr, die Besatzung auszuhungern und zwar mit Erfolg. Am 28. April 1742 mußten die Österreicher, nachdem sie in der heldenmütigsten Weise dem Hunger getrotzt und das durch ihn verursachte Elend standhaft ertragen hatten, eine ehrenvolle Kapitulation eingehen. Diese Aushungerung der Österreicher in Glatz, die von 1700 Mann nur ungefähr 400 Mann überstanden hatten, von denen auf dem Marsche in die Heimat nur noch 10 Mann dienstfähig in Brünn ankamen, war der grauenvollste Vorgang in der Geschichte von Glatz.

Im Frieden zu Breslau 1742 wurde Glatz an Friedrich den Großen abgetreten, und somit wurde es ein Teil des preußischen Staates.



Glatz 1742.

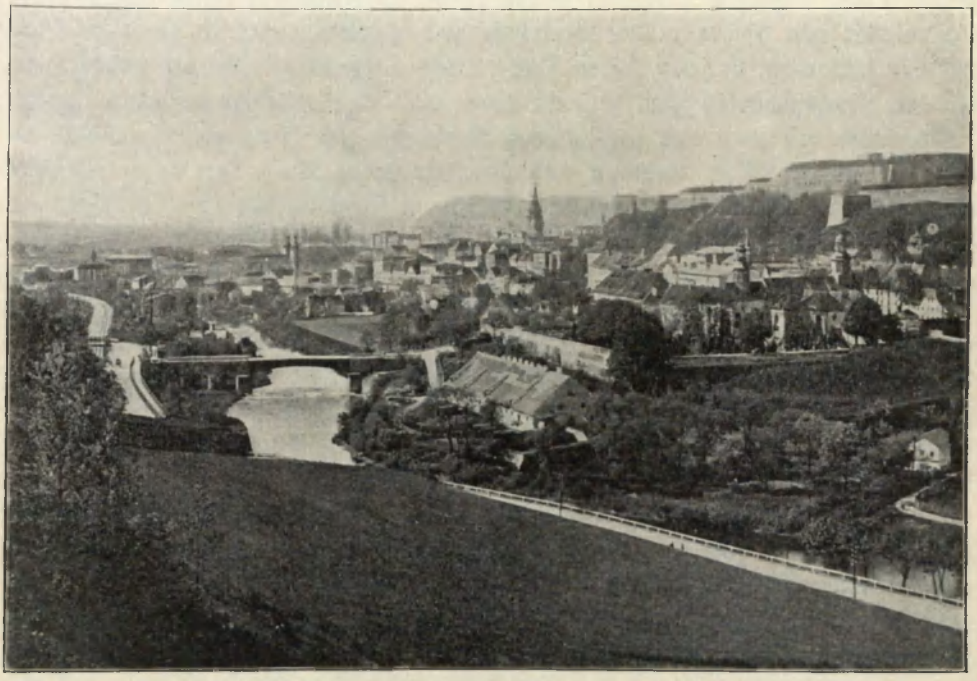
Durch den Übergang in preußischen Besitz wechselte es gleichsam die Front und bot seinem neuen Vaterlande dieselben Vorteile wie früher Österreich und zwar noch in erhöhtem Maße. Der große König erkannte nicht nur die Bedeutung von Glatz, sondern auch die Schwächen in seiner Befestigung und traf sofort nach Beendigung des Krieges Bestimmungen zu ihrer Beseitigung.

Während des zweiten schlesischen Krieges drangen die Österreicher in die Grafschaft und blockierten die Festung, bis sie im Februar 1745 durch den preußischen General von Lehwald bei Plomnitz geschlagen und vertrieben wurden.

Bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges geschah viel für Glatz, so daß die Meinung damaliger Offiziere, daß es uneinnehmbar sei, eine gewisse Berechtigung zu haben schien. Doch mit einer tüchtigen Besatzung kann sich eine schwache Festung lange halten, mit einer schlechten auch eine starke fallen. Das so starke, wichtige Glatz fiel 1760 in schmählicher Weise ganz unerwartet in die Hände der Österreicher.

Es war in jener Unglücksperiode Friedrichs des Großen in den Jahren 1759/60, da er dem Untergange nahe schien. Der preußische General Fouqué,

der Schlesien und Glatz decken sollte, war nach heldenmütigem Kampfe gefangen worden. Da drang der berühmte österreichische General Laudon in die Grafschaft, schloß die Festung Glatz ein und begann ihre Belagerung. Schon am ersten Tage der Beschießung fiel sie in seine Hand, indem die Besatzung der Kranichschanze infolge des Geschützfeuers sie feige verließ, worauf der Feind sie sofort besetzte; und als nun von der Hauptfestung Truppen zu ihrer Wiedernahme vorgingen, aber geschlagen wurden, drangen die Österreicher mit ihnen zusammen in die Festung und von da in die Stadt und nahmen beide.



Glatz im 19. Jahrhundert.

Nach einer Photographie von A. Hübner in Glatz.

Die Festung, an der so viel gearbeitet worden war, fiel in der ersten Stunde des Ernstes. Daß sie fiel, lag in dem Mangel an Soldaten im preußischen Heere, der den König zwang, alle nur irgend vorhandenen guten Truppen im freien Felde zu verwenden, so daß für Glatz nur unzuverlässige Elemente, teils zwangsweise eingestellte, gefangene Soldaten, teils Rekruten u. s. w. übrig blieben; sie hatten meist die Gewehre weggeworfen und sich sofort für Deserteure oder Gefangene erklärt. Der Kommandant der Festung wurde vom Kriegsgerichte zum Tode verurteilt, aber vom Könige begnadigt. Während des ganzen ferneren Verlaufs des Krieges blieb Glatz in den Händen der Österreicher. Sie wollten es beim Friedensschlusse gern behalten und versuchten deshalb das Äußerste; doch der König in der Erkenntnis seiner Wichtigkeit für Preußen erklärte, daß er eher den Krieg von neuem anfangen, als auf Glatz verzichten wolle, und erhielt es zurück.

Sofort nach dem Kriege begannen die großartigen Arbeiten zum Ausbau der Festung von neuem. Nach des großen Königs Tode schlief die Sorge für die Festungen allmählich ein; aus Sparsamkeit geschah nichts mehr für sie, und das sollte sich rächen. Als die Franzosen im Feldzuge 1807 Glatz angriffen, war das Mauerwerk so morsch geworden, daß einzelne Stücke, wenn die Geschütze abgeschossen wurden, herabstürzten; das Pulver war unbrauchbar geworden, die Lafetten waren zum Teil verfault.

Im Kriege von 1806 und 1807 wurde Glatz von hervorragender Wichtigkeit. Während die preußische Armee in überraschender und trauriger Weise erlag, wurde die vaterländische Fahne in der Grafschaft hoch gehalten, und sie kann stolz sein auf ihre Leistungen in jener trüben Zeit. Beim Ausbruch des Krieges wurde Glatz, da der Kriegsschauplatz weit entfernt war, nicht in Verteidigungszustand gesetzt; dies geschah erst nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt, als Napoleon unaufhaltsam vordrang und ein Heer unter Prinz Jerome in Schlesien einmarschierte. Dieses Heer schlug die wenigen in Schlesien stehenden Truppen und zwang sie endlich nach Eroberung des Warthapasses bei Nachod über die Grenze zu flüchten. Da übergab der König seinem Adjutanten, dem Major Graf von Götzen, die Verteidigung der Grafschaft, und dieser Mann, der mit nichts in Glatz ankam und beinahe nichts vorfand, pflanzte hier seine Fahne auf, schuf sich ein kleines Heer, versah es mit Pferden, Waffen, Munition, kurz mit allem, was nötig war, legte in der Grafschaft Pulvermühlen, Geschützgießereien u. s. w. an und kämpfte mit dem Feinde in einigen vierzig Gefechten, meist vor den Toren der Festung, deren Bewohner ihn in der treuesten und gerade in jener Zeit der allgemeinen Verzagtheit, in der Preußens Untergang unvermeidlich schien, seltenen und hoch rühmenswerten Weise mit großen Opfern herzhaft unterstützten. Nachdem allmählich die meisten anderen Festungen, bis auf Kosel und Silberberg, gefallen waren und der Feind seine bisher vor ihnen liegenden Belagerungstruppen zu dem vor der Grafschaft kämpfenden Heere stoßen lassen konnte, wagte er es endlich, in sie einzudringen und Glatz selbst anzugreifen; er war jetzt den Preußen unter Götzen fünffach überlegen. Die Preußen hatten, da nicht alle ihre Truppen in der Festung unterkommen konnten, im Süden der Festung, am Puhuberg und Kreuzberg, ein verschanztes Lager errichtet, das aber, ehe die Verschanzungen fertiggestellt waren, in der Nacht vom 23. zum 24. Juni 1807 nach der tapfersten Gegenwehr gestürmt wurde. Graf Götzen mußte sich nun zwar mit dem Feinde in Unterhandlungen einlassen; doch fiel Glatz, da es zwischen den in der Provinz Preußen kämpfenden Hauptheeren zum Waffenstillstande kam, nicht in französische Hände. Der Sturm auf das verschanzte Lager von Glatz war das letzte Gefecht in der Nähe der Festung.

1866 hörte man in Glatz wohl den Kanonendonner von den Schlachten an der Grenze; aber kein Feind betrat die so gefährdete Grafschaft dank der Tapferkeit unserer Heere und der weisen Führung durch unseren Heldenkönig und seine Generale.

H. von Wiese.

Streifzüge in der Grafschaft Glatz.

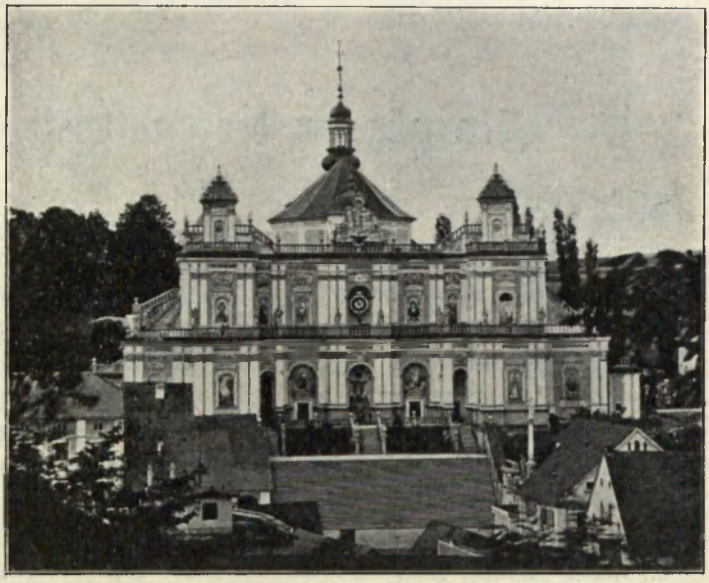
Die Glocke schlägt vier Uhr. Schon tritt die Sonne hinter den Bergen hervor und verklärt jeden Tautropfen zu ihrem purpurnen Spiegelbilde. Die Rosenwölkchen des frühen Morgens zerteilen sich immer mehr und mehr. Die Vögel sind aus ihrem Schlafe erwacht und steigen gen Himmel, als ob sie dort ihr Paradies erreichen könnten. Ein ruhiger, sanfter Morgen, so recht geeignet zu einer Wanderung.

Nächstes Ziel ist die Ersteigung der Berglehne, an deren Fuße sich das reizende Gebirgsdorf Rückers hinschlängelt. Der Weg führt zum Teil durch dichten Wald, der so recht den Anschauungen von einer Waldesidylle entspricht, wie sie in der Phantasie so manches Naturschwärmers ruhen. Ein sprudelnder Bach, hohe Stämme, kühles Moos, süße Beeren! Man möchte nur ruhen und ewig ruhen, so wonniglich dünkt dem Wanderer der Reiz des Waldes. Aber für Ruhe gibt es am frühen Morgen keine Zeit. Nach etwa zweistündigem, anhaltendem Marsche auf der sorgsam gepflegten Kegelstraße, die den Wald durchschneidet, ist Karlsberg erreicht. Nun erst lichtet sich der Blick. Das Gelände der Heuscheuer wird sichtbar. Kurze Rast! Dann aber fürbaß weiter! Die Stufen hinauf! Und nun den Blick in die Ferne! Da liegt es denn ausgebreitet, das Glatzer Land, das bezaubernde Eden Schlesiens mit seinen Bergen und Tälern — ein gesegneter Landstrich. Wenn man von der Zahl der Besucher eines Landes auf seine Anziehungskraft, von der Menge der Heilquellen und Kurorte auf seine gesundheitfördernde Bedeutung, von der Zahl der Wallfahrtsorte auf den religiösen Sinn der Bewohner, von dem Ruhme seiner Vergangenheit auf seine politische Stellung schließen darf, dann, wahrlich, gehört das Glatzer Land zu den Perlen Deutschlands.

Von Ferne ragt das Eulengebirge in das ungetrübte Blau des Himmels, und drunten lagern sich, wie im heiligen Gottesfrieden schlummernd, die Ortschaften

Wünschelburg, Albendorf u. a. Der Blick in die Ferne ist nicht minder poesievoll als die Betrachtung der Sandsteinzinnen des hohen Heuscheuerberges selbst. Wer hätte nicht von den grotesken Felsenpartien gehört, in denen man stundenlang wandern kann, ohne das Bedürfnis nach Ruhe zu empfinden! Der Geist obsiegt dem Körper. Es ist, als ob der Körper nur wie ein Spielball von Fels zu Fels eile, um angesichts neuer Schönheiten neue Kraft zu finden.

Der Weg führt an sprudelnden Kaskaden hinunter auf die Hochebene gen Wünschelburg, und von hier aus kostet es nur noch die Anstrengung eines einstündigen Marsches, um Albendorf zu erreichen. Schon von weitem ist die Gnadenkirche sichtbar, als ein treuer Weiser für den Wegesunkundigen. Wer aber ahnte wohl, wenn er in der stillen Gegend dahinwallt, welch ein Paradies von Schönheit, welch eine Fülle von Glaubenseifer sich ihm hier eröffnet! Unter einem der zwölf Tore, die Albendorf von allen Seiten begrenzen, tritt man ein in den volksbewegten Wallfahrtsort, um mit schnellen Schritten bis zur Pforte der Basilika getragen zu werden. Hier aber muß der Fuß stille stehen und das Auge sich rüsten, um das seltsam schöne Bauwerk staunend zu bewundern. Dreiundreißig Stufen, die Lebensjahre Christi versinnbildend, führen hinauf zum Eingange der dem Tempel zu Jerusalem nachgebildeten Basilika. Rundum führt der überdachte Vorhof, mit Geschenken von wunderbar Geheilten geschmückt und mit Krücken ausgelegt, die von denen dem Gotteshause gewidmet wurden, die ihrer nicht mehr bedurften.



Kirche zu Albendorf i. Schl.
Nach einer Photographie von J. Hala in Neurode.

Innerhalb dieses Vorhofes erhebt sich das rechteckig angelegte Schiff der Kirche mit Bildern, aus dem Leben Mariens geschöpft, und endlich — am Ausgangspunkte des Schiffes — wird das Presbyterium mit dem Hochaltar sichtbar. Hunderte von Andächtigen sind allezeit während des Sommers im Gotteshause versammelt, um Erfüllung ihrer Bitten zu erflehen. Hier kniet, in Andacht versunken, eine Mutter mit ihren Kindern und bittet um die Gesundheit des Vaters, dort ein Kind, das für seine Eltern fleht, hier eine Jungfrau, die in ihren Bedrängnissen den Schutz der Gottesmutter anruft.

Von der Höhe der Kirche herab beschauen wir nunmehr die Gegend. Sie zeigt eine wunderbare Ähnlichkeit mit der von Jerusalem. Dreimal, so berichtet die Chronik, sei der Graf von Osterberg nach Jerusalem gereist, um die Eindrücke der heiligen Stätten derart fest seinem Geiste einzuprägen, daß es ihm gelänge, die geeignete Stelle für den Bau der Kirche ausfindig zu machen, auf daß man von ihrem Standorte aus ein möglichst getreues Bild der Umgegend von Jerusalem erlangen könne. Ohne Führer, nur von den Berichten der Bibel geleitet, ist es darum nunmehr dem Besucher möglich, eine klare Anschauung von den Pfaden zu gewinnen, die unser Heiland auf seinem Leidenswege, das Kreuz auf den Schultern, gewandelt ist. In



Die Kirche zu Maria Schnee.
Nach einer Original-Photographie von F. Pleischmann in Landeshut i. Schl.

72 Höhlen finden sich lebensgroße, plastische Nachbildungen hiervon. Die Höhe des Kalvarienberges hinauf aber ist ein Kreuzweg für die Andachtsübungen der Gläubigen angelegt. Hier klimmen sie hinan, die Prozessionen, geleitet von dem Priester, und angelangt dort oben, ruhen sie auf den Stufen und dem Rasen, während der diensteifrige Priester den höchsten Punkt inne hat, um nun von hier aus in ergreifenden Worten zu dem versammelten Volke zu reden, die Bedeutung der Prozessionen auszulegen, vor Mißbrauch zu warnen und zu echter Andacht zu begeistern.

Unter diesen Betrachtungen hat sich der Nachmittag genaht. Es ist Zeit, den Heimweg anzutreten. Auf schmalen Waldwegen, Stolzenau streifend, erreicht man nach $1^1/_2$ stündiger Wanderung Friedrichsgrund mit seiner privilegierten Glashütte, die von dem Gewerbefleiß der Bewohner Zeugnis ablegt, und nach weiteren $^3/_4$ Stunden den Ausgangspunkt der Wanderung: Rückers.

Es gibt nichts Herrlicheres als einen Sommeraufenthalt in den Bergen. Es dünkt uns beinahe, als ob die Größe der Schöpfung in beredteren Worten zu unserer Seele spräche und der Geist Gottes uns allerorten fühlbarer umwehe. Umringt von der Gewalt der Natur, erkennen wir unsere Kleinheit.

Liebliche, wie groteske Gegenden durchwandert der Sommergast; bald streift er umher zwischen Getreide- und Wiesenplänen, bald durchwandert er wildromantische Täler, wie das Höllental, den Nesselgrund zwischen Rückers und Altheide, den Friedrichsgrund u. a.

Erleichtert wird dem Sommergaste die Durchstreifung der Landschaften durch die Eisenbahn. Wo es sonst tagelanger Wanderungen bedurfte, um zu einem der zahlreichen Glanzpunkte zu gelangen, braucht man jetzt kaum Stunden, um sich in die paradiesischen Gefilde landschaftlicher Schönheit zu versetzen.

Mit dem Frühzuge ist Ebersdorf (an der Breslau-Mittelwalder Bahnlinie) erreicht und nach einstündigem Marsche der reizvolle Wölfelsgrund. Mehr als 20 m stürzt die Wölfel ihre Wasser hernieder in die Tiefe. Wundersame Regenbogen malen die Sonnenstrahlen in den Wasserstäubchen, die weithin von dem Falle ausgeworfen werden. Eine Unzahl von Villen, die in den letzten Jahren erstanden sind, hat dem Grunde den Reiz der naturwüchsigen Frische und Ungebundenheit genommen; allenthalben begegnet man den neuesten Pariser Moden. Der unmittelbare Natureindruck wird dadurch gewaltig eingedämmt. Will man sich hinausretten aus dem Lackledersticfeltum der modernen Touristen, dann suche man die einsamen Pfade auf, die zu dem Spitzberge hinaufführen, den eine Wallfahrtskirche krönt. Hier kann man wieder Mensch sein und froh aufjauchzen, wenn man herniederschaut in den Gebirgskessel: rundum die Höhen im Glanze der Julisonne, drunten die große Zahl der Ortschaften, wie umschlossen von den mächtigen Himmelsstützen, der Bergwelt.

Man könnte die Grafschaft Glatz mit der Insel Rügen vergleichen. Beide stellen sich ja als so isolierte Gebiete dar, daß die Sitten und Gebräuche benachbarter Länder nur sehr schwer in sie Einzug halten konnten; beide werden von einem biederen, treuherzigen Menschenschlage bewohnt, dem der stete Kampf gegen die Naturhindernisse Kraft und Energie verliehen hat. In beiden Ländchen hängen die Bewohner noch treu an den alten Sitten, deren Gepräge Einfachheit und Bedürfnislosigkeit sind. Zwar hat infolge der Überschwemmung von seiten der Sommerfrischler und Badegäste diese Einfachheit hie und da Schiffbruch gelitten; doch verharrt der größte Teil der Bewohner in der Befolgung seiner von Eltern und Ahnen vererbten Sitten.

Wem es vergönnt ist, einige Wochen in den begnadigten Gefilden der Grafschaft Glatz zu verleben, dem erschließt auf seinen Wanderungen jeder Tag eine neue Schönheit. Frischer Geist durchweht Wälder und Auen und hält unmerklich seinen Einzug in die Fibern des von der Jahresarbeit erschlafften Körpers.

O. Kobel.

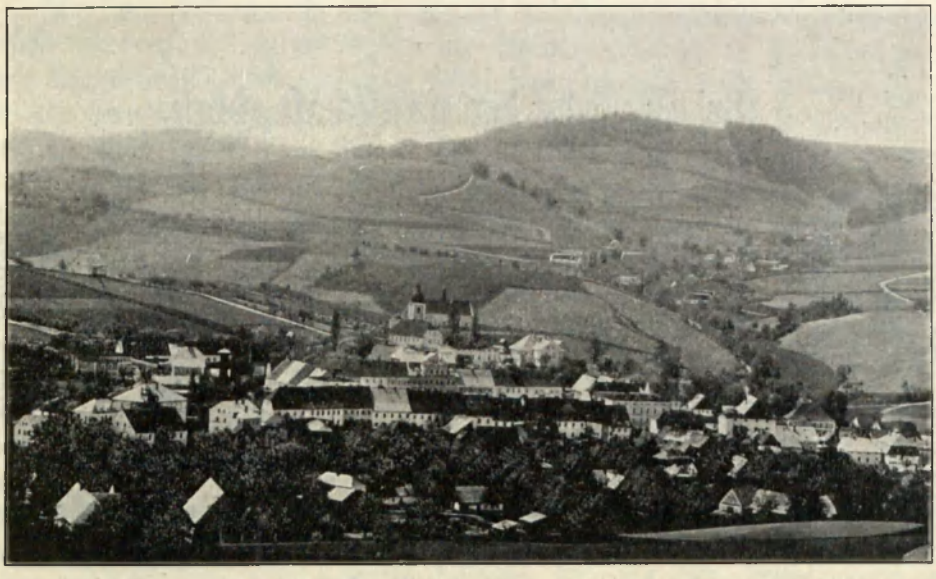
Die Westecke der Grafschaft Glatz.

An der Wasserscheide zwischen dem Oder- und Elbgebiet nach Böhmen zu liegt der Teil des ehemaligen Hummelbezirkes, der die Westecke der Grafschaft Glatz bildet. Nach den natürlichen Grenzen gehört dieser Landeswinkel zu Böhmen, wie andererseits das Braunauer Ländchen der Grafschaft zugelegt sein sollte. Bis ins siebzehnte Jahrhundert hatte die böhmische Sprache noch im ganzen Bezirke Verbreitung. Das älteste Lewiner Stadtbuch und die aus jener Zeit in einzelnen Dorfschaften vorhandenen Schöppenbücher enthalten zumeist in böhmischer Sprache abgefaßte Verträge. In die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Ortschaften reicht sogar noch heute die Sprachgrenze herüber. Die für unseren ausgeschalteten Landesteil oft gebrauchte Bezeichnung „Böhmischer Winkel" hat somit zum Teil ihre Berechtigung; es ist jedoch ungerechtfertigt, wenn man mit dem „Böhmischen Winkel" den Begriff des Verächtlichen verknüpfen will. Unsere Berge und Täler, Felder und Wiesen, unsere Menschen mit ihren Sitten und Gebräuchen sind nicht schlechter als in anderen Gegenden der Grafschaft. „Unbekannter oder fremder Winkel" wäre eine viel zutreffendere Bezeichnung.

In Lebensweise und Sprache, in Sitten und Gebräuchen finden sich mancherlei Eigentümlichkeiten bei der Bevölkerung, von denen manche mit dem Unterschiede der Nationalität zusammenhängen. In den böhmischen Dörfern trifft man bei den ganz alten Gebäuden eine auffallende Verschwendung von Raum und Holz. Über dem Stubenstock sind noch mehrere Balkenlagen aufgeführt, nicht hoch genug für die Einrichtung von Wohnzimmern, mit kleinen, unregelmäßigen oder auch ganz fehlenden Fenstern, öfters einen einzigen großen Raum einschließend, der als Kammer oder wie ein Schuppen benutzt wird. Die Außen- wie die Innenwände des hölzernen Hauses sind nicht angestrichen; nur die Fugen zwischen den Balken sind mit Mörtel ausgefüllt. An den Giebelseiten befinden sich stets überhängende Dachkappen, und

die Giebelfenster sind mit zierlich ausgeschnittenen Brettleisten eingerahmt. Die Umgangssprache ist der gewöhnliche Grafschafter Dialekt.

Unter den älteren Bewohnern tschechischer Herkunft gibt es noch solche, die entweder gar kein Deutsch verstehen oder es nur sehr mangelhaft sprechen. Die jüngere böhmische Generation bedient sich meist der hochdeutschen Formen, wie sie in der Schule gelehrt worden sind. Die scharfe Artikulation macht den Ausdruck etwas hart, aber doch wohlklingend, besonders da er frei von sprachlichen Verstößen ist. Übrigens ist das von den hiesigen Tschechen gesprochene Böhmisch eine Mundart, die von der modernen böhmischen Schriftsprache, die sie weder lesen, noch schreiben können, vielfach abweicht. Eine kleine Sprach-Enklave bilden die Tassauer mit ihrem



Stadt Lewin.

Nach einer Original-Photographie von Max Mader in Lewin.

Dialekt. Man gebraucht hier mit Vorliebe das ai oder oi, jedoch möglichst breit ausgesprochen. Männliche Taufnamen erhalten den Appendix „lich": Fränzlich, Gustlich, Koarlich, Tönlich, Sefflich. Auffallend ist in einzelnen Ortschaften das zahlreiche Vorkommen desselben Familiennamens. In Brzesowie heißen die meisten Menschen Kurschatke, Hillmann oder Siegel; in den böhmischen Gemeinden Tscherbeney und Straußeney sind die Zwickirsch, Kollatschny und Duchatsch vorherrschend; in Schlaney sind viele Langer; Tassau und Tanz haben viele Kastner; Gellenau und Sackisch haben viele Letzel, und der Name Tautz ist in der ganzen Gegend zahlreich vertreten. Für unterscheidende Nebenbezeichnungen sorgt der Volksmund. Man sagt in der gutmütigsten Weise: Boarg-Tautz, Ziega-Tautz, Hober-Kastner, Dragoner-Kastner, Ochsa-Kastner, Breckla-Kastner, Wiesa-Kastner, Bat-Letzel, der lange Letzel, der „Herr" Letzel u. s. w. In Tassau läßt man den Zunamen

weg und benennt seinen Mann, vom Großvater ausgehend, nur mit den Taufnamen. August Kastner, dessen Vater Karl und dessen Großvater Heinrich hieß, wird Henria Koarla Gustlich genannt. Oder man sagt: Gustlicha Tönels Fränzlich, oder: Rechter (Richter) Goansa Seffa Sefflich u. s. w. In der Tracht findet sich außer dem „böhmischen" Kopftuch, das sich durch grelle, bunte Farben kennzeichnet und vielfach bei den Frauen und Mädchen in den Grenzdörfern beliebt ist, nichts Eigentümliches.

Auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens herrscht bei der Bevölkerung ein guter religiöser Sinn. Bei den Tschechen beider Konfessionen ist der Gottesdienst, beziehungsweise die Predigt alternierend deutsch und böhmisch. Die Kirchenlieder werden gleichzeitig böhmisch und deutsch gesungen, je nach der Vorliebe des Einzelnen für die eine oder für die andere Sprache.

Bei den Beerdigungen der Evangelischen tschechischer Nation versammelt sich die Grabbegleitung meist schon zwei Stunden vorher im Trauerhause um den geöffnet in der Wohnstube stehenden Sarg und singt tschechische Trauerlieder. Der Tisch ist mit gefüllten Schnapsflaschen und Gebäck besetzt, dem dazwischen fleißig zugesprochen wird. Auch beim Gange zur Kirche werden noch Lieder gesungen. Bei katholischen Beerdigungen tritt an die Stelle des Liedes das Gebet. Wenn der Geistliche die Leiche im Trauerhause abholt, wird in der Regel der Sarg vorher geschlossen; vereinzelt kommt es jedoch noch vor, daß auch in diesem Falle die betreffenden Funktionen am offenen Sarg ausgeübt werden. Bei den Tschechen werden Jünglinge und Jungfrauen meistens von Jungfrauen, Vater und Mutter von den Söhnen oder in Ermangelung solcher von Anverwandten ins Grab gesenkt. Nach der Begräbnisfeierlichkeit ist bei Deutschen und Tschechen der Gang ins Wirtshaus gleich üblich, und der Aufenthalt daselbst wird oft recht lang ausgedehnt. Die Unsitte, nach dem Begräbnis von Jünglingen und Jungfrauen ein Tanzvergnügen zu veranstalten, besteht nicht mehr. Beim Kindtaufen geht man ebenfalls aus der Kirche ins Gasthaus. Ohne Rücksicht auf den Täufling rüstet man sich wohl erst nach langem Aufenthalte, in angeheiterter Stimmung, vielleicht in der Dunkelheit des Abends und bei inzwischen eingetretenem schlechten Wetter zum Heimwege.

Während sich bei Beerdigungen die kirchliche Feierlichkeit verschieden gestaltet, kommt bei den kirchlichen Trauungen ein solcher Unterschied nur selten zur Geltung. Die Hochzeit des Bauernsohnes ist in ihrem kirchlichen Teile meist ebenso prunklos wie die des armen Webers. Dagegen läßt bei einer Bauernhochzeit der Aufwand beim Hochzeitsschmause, soweit es die Menge betrifft, nichts zu wünschen übrig. — Obschon man in den sogenannten „besseren" tschechischen Häusern eine tadellose Sauberkeit antreffen kann, stehen doch im allgemeinen in dieser Beziehung die Tschechen den Deutschen nach. Die Ordnung im Gehöft oder in der Umgebung des Hauses verrät in der Regel einen deutschen und nicht einen böhmischen Besitzer. Damit im Zusammenhange steht die Nachlässigkeit der Tschechen in der Kleidung bei der häuslichen Arbeit. Am Webstuhl und bei den landwirtschaftlichen Arbeiten trifft man nicht selten entblößte Weiber und Männer. Eine bescheidene Wohlhabenheit findet sich unter der Bevölkerung nur in einzelnen Fällen; reich in der zeitentsprechenden Bedeutung des Wortes ist kaum jemand, arm sind die meisten.

Nach der letzten Volkszählung leben in der Grafschafter Westecke 10509 Bewohner. Etwa 3000 Personen der Bevölkerung sind tschechischer Herkunft. Sie wohnen hauptsächlich in den Ortschaften Tscherbeney, Straußeney, Schlaney, Jakobowitz und Cudowa. Die jüngere tschechische Generation beherrscht durchweg in Wort und Schrift das Deutsche; jedoch spricht im Verkehr unter sich jung und alt mit Vorliebe böhmisch. Die dauernde Erhaltung des Tschechentums in den genannten Gemeinden wurde von jeher durch den Umstand begünstigt, daß die Männer zumeist ihre Frauen aus den stockböhmischen Ortschaften jenseits der Grenze wählen. Daher kommt es, daß stets die Mehrzahl der heranwachsenden Kinder beim Eintritt in die Schule nur böhmisch sprechen kann, trotzdem der Vater der deutschen Sprache recht gut mächtig ist.



Bad Cudowa.

Nach einer Original-Photographie von Max Mader in Lewin.

Die Bevölkerung ist überwiegend katholisch und bildet die beiden Pfarrgemeinden Lewin und Tscherbeney. Während der ganze übrige Teil der Grafschaft Glatz seit den ältesten Zeiten in kirchlicher Hinsicht ein eigenes Dekanat bildete, gehörte die Westecke, entsprechend der geographischen Lage, zum Dekanat von Dobruschka, beziehungsweise zu dem von Neustadt in Böhmen. Die Pfarrkirche von Lewin findet sich erst seit 1558 unter den Pfarrkirchen des Glatzer Dekanats. Die schon im vierzehnten Jahrhundert bestehende Pfarrkirche in Tscherbeney hatte in der Zeit der hussitischen Unruhen ihre Selbständigkeit verloren und wurde eine Tochterkirche benachbarter Pfarreien. So gehörte sie seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zur Pfarrkiche von Lewin, und von 1620 ab war sie eine Kommende des Dechants von Neustadt an der Mettau. Als im Jahre 1664 bei der Errichtung des Bistums Königgrätz die Grafschaft Glatz als ein Dekanat mit dem Erzbistum Prag vereinigt blieb, kam die Kirche zu Tscherbeney

mit ihrer Mutterkirche in Neustadt zu dem neuen Bistum. Im Jahre 1738 wieder zu einer selbständigen Pfarrei erhoben, blieb sie aber, zum Dekanat Neustadt gehörend, bei dem Bistum Königgrätz. Erst 1765 wurde die Pfarrei von Tscherbeney dem Dekanat Glatz und somit dem Erzbistum Prag einverleibt. Die beiden Grenzdörfer Schlaney und Brzesowie, die nach Nachod eingepfarrt waren, sind erst 1780 der Kirche zu Tscherbeney überwiesen worden.*) Das am dortigen Kirchhofe erbaute Beinhaus erscheint sowohl durch die Menge, als auch durch die Anordnung der darin aufbewahrten menschlichen Überreste als eine eigentümliche Merkwürdigkeit.

Zur Pfarrkirche in Lewin gehören die Filiale in Sackisch und einige Kapellen. Die gegenwärtige Filialkirche in Sackisch wurde 1678 erbaut. Früher stand an dieser Stelle ein kleines hölzernes Kirchlein. Über seinen Ursprung hat der Lewiner Pfarrer Hanke (1624—1653) folgende „alte Tradition" niedergeschrieben: „Als einst an dem Orte, wo jetzt das hölzerne Kirchlein steht, geackert wurde, haben wiederholt die Pferde angefangen, übermäßig zu schwitzen; sie fielen auf die Kniee und wollten nicht mehr von der Stelle gehen. Man kam auf den Gedanken, an der Stelle zu graben, und fand das Bildnis der heiligen Katharina, das noch heute auf dem Altare steht. Darauf wurde beschlossen, ein Kirchlein zu bauen. Zum Bauplatz wählte man die Stelle, wo heute der Kretscham erbaut ist. Dorthin wurde das Holz angefahren; aber zu wiederholten Malen ist es vom Kretschamberge hinweg und von selbst auf die Stelle, wo das Bildnis aufgefunden wurde, auf geheimnisvolle Weise gebracht worden. Deshalb erbaute man die Kirche an dieser Stelle. Vor Zeiten sind zu ihr zahlreiche Wallfahrten aus Böhmen unternommen worden, und den Altar sollen Königgrätzer beschafft haben. Ob schon früher an dem Orte, wo man das Bildnis fand, eine Kirche gestanden hat, die in Kriegszeiten zerstört wurde, wobei aber das Bildnis verschont blieb, oder auf welche Weise es sonst an den Ort gekommen ist, das ist, schreibt Hanke, Gott im Himmel am besten bekannt."**) Von den Kapellen im Lewiner Kirchspiel ist die Johanniskapelle die ansehnlichste. Sie hat, etwa 1 km von der Stadt entfernt, eine reizende Lage und wurde in den Jahren 1727—1730 von dem Mühlenbesitzer David Walke in Jauernig erbaut und mit einem kleinen Kapital fundiert. Das kleine Kirchlein ist der Liebling der Kirchgemeinde, weshalb auch die vor einigen Jahren zu dem äußerst notwendig gewordenen Reparaturbau von Turm, Dach und Fenstern veranstalteten Sammlungen willige Hände fanden.

Die Kapelle in der Nähe des Gellenauer Schlosses erbaute in den Jahren 1695—97 der damalige Gutsherr Johann Heinrich von Alten in Dankbarkeit für die Rettung aus einer Lebensgefahr, herbeigeführt durch seine scheugewordenen Pferde. — Die kleine Kapelle in Jauernig hat keine Bestimmung für gottesdienstliche Handlungen. Sie wurde 1714 durch den schon genannten Müller David Walke erbaut. Ihre Erhaltung ist später durch ein Legat von einer Bewohnerin des Dorfes in hinreichender Weise gesichert worden. Eine noch kleinere Kapelle steht in der Nähe der Stadt am Wege nach Tassau. Über ihren Ursprung existiert folgende

*) Bach, Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz.

**) Lewiner Pfarrarchiv.

Nachricht. Als im Jahre 1680 auch in Lewin die Pest ausbrach, erfolgten die ersten Erkrankungen und Todesfälle in dem Gehöft des Vorwerksbesitzers Retzina, dessen Bruder in Wien ein Opfer der Seuche geworden war. Durch den hierher übersandten Nachlaß des Verstorbenen war der Ansteckungsstoff eingeführt worden. Retzina und seine Frau taten das Gelübde, auf ihrer Besitzung eine Kapelle zu erbauen und die dazu erforderlichen Steine eigenhändig zusammen zu tragen, wenn sie von der Krankheit verschont bleiben sollten. Vor einigen Jahren wurde das schon baufällig gewordene Kirchlein durch einen Blitz stark beschädigt, jedoch vom gegenwärtigen Besitzer wieder hergestellt.

Die zur Parochie Tscherbeney gehörige Begräbniskirche in Brzesowie wurde im Jahre 1714 von Georg Baudisch, einem reichen Leinwandhändler des Ortes, erbaut. Über das Ableben des frommen Wohltäters hat sich eine seltsame Überlieferung erhalten. Baudisch saß eines Nachmittags im besten Wohlsein in seiner Wohnung und blies dicke Wolken aus seiner Pfeife. Da tritt der ihm befreundete Dechant von Nachod mit dem Hochwürdigsten und in Begleitung des Meßners in die Stube. Die Überraschung war eine gegenseitige, besonders als der Dechant erklärte, durch einen Boten bestellt worden zu sein, den schwer erkrankten Baudisch mit den Sterbesakramenten zu versehen. Der ganz gesunde Mann läßt sich auf Zureden des Dechanten bewegen, die Sakramente nach kurzer Vorbereitung zu empfangen. Der Pfarrer hatte Nachod noch nicht erreicht, so war Baudisch eine Leiche. Ein Schlaganfall hatte ihn getötet. — Seit einigen Jahren ist in Schlaney von dortigen Bewohnern an hochgelegener Stelle am Waldessaum eine Kapelle erbaut worden, die als Wallfahrtsstätte in den Sommermonaten zahlreich besucht wird. Den Anlaß dazu bot eine in der Nähe befindliche Quelle, der nach unverbürgten Nachrichten einst heilkräftige Wirkungen zugeschrieben wurden.

Von den glatzischen Sagen haben einige ihren Schauplatz in der Westecke. Sie mögen hier folgen.

Der Spielhübel.

Im Dorfe Jauernig bei Lewin lebten einige Männer, die von Kindheit auf eng befreundet waren. Das Zeichen oder das Band ihrer Freundschaft war gemeinschaftliches Kartenspiel, so oft sie über einige Stunden freier Zeit verfügten. Als ihnen wegen der Sorge um die eigenen Familien während der Woche nicht mehr Zeit genug zu Gebote stand, opferten sie den Sonntag dem Spiele. Um aber ungestört bei ihrer zur Leidenschaft gewordenen Lieblingsbeschäftigung zu sein, trieben sie diese nicht in ihren Wohnungen, sondern, sobald es nur das Wetter erlaubte, hinter Strauchwerk und Gebüsch auf dem Scheitel des Berges, der sich zwischen dem unteren Ende des Dorfes und der am Wege nach Kuttel belegenen Johanneskapelle erhebt. Hier schauten sie durch viele Jahre die Kirchgänger in emsiger Beschäftigung. Als die Spieler gestorben waren, fanden sie keine Ruhe im Grabe, sondern mußten

zur Strafe angesichts derer, denen sie bei Lebzeiten Ärgernis durch ihre Sonntagsschändung gegeben hatten, jeden Gottestag aufs neue am gewohnten Platze spielen. Das Volk nennt deshalb den Berg den Spielhübel.

Der Teufelsstein im Tscherbeneyer Tale.

Da, wo sich jetzt der Teufelsstein erhebt, stand vor uralten Zeiten ein Wirtshaus, dessen Besitzer keinen sonderlichen Respekt vor göttlichen und weltlichen Gesetzen hatte, vielmehr lediglich auf das sah, was seine Taschen füllte. Diesen Zweck zu erreichen, erlaubte er seinen Gästen manches, was ein anderer nicht gestattet haben würde. Das ging schon eine ganze Zeitlang. Da kam Pfingsten. Wunderbar schön war der Morgen, kein Lüftchen regte sich. Melodisch klang das Geläut der Kirchenglocken im Tale herauf, die Gläubigen zum Dienste des Höchsten zu rufen. Knaben und Greise, Mädchen und Matronen leisteten dem Rufe Folge und zogen hinab zum Gotteshause. Nur eine Schar junger Männer schloß sich nicht an; sie hatten sich zusammengefunden, um an Pfingsten einem anderen Geiste als dem heiligen zu huldigen. Sie wollten während des Gottesdienstes zechen und spielen; ihre Kirche sollte das Wirtshaus sein. Bald waren sie denn auch mitten in der Arbeit. Die Würfel klapperten und rollten auf dem Tische hin; sie machten ein solches Geräusch und fesselten die Aufmerksamkeit in solchem Maße, daß niemand das Hereintreten eines neuen Gastes bemerkt hatte. Seiner Kleidung nach mußte dieser ein Jägerbursche sein. Wollte er die heitere Gesellschaft nicht stören oder meinte er mit seiner mürrischen Gesinnung nicht in diese zu passen? Kurz und gut, er setzte sich an einen entfernten Tisch und hing seinen Gedanken nach. Lange aber ging dies nicht. Wenn er sich auch um die jungen Burschen nicht kümmerte, so kümmerten sich diese um ihn, nachdem sie ihn erst bemerkt hatten. Sie luden ihn ein, am Spiele teil zu nehmen; denn die dadurch gebotene Zerstreuung sei das beste Mittel gegen Grillen. Anfangs hatten die Aufforderungen keinen Erfolg; doch nach und nach ließ sich der Sohn Nimrods zu einem Näherrücken, auch zu einem Versuche des Spielglücks bewegen, dieses allerdings ohne günstiges Ergebnis. Das entmutigte ihn jedoch nicht, sondern schien im Gegenteil gerade einen eigentümlichen Reiz auf den Anfänger auszuüben; wenigstens wurde er immer eifriger und hitziger im Einsetzen und Würfeln, und in der Tat gelang es ihm auch nach kurzer Zeit, das Glück an seine Hand zu ketten.

Je mehr er aber gewann, um so mißmutiger wurden die Spielgenossen. Das verlorene Geld, die berauschenden Getränke, die von Minute zu Minute sich mehr erhitzende Leidenschaft legten ihnen Worte in den Mund, die jeden anderen scharf verletzt haben würden — nur den Jäger nicht; höhnisch lächelnd, bewahrte er eine eisige Ruhe. Plötzlich springt einer der Burschen auf; er hat gemerkt, wie der unheimliche Gewinner den Würfel mittels einer raschen Handbewegung gewendet hat. Falscher Spieler! ruft er dem Jäger entgegen. Eine allgemeine Erhebung, ein rasender Tumult folgt! Schelten, Fluchen, Ergreifen der Stühle, um sie als Waffen zu gebrauchen, ist das Werk eines Augenblickes. Rasch zieht sich der Fremde nach der

Tür zurück; aber ehe er sie erreicht, ist er gefaßt. Ein Stuhl, über seinem Haupte drohend geschwungen, saust hernieder, — da ertönt ein furchtbarer Donnerschlag, und das Haus mit seinen Gästen ist verschwunden. An seiner Stelle steht seitdem ein großer Stein — der Teufelsstein — nach dem Namen des falschen Spielers genannt.

Die Heuscheuer-Jungfrau.

In der Heuscheuer, die ursprünglich ein Schloß war, hat eine Jungfrau ihren Aufenthalt. Sie näht an einem Hemde und macht daran nur alle Jahre während der Christnacht einen Stich. Wenn sie das Hemd fertig haben wird, dann ist das Ende der Welt gekommen. Bereits ist sie, wie ein Jüngling sah, der verwegen genug war, in den Zauberpalast einzudringen, am letzten Ärmel.

Die Hummelfrau.

Einst lebte in Nerbotin, einem Dörfchen nicht weit von Hummel, ein armer, aber braver Holzmacher. Trotz alles Fleißes, trotz der nie ermüdenden Mithülfe seines Weibes wollte die Not aus seiner Familie nicht weichen. Darum lastete der Kummer um die Zukunft schwer auf ihm und raubte ihm oft den Schlaf. Nur die harte Arbeit gab ihm Zerstreuung und stärkte seinen Lebensmut. Einmal traf ihn schon die Mitternachtsstunde hackend und sägend in der Nähe des Hummelberges. Da horch! was ist das? Es knistert so eigentümlich und raschelt; es kommt näher und näher. Jetzt kann er's erkennen, — eine bleiche Frau ist es mit aufgelöstem, schwarzem Haar. Ihre Kleidung ist ein langes, weißes Gewand, auf dem sich frische Blutspuren zeigen; in ihrer Hand trägt sie einen Dolch und einen Bund Schlüssel. „Fürchte dich nicht", ruft sie dem Erschrockenen zu, „sondern erbarme dich meiner! Dort oben, wo jetzt noch die Trümmer stehen, ermordete ich einst mit diesem Dolche meinen Gemahl und öffnete mit diesen Schlüsseln den Kerker meines Buhlen, um mich mit ihm zu verbinden. Durch ein Verbrechen wurde der neue Ehebund geschlossen, durch ein Verbrechen gelöst. Die Hand dessen, für den ich zur Mörderin geworden war, tötete mich. Zur Strafe wohne ich jetzt schon hundert Jahre unter jenen Ruinen. Habe Erbarmen, erlöse mich!"

Von Mitleid gerührt, war der Holzmacher bereit, der Bitte zu willfahren und fragte, was er zu tun habe. Die Antwort lautete: „Sei morgen zu dieser Stunde hier an derselben Stelle! Ich werde dir wieder erscheinen, aber nicht wie heute, sondern in Gestalt einer mächtigen, feuerspeienden Schlange. Ich werde dich umtoben, dir aber nicht schaden; denn dazu habe ich keine Gewalt. Dann entreiße meinem Rachen diesen Schlüsselbund und töte mich mit diesem Dolche. Gelingt es dir, so bin ich erlöst; sonst muß ich weitere hundert Jahre leiden." Hierauf ließ die Frau den Dolch fallen und verschwand.

In der nächsten Nacht um die zwölfte Stunde war der Holzmacher an dem bestimmten Orte. Arbeiten konnte er nicht, weil die Erwartung dessen, was sich ereignen sollte, zu groß war. Den Dolch hielt er in der Hand. Da braust's und zischt's und tobt's! Eine Schlange, riesengroß, feuersprühend, wälzt sich in mächtigen Bogen heran. Furcht befällt ihn; aber der armen Büßerin sich erinnernd, wirft er sich rasch entschlossen dem Ungeheuer entgegen und stößt ihm den Dolch in den Rachen. Nochmals bäumt es sich auf; aber ein wuchtiger Schlag mit der Axt streckt es tot zu Boden. Kaum hat er mit starker Hand den Schlüsselbund der Schlange entrissen, als eine Flamme aus dem Tiere herausschlägt und es vollständig verzehrt. Ein weißes Täubchen schwingt sich höher und höher über das Hummelschloß dem Himmel zu. Die Seele der Hummelfrau ist erlöst und geht zur Ruhe ein.

Da rollt und kracht es im Innern des Berges; ein weiter Spalt öffnet sich und läßt einen Raum erblicken, der voll ist von Kisten und Kasten. Der Holzhacker wagt den Eintritt, öffnet mit den eroberten Schlüsseln die Kasten, nimmt und trägt von den darin liegenden Edelsteinen und kostbaren Metallen so viel heim, als seine Kraft gestattet. Die Not ist vorüber, das Leben sorgenfrei.

W. Mader.

Schlesiens Heilquellen.

Das neunzehnte Jahrhundert wird in späteren Zeiten als ein Merkstein gewaltiger Entwickelung des menschlichen Geistes erscheinen, so sehr haben sich in ihm die Lebens- und Verkehrsverhältnisse umgestaltet. Früher als unüberwindlich angesehene Hindernisse werden spielend bezwungen; Raum und Zeit haben auf dieser Erde kaum noch Bedeutung. Was wird noch alles werden, das bisher als unmöglich angesehen worden ist! Wohl mögen wir uns freuen und stolz sein auf all die Errungenschaften der neuesten Zeit, von denen noch unsere Großväter sich nichts träumen ließen; aber diese Medaille hat auch ihre Kehrseite. Wo Großes geschaffen wird, da ist auch notwendigerweise ein großer Verbrauch an Material, und das wichtigste von allem Material ist der Mensch. In dem ununterbrochenen, gewaltigen Getriebe der Jetztzeit schafft er zwar die bewegende Kraft; aber er opfert dafür auch einen Teil seines Selbst. Körper und Geist werden fortdauernd in einer Weise eingesetzt und verbraucht, wie es früher nur die bewegtesten Zeiten forderten. Beide Geschlechter, jedes Lebensalter, jeder Stand zahlt seinen Tribut. Schon das Kind wird, kaum der Wärterin entwachsen, vorwärts getrieben; was früher im besten Falle bis zum endgültigen Eintritt in einen einfachen Lebensberuf verlangt wurde, muß jetzt nach einigen Jahren erreicht sein. Und so geht es fort während des ganzen Lebens. Wer nur leidlich vorwärts kommen will, muß alle Kräfte anspannen. Wen kann es da wunder nehmen, wenn sich in jedem Lebensalter Unzulänglichkeiten zeigen, und wenn sie sich gerade in den Gesellschaftskreisen am meisten finden, die durch ihre geistige Arbeit diesem Jahrhundert den Stempel aufgedrückt haben. Schon früh in der Schule bilden sich die Folgen der einseitigen geistigen Arbeit und Überanstrengung, der unzulänglichen körperlichen Betätigung, des langen, gesundheitsschädlichen Aufenthaltes in den Schulzimmern aus. Mangel an Appetit, Blässe der Haut, Kopfschmerz, Schlafsucht oder Mangel an Schlaf und,

dadurch bedingt, verminderte geistige Leistungsfähigkeit sind die Zustände, die mehr oder weniger jedes Schulkind in der Stadt durchzumachen hat. Ruhe ist unter diesen Umständen das einzige Heilmittel; aber das wird dem bedauernswerten Kinde außerhalb der Ferien selten zu teil. Es muß weiter arbeiten auch über sein Vermögen; denn das Schulpensum und die Disziplin in der Schule wie im Elternhause verlangen es. Das Ergebnis ist leicht zu übersehen: mangelhaft entwickelter, für Krankheiten anfälliger Körper, empfindliches Nervensystem. Und so ausgestattet, tritt der Mensch ins Leben und soll den harten Kampf, der ihm bevorsteht, aufnehmen und außerdem für ein widerstandsfähiges Geschlecht sorgen, das diesen Kampf fortzuführen bestimmt ist. Es kommen die hohen Anforderungen in der Berufstätigkeit, die nicht selten das individuelle Maß der Kräfte übersteigen; es kommen die Aufgaben der Geselligkeit, die dem Einzelnen aus seiner Lebensstellung erwachsen, oder die er freiwillig auf sich nimmt. So wirkungsvoll auch ein seltenes Fest der Auffrischung dienen mag, häufig oder gar täglich genossen, müssen die Feste den Rest der von der Arbeit gebliebenen Kräfte aufzehren. Damit hat sich die Notwendigkeit einer regelmäßigen Ausspannung in den Kreisen der vorwiegend geistig Arbeitenden herausgestellt, und sie darf nicht gar zu häufig unterlassen werden, wenn nicht dauernder Schaden an der geistigen und körperlichen Gesundheit entstehen soll.

Aber wohin, ertönt so vielfach die Frage, soll man gehen, um Kräfte zu sammeln? Hinaus aus dem Getümmel der Städte, aus den staubigen Straßen und den engen Wohnungen in die frische, freie Luft! Der Wald, das Meer und namentlich die Berge bieten Gelegenheit, um den Körper von allen aufgehäuften Schlacken zu befreien, die Glieder zu kräftigen, die Stimmung zu heben. Wer nicht ernstlich krank ist, kehrt von dort tatkräftig an seinen Arbeitsplatz zurück und mag dann sein Leben führen wie sonst, bis er im nächsten Jahre sehnsüchtig ausschaut nach dem Platze, wo er früher Erholung gefunden hat. Schlesiens Berge haben Raum für viele, die müde geworden sind; aber sie bieten in vierzehn Bädern auch reichlich Gelegenheit zur Besserung und Heilung von mancherlei körperlichen Schäden und Gebrechen, die das vielgeplagte Menschenkind getroffen haben.

Goczalkowitz. — Königsdorf-Jastrzemb. Diese beiden Bäder liegen in dem hügeligen Gelände unweit der österreichischen Grenze, im Antlitz des Beskiden, etwa 266 m über dem Meere. Es sind kräftige, Jod und Brom enthaltende Salzquellen, die zu Bädern und Trinkkuren verwendet werden. Der Überschuß wird eingedampft und verschickt. Es sind allerhand Krankheitsablagerungen, mit denen man hier aufzuräumen bestrebt ist. Entzündungsreste, die nicht weichen wollen, skrofulöse, gichtische, rheumatische Ablagerungen, Schwellungen in den Unterleibsorganen, Schmerzen in den verschiedenen Nervengebieten ꝛc., das sind die Leiden, die in diesen Bädern zweckmäßig behandelt werden.

Trebnitz. 22,5 km nördlich von Breslau liegt inmitten der Ausläufer des uralisch-karpatischen Landrückens, der im Volksmunde das Katzengebirge heißt, die Kreisstadt Trebnitz. Das zu ihr gehörige Hedwigsbad bietet in seinen Moorbädern Gelegenheit, alter rheumatischer Beschwerden und sonstiger hartnäckiger Schmerzzustände Herr zu werden, und in seiner Wasserheilanstalt die Mittel, übergroße

Empfindlichkeit der Haut gegen Witterungseinflüsse, sowie allgemeine Schwächezustände zu beseitigen.

Landeck. In einer Höhe von 450 m über dem Meere, geschützt gegen Nordwesten, Norden und Osten durch überragende Höhenzüge, umgeben von herrlichen Waldungen, eignet sich das in der Grafschaft Glatz gelegene Landeck ganz besonders zu einem Sommeraufenthalt für geschwächte Naturen, die mit Resten von überstandenen entzündlichen Krankheiten oder wegen mangelnder Blutbildung und katarrhalischer Zustände der verschiedensten Schleimhäute sich nicht erholen können. Auch gichtische, bezw. rheumatische Beschwerden werden hier mit Erfolg behandelt.



Bad Landeck.
Nach einer Original-Photographie von F. Pletschmann in Landeshut i. Schl.

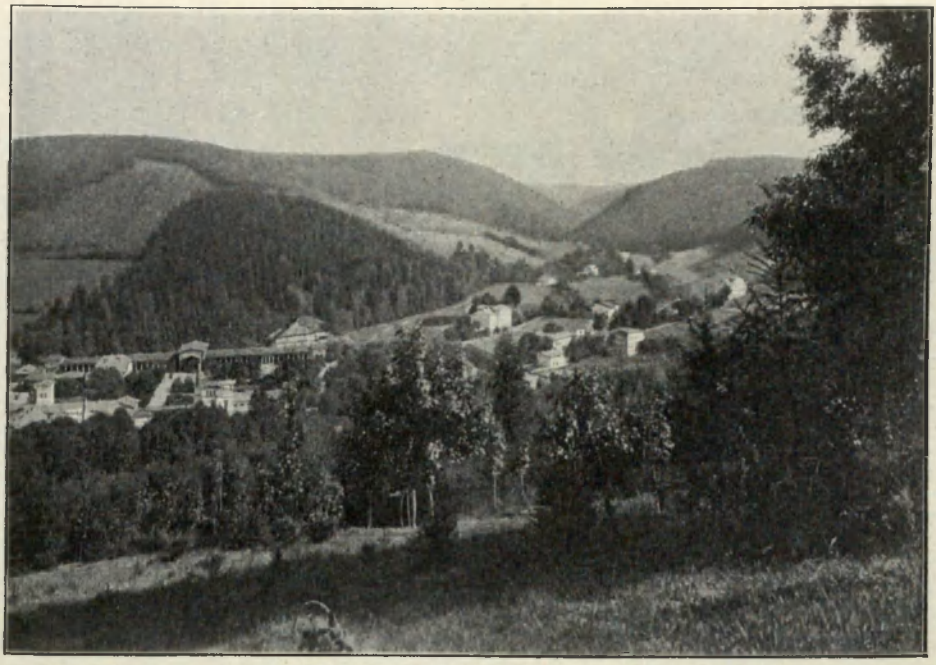
Man rechnet die Quellen Landecks in Rücksicht auf den Gehalt an mineralischen Bestandteilen einesteils zu den Wildbädern; anderenteils aber bildet es wegen seines geringen Gehaltes an Schwefelwasserstoff den Übergang zu den Schwefelthermen. Die Temperatur der einzelnen Quellen schwankt zwischen 20 und 29 Grad Celsius.

Für die Ausnutzung des reichlich zufließenden Mineralwassers ist durch umfangreiche, zum Teil künstlerisch schön gestaltete Badeeinrichtungen gesorgt, in denen sowohl Wannen-, als auch Bassinbäder dargeboten werden. Sonst werden die Quellen zum Trinken, zum Gurgeln und zum Duschen benutzt. Im übrigen findet sich Gelegenheit zu Moorbädern und zur Ausführung von Terrainkuren.

Alt-Heide in der Grafschaft empfiehlt sich wegen seiner Lage in etwa 400 m Höhe über dem Meere, seiner schönen Umgebung und reinen Luft ebensowohl zu einem

angenehmen Aufenthalt für Sommerfrischler, als es Kranken mit mangelhafter Blutbildung, mit Störungen der Entwickelung, mit Ablagerungen in Drüsen und Lungen, mit rheumatischen und gichtischen Beschwerden in seinen Eisenwässern und Moorbädern und in den verschiedensten Einrichtungen für Anwendung des gewöhnlichen Wassers die Möglichkeit schafft, wieder zu Kräften zu kommen.

Langenau liegt in einer Höhe von 357 m in einem freundlichen, geschützten Tale der Neisse in der Grafschaft Glatz. Die Quellen führen verhältnismäßig große Mengen von Eisen in Lösung. Außer diesen Quellen, die zum Baden und Trinken verwendet werden, sind Moor- und einfache Wasserbäder in Wannen und im Bassin und auch



Bad Reinerz.
Nach einer Original-Photographie von E. van Delden in Breslau.

Dampfbäder zu haben. Die Kranken, von denen Langenau aufgesucht wird, leiden an ähnlichen Beschwerden wie die, die nach Alt-Heide gehen.

Cudowa ist weitaus das besuchteste der Eisenbäder in der Grafschaft Glatz. Es liegt bei einer Höhe von 388 m über dem Meere in einem weiten Hochtale, das gegen Norden und Osten durch überragende Züge des Heuscheuergebirges gegen heftige Stürme geschützt ist. Das Klima ist mild und doch kräftigend.

Die Quellen sind sogenannte alkalische Säuerlinge, d. h. sie haben das Eisen neben doppeltkohlsaurem Natron in Lösung infolge reichlichen Gehalts an Kohlensäure; sie führen außerdem etwas arsenige Säure und die kürzlich entdeckte Gotthold-quelle auch Lithion. Wegen der leichten Verdaulichkeit dieser Eisenwässer finden sie ausgedehnte Anwendung auch bei empfindlichem Magen und werden in allen

möglichen Schwächezuständen gebraucht, bei denen der Mangel an Blut ein hervorstechendes Merkmal ist. Für die Gottholdquelle wird eine fast spezifische Wirkung bei Magen- und Blasenstörungen in Anspruch genommen. Außer den herrlich perlenden Mineralwasserbädern sind auch Einrichtungen für Kuren mit Moor vorhanden.

Reinerz. Bei einer Seehöhe von 568 m in einem Tale der Weistritz in der Grafschaft Glatz, umgeben von hohen, mit Nadelholz bestandenen Bergen, ist Reinerz ein hervorragend günstiger Kurort für den Aufenthalt von Kranken, deren Atmungsorgane nicht in Ordnung sind. Sie können sich in mild anregender, reiner Luft bewegen; es wird ihnen in den alkalisch-erdigen Eisensäuerlingen ein zweckentsprechendes Medikament



Charlottenbrunn.
Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann in Landeshut i. Schl.

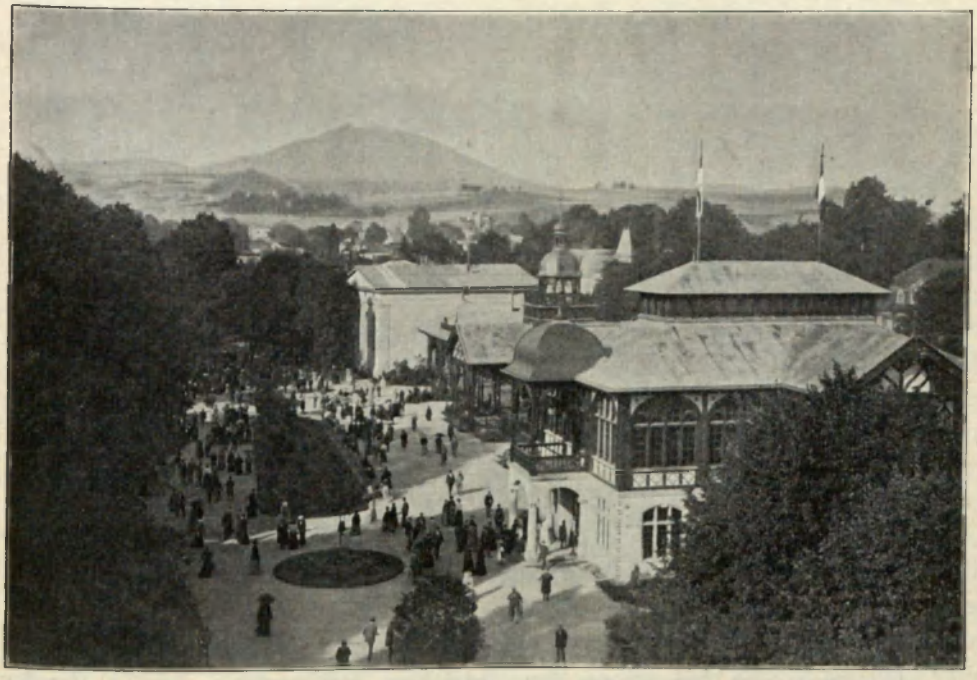
geboten, das die örtlichen und allgemeinen Schwächezustände zu beseitigen im stande ist, und es steht ihnen, begründet durch große Erfahrung, sachgemäßer ärztlicher Rat zur Seite.

Charlottenbrunn ist ein Marktflecken des Kreises Waldenburg, der in einer Höhe von 469 m über dem Meere in einem freundlichen, von der Weistritz durchströmten, nach Süd-Süd-Osten offenen, vor rauhen Winden geschützten Tale gelegen ist. Umgeben von würzigen Nadelholzwäldern eignet es sich für Schwache und Kranke, für die der Aufenthalt in reiner, milder Luft wesentliche Vorbedingung zur Herstellung der Kräfte ist. Der Gebrauch eines alkalischen Säuerlings, der getrunken und zum Baden benutzt wird, kann diese Zwecke nur fördern.

Görbersdorf. In einer Höhe von 561 m über dem Meeresspiegel, kranzförmig umgeben von bewaldeten Gipfeln des preußisch-schlesischen Riesengebirges, liegt

Görbersdorf mit seinen Anstalten für Lungenleidende, wo sie nach den von Dr. Brehmer aufgestellten Grundsätzen behandelt werden. Unausgesetzter Aufenthalt in freier Luft, Erregung der Haut durch wechselvolle Einwirkung des Wassers, zweckmäßige Diät, das sind die hauptsächlichen allgemeinen Mittel, mit denen man in Görbersdorf dem Erbfeinde des Menschengeschlechts, der chronischen Lungenerkrankung, erfolgreich zu Leibe geht.

Salzbrunn ist ein vielbesuchter Badeort in einem fast ganz geschlossenen Tale des Hochwaldgebirges, das sich 407 m über dem Meeresspiegel erhebt. Es ist nach allen Seiten vor rauhen Winden geschützt und hat deshalb im ganzen ein mildes Klima. Katarrhalische und chronisch entzündliche Erkrankungen der Luftwege, Störungen der



Die Elisenhalle in Bad Salzbrunn.
Nach einer Photographie von Joh. Patzelt in Waldenburg.

Verdauungsorgane, rheumatische und gichtische Schwellungen, Zuckerruhr, Nieren- und Blasenleiden u. s. w., das sind die Leiden, die alljährlich in großer Zahl in Salzbrunn zur Behandlung kommen. In erster Linie ist es der Oberbrunnen, der den Ruf des Bades begründet hat. In neuerer Zeit ist aber auch die Kronenquelle in Aufnahme gekommen, die sowohl im Badeorte selbst verwendet, als auch, wie der Oberbrunnen, weit und breit verschickt wird.

Warmbrunn liegt im Hirschberger Tale am Fuße des Riesengebirges 346 m über dem Meere.

Die Wärme der verschiedenen Quellen erhebt sich weit über die Temperatur des gewöhnlichen Wassers, denn sie schwankt zwischen 25 und 43 Grad Celsius. Die

Quellen gehören zu den lauen und warmen Wildbädern, da der geringe Gehalt an Schwefelwasserstoff nicht so erheblich ist, daß Warmbrunn zu den eigentlichen Schwefelquellen gerechnet werden könnte. Man badet in Bassins und in Wannen und verwendet die Bäder gegen Rheumatismus, Gicht, Folgen von Verletzungen, Lähmungen und schmerzhaften Leiden verschiedenster Art.

Flinsberg lehnt sich an den Nordabhang des hohen Iserkammes an und hat eine Seehöhe von 528 m. Das Tal, in dem der Ort liegt, öffnet sich nach Norden in die Friedeberg-Greiffenberger Ebene. Die Luft ist rein und erquickend, namentlich in den meilenweiten, schattigen Wäldern, die sich dicht an den Badeort anschließen.



Warmbrunn.

Flinsberg wird sowohl von Sommerfrischlern, als auch von wirklich Kranken aufgesucht, die an Blutarmut, Störungen der Nerventätigkeit, Herzbeschwerden, rheumatischen Zuständen leiden und zu diesem Zwecke die natürlichen Eisenwässer zum Trinken und Baden gebrauchen oder sich aromatische Bäder aus Fichtennadeln oder Fichtenrinde bereiten lassen. Auch Kräutersäfte werden kurgemäß genossen.

Muskau ist umschlossen von dem hochberühmten, vom Fürsten Pückler angelegten Parke im Tale der Lausitzer Neisse; seine Seehöhe beträgt 94 m.

Außer den landschaftlichen Reizen und einer stillen Abgeschiedenheit kommen eisenhaltige Trinkquellen und Bäder, sowie ein Eisenmoor an den Stärkungsbedürftigen zur Wirkung. Patienten, die ein mildes, reizminderndes Klima brauchen, und für die ein Eisenbad angezeigt ist, finden in Muskau den geeigneten Platz.

Dr. Preuße.

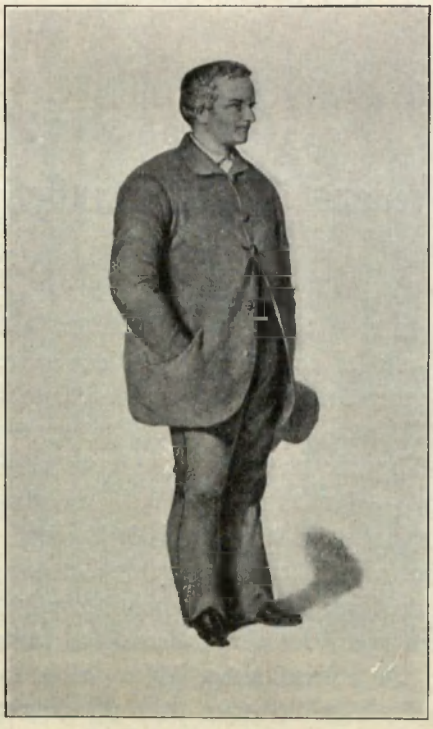
Schlesiens Naturheilanstalten.

Schon Hippokrates (460—377 v. Chr.), der Vater der Heilkunde, stellte den Satz auf: „Natura sanat, medicus curat“, d. h. die Natur heilt, der Arzt unterstützt nur. Alle großen Ärzte kamen zu folgender Erkenntnis: Im menschlichen Organismus wohnt eine geheimnisvolle Kraft, die unablässig alle physischen Lebensvorgänge reguliert, um ungestörte Harmonie — Gesundheit — zu unterhalten und den Lebensprozeß fortzuspinnen. Sind jedoch die Bedingungen, unter denen ein Mensch steht, zu ungünstige, oder vergeht er sich absichtlich durch eine widernaturgesetzliche Lebensweise, so treten Störungen im Betriebe der „Lebensmaschine“ ein, die wir dann Krankheiten nennen. Krankheiten sind eigentlich Heilbestrebungen des Organismus als notwendige Folgewirkungen übertretener Naturgesetze. In überaus vielen Fällen gelingt es der uns innewohnenden Naturheilkraft, diesem persönlichen Leibarzte, ohne jede fremde Unterstützung „Selbsthülfe“ zu üben, ähnlich wie bei den Tieren des Waldes und des Feldes, und dann ist es eben „von selber besser geworden“, die „Natur hat sich selbst geholfen“. In gewissen Fällen jedoch bedarf es der menschlichen Mithülfe. Diese Mithülfe, diese Unterstützung, diese Assistenz muß aber genau nach den Intentionen der Natur erfolgen. Es wird deshalb der Arzt der beste Helfershelfer sein, der am tiefsten in die Rätsel der Natur eingedrungen ist und der alle voreiligen, gewalttätigen, schädlichen Eingriffe vermeidet. Meister, nicht Meisterer der Natur soll der Arzt sein!

Diese Ansichten und Einsichten hatten sich, ausgehend von der Wiener Schule (Skoda, Rokitansky), im Anfange vorigen Jahrhunderts über die ganze Ärztewelt verbreitet. Ein übergroßer Skeptizismus hatte sich aller denkenden Köpfe bemächtigt. Man wollte nun alles der Natur überlassen und nur zuschauen. Da trat Vincenz Prießnitz auf. Er war kein Arzt. Er war ein Bauer, ein gottbegnadeter Mensch, ein ärztliches Naturgenie. In der Verwerfung aller chemischen Kuriermittel

biblioteka
Sejmu Śląskiego

stand er auf dem wissenschaftlichen Boden seiner Zeit; aber als positiver Kopf konnte er bei solchem Nihilismus nicht verharren. Er tat einen Schritt weiter; er stellte das Ei des Kolumbus auf die Spitze. Seine Kuren auf dem Gräfenberge in Österreich-Schlesien gelangten zu Weltruhm, und Hunderte von Ärzten pilgerten nach der Stätte seines Wirkens, um als Schüler von ihm zu lernen. Und was sahen die Neu- und Wißbegierigen, die Hülfesuchenden und Aufgegebenen auf dem Gräfenberge? Sie sahen, daß es eigentlich eine ganz natürliche Sache sei, Kranke gesund zu machen. Man brauche sie nur allen schädlichen Einflüssen zu entziehen und der Natur zu überliefern, ähnlich wie es Rousseau ausgesprochen hatte: „Gehet in die Wälder und werdet Menschen!“ Prießnitz schickte seine Patienten wirklich in den Wald, ließ sie Tag und Nacht Waldluft atmen, ließ sie Ruhe und Bewegung genießen, setzte sie unter den Einfluß des Sonnenlichts, verabreichte ihnen eine ganz einfache Diät und sorgte namentlich für energische Hautpflege durch Waschungen und Bäder. Um die Säfte von den Krankheitsstoffen zu befreien, ließ er die Kurgäste schwitzen, und kranke Organe behandelte er noch besonders durch allerlei Umschläge ꝛc. So hat uns sein genialer Geist sämtliche Kurformen erfunden, die heutzutage in der modernen Hydrotherapie zur Anwendung kommen. Was Pfarrer Kneipp, dessen Verdienste um die gesundheitliche Volksaufklärung groß sind, als „seine“ Wasserkur ausgibt, ist durchaus Prießnitzsche Erfindung, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts über die ganze Welt geübt.

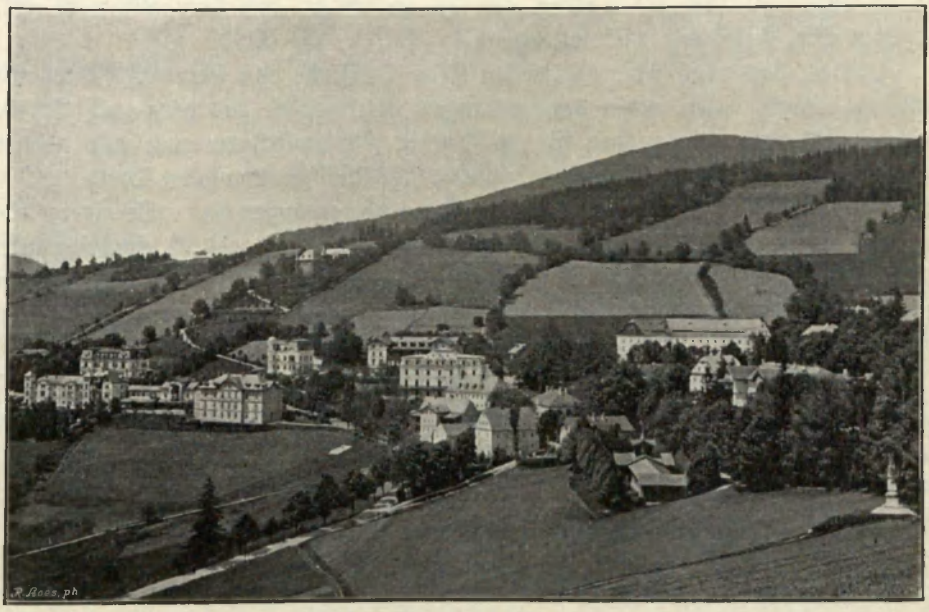


Vincenz Prießnitz.

Aber man irrt, wenn man die Wasserbehandlung mit der Naturheilmethode für identisch erklärt. Sie verhalten sich zu einander wie der Teil zum Ganzen. Wie sich alles in der Welt entwickelt und die Menschheit selbst, so muß sich auch ihre Heilkunst entwickeln. Jede Orthodoxie, jeder Konservatismus um eines Prinzips willen, jede Verknöcherung ist hier vom Übel.

So kamen denn nach Prießnitz Geister, die sein System weiter ausbildeten und mit seinem Pfunde wucherten. Schon sein Schulfreund Johann Schroth in dem nahen Lindewiese hatte bei Entlehnung einzelner Prießnitzscher Kurformen ganz besonderes Gewicht auf eine sehr strenge Diät gelegt. Dann folgten Ed. Baltzer, Theodor Hahn und die ganze vegetarische Bewegung, die auf diesem Gebiete wertvolle Erfahrungen machten. Als Kurdiät dürfte der Vegetarismus heutzutage außer allem Zweifel stehen.

Als fernere Heilfaktoren wurden, obzwar schon längst von Prießnitz eingeführt, durch Arnold Rikli die Luft- und Sonnenbäder volkstümlich gemacht, die in gewissen Fällen außerordentliche Erfolge zeitigen. Viele Leiden bedingen eine Behandlung durch Massage, sei's die gewöhnliche nach Mezger, oder auch die kombinierte nach Thure Brandt. Die Lingsche und die Zandersche Widerstandsgymnastik, wie diese besonders in den mediko-mechanischen Instituten geübt werden, wurden ebenfalls in den Heilschatz des natürlichen Verfahrens eingereiht. Die Elektrizität (Faradisation, elektrische Massage) fand ebenso bereitwillige Aufnahme. In letzter Zeit sind sogar die elektrischen Wasserbäder und das elektrische Lichtbad (als Kastenschwitzbad) in



Gräfenberg.

Nach einer Original-Aufnahme von K. Brenner in Freiwaldau.

Schwung gekommen. Die Nutzbarmachung des Dampfes ist eine besondere Errungenschaft der Heilkunde. Überhaupt wendet die Naturheilkunde das Wasser in milderer Weise an als die sogenannten Kaltwasserkuren. Den vorläufigen Schlußstein des natürlichen Heilsystems bildet die Hypnose-Suggestion, womit man verschiedene funktionelle Nervenübel, die teilweise in falschen Vorstellungen ihre Ursache haben, dauernd zu beseitigen vermag.

So sehen wir denn, daß das Wort Naturheilverfahren der Sammelname ist für eine Menge von Spezialheilmethoden und das dies Ganze über einen ausgedehnten Apparat verfügt. Deshalb, und nur deshalb, weil man sich aller Einseitigkeit entschlagen hat, ist es möglich, die verschiedensten Krankheitszustände ohne jedes chemische Arzneimittel zu bekämpfen. Nicht nur chronische Übel, sondern auch vor allem akute Leiden werden in dieser Weise zur Genesung geführt. Daß dies

nicht in jedem Falle möglich ist, liegt zumeist am geschwächten Organismus des Kranken; denn wir wissen ja, daß die Natur heilt und daß der Arzt nicht Herr über Leben und Tod ist. Manchmal allerdings trägt die menschliche Unzulänglichkeit auch ihr Teil dazu bei.

Immerhin stehen bereits Hunderte von approbierten Ärzten zu dieser Fahne. In Deutschland gibt es zahlreiche Anstalten, in denen chronisch Kranke Besserung und Heilung erlangen. Diese Anstalten, in denen also alle Heilfaktoren der Naturheilmethode (Luft, Sonne, Wasser, Dampf, Diät, Massage, Gymnastik, Elektrizität, Hypnose-Suggestion) zur Anwendung kommen, nennen sich Naturheilanstalten. Auch unsere Heimatsprovinz hat deren einige aufzuweisen. Die älteste von ihnen ist Berthelsdorf bei Reibnitz im Riesengebirge. Die Lage der Berthelsdorfer Anstalt ist eine so bevorzugte und die Leitung eine so umsichtige, daß dort alljährlich viele Patienten ihre Gesundheit wiedererlangen.

Landeck, das durch seine natürlichen Reize Tausende von Sommerfrischlern und Kurgästen anlockt, besitzt neben dem prächtigen Marienbade, das ganz nach Art der römischen Thermen eingerichtet ist, und neben Mineralbädern auch alle anderen Wasserprozeduren verabfolgt, noch die umfangreiche Wasserheilanstalt „Thalheim", die nunmehr in den Besitz zweier approbierter Ärzte übergegangen ist. Besonders aber muß das „Germanenbad" in Landeck hervorgehoben werden. Es ist dies eine allerliebste kleine Naturheilanstalt. Die idyllische Lage an der rauschenden Biele und am duftigen Walde, abseits von dem Lärm des Badelebens, macht es so recht für alle Ruhebedürftigen geeignet.

Seit zwei Jahren ist in Neisses unmittelbarer Nähe, in dem gesund und schön gelegenen Rochus, die Pohlsche Naturheilanstalt „St. Rochusbad" eröffnet worden. Ein zwanzig Morgen großer Nadel- und Laubholzpark umgibt die Logierhäuser. Sonnenbäder und Lufthütten sind angelegt. Ein Gymnastiksaal ist eingerichtet. Rings erstrecken sich meilenweit Hügel, Wiesen und Büsche.

Außer diesen Anstalten, die den Namen Naturheilanstalten im vollsten Sinne verdienen, gibt es noch verschiedene andere, die mehr oder weniger ein besonderes System vertreten, teilweise wohl auch noch Medizingaben verabfolgen. Angeführt seien hier die Wasserheilanstalten in dem hübsch gelegenen Städtchen Ziegenhals. Möchten sich mit der Zeit alle Anstalten mehr auf den allgemeinen Standpunkt des Naturheilverfahrens stellen und den Patienten die eine große Wahrheit vor Augen führen: Es gibt keine Heilmittel im eigentlichen Sinne! Das Heil kommt nur von innen, vom eigenen Körper selbst. Sowie der Mensch nur gesund bleibt, wenn er den einzelnen Lebensfaktoren weise Rechnung trägt und krank wird, wenn er dagegen sündigt, so auch kann er nur gesund werden, wenn er diese Faktoren in besonders günstiger und methodischer Weise auf sich einwirken läßt. Pflicht der Selbsterhaltung, sittliches Gebot ist es, allezeit zu leben, wie es Gott in den Naturgesetzen vorgeschrieben hat. Dann werden die Gesetze der Vererbung, wie sie durch die Biologie festgestellt sind, zum Guten ausschlagen und wieder Generationen erstehen, die sich selbst zur Freude und zum Glück und dem Schöpfer zur Ehre leben als wirkliche Ebenbilder Gottes!

Philo vom Walde.

Trebnitz.

Ein Ausläufer des uralisch-karpatischen Höhenzuges, der sich auf der rechten Oderseite unseres Heimatlandes unter dem Namen polnischer Landrücken hinzieht, erhebt sich in den Trebnitzer Höhen, der Volksmund nennt sie das Katzengebirge, bis zu 247 m Seehöhe. Hier, von sanft ansteigenden Hügeln umschlossen, liegt die alte, freundliche Hedwigstadt Trebnitz. Wer das Trebnitzer Hügelland zum ersten Male besucht, ist überrascht von der Lieblichkeit der landschaftlichen Bilder, die ihn hier anmuten und das um so mehr, als die Natur die rechte Seite des Oderstromes sonst recht stiefmütterlich bedacht hat. Wogende Weizenfelder und ertragreiche Obstpflanzungen erfreuen das Auge, und wo es nicht Fruchtgefilde erblickt, sind die Hügel mit Wald bestanden. So erheben sich südöstlich in unmittelbarer Nähe der Stadt die „Buchwaldhöhen" als ein Anziehungspunkt Tausender von Touristen, die hier nach den Mühen einer arbeitsreichen Woche Erholung suchen und finden. Denn unter dem schatttigen Laubdache der Buchen ziehen sich nach allen Richtungen teils ebene, teils sanft ansteigende, wohlgepflegte Spaziergänge hin, an geeigneten Plätzen mit Ruhebänken versehen. So führt u. a ein Pfad aufwärts zu den sogenannten „Aussichten", drei Walddurchschläge, die einen Ausblick nach drei Richtungen hin bieten: rechts auf die katholische, geradeaus auf die evangelische Kirche und zur Linken auf die kleine Wallfahrtskapelle Hedwigsruh. Mitten in der Waldeinsamkeit, umgeben von mächtigen Buchen, liegt die 1467 gestiftete Buchwaldkapelle mit der ehemaligen Einsiedelei, die gegenwärtig dem Kapellenwärter zur Wohnung dient. Diesen stimmungsvollen Ort erreicht man auch auf dem Kreuzwege, zu dessen einzelnen Stationen der Weg bergauf und bergab führt, bald von niederem Laubgehölz, bald von dunklen Tannen begrenzt. Der Buchenwald birgt auch mehrere eisenhaltige Quellen, von denen besonders der „Sauerbrunnen" zu erwähnen ist, der sein erfrischendes Wasser zur Erquickung darbietet.

Aber nicht nur ihrer freundlichen, anmutigen Lage wegen wenden wir Trebnitz unsere Aufmerksamkeit zu, sondern es nimmt auch als kultur-historischer Ort in unserem Heimatlande nicht die letzte Stelle ein. Sind doch mit Trebnitz die Namen des Herzogs Heinrich I. und seiner Gemahlin Hedwig aufs innigste verknüpft, und die Stadt verdankt ihre Bedeutung allein dem ehemaligen Kloster des jungfräulichen Cistercienser-Ordens, das ein Denkmal der Frömmigkeit und Milde jenes Fürstenpaares ist, dessen segensreiches Andenken in Schlesien unauslöschlich bleiben wird. Denn nicht genugsam kann es hervorgehoben werden, daß Heinrich I., der mächtigste aller Piastenfürsten, ein Deutscher war und blieb. Von einer deutschen Mutter geboren und erzogen in jener Zeit, wo sein Vater sich in Deutschland im Exil befand, führte er eine deutsche Gemahlin heim, die fränkische Prinzessin Hedwig, die nachmals heilig gesprochene Fürstin. Im Jahre 1202 zur Regierung gekommen, prägte Heinrich seinem Hofstaat einen deutschen Charakter auf, indem er sich mit Deutschen umgab, die Einwanderung deutscher Adeliger begünstigte, dem eingeborenen Adel die Annahme deutscher Art und Sitte in gewissem Maße zur Pflicht machte und auch das von ihm gestiftete Kloster Heinrichau mit Mönchen aus Franken besetzte.

Ihm steht würdig zur Seite seine fromme Gemahlin Hedwig. Allen Schlesiern darf und soll das Bild dieser hehren fürstlichen Frau teuer sein, die, mit den erhabensten Tugenden geziert, durch Werke christlicher Liebe und eifriger, weltentsagender Frömmigkeit sich gleich auszeichnete. Sie war sowohl eine musterhafte Gattin und treue, hochherzige Mutter ihrer Kinder, als auch eine mildtätige Fürsorgerin der Kirche und eine mit Regentenweisheit begabte Herrscherin. Sie bewirkte manche vortreffliche Einrichtung durch ihren Gemahl und milderte die Strenge seines Sinnes. Um eine Zersplitterung der Macht und des herzoglichen Gebietes zu verhindern, verlangte sie nach dem Tode ihres Sohnes Heinrich II., daß das Erbe stets ungeteilt an den ältesten Sohn fallen sollte. Das geschah nun freilich nicht; vielmehr führten die unseligen Teilungen die traurige Ohnmacht der Piastenfürsten herbei.

Herzog Heinrich, ein Freund des ritterlichen Weidwerks, suchte schon vor seinem Regierungsantritt gern die hiesigen Hügel auf, die sich durch reiche Wildbahnen auszeichneten. In der Gegend der heutigen Oberstadt stand sein Jagdschloß, dessen Wallgräben heute noch erkennbar sind*). Einst geriet er bei der hitzigen Verfolgung eines Wildes in einen Sumpf und versank samt seinem Rosse. Getrennt von seinen Jagdgenossen, gelobte er in seiner gefahrvollen Lage, ein Kloster zu bauen, wofern er ihr glücklich entkäme. Und siehe, das entkräftete Roß schwingt sich mit jähem Sprunge aus dem Sumpfe! Bald nach dem Antritt seiner Regierung 1202 erfüllte

*) Nachweislich war das Dorf Trebnitz schon vor Gründung des Klosters vorhanden, und nach der Ortslage dürfte der damalige Schloßplatz südlich von der heutigen evangelischen Stadtpfarrkirche zu St. Peter-Paul begrenzt worden sein, die bereits 1179 erbaut war, aber seit dem Übertritt des Stadtpfarrers Weidenbach zur lutherischen Lehre im Jahre 1525 mit kurzer Unterbrechung der evangelischen Gemeinde als Gotteshaus dient. Ihr heutiger Bau stammt aus dem Jahre 1855.

der Herzog, was er gelobt hatte und baute Kloster und Kirche, wozu seine Gemahlin ihren Brautschatz von 30 000 Mark Gold freudig opferte. Es war das ein wahrhaft fürstliches Vermögen; denn eine Goldmark hatte den Wert von 22½ Mk. unserer Währung und das zu einer Zeit, in der der Scheffel Korn 4 Kreuzer galt und ein Tagearbeiter 2 Pfennige Lohn erhielt.

Die auf der Tscheppine vor dem Nikolaitore zu Breslau ausgefertigte erste Stiftungsurkunde datiert vom 23. Juni 1203, und es waren bei diesem Akte zugegen außer der Fürstin Hedwig ihr Bruder Ekbert, Bischof zum Bamberg, Cyprian, Bischof zu Breslau, sowie der Abt von St. Vinzenz in Breslau und Kloster Leubus. Mit



Das Kloster und die Hedwigskirche in Trebnitz.
Nach einer Photographie von Wodak-Eichorn in Trebnitz.

dieser Stiftung zugleich erfolgten auch reiche Schenkungen, damit den frommen Jungfrauen nicht allein genügender Unterhalt gewährt würde, sondern daß sie auch Werke der Barmherzigkeit üben und allen Bedrängten hülfreich beistehen konnten. Die Jugend erhielt Lehre und Unterricht; Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt, und ihre Schätze fanden in den Mauern des Klosters neben gerechter Würdigung eine Heimstätte. Die dem Kloster zugewiesenen „wüsten Hufen" wurden allmählich kultiviert und angebaut, so daß auch in den entlegeneren Teilen des Landes milde Sitten und christliche Gesinnung Wurzel faßten.

Nach vollendetem Bau und feierlicher Weihe des Klosters erhob 1224 der Herzog das Dorf Trebnitz zur Stadt; auch soll er das Marktrecht von Zirkwitz für eine Metze Gröschel zurückgekauft haben, das sein Vater den Trebnitzern entzogen

hatte. Dann fügte der Stifter zu den ersten Schenkungen noch neue hinzu, so daß das Kloster Trebnitz, wahrhaft fürstlich ausgestattet, wohl tausend Personen Unterhalt gewähren konnte.

Heinrich I. starb 1238 und wurde in der Stiftskirche zu Trebnitz beigesetzt, während Hedwigs Heimgang 1243 erfolgte. Im Jahre 1267 wurde sie von Papst Clement IV. in die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Von dem durch Heinrich I. erbauten ersten Kloster ist aber weder eine treue Beschreibung, noch eine genaue Abbildung auf unsere Zeit gekommen, da das Stift wiederholt durch verheerende Feuersbrünste in Asche gelegt wurde, so 1413 und 1432 durch die Hussiten und ferner in den Jahren 1464, 1500 und 1595. Zu dem heutigen großartigen Gebäude, das eine Fläche von 25800 qm umfaßt, legte 1697 die Äbtissin Katharina von Wirbna-Pawlowsky den Grundstein. Sie erlebte aber die Vollendung des Baues nicht, da sie bereits 1699 starb. Zu Ende des nächstfolgenden Jahrhunderts, 1789, wurde von der Äbtissin Bernarda I. der prächtige Turm an der Stiftskirche erbaut, der eine Zierde der Stadt ist. Er trägt auf seiner Spitze ein Kissen mit der Herzogskrone und ein Kreuz.

Im Jahre 1794 beehrte König Friedrich Wilhelm II. von Preußen mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhem III., Kloster und Stadt mit „eigenem" Besuche. Die Äbtissin Dominika veranstaltete den fürstlichen Herrschaften zu Ehren im Buchenwalde ein großes Volksfest und ließ zur Erinnerung an diesen Tag drei Buchen pflanzen, von denen die sogenannte „Königsbuche" noch erhalten ist.

Als im Jahre 1803, am 19. Juni, das Kloster die Jubelfeier seines sechshunderjährigen Bestehens in festlicher Weise beging, ahnte niemand, daß es die letzten glücklichen Tage waren, die die hochherzige Stiftung Heinrichs sah. Denn der für Preußen unglückliche Krieg von 1806 und 1807 hatte die Säkularisation aller jener Klöster zur Folge, die den sogenannten „beschaulichen Orden" angehörten, und so wurde auch das „fürstliche jungfräuliche Klosterstift der Cistercienserinnen zu Trebnitz" am 20. November 1810 aufgehoben und alle Güter, Forsten, Häuser und Gerechtsame des Klosters wurden als Staatseigentum erklärt.

Nachdem die verödeten Gebäude, in Privatbesitz übergegangen, von 1825 bis 1857 zu Fabrikzwecken gedient hatten, kaufte der Fiskus das Kloster wieder zurück, und es blieben die ausgedehnten Räume unbenutzt, bis der Orden der schlesischen Malteserritter nach Ausbruch des Krieges 1870/71 in dem südöstlich angekauften Teile zunächst eine Pflegestätte für verwundete Krieger, später eine Krankenanstalt einrichtete, die unter Leitung Barmherziger Schwestern vom heiligen Carolus Borromäus steht und nicht nur der Stadt, sondern auch dem Kreise Trebnitz zum Segen gereicht.

Im Laufe des Jahres 1888 ging der übrige fiskalische Teil des Klosters durch Kauf an die Kongregation der Barmherzigen Schwestern über, und seitdem dient die alte, historische Stätte jener als Mutterhaus, die außer dem Krankenhause mit mehr als 100 Betten in einem von diesem getrennten Teile ein Mädchen-Pensionat für wirtschaftliche Zwecke errichtet hat und zugleich eine Waisenanstalt unterhält, so daß gegenwärtig die klösterlichen Mauern an 400 Personen bergen.

Mit dem Kloster steht die zu gleicher Zeit erbaute ehemalige Stifts-, jetzt katholische Pfarrkirche, in unmittelbarer Verbindung, denn sie bildet mit jenem ein geschlossenes Viereck. Sie besteht aus einem hohen Mittel-, einem Querschiffe und zwei schmalen, niederen Seitenschiffen. Ihre ursprünglich altdeutsche Bauart hat im Laufe der Jahrhunderte infolge der notwendig gewordenen Renovierungen nach den großen Bränden dem romanisch-byzantinischen Stile weichen müssen, während die sich anschließende Hedwigskapelle rein gotischen Baustil zeigt. In dieser steht das aus schwarzem Marmor erbaute prachtvolle Grabmal der heiligen Hedwig, von der Äbtissin Katharina von Wirbna-Pawlowsky 1680 gestiftet. Anderseits, links des



Die Einsiedelei und Kapelle im Buchenwald von Trebnitz.

Querschiffes, tritt man in die durch ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter abgeschlossene Tauf- oder Johanniskapelle, wo der Herzogin erste Grabstätte war, auf der die älteste Hedwigsstatue, nachdem sie 1897 renoviert worden ist, einen würdigen Platz gefunden hat. Vor dem aus Stuck bestehenden 18 m hohen Hochaltar ruhen der Erbauer des Gotteshauses, Herzog Heinrich I., und sein Waffengefährte, der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen, deren Grabmal aus einem mit Reliefbildern und lateinischer Umschrift gezierten schwarzen Marmorblock besteht. Auch die Kanzel mit Reliefbildern und ihre Schalldecke in Form des Herzoghutes, über der der göttliche Lehrmeister auf der Weltkugel steht, sind Kunstwerke der Stuckatur. Zu beiden Seiten des Presbyteriums erblickt man die überlebensgroßen Standbilder der heiligen Hedwig und der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen. Von Gemälden

sind zwei Willmannsche Altarblätter zu erwähnen. Unter dem Presbyterium befindet sich die bereits 1214 vollendete Krypta, in der jährlich einmal Gottesdienst gehalten wird, an jenem Tage, an dem Heinrich den Bau des Klosters und der Kirche gelobte. Hier zeigt man auch den „Heinrichsbrunnen" als den Ort seiner Rettung aus Lebensgefahr. In den unter den Längsschiffen der Kirche sich hinziehenden Gewölben wurden bei Klosterzeiten die Cisterciensernonnen beigesetzt, während die Gruft der fürstlichen Äbtissinnen sich unter der Hedwigskapelle befindet. Das Grab der heiligen Hedwig ist alljährlich das Ziel vieler Tausende frommer Wallfahrer aus Schlesien und Posen.

Ehedem, als noch nicht die benachbarten Länder mit Schlesiens Hauptstadt durch Schienenwege verbunden waren, führte die große Heerstraße aus dem Großherzogtum und aus Polen durch Trebnitz. Als aber die Eisenbahnen ihr Netz über die einzelnen Länder spannten, wurde es zum stillen, abgeschlossenen Bergstädtchen.

Nachdem jedoch im Jahre 1886 die Sekundärbahn Breslau-Hundsfeld-Trebnitz eröffnet worden war, machte sich bald reges Leben bemerkbar. Der Fremdenverkehr hob sich zusehends; die Stadt trat gewissermaßen aus ihrer Abgeschlossenheit heraus, und die Zu- und Abfuhr wurde durch den Bau von Chausseen nach allen Seiten hin erleichtert und gefördert. Die Verwaltung der Stadt, unterstützt vom Verschönerungsverein, war eifrig bemüht, ihr ein freundliches Gepräge zu geben, und wo sonst Teiche mit trübem Wasser einen wenig erfreulichen Anblick gewährten, ergötzen jetzt freie Plätze mit gärtnerischen Anlagen das Auge. Besonders ist es der Klosterplatz mit der ehemaligen Klosterbrauerei und seinen „alten Kastanien", der als der Mittelpunkt des Fremdenverkehrs anzusehen ist, wenn die Eisenbahnzüge Tausende von Touristen den Trebnitzer Bergen zuführen.

Die alte Hedwigsstadt besitzt seit einer Reihe von Jahren auch eine Kur- (Wasserheil-) Anstalt mit Moorbad, die den Namen „Hedwigsbad" führt und in unmittelbarer Nähe des Buchenwaldes reizend gelegen ist. Die Talsenkung, in der Trebnitz liegt, ferner die günstigen klimatischen und hygienischen Verhältnisse der Stadt machen sie zum Kur- und Erholungsort besonders geeignet. Geschützt durch Höhen und Wald im Norden und Osten, sind feuchte West- und Südwestwinde vorherrschend, während die Forsten der Umgegend der Luft reichen Sauerstoff abgeben. Das im modernen Stil erbaute Kurhaus, von einem prächtigen, schattenreichen Parke umgeben, der unmittelbar in den 75 ha großen Buchenwald führt, entspricht in jeder Hinsicht allen Anforderungen der Neuzeit, und daher sind die Räume für Moor-, Dampf- und Wannenbäder, Inhalation, Duschen und Güsse, sowie die Molkerei und die Einrichtungen für Sonnenbäder eines Besuches wert.

P. Kindler.

In der Spinnstube.



Der altertümliche „Seger“ aus Urgroßvaters Zeiten mit seinem kurzen Perpendikel vorn am blumigen Zifferblatte tickt lebhaft hin und her. Nun tut er sechs kräftige Schläge an die helltönende Glocke. Schon vor mehr als einer Stunde brach die Nacht herein. Frische Eisblumen malen sich an den Fensterscheiben. Der Wagen und die Gluckhenne schimmern vom gestirnten Himmel hernieder. Mit dem „Verrichten“ ist man fertig, und auch das Abendessen hat man bereits eingenommen. „Ihr Kinder“, spricht die Mutter in freundlich befehlendem Tone, „setzt Euch hinter den Tisch in den Herrgottswinkel, daß wir die Federn vollends aufschleißen. In der Fastnacht hat die Marie Hochzeit, da müssen die drei Gebette fertig sein. Und, Franz-Josel, daß Du mir nicht wieder die ungeschlissenen, teuren Federn in Deine Tasche stopfst, um sie dann draußen im Winde fliegen zu lassen — Du Faulpelz, nichtswürdiger!“

Während man sich setzt und ordnet, treten die Spinnerinnen zur Stubentür herein. Es sind schmucke Mädchen, in die sich jeder Bursche verlieben kann, zumal sie auch eine reiche Ausstattung und viel blankes Geld mitbekommen werden. Sie grüßen schalkhaft, erzählen dies und das und setzen sich dann an ihren Plätzen nieder. Bald hat jedes in der Stube seine Rolle und seine Arbeit. Die Kinder rupfen gähnend an den Federkielen, die Mädchen spinnen auf zierlichen, silberbeschlagenen Rädchen, die Mutter tritt den schwerfälligen Ziegenbock (altertümliches Spinnrad), die heiratslustige Marie rackert sich mit dem ruutschenden Geiste (eigenartiges altes Spinnrad) herum, die Großmutter dreht die Spindel, — und der Vater spaltet und zündet die Schleißen an.

Die halb aufgezogene Strohmatte am Fenster schlägt knisternd gegen die Scheiben. „Wie sich auf einmal der Wind erhoben hat!", sagt der Vater, „es muß sich wieder jemand erhängt haben; den Erhängten läutet der Sturmwind aus". „Der wilde Jäger reitet auf die Jagd", spricht die hüstelnde Großmutter in der Ofenhölle und läßt die Spille zu Boden fallen. „Hört Ihr nicht das Peitschenknallen, das Hundegebell, das Gewehrfeuer und den Hörnerruf? Auch die Frau Sorge klagt im Ofenröhr." „Großmutter!", rufen die Kinder, „erzählt wieder solche Geschichten wie neulich. Ach, die waren zu schön, zu schön! Wißt Ihr, so von der Spillalutsche" (sagenhafte weibliche Schreckgestalt).

„Vielleicht kommt die Spillalutsche", sagt die Mutter, „und schlägt Euch Faulenzern die Weife an den Kopf, — dann werdet Ihr schon fleißiger zupfen und rupfen!"

Auch die lustigen Spinnerinnen bitten, die Großmutter möge doch wieder etwas erzählen, sonst fielen ihnen vor der Zeit die Augen zu, und sie brächten ihre Zahl nicht nach Hause. Um die Sache in Fluß zu bringen, spricht die Kirchbauer-Liesel: „Denkt, was mir jetzt auf dem Wege passierte! Drüben bei der Pestlinde steht ein dunkler Schatten, der verfolgt mich bis zum Bußkreuze. Dort dreht er um und ist auf einmal verschwunden. Mich überlief es heiß und kalt, daß ich alle vierzehn Nothelfer anrufen mußte." — „Das war das Graumännel", fällt die Großmutter ein, „das sich um die Dunkelstunde sehen läßt und die Menschen irreführt. Vielleicht ist's auch der Mann ohne Kopf gewesen, der drunten im alten Schlosse umgeht. Er hat gewöhnlich auch einen dreibeinigen Hasen bei sich. Ich sage Euch, wenn Ihr den seht, — — das ist der Böse! In der Nacht muß man schon sehr auf der Hut sein, — da treiben alle bösen Geister ihr böses Spiel. Hinter dem Garten auf der Wiese hüpfen die Irrlichter. Auf der Grenze bei den drei Steinen, wo man die Selbstmörder begräbt, tanzen die Feuermänner. Das sind arme Seelen, die erlöst werden wollen. Auf dem Galgenberge wirft der Vogel-Hannes mit Steinen. Im Busche hocken auf abgeschlagenen Baumstämmen die Mooswеiblein, klagen und weinen. Die Fuchshöhlen draußen im Walde kennt Ihr doch? Dort hatten die Feenixmännel und Feenixweibel ihre Wohnungen. Ach, nun sind sie leider fort, fort in ein fremdes Land, tausend Meilen und noch weiter! Ich könnte Euch viel Wunderhaftiges von ihrem Wegzuge erzählen; aber es steckt mir heute im Halse, ich muß mir den Adamsapfel erkältet haben. Freilich ist's auch ganz gut, daß sie fort sind. Denn ging man im Sommer aufs Feld und setzte sein Kind auf den Rain, gleich kamen die Feenixweiblein herangeschlichen und tauschten es mit ihrem häßlichen Zwergkinde ein. Da hatte man dann einen Wechselbalg daheim in der Wiege liegen! Ich sag's Euch auch, Ihr Kinder: Geht mir nicht zum Rohrteiche hinter Hahn-Frieden Gottliebs Scheune! Dort ruft Euch der versunkene Fuhrmann, daß Ihr verloren seid für immer. Nur nicht ans Wasser! Am Wasser ist's überall gefährlich. Unten im Grunde wohnt der Wassermann. Der taucht in die Höhe, daß Ihr ihn nicht sehen könnt. Er hat ein unsichtbares Seil und zieht alle Kinder hinab in sein Wasserschloß zu seiner Frau, der Wassernixe. Im Wasser kommen nicht nur die Kinder um, auch ganze Dörfer sind darin versunken. Kennt Ihr nicht das Graupenbrünnlein im

Erlenbusche? Das ist so tief, daß man bis jetzt noch keinen Grund gefunden hat. Und wenn man nahe dabei steht, kann man zu gewissen Zeiten noch die Turmspitze funkeln sehen und die Kirchenglocken klingen hören."

Die Großmutter hatte ihre Zuhörer wahrhaft bezaubert. Und sogar der Vater stand so tief in ihrem Banne, daß er vergaß, die Schleiße anzuzünden. Nun sitzen sie in ägyptischer Finsternis. Die Kinder rücken dicht an einander heran, und der kleine Franz-Josel hält sich an der Mutter fest. Dann wird es wieder hell, und die Großmutter weiß noch hundert Geschichten vom Alpdrücken, von der Hausotter, von der Otternkönigin, von verwunschenen Prinzessinnen und der Frau Sibylle, die der Fürst Lichtenstein in ihrem Ungezieferturme besucht hat.

„Ach Gott", sagt sie dann seufzend, „die heutige Welt weiß von all dem nichts mehr. Die ist schon viel zu frühklug und zu altgescheut. Unsereins könnte erzählen ewig und drei Tage, — da ginge einem der Faden noch nicht aus. Was gäbe es da noch für lange und wunderschöne Geschichten, die alle wahr sind, von der Wünschelrute, vom Antichristen, von der Mickadrulle, vom Edelreise, von den Hexen, den vergrabenen Schätzen, vom Mitspielen und Aufstechen, vom bösen Blick, vom Umgehen, von den Drachen, die den Leuten das Geld durch die Feuereisse hinabwerfen — und was sonst noch alles zu erzählen wäre. Auch die ganz langen Geschichten, an denen man einen halben Abend verbringt, wenn man auch nur eine einzige wiedergibt: die Geschichten vom alten Schloß und den sieben Geistern, vom Wasser des Lebens und vom Wasser der Gesundheit, von der Schwanenprinzessin, vom siebenköpfigen Drachen, und wie sie alle heißen mögen, die mir jetzt nicht gleich einfallen — alle sind sie doch so schön und so wahr. Für heute aber mag's genug sein. Ein andermal wieder. Zuletzt lernt ihr mir noch das Gruseln und Fürchten!"

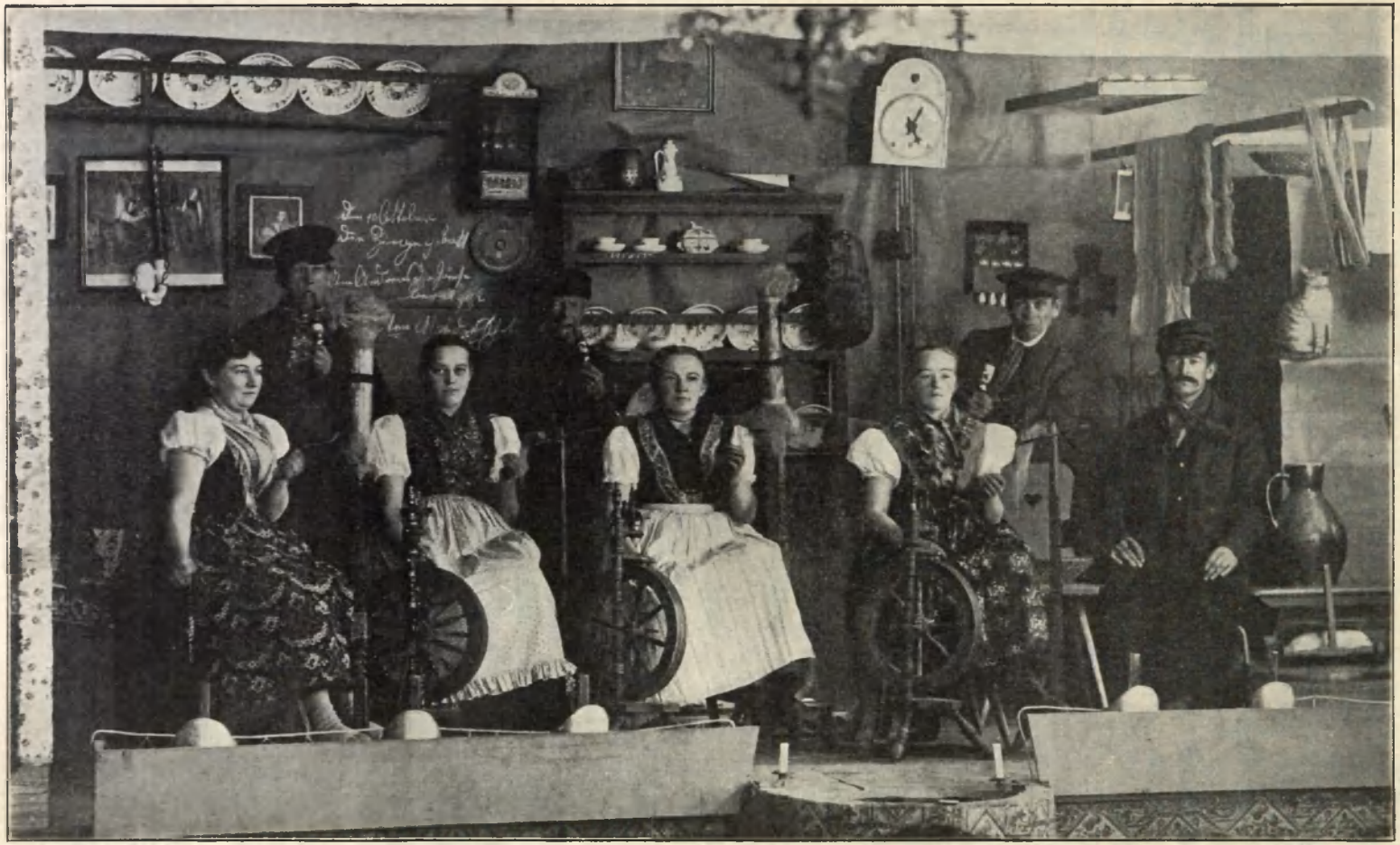
Im selben Augenblick klopft's an die Scheiben. Die Kinder kriechen unter den Tisch, und die Mädchen stoßen einen gellenden Schrei aus.

„Da haben wir's!" meint die Mutter. „Die Angst fährt ihnen schon in die Glieder."

Der Vater aber weiß, was das Klopfen bedeutet. Er rispelt die Schleiße ab, zündet ein neues Stückchen an und geht damit hinaus, um die Haustür aufzuriegeln. In wenigen Augenblicken führt er etliche schlanke Burschen herein. Die Mädchen beginnen ein heimliches Lachen und verkriechen sich hinter ihrem Flachsrocken. Wie schlagen ihre Herzen so freudig! Und doch müssen sie tun, als läge ihnen nichts an diesen ungebetenen Gästen. Die Burschen beginnen ihre Neckereien, greifen in die schnurrenden Rädchen und schütteln die „Schewen" (holzige Flachsstengelreste) von den blumigen Schürzen der Schönen.

Diese kehren den Spieß um, indem sie meinen: solche Arbeit vermöchten sie allein auszuführen; vom vielen Annetzen des Fadens jedoch sei der Mund ihnen trocken geworden und klebe die Zunge am Gaumen, — ob denn keiner etwas auf „Netze" geben wolle?

Ja, das wollen sie. Ehe sie sich lumpen lassen, eher soll der letzte harte Taler zum Teufel gehen. So wird denn „gewinnert". Jeder der Burschen gibt einen Böhmen auf süßen Rosol. Der Rockstubenvater muß nach dem Kretscham



Die Hainer Spinnstube im Riesengebirge.

Original-Aufnahme von A. Rehnert & Co. in Hirschberg.

laufen, ihn zu holen. Dafür bekommt er das erste Glas zu trinken. Dann geht es in der Runde herum, bis die Flasche leer ist. Dazwischen wird gesponnen, gesungen, geplaudert und gescherzt.

Endlich schlägt der Seger neun. Das ist die Stunde des Feierabends. Die Mädchen erheben sich, setzen die Rädchen beiseite, dehnen sich vom langen Sitzen und rüsten sich zum Nachhausegehen. Vorerst aber wollen sie noch das Orakel befragen: ob ihr Liebster schon schlafe. Den Flocken Flachs ihres Rockens zünden sie am Licht der Schleiße an. Hell flammt er auf und steigt leuchtend zur Höhe. Jubelndes Jauchzen! Er schläft noch nicht, der Eine; er wacht und gedenkt ihrer. Wie sollte das Orakel auch nicht wahr reden? Stehen nicht die Burschen mitten unter ihnen? Sind sie nicht längst heimlich verliebt und verlobt? Wenn doch die Kammerfenster reden könnten!

Nun aber hebt jede der Spinnerinnen ihr Rädchen auf den Arm, läßt Rockstecken und Überruck ihren Herzallerliebsten tragen und gibt allen ein freundliches „Gute Nacht“: dem Rockstubenvater und der Rockstubenmutter, der Großel und den Kindern. Dann huschen sie paarweise zum Hofe hinaus. Ach, was für süße Geschichten und für zärtliche Heimlichkeiten sie sich unterwegs noch erzählen! Aber wir wollen nichts ausplaudern von dem, was wir lauschend alles vernommen haben.*

*) Ich kann es mir nicht versagen, auf das eigenartige Volksstück „Die Spinnstube in Hain“, die unser Bild darstellt, aufmerksam zu machen. Das Stück, das ich während eines Ferienaufenthalts im Riesengebirge kennen lernte, ist auf Anregung des Hauptmanns Cogho in Hirschberg entstanden und teils vom Lehrer Casper, teils von den Hainer Darstellern verfaßt. Es macht keinen Anspruch auf ein eigentliches Kunstdrama; die wunderbare Poesie der alten schlesischen Spinnstube jedoch, die hier in ihrer ganzen Naturtreue und mit einem guten Teile dramatischer Spannung von schlichten Dorfbewohnern vorgeführt wird, übt auf jeden Zuschauer einen herzgewinnenden Reiz aus. Die Klage, die Heinrich Sohnrey in seinem Blatte „Das Land“ und in „Vom Fels zum Meer“ über die Unterdrückung der Spinnstuben durch kirchliche und politische Behörden erhebt, muß jeder wahre Volksfreund für berechtigt halten. „Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen, man muß sie ehren!“ hat Schiller gesagt. Nehmen wir dem Landleben seine Poesie, so nehmen wir ihm die Seele.

Philo vom Walde.

Die Brüdergemeinde und ihre Niederlassungen in Schlesien.

Die Brüdergemeinde, die im Jahre 1722 mit der Gründung Herrnhuts ihren Anfang genommen und sich seitdem über Deutschland, die Schweiz, Holland, England und Nordamerika ausgebreitet hat, ihre Missionsstationen aber auch in Afrika, Asien und Australien anlegte, hat ihren Ursprung zu einem bedeutsamen Teile in Böhmen und Mähren, und zwar in der schon vor der deutschen Reformation im Jahre 1457 daselbst gegründeten, aus der hussitischen Bewegung hervorgegangenen evangelischen Brüder-Unität, deren letzter Bischof Johann Amos Comenius war. Neben ihrer Abstammung aus der böhmisch-mährischen Brüderkirche wurzelt jedoch die erneuerte Brüder-Unität, kurzweg Brüdergemeinde genannt, in dem Pietismus der deutsch-evangelischen Kirche, wie er durch Philipp Jakob Spener ins Leben gerufen und durch August Hermann Francke in eine bestimmt abgegrenzte Bahn geleitet wurde.

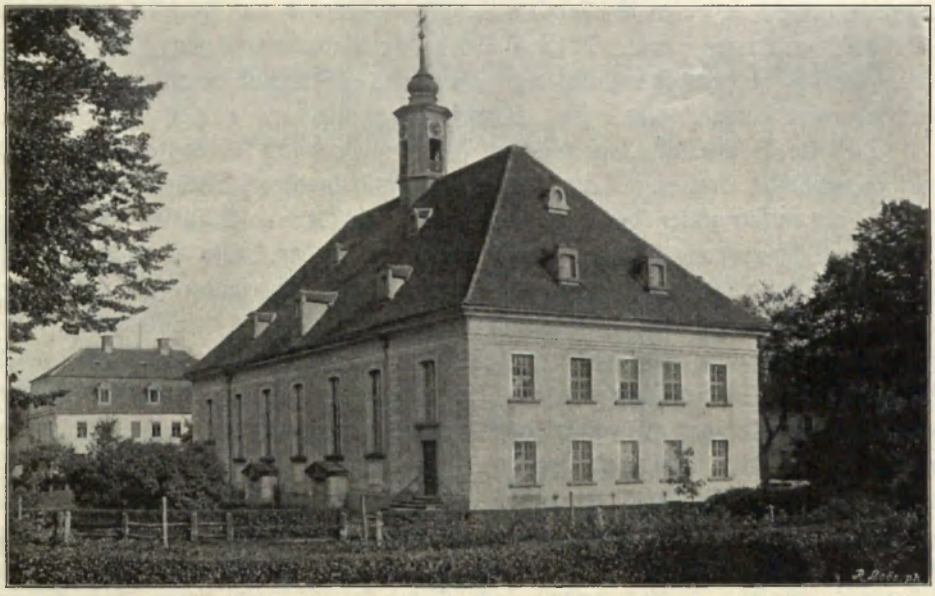
Der Gründer der erneuerten Brüderkirche ist Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Er war der Sohn des kursächsischen Ministers Grafen Zinzendorf und ein Patenkind Speners. Da der Vater bald nach der Geburt des Sohnes starb und die Mutter sich später mit dem preußischen Feldmarschall von Natzmer verheiratete, wurde der Knabe seiner Großmutter, der frommen Liederdichterin Katharina von Gersdorf, zur Erziehung übergeben. Zinzendorfs Jugend zeichnete sich durch eine außerordentliche Frühreife religiöser Entwickelung aus. Es bildete sich in dem Herzen des Knaben eine starke, fast mystische Liebesgemeinschaft mit dem Heilande, die in seinem ganzen späteren Leben das treibende Element geblieben ist. Auf dem Pädagogium in Halle, wo er bereits eine religiöse Gemeinschaft, den Senfkornorden, ins Leben rief, erhielt er von 1710 bis 1716 seine höhere Schulbildung, und auf der Universität Wittenberg studierte er auf Wunsch der väterlichen Verwandten die Rechte; doch widmete er daneben seinen Privatfleiß der Theologie. Im Jahre 1721

fand er seine Anstellung im sächsischen Staatsdienste in Dresden. Zinzendorf war jedoch nicht ein Mann, den eine weltliche Laufbahn mit Ehren und Würden fesselte. Seit seinen Knabenjahren fühlte er vielmehr den mächtigen Trieb in seiner Seele, das Reich Gottes zu bauen. Darum war es zunächst sein Plan, irgendwo auf dem Lande als christlicher Gutsherr im Sinne Speners zu wirken und zugleich nach dem Vorgange in Halle eine Tätigkeit auszuüben zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Noch in dem Jahre seiner Anstellung in Dresden kaufte er das Gut Berthelsdorf in der Oberlausitz und berief seinen Freund und Gesinnungsgenossen Joh. Andreas Rothe, den Dichter des Liedes „Ich habe nun den Grund gefunden", zum Pfarrer der Gemeinde. Auch eine gleichgesinnte Gattin fand er in der Schwester eines anderen Freundes, des Grafen Reuß-Ebersdorf. So war alles eingeleitet und der Boden hergestellt zu einer Wirksamkeit im Sinne Speners und Franckes, auf die sich Zinzendorf von Herzen freute. Daß auf eben diesem Boden etwas ganz Neues entstehen sollte, nämlich die Brüdergemeinde, und daß gerade dieser Bau seine Lebensarbeit sein sollte, ahnte er damals nicht. Das Material dazu kam von ganz anderer Seite.

Die alte Brüderkirche war hundert Jahre zuvor durch Kaiser Ferdinand II. gewaltsam vernichtet worden. Dennoch lebten da und dort noch Abkömmlinge der alten Brüder, namentlich unter der deutschen Bevölkerung der an Schlesien angrenzenden Teile von Böhmen und Mähren, und bewahrten in der Stille den Glauben ihrer Väter. Solcher Abkömmlinge der alten Brüder gab es besonders in den Dörfern Zauchtenthal und Kunewalde, im sogenannten Kuhländchen, in der Nähe von Fulnek, dem Orte der einstigen Wirksamkeit des Amos Comenius, sowie in dem etwas weiter östlich gelegenen Söhlen eine nicht unbedeutende Zahl. Sie erbauten sich in heimlichen Zusammenkünften aus alten, ererbten Brüderschriften, die sie wie Heiligtümer bewahrten. Wurden ja einmal diese ihre Zusammenkünfte ruchbar, so blieb auch der Druck vonseiten des Staates und der Kirche nicht aus; darum schauten sie sich begierig nach einem Orte oder einem Lande um, wo sie in der Freiheit ihres Glaubens leben könnten. Von diesem Verlangen hörte der Graf Zinzendorf gelegentlich eines Besuches in Görlitz im Mai 1722 durch einen mährischen Exulanten, den Zimmermann Christian David, der ihm durch den Pastor Rothe vorgestellt wurde. Zinzendorf sagte den Auswanderern für den Fall, daß sie wirklich kämen, seine Hülfe zu, gedachte aber damals nur, der Vermittler für sie zu sein und sie dem Grafen Reuß-Ebersdorf zu empfehlen. Christian David aber, auf dieses Versprechen fußend, eilte nach Mähren zurück, und bereits Ende Mai verließen mehrere Familien ihren Heimatsort Söhlen und wanderten, von Christian David geführt, nach Sachsen aus. Die Auswanderung mußte heimlich geschehen, und Haus und Hof und aller Besitz mußte im Stiche gelassen werden. Da sich die Verhandlungen mit dem Grafen Reuß-Ebersdorf zerschlugen, so ließ Zinzendorf, der durch seine amtliche Stellung zur Zeit in Dresden festgehalten wurde, den Exulanten durch seinen Wirtschaftsinspektor Heiz einen Platz zum Anbau außerhalb Berthesdorfs anweisen, und zwar am westlichen Abhange des Hutberges, über den die Straße von Löbau nach Zittau führt. Bald wuchs die Niederlassung; denn durch die einmal Ausgewanderten und durch Christian David veranlaßt, kamen weitere Familien aus Mähren. Auch der Name fand sich

bald. Er wurde dem „Hutberg“*) entlehnt. Der vorhergenannte Wirtschaftsinspektor Heiz schrieb damals an den Grafen unter dem 8. Juli 1722: „Gott gebe, daß am Hutberge eine Stadt erbaut werde, die nicht nur unter des „Herrn Hut“ steht, sondern daß auch alle Einwohner auf des „Herrn Hut“ stehen.“ In diesem Sinne ward der Name Herrnhut dem Orte gegeben.

Bereits am 12. Mai 1727 erhielt die junge Gemeinde in den von Zinzendorf und Christian David verfaßten Statuten, die das bürgerliche Leben Herrnhuts als einer christlichen Gemeinschaft regelten, eine Verfassung. Besondere Einrichtungen, wie das Ältestenamt, die sogenannten Chöre, in denen sich die Bewohner Herrnhuts nach Geschlecht und Lebensalter gliederten, der Gebrauch des Loses bei



Platz und Kirche in Gnadenberg.

Entscheidungen von besonderer Tragweite und andere Gebräuche, gaben der Gemeinde ihr charakteristisches Gepräge. Zinzendorf, der sein Staatsamt niedergelegt hatte und 1734 in den geistlichen Stand getreten war, bekleidete das Amt eines Vorstehers der Gemeinde. Seine Aufgabe in dieser Stellung war hauptsächlich die Sorge für das Äußere, für Anbau und Ansiedelung, sowie die Vertretung nach außen in Staat und Kirche. Anfeindungen und Schmähschriften, die sich von verschiedenen Seiten gegen die junge Gemeinde richteten, waren die Veranlassung zur Einholung eines Gutachtens der theologischen Fakultät in Tübingen. In diesem Gutachten wurde ausgesprochen, daß die Lehre der Gemeinde mit der Augsburgischen Konfession

*) Der Name des Berges hat seinen Grund in dem Recht der Hutung. Die Gutsherrschaft überließ damals gegen geringen Zins den Stellenbesitzern im Dorfe den Berg dazu, das Vieh darauf zu hüten. Solche Hutberge gibt es bei vielen Dörfern der Lausitz.

übereinstimme, und daß ihre Verfassung den lutherischen Bekenntnisschriften nicht zuwiderlaufe. Noch von anderer Seite erfuhr Herrnhut ungesucht eine folgenreiche Anerkennung. Der Oberhofprediger in Berlin, Daniel Ernst Jablonsky, ein Enkel des Johann Amos Comenius, war Träger des altbrüderischen Bischoftums. Am 20. Mai 1737 empfing Zinzendorf auf direkte Veranlassung des ihm wohlgesinnten Königs Friedrich Wilhelm I. durch Jablonsky die Weihe zum Bischof der mährischen Brüderkirche. Dieses Ereignis war der erste hochbedeutsame Schritt zur kirchlichen Selbständigkeit der Brüdergemeinde.

Die Brüder waren inzwischen nicht bei der Gründung Herrnhuts stehen geblieben. Es waren die Gemeinen Herrenhaag in der Wetterau, Heerendyk in Holland und Pilgerruh in Holstein gegründet worden, die jedoch sämtlich später wieder aufgegeben wurden. Unmittelbar nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich II. wandten sich die Brüder an den König mit der Bitte, in Schlesien Gemeindeniederlassungen errichten zu dürfen. Sie erhielten eine von Friedrich dem Großen am 25. Dezember 1742 unterzeichnete General-Konzession für die Anlegung mährischer Gemeinden in sämtlichen preußischen Staaten, insonderheit in Schlesien, der dann später Spezialkonzessionen für einzelne bestimmte Orte folgten. So wurde im Jahre 1743 Gnadenfrei auf dem Gute des Freiherrn Ernst Julius von Seidlitz gegründet und im gleichen Jahre Gnadenberg bei Bunzlau. Im Jahre darauf folgte auf direkte Aufforderung des Königs eine an das Städtchen Neusalz a. O. sich anschließende Gemeinde. Allen diesen Gemeinden, die unter der kirchlichen Leitung eines mährischen Bischofs stehen sollten, wurde völlige Unabhängigkeit vom landeskirchlichen Konsistorium zugesichert. Damit war die mährische Kirche als eine selbständige Kirche mit bischöflicher Verfassung vonseiten des preußischen Staates anerkannt. Aber so schön die entgegenkommende Haltung des Staates und das neugewonnene Feld der Ausbreitung den Brüdern auch erschien, die Sache hatte doch für sie ihre recht bedenkliche Seite. Sowohl die Tendenz, als auch der Wortlaut der Konzession machten eine freie Tätigkeit der Brüder im Lande vollständig unmöglich; denn Versammlungen durften außerhalb der konzessionierten Bethäuser nicht gehalten werden. Die Regierung nämlich hatte nichts anderes im Auge als die Gründung einzelner bestimmter Kolonien eingewanderter Mähren, von deren regem Gewerbfleiße man sich viel für die wirtschaftliche Hebung des Landes versprach. Die Leitung der Brüdergemeinde aber faßte eine freie, gemeinschaftbildende Tätigkeit im Lande als ihre Hauptaufgabe ins Auge; sie dachte sich als deren Mittelpunkt Gemeinden aus schlesischen Landeskindern, die zur mährischen Kirche übertreten sollten. Ja, die Vertreter der Brüdergemeinde handelten anfangs ganz naiv nach diesen ihren Anschauungen und ließen die Tendenz der Konzession auf sich beruhen. Dies führte zu peinlichen Verhandlungen mit der preußischen Regierung. Sie wurden vonseiten der Brüdergemeinde im Jahre 1744 durch Abraham von Gersdorf mit großem Geschick geführt. Die Folge dieser Verhandlungen war eine zweite Konzession vom 7. Mai 1746, in der zwar das Verbot der Proselytenmacherei aufrecht erhalten, aber doch das Zugeständnis gegeben wird, daß solche Leute, die aus freiem Antriebe kämen und Anschluß begehrten, aufgenommen werden dürften. Aber zwischen der Brüdergemeinde und den kirchlichen Behörden des

Landes war dennoch kein rechter Friede. Erst eine dritte Konzession vom 18. Juli 1763, in der die Brüdergemeinde ausdrücklich als eine zur Augsburgischen Konfession sich bekennende Kirchengemeinschaft anerkannt wurde, gab diejenige Grundlage, auf der die Brüdergemeinde ihre Tätigkeit bis in die Gegenwart hinein auch in Schlesien hat fortführen dürfen. Eine Frucht dieser durch die dritte Konzession veränderten und friedlicher gewordenen Stellung der Brüdergemeinde in Schlesien ist die Gründung von Gnadenfeld bei Kosel im Jahre 1782.

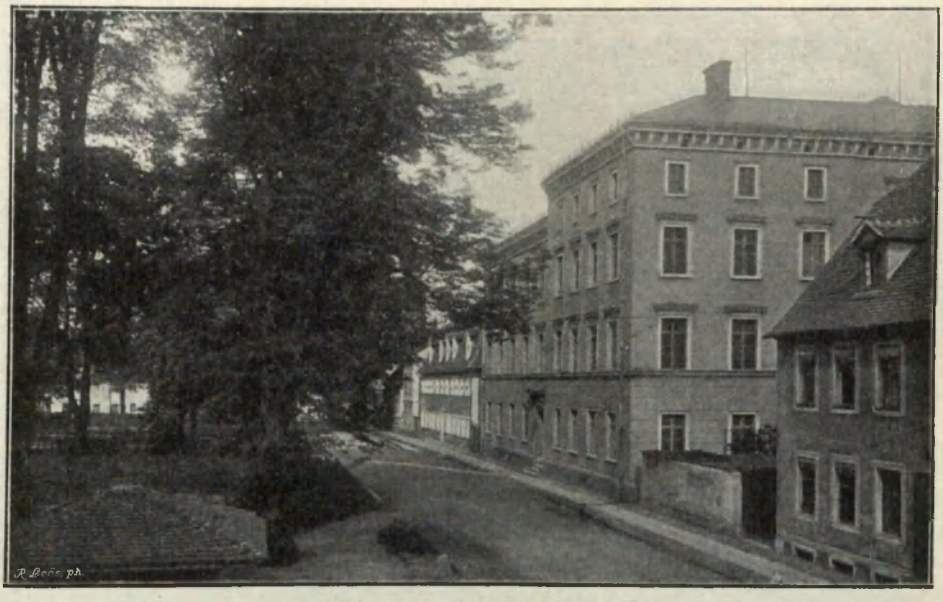
Zu den genannten schlesischen Brüdergemeinen traten in der Folge noch hinzu Niesky im Kreise Rothenburg infolge Einverleibung eines Teils der sächsischen Oberlausitz, sowie die Brüdergemeinden in Breslau und in Hausdorf bei Neurode. Die Gemeinden Gnadenberg, Gnadenfeld, Gnadenfrei und Niesky sind sogenannte Ortsgemeinden, d. h. sie bilden gleichzeitig für sich eine selbständige politische Gemeinde, während die Gemeinden in Breslau, Neusalz a. O. und Hausdorf in bürgerlicher Hinsicht den gleichnamigen politischen Gemeinden zugehören.



Platz, Kirche und Kriegerdenkmal in Niesky.
Nach einer Photographie von Max Hoberg.

Die schlesischen Ortsgemeinden sind alle nach dem gleichen Plane angelegt. Auf einem freien, mit Buchenhecken eingefriedigten und von hohen Linden beschatteten Platze in der Mitte des Ortes steht der Betsaal, der mit einem kleinen Türmchen, einem sogenannten Dachreiter, gekrönt ist. Eine Ausnahme hierin macht nur der Betsaal in Niesky, der im Kirchenstile erbaut, auch einen hohen, massiven Turm besitzt. Die je nach der Größe des Ortes mehr oder weniger zahlreichen Straßen verlaufen vom Platze aus rechtwinkelig und schnurgerade. In sämtlichen Ortsgemeinden, sowie auch in der Stadtgemeinde Neusalz gibt es für die verwitweten Schwestern, die ledigen Schwestern und die ledigen Brüder sogenannte Chorhäuser, in denen die Angehörigen der betreffenden Chöre wohnen, ohne jedoch einem

Zwange nach dieser Richtung hin unterworfen zu sein. In früherer Zeit, zum Teil auch noch jetzt, wurden in diesen Chorhäusern schwunghafte Gewerbe betrieben. Die alles nivellierende Zeit und vor allem die veränderten Erwerbsverhältnisse haben sich jedoch auch hier geltend gemacht, und die Brüder-, Schwestern- und Witwenhäuser dienen nicht mehr ausschließlich ihren ursprünglichen Zwecken. Die weiblichen Gemeindemitglieder tragen zierliche und kleidsame weiße Häubchen mit einem lose unter dem Kinn gebundenen bunten Bande, dessen Farbe durch die Chorzugehörigkeit bestimmt wird. Die sogenannten größeren Mädchen, etwa bis zum achtzehnten Lebensjahre, tragen ein dunkelrotes, die ledigen Schwestern ein rosa, die verheirateten Schwestern



Das Pädagogium in Niesky.
Nach einer Photographie von Max Hoberg.

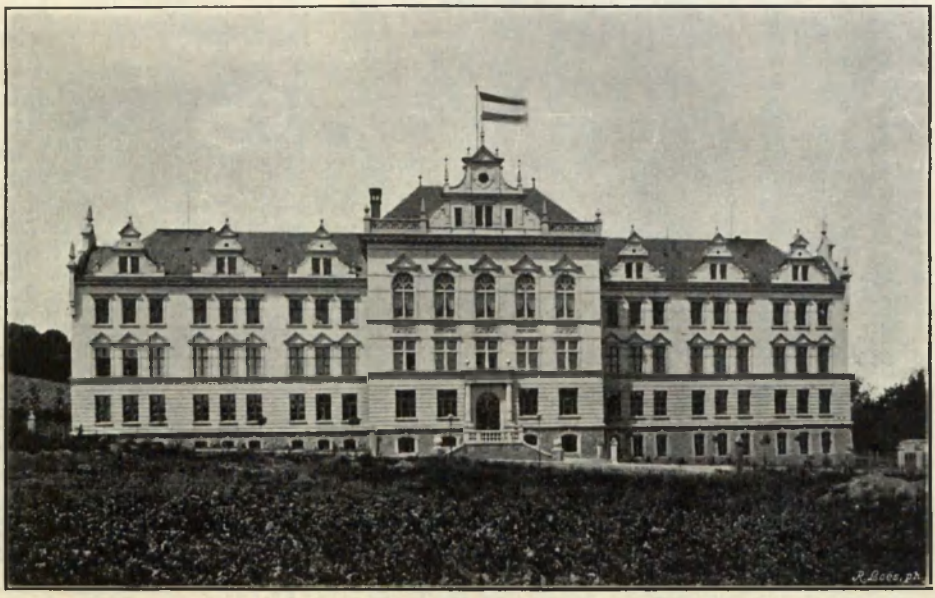
ein blaues, die Witwen ein weißes Band. Diese Häubchen, in früherer Zeit fast ständige Kopfbedeckung, werden jetzt nur noch in der Kirche getragen. In Breslau sucht man sie auch hier vergeblich.

Die Leitung der einzelnen Gemeinden liegt in den Händen der Gemein-Konferenzen. Als leitender Grundsatz in der Verfassung der Brüdergemeinde gilt überhaupt, daß kein anderes als ein kollegiales Regiment stattfinden soll.

Die Gottesdienste in der Brüdergemeinde, in denen der Geistliche nur bei den feierlichen Amtshandlungen einen Talar, und zwar einen weißen, trägt, sonst aber im einfachen schwarzen Rock erscheint, zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit und Abwechselung aus. Neben der Rede und Schriftauslegung wird namentlich das liturgische Element gepflegt. Bemerkenswert in dieser Hinsicht sind die sogenannten Singstunden, die Liebesmahle, bei denen Tee und kleine Milchbrötchen gereicht werden, die Feier des heiligen Abendmahls, der Passionszeit und Karwoche, des Ostermorgens der Neujahrsnacht.

Die Lehre der Brüdergemeinde ist die der evangelischen Kirche; nur übt sie, abweichend von ihr, eine mit Milde gehandhabte Kirchenzucht aus. Sie hat nicht, wie noch vielfach irrtümlich angenommen wird, besondere Lieblingsdogmen, sondern steht auf dem Grunde der heiligen Schrift und der Bekenntnisse der Reformatoren. Demgemäß ist es das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, das den Hauptinhalt ihrer Predigt bildet. In der besonderen Hervorhebung der Versöhnung (1. Joh. 2, 2; 2. Kor. 5, 20. 21) liegt ihre dogmatische Eigenart. Auf dem einen Grunde erkennt man sehr verschiedene Weisen an. In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

Die Ausbildung der Geistlichen, Lehrer und Missionare der Brüdergemeinde



Die Knaben-Erziehungsanstalt in Gnadenfrei.

erfolgt in eigenen besonderen Instituten, die sämtlich ihren Sitz in den schlesischen Gemeinorten haben.

In Niesky befinden sich:

1. Die Unitätsanstalt. Sie umfaßt die Sexta bis einschließlich Ober-Tertia der preußischen Gymnasien und nimmt auch auswärtige Zöglinge auf.

2. Das Pädagogium, auf die vorgenannte Anstalt sich aufbauend, aber unter besonderer Leitung, umfaßt die Obertertia bis Prima einschließlich. Grundlage des Unterrichts sind auch hier die Lehrpläne der preußischen Gymnasien. Mit Abschluß von Untersecunda wird die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst erworben.

3. Die Missionsschule, in der den meist aus dem Handwerkerstande hervorgehenden Missionszöglingen die notwendige Ausbildung für den Missionsdienst zuteil wird.

4. Das Lehrerseminar. Es wurde am 15. Januar 1872 eröffnet und war bis Ostern 1877 zweiklassig ohne staatlich gültige Abgangsprüfung. Da jedoch

die Regierungen, denen die Schulen und Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde unterstellt waren, mit Recht immer bestimmter darauf drangen, nur geprüfte Lehrer anzustellen, so beschloß die Unitäts-Direktion, den zu Ostern 1876 eintretenden Zöglingen eine dreijährige Ausbildungszeit zu gewähren. Damit hing zusammen, daß Lehrplan und Einrichtung dem Muster der Königlichen Lehrerseminare, speziell dem in Reichenbach O.-L., nachgebildet wurden. Die Berechtigung zur Abhaltung der zweiten Lehrerprüfung besitzt das Seminar nicht.

Im Jahre 1881 wurde neben dem Seminar eine Präparandie eingerichtet. Im Jahre 1888 wurden beide Anstalten zu einem sechsklassigen Seminar verschmolzen. Durch die nunmehr einheitliche Gestaltung des Lehrplans konnte für das letzte Seminarjahr Zeit gewonnen werden zu einer vertieften Einführung in die praktische Lehrtätigkeit, sowie zu einer eingehenden Berücksichtigung der Geschichte der alten und erneuerten Brüderkirche, wie auch zur Einführung einer fremden Sprache (Englisch) als obligatorischen Unterrichtsgegenstand.

Das Seminar ist, wie alle brüderischen Anstalten, Internat, in dem die Zöglinge von der sechsten bis zur ersten Klasse in allmählichem Fortschritte von größerer Einschränkung zu selbständigerer Freiheit geführt werden. Besonders gepflegt werden körperliche Übungen. So wird bei günstigem Wetter auf einem eigenen 2760 qm großen Spielplatze tagtäglich dem Jugendspiele in seinen verschiedenen Formen gehuldigt. Hoher Wert wird auch dem häufigen persönlichen Verkehr zwischen Lehrern und Zöglingen des Seminars beigemessen.

Das theologische Seminarium, eine selbständige theologische Fakultät zur Ausbildung der Gemeindeprediger, befindet sich in Gnadenfeld.

Außer diesen fast ausschließlich den besonderen Zwecken der Brüdergemeinde dienenden Instituten besitzt noch Gnadenfrei eine Pensions-Knabenanstalt, die als Realschule eingerichtet ist und das Recht zur Ausstellung des Berechtigungsscheines für den einjährig-freiwilligen Militärdienst besitzt.

Pensions-Mädchenanstalten befinden sich in Gnadenberg, Gnadenfrei und Niesky. Das gesamte, im Laufe von anderthalb Jahrhunderten weit verzweigte und sorgfältig gepflegte Schul- und Erziehungswesen der Brüdergemeinde steht unter der Aufsicht und Oberleitung der Kirchen- und Schulabteilung der Unitäts-Direktion in Berthelsdorf, der auch die von ihr berufenen, staatlich beglaubigten Direktoren verantwortlich sind.

Die oberste Leitung der gesamten Brüder-Unität ruht in den Händen der General-Synode, die in Zeiträumen von zehn Jahren zusammentritt und aus den allgemeinen Unitäts-Dienern, den gewählten Abgeordneten der Unitäts-Provinzen und mehreren, zu ihr berufenen Missionaren zusammengesetzt ist. Von einer General-Synode bis zur anderen wird die Leitung der ganzen Brüder-Unität einem hierzu erwählten Kollegium übergeben, der Unitäts-Ältesten-Konferenz oder Direktion der evangelischen Brüder-Unität, die in Berthelsdorf ihren Sitz hat.

K. Seiffert.

Nimptsch.

Nimptsch ist die Wiege des Deutschtums in Schlesien und zugleich die älteste Stadt unserer Heimatsprovinz. Professor Grünhagen sagt in seiner Geschichte von Schlesien: „Einer der böhmisch-polnischen Streite gibt uns Gelegenheit, den ersten Ortsnamen auf das weiße Blatt der schlesischen Karte zu verzeichnen, als den ersten Punkt, der uns aus den wogenden Nebeln der Vorzeit deutlich erkennbar vor Augen tritt. Im Jahre 990 nämlich gewinnt Mesko, der erste christliche Polenherzog, im Kampfe mit dem Böhmenherzog Boleslaw II. die Burg Nimptsch im Herzen des Landes, wo sich an den Ufern des Schlesierflusses, der Lohe, jener Hügel erhebt, der nachmals soviel Blut hat fließen sehen, und es ist wie ein bedeutsames Omen, daß dieser uns zuerst in dem slavischen Lande entgegentretende Ort eine deutsche Gründung ist, wie schon der Name (Niemci = Deutsche) und außerdem der Chronist Thietmar uns bezeugt, wo deutsche Ritter in slawischem Solde den in ihrer Heimat üblichen Burgbau zur Anwendung gebracht hatten.“*)

Den Grundstock zur Erbauung der Stadt Nimptsch bildet die oben erwähnte Burg, die der Sage nach König Heinrich I. ums Jahr 930 auf dem heutigen Schloßberge zum Schutze gegen die Einfälle der Slawen erbauen ließ. Die Lage dieser Burg war eine außerordentlich günstige. Um recht anschaulich zu sein, muß man sagen, daß sie auf einer jäh emporsteigenden länglichen Erdwelle lag, die die Form eines Schweinsrückens hat. Auf drei Seiten nämlich fällt der Burgberg bis 30 m steil ab und wurde damals auf zwei Seiten von der wasserreichen Lohe umflossen. Die vierte Seite war durch einen mächtigen Wallgraben geschützt, so daß anrückende Feinde der Besatzung nur sehr schwer beikommen konnten. So bildete sich die Burg, „castrum Nemethi“, „Nemetium“, „Nemezi“, „Nimz“ genannt, bald zu einer Feste ersten Ranges aus, die nach damaligen Begriffen als fast uneinnehmbar galt und auch mächtigen Eroberern wiederholt siegreich widerstanden hat. In der

*) Grünhagen, Geschichte Schlesiens, Band I, Seite 5.

Nähe der Burg siedelten sich deutsche Ansiedler in großer Zahl an, so daß Nimptsch zur Zeit seiner höchsten Blüte über einen Flächenraum von nahezu einer Quadratmeile ausgedehnt war, also ein Gebiet umfaßte, in dem heute außer Nimptsch noch sechs Ortschaften liegen.

Doch schwere Schicksalsschläge trafen die einst so blühende Stadt. Nicht weniger als siebenmal ist Nimptsch von feindlichen Heeren belagert und dann zumeist verwüstet und verbrannt worden. Böhmische Könige und schlesische Herzöge brandschatzten auf ihren Streifzügen die Stadt. Kaiser Heinrich II. lag im Jahre 1017 volle drei Wochen vor Nimptsch und wandte alle damals bekannten Künste und Maschinen an,



Das alte Nimptsch.

1. Gaumitzer Hof. 2. Das Obertor. 3. Evangelische Stadtkirche. 4. Loheschlüssel. 5. Das Rathaus. 6. Das Kittelsche Haus. 7. Das Niedertor. 8. Das Schloß.

um die Burg zu erobern; allein die Belagerten bedienten sich derselben Künste der Verteidigung und zeigten soviel Mut, Entschlossenheit und Tapferkeit, daß der Kaiser, nachdem alle seine Belagerungsmaschinen verbrannt worden waren und sein Heer durch Seuchen sehr gelitten hatte, die Belagerung aufhob und sich nach Böhmen zurückzog. Auch Friedrich Barbarossa schickte im Jahre 1157 eine Heeresabteilung zur Besetzung der Burg Nimptsch, um dem Herzoge Wladislaus II. gegen seinen Bruder Boleslaus IV. von Polen beizustehen, ohne indes irgend einen Erfolg zu erzielen. Von dieser Zeit an, besonders aber unter dem Herzoge Heinrich I. von Breslau, erfreute sich Nimptsch einer fast hundertjährigen Ruhe und „stieg in Größe und Wohlhabenheit zu immer größerer Vollkommenheit". Das wohlbefestigte und verschönerte Schloß diente sogar in den Jahren von 1213 bis 1216 seiner Gemahlin, der heiligen Hedwig, öfters und

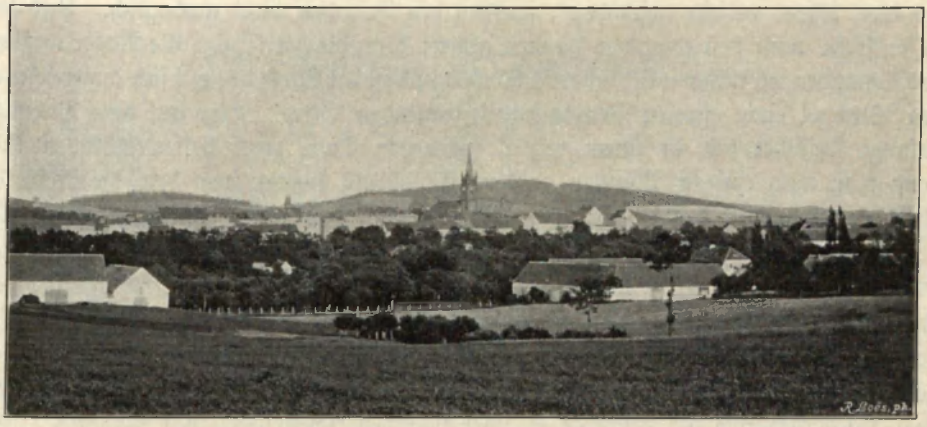
auf längere Zeit zur Residenz. Ganz gewiß wird die Anwesenheit dieser um die Germanisierung und Kultivierung Schlesiens so hoch verdienten Fürstin auch für Nimptsch von Segen begleitet gewesen sein. In jüngster Zeit ist das Andenken an ihre Anwesenheit durch Gründung eines St. Hedwigstiftes für arme Schulkinder erneuert worden. Von der heiligen Hedwig wurde die Burgkapelle erbaut, die heute als Pfarrwohnung dient.

Da traf im Jahre 1241 die große Stadt ein zertrümmernder Schlag und stürzte sie für immer von ihrer Bedeutung herab. Die Tartaren waren in Schlesien eingebrochen und verwüsteten auch Nimptsch, töteten die Einwohner oder schleppten sie in die Gefangenschaft. Die niedergebrannte Stadt ist später nur zum Teil wieder aufgebaut worden; doch erholte sich die Stadt und blühte wieder auf, bis 1428 die Hussiten, durch die Wohlhabenheit der Stadt und die so günstig gelegene Burg angelockt, Stadt und Burg eroberten und sich hier festsetzten. Von Nimptsch aus unternahmen sie Streifzüge in die Umgegend, saugten sie aus und vermehrten nach und nach die Besatzung so, daß verschiedene Versuche der Breslauer, Schweidnitzer und Liegnitzer, sowie der Herzöge von Öls-Brieg, die Hussiten zu vertreiben, sechs Jahre hindurch erfolglos blieben. Teils zeigten sich die Hussiten zeitweise unter ihrem Hauptanführer Prokop sehr tapfer in der Verteidigung, teils herrschte im Heere der Belagerer Uneinigkeit unter den Führern, teils fehlte es an der rechten Manneszucht, „weil sich die Mannschaft gewöhnlich stark betrank". (Stadtchronik.) In einem solchen Zustande der Trunkenheit wurde sie einst des Nachts von den Hussiten überfallen und ihr eine tüchtige Schlappe beigebracht. Auf die Nachricht hin, daß der furchtbare Taboritenführer Prokop zum Entsatze herbeieile, „luden sie eilends ihre Donnerbüchsen auf Wagen und zogen so schnell davon, daß sie den Marsch, zu dem sie auf dem Hinwege vier Tage gebraucht hatten, in einem Tage zurücklegten". Da nun die Hussiten sich gewaltsam nicht vertreiben ließen, knüpfte man Verhandlungen wegen Räumung der Burg an, und der Bischof Konrad von Breslau führte 1435 einen Vergleich herbei, wonach die Hussiten gegen eine Entschädigung von zehntausend Schock Prager Groschen die Schlösser Nimptsch und Ottmachau räumen sollten. Dies geschah nun auch, und froh, diese lästigen Gäste los zu sein, zerstörten die Breslauer am 8. Dezember 1435 die Burg, damit sie nie wieder ein Stützpunkt für die Feinde werde.

In der Zeit von 1470 bis 1500, also innerhalb 30 Jahren wurde Nimptsch zweimal durch Feuersbrünste eingeäschert. Um ferneren Bränden wirksam begegnen zu können, wurde im Jahre 1500 die Wasserleitung angelegt, die heute noch besteht und wohl eine der ältesten in Schlesien sein dürfte. Sie leitet das Wasser in Röhren von den Gaumitzer Höhen 2,5 km weit her bis auf den Stadthügel.

Furchtbar hatte Nimptsch im Dreißigjährigen Kriege zu leiden. Es war von den Schweden und Kurbrandenburgern besetzt gewesen, wurde aber, weil die Besatzung die Stadt nicht gutwillig räumen wollte, von den Kaiserlichen am 4. Juni 1633 erobert, wobei sie abermals geplündert und niedergebrannt wurde. Diese Plünderung war wohl die fürchterlichste von allen. Der damalige Stadtpfarrer Scribonius schreibt hierüber: „Es ist mit dem Volke sehr übel und jämmerlich gebaret worden,

auch solch Elend gewesen, daß es nicht genugsam auszusprechen und ohne Thränen nicht kann erzählet werden. Ja es ist vielen unserer Nachbaren nicht Glaublich. Es möchtens vielleicht auch unsere Nachkommen nicht Glauben, daß es einen so über die Maßen elenden Zustand und jämmerliches Spectacul mit uns gegeben habe". In diesen Schreckenstagen hat sich namentlich ein Johann Casper, „Ratmann, Kaiserlicher Zoll- und Biergefälle-Einnehmer, später städtischer Ökonomie- und Waldinspektor", mit eigener Lebensgefahr und Aufopferung seines Vermögens zum Frommen der Stadt und zur Rettung der Kaiserlichen Kassengelder höchst wacker benommen. Er hatte nämlich die Kassengelder unter einen mächtigen Stein in der Lohe versteckt und wurde hierfür vom Kaiser mit der goldenen Gnadenkette belohnt und in den Adelsstand mit dem Geschlechtsnamen „von Lohenstein" erhoben. Er ist der Vater des später bekannt gewordenen Dichters Daniel Caspar von Lohenstein.



Nimptsch im 19. Jahrhundert.
Nach einer Original-Photographie von Rob. Kirchhoff in Nimptsch.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege hat sich Nimptsch nicht wieder emporschwingen können, wenngleich es, weil an der alten „Kaiserstraße" gelegen, die von Wien über Glatz, Frankenstein und Breslau nach Berlin führte, doch einen bedeutenden Verkehr aufzuweisen hatte. Doch das Jahrhundert des Dampfes hat ihm auch den Wagenverkehr genommen, und zwar durch den Bau der Breslau-Mittelwalder Eisenbahn. Heute ist Nimptsch ein stilles Landstädten von etwa 2200 Einwohnern, „von einem Kranze lieblicher Obstbäume umgeben".

Aus seiner Umgebung verdient zunächst das Bad Dirsdorf mit seiner sehenswürdigen alten Kirche hervorgehoben zu werden. Die Quellen des Bades sind stark schwefelhaltig und sehr heilkräftig. Viele schwerkranke Rheumatiker haben dort Heilung gefunden. Da aber den Ansprüchen des modernen Badepublikums nur in bescheidener Weise Rechnung getragen wird, ist die Zahl der Besucher gering. Zwischen Dirsdorf und Gnadenfrei liegt das „Ellguther Tal". Seine stille, liebliche Schönheit, völlig unberührt von den Einflüssen des Gewerbslebens, könnte einen Adalbert Stifter begeistern. Einen weihevollen Eindruck macht auch der Friedhof der Brüdergemeinde

in Gnadenfrei. In edler Gleichheit liegt ein Leichenstein neben dem andern; der Leichenstein des Grafen ist gerade so einfach gehalten, wie der des armen Webers. Eine stille Predigt: Im Tode sind wir alle gleich.

Weiterhin auf Frankenstein zu liegen bei Kosemütz die in neuerer Zeit erschlossenen „Schlesischen Nickelbergwerke". In ihnen gewinnt man außer Nickelerzen auch den von Friedrich II. so geschätzten schlesischen Chrysopras. Leider wird er immer seltener. Westlich von Nimptsch liegt das Schloß Guhlau, der Familie von Prittwitz-Gaffron gehörig. Vom Park aus macht es einen altertümlichen Eindruck, und das Volk erzählt sich manche Sagen von unterirdischen Gängen, Verließen und von Raubrittern. Auch das Wilkauer Schloß, dicht an der Bahn gelegen, gibt Anlaß zu ähnlichen Erzählungen.

Den Anschluß an die schlesischen Hauptbahnen erreicht Nimptsch durch die Nebenlinie Strehlen-Nimptsch-Gnadenfrei und ist somit nicht „ganz tot, oder schlimmer als das, lebend beiseite geschoben", sondern den Fremden leicht zugänglich. Und wer es aufsucht, wird befriedigt von dannen gehen; denn die herrliche, stille Natur umfängt das Städtchen tröstlich mit lieblicher Schönheit und ist der Stolz des auf sich angewiesenen, den Stempel einer großen Vergangenheit tragenden Ortes. Wer auf dem Bahnhofe anlangt, befindet sich in einem reizend gelegenen Tale, durch dessen südlichen Ausgang man nach einigen Minuten an den Schloßberg kommt, von dem die Reste der alten Burgmauer und die von der heiligen Hedwig gegründete Bergkapelle freundlich herniedergrüßen und Erinnerungen an die vielbewegten alten Zeiten dieses historischen Hügels wachrufen. Die „Schöne Aussicht" am Obertore (das aber nicht mehr vorhanden ist) gewährt uns einen angenehmen Blick nach den zunächst gelegenen Höhen des Pangel- und Spitzberges, zeigt aber bei günstigem Wetter auch die blauen Linien der Glatzer Gebirge. Ein viel ausgedehnteres und reizvolleres Bild bietet sich dar vom Aussichtsturme des Spitzberges oder von den Ruheplätzen des Pangels. Wie ein mächtiger Wall zieht sich das Eulengebirge mit den Mauern der alten Feste Silberberg und den sich anschließenden Höhen von Wartha und Reichenstein hin, überragt von der gewölbten Kuppe des Glatzer Schneeberges. Nördlich vom Eulengebirge entsteigt der weiten Ebene die mächtige Masse des Zobtenkegels, ein stummer Zeuge all des Leids, das die einst so stolze Burg und Stadt getroffen hat. Auf prächtigem Waldwege gelangt man vom Pangelberge über die „Grüne Wiese" nach dem Bahnhofe zurück und kann seine Schritte dem „Höllengrunde", auch „Klein-Fürstenstein" genannt, zulenken. Der schattige Weg durch den Grund am Wasser entlang oder auf den wellenförmigen Höhen durch üppig aufschießendes Gebüsch, sowie der liebliche Blick von der „Teufelskanzel" und der „Amalienhöhe" lohnen die Mühe und rechtfertigen den Vergleich mit Fürstenstein.

Noch eine ganze Reihe anderer schöner Punkte ladet den Wanderer freundlich zum Besuche ein. Eine fruchtbare, mit herrlichem Weizen bestandene Feldflur weist uns auf den Wohlstand der Bevölkerung hin, und so ist Nimptsch für all die erlittene Unbill durch Mutter Natur vielfach entschädigt.

K. Kaboth.

Der Vertrag zu Heidersdorf.*)

Eine Meile nördlich von der Kreisstadt Nimptsch liegt an der Straße nach Breslau das Dorf Heidersdorf. An diesen Ort knüpft sich eine geschichtliche Erinnerung aus der Zeit des großen Religionskrieges, die nicht ohne Interesse ist.

Nach der Niederwerfung der kaiserlichen Macht durch den Schwedenkönig Gustav Adolf war Wallenstein als Retter des habsburgischen Kaiserhauses auf dem Plane erschienen. Dieser Feldherr hatte nun von Anfang an den Zweck im Auge, das Bündnis der Sachsen mit den Schweden zu lösen und jene auf seine Seite zu ziehen. Da auf gütlichem Wege dieses Ziel zunächst nicht zu erreichen war, wendete sich Wallenstein mit den Waffen eben gegen den Feind, den er zu sich herüberzuziehen gedachte. Er vertrieb die Sachsen aus Böhmen, wollte den Krieg in ihr eigenes Land tragen, mußte aber diesen Plan aufgeben, um dem Schwedenkönige in Bayern entgegenzutreten. Dadurch erhielten die Sachsen nun wieder freie Hand und fielen in Schlesien ein. Der sächsische Feldmarschall Arnim focht hier mit Glück gegen die von Gallas befehligten kaiserlichen Truppen (1632). Sollte nun Wallenstein neue Verhandlungen mit Aussicht auf Erfolg führen können, so mußte hier erst das Übergewicht der kaiserlichen Waffen hergestellt werden.

Ende Mai 1633 langte Wallenstein in Schlesien an und erschien in den ersten Tagen des Junis in der Nähe von Münsterberg dem von Arnim geführten feindlichen Heere gegenüber. Während Illow am 4. Juni Nimptsch einnahm, sandte Wallenstein schon am Abend vorher einen Vermittler zu Arnim, der ihn zu einer Zusammenkunft einladen sollte. Eine solche kam in der Tat am 5. Juni in Heidersdorf bei

*) „Die Katastrophe Wallensteins." Nach der neuesten archivalischen Publikation. Von Georg Winter. Marburg. Nord und Süd. 1883. 24. Bd.

Nimptsch zustande. Es wurde ein Waffenstillstand auf vierzehn Tage verabredet, während dessen Arnim nach Dresden gehen und Wallenstein die Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten erwirken wollte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um ein wirkliches Bündnis Sachsens mit dem Kaiser.

Auf welcher Grundlage sollte es nun abgeschlossen werden? Vor allen Dingen sollte nach den Vorschlägen Wallensteins völlige Religionsfreiheit gewährt werden. Die inneren Angelegenheiten des Reiches sollten auf die frühere Ordnung zurückgeführt, und zwar sollte 1618 als das Normaljahr angesehen werden. Das Restitutionsedikt sollte aufgehoben und alle fremden Mächte vom deutschen Boden ausgeschlossen werden. Man erinnert sich hierbei an die Worte, die Schiller den kaiserlichen Feldherrn ausrufen läßt:

Was geht der Schwed' mich an? Ich haff' ihn wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über seine Ostsee heimzujagen.

Nach Abschluß dieses Vertrages wollte man dann mit vereinten Kräften gegen diejenigen vorgehen, „so sich unterfangen sollten, den statum Imperii noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen". Es war also auf definitive Beilegung des unseligen Religionskrieges abgesehen. Wallenstein teilte Gang und Inhalt der Verhandlungen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern mit und bat um Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten. Als ein solcher nach Ablauf des Waffenstillstandes nicht angekommen, auch Arnim aus Dresden nicht zurückgekehrt war, wurde zwischen Piccolomini und Terzka einerseits, dem Herzoge Franz von Sachsen-Lauenburg andererseits eine Verlängerung des Waffenstillstandes um vier Tage verabredet. Aber auch dieser Termin verstrich; mit gleicher Nachlässigkeit und Langsamkeit behandelten der Wiener und der Dresdener Hof die so hochwichtige Sache. Als Anfang Juli der Bevollmächtigte des Kaisers mit einer, wie es scheint, nicht zustimmenden Antwort des Kaisers eintraf, hatte Wallenstein die Verhandlungen bereits abgebrochen. Aber im Jahre 1634, kurz vor seiner Ermordung, hat Wallenstein mit Vorwissen des Kaisers diese Unterhandlungen mit Sachsen wieder angeknüpft.

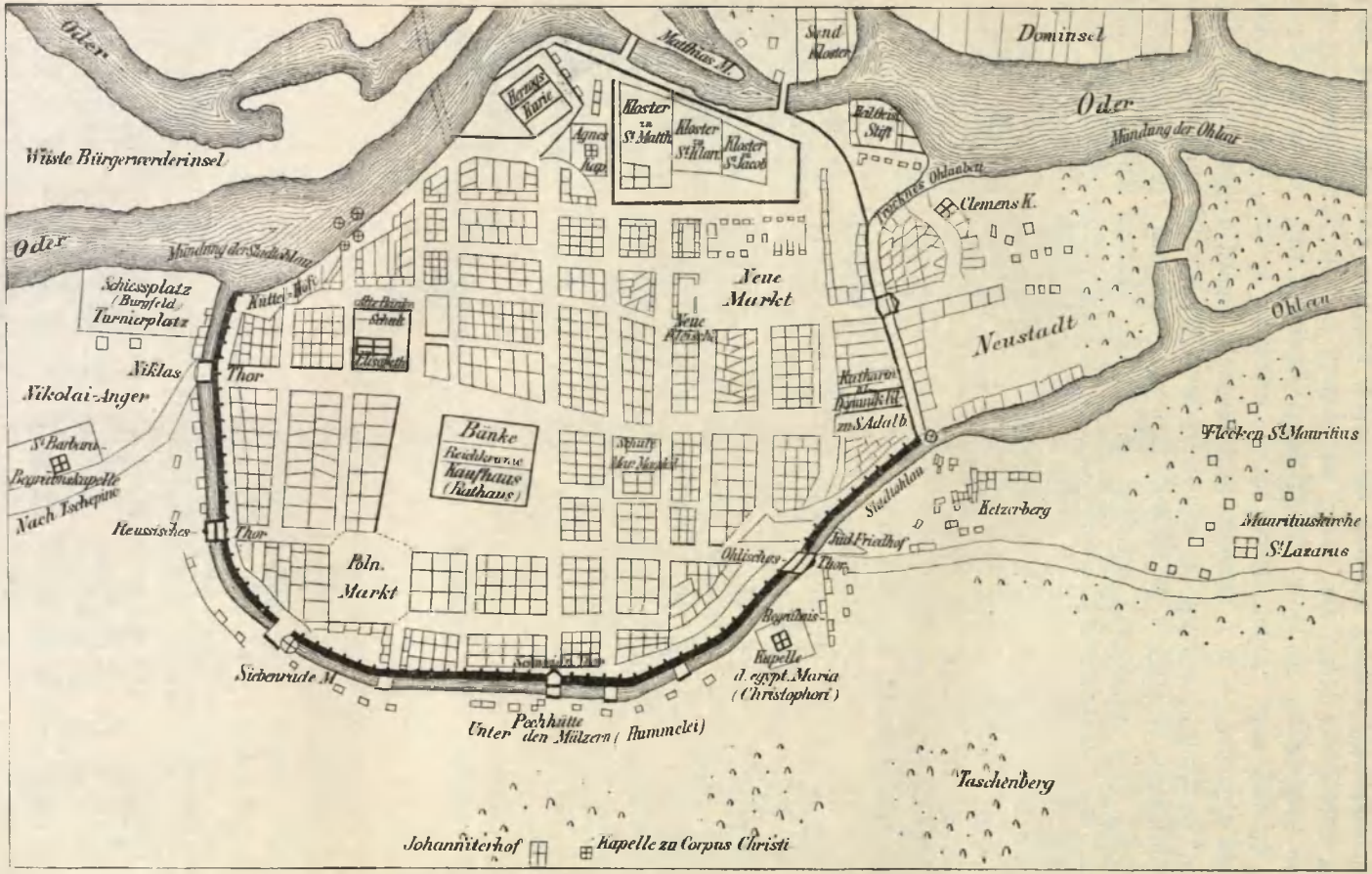
Es kann kein Zweifel sein, schreibt Winter, hätten die ausschlaggebenden Kreise Wallensteins Vorschlägen zugestimmt, so wäre der unselige Krieg in wenigen Monaten auf gesunder Grundlage durch einen Vergleich beendigt worden. Vierzehn lange Jahre noch mußte die Kriegsfurie durch die Gaue unseres deutschen Vaterlandes rasen, bis im Westfälischen Frieden schließlich den Protestanten genau dieselben Konzessionen gemacht wurden, die Wallenstein schon in der Unterredung von Heidersdorf in Vorschlag gebracht hatte.

O. Kostrowsky.

Das Werden Breslaus.

Es war im Jahre 1291, als der westliche Mündungsarm der Ohlau, der bislang hart am Heiligen Geist-Stift zur Oder floß, hinter dem Dominikanerkloster von St. Albrecht her im südlichen Halbbogen bis zu den Kuttelhöfen am Stromufer um die fertige Stadtmauer als tiefer und breiter Mauergraben an Stelle des bisherigen herumgeführt ward. Es war ein denkwürdiger Abschnitt im Leben der jungen Handelsstadt Breslau, die kaum fünfzig Jahre gebraucht hatte, um ein angesehener Stapelplatz zwischen dem Osten und Westen zu werden.

Es steigt vor der rückschauenden Phantasie das fesselnde Bild einer dauerhaft und sauber umwehrten, funkelnagelneuen mittelalterlichen Stadt empor. Ihr riesiges Marktquadrat mit dem Geviert für „Kammern", „Krame" und „Bänke" und den beiden Erkerplätzen — der eine für die slavischen Händler, der „Salzring", der andere mit der Stadtpfarrkirche zu St. Elisabeth; dann die streng nach dem Winkelmaß angelegten, vom Ringe auslaufenden Hauptgassen zum St. Albrechtskloster, zur Maria-Magdalenenkirche, zur Herzogsburg (Schmiedebrücke), zum Oderufer, gegen St. Nikolai draußen und auf die wichtigen Landstraßen nach Ohlau und Schweidnitz hinaus, und endlich die jene Hauptgassen rechtwinklig schneidenden und mit den Ringseiten parallel laufenden Quergassen für Schuster (Schuhbrücke), Schuhflicker (Altbüßergasse), Nadler, Kupferschmiede, Mäntler u. a. — das alles zeigt eine wunderbare, noch heute in die Augen fallende Regelmäßigkeit. Seit etwa 25 Jahren ist der auf weitem Anger angelegte Neue Markt, in dessen Nachbarschaft am Ufer des Stromes entlang die drei Klosterkurien liegen, der Stadt angegliedert worden. Dicht daran über dem trockenen Ohlauarme liegt die jüngere Zwergkommune der Neustadt, ein Ärger für den altstädtischen Rat . . . Der jungen Stadt liegt aber



Situationsplan von Breslau um das Jahr 1500.

Aus „Illustrierte Chronik der Stadt Breslau“ von F. G. Ad. Weiß.

das Wachsen in den Gliedern. Innerhalb der jenseit der Stadt-Ohlau durch einen Grenzgraben abgesteckten Zonen für Gärten und Wiesen der Bürger stehen schon einzelne Häusergruppen, z. B. bei der „kleinen Kirche" (Christophorus) und unweit der Barbara-Kapelle; doch der alte Wallonenflecken von St. Mauritius, das deutsche Dorf Tscheppine und die Johanniter-Kommende zu Korpus Christi liegen noch weit draußen in der Flur. Auf der nahen Sandinsel stehen die Bürger teils unter städtischer Gerichtsbarkeit, teils unter der des Abtes vom Augustiner-Chorherrenstift zu St. Maria auf dem Sande. Auf der Dominsel hinter der alten Herzogsburg wird munter an der Kreuzkirche und an der halbvollendeten Kathedrale gebaut. Vom alten Elbingdorfe drüben schaut imposant das dort gebietende Prämonstratenserstift zu St. Vincenz herüber.

Zwei Menschenalter später, im Beginn der Zeit Kaiser Karls IV., was ist in dieser Zeit alles geschehen! Die Neustadt ist mit der Altstadt vereinigt. Im Jahre 1327 hatte Breslau den heißersehnten Anschluß an die starke böhmische Hausmacht der deutschen Luxemburger durchgesetzt. Dann war der letzte Herzog gestorben. Der Rat hatte seine fürstlichen Rechte geerbt, und Breslau ist eine reiche, selbständige Handelsrepublik geworden, ein Juwel in der Krone des Monarchen. Just zur Zeit des Anschlusses an Böhmen hatte man den Bau des Rathauses in den kühnen Formen der jungen Gotik begonnen. Aber gleichzeitig waren die Hauptgassen, freilich in schütteren Häuserlinien über den Ohlau-Graben hinausgewachsen, und an seinem jenseitigen Ufer waren allmählich die einzelnen Glieder eines zusammenhängenden Straßenzuges entstanden vom Ketzerberg und dem Viertel der Mälzer bei der „kleinen Kirche" bis zur Siebenrademühle und dann bis zur Mündung in den Strom.

Da ist es hohe Zeit, eine neue Mauer mit Graben um die wachsenden Vorstädte zu bauen. Das dauert manches Jahrzehnt. Unterdessen entstehen die Weiden-, Taschen-, Groschengasse ꝛc. Ehe das vierzehnte Säkulum zu Ende geht, sind die Mauern mit ihren Tortürmen fertig. Nun entstanden auch längs der inneren Ohlau-Mauer, die man für die Stadtverteidigung nicht mehr brauchte, enge Gäßchen für des Wassers bedürftige Gewerbetreibende (Gerber, Kürschner, Färber) und allerlei „Armut". Vermittels der Ohlaugassen aber schmuggelte sich die krumme Linie in das ursprünglich geradlinige, lichte Stadtbild verhäßlichend ein.

Diese merkwürdige Bauperiode, die sich über die goldene Friedenszeit des klugen Karl (1346—1378) hinaus bis tief in die Zeit der inneren Wirren und des Faustrechts unter Wenzel (1378—1419) erstreckte, schloß auch die Schaffung einer Reihe von imposanten Denkmälern des Kirchenbaues ein. Man baute die bedeutendsten Kirchen im gotischen Stile größer und herrlicher auf und neue dazu. Man baute von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis ins fünfzehnte hinein teils gleichzeitig, teils nach einander an der Klosterkirche zu St. Adalbert (Albrecht), an der Kirche der Minoriten zu St. Jakob (jetzt St. Vincenz), an der neu gestifteten Dorotheenkirche und an den beiden Stadpfarrkirchen zu St. Maria Magdalena und St. Elisabeth, die gleich gewaltigen Steingedichten emporwuchsen, dann an der Korpus Christi-Kirche der Johanniter und an der neuen Stiftskirche auf dem Sande, während die majestätische Kathedrale zu Johannes dem Täufer und die prächtige Kreuzkirche bereits in schöner

Vollendung prangten. Zugleich schufen aber auch die Werkleute rüstig am Rathaus, dessen herrliche Ostseite eines der schönsten Werke jenes bewundernswerten, einen hohen Idealismus in sich schließenden Baugeistes des vierzehnten Jahrhunderts ist.

Das rasche Wachstum der Bevölkerung zwang zur peinlichsten Raumausnützung. Bald verengten sich die Ohlaugassen, und es krochen auch an der äußeren Mauer Gäßchen und Hofstätten hin. Man klebte Häuschen und Buden an die Kirchen und Kirchhofmauern. Das Geschäftsgeviert auf dem Ringe wurde immer dichter und dunkler. Auf die Bänke türmte man das Schmetterhaus; über den Riemerbuden



Das Breslauer Rathaus.
Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Delden.

wuchs die Riemerzeile empor, und so blieb es bis in die Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts. Nur in architektonischer Beziehung war das Werden des Stadtbildes noch nicht abgeschlossen. Es erhielt in dem ereignisreichen Zeitraum von 1450 bis in den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, der das Ringen mit dem Böhmenkönige Georg Podiebrad, die schwere Demütigung durch den Ungarnkönig Matthias Corvinus und die kräftige Wiederaufrichtung der Stadtfreiheit in sich schließt, einige seiner kräftigsten, noch für die Gegenwart charakteristischen Züge. Man baute den Elisabethturm (von 1452 an), dieses stolze Wahrzeichen der Stadt, das freilich seiner Pyramide schon nach 40 Jahren verlustig ging, das Türmepaar der Maria Magdalenen-Kirche mit seiner ebenfalls wie ein Wahrzeichen wirkenden schwebenden Brücke, die Bernhardin-Kirche in der Neustadt. Man errichtete für Tage der Not am Burgwall

(Burgfeld) das Korn- und Zeughaus und baute das neue Nikolaitor, ein Prunkstück der Spätgotik, das bis 1820 höchst charakteristisch für den Anblick der Westseite Breslaus war. Man unterzog endlich das noch unfertige Rathaus von

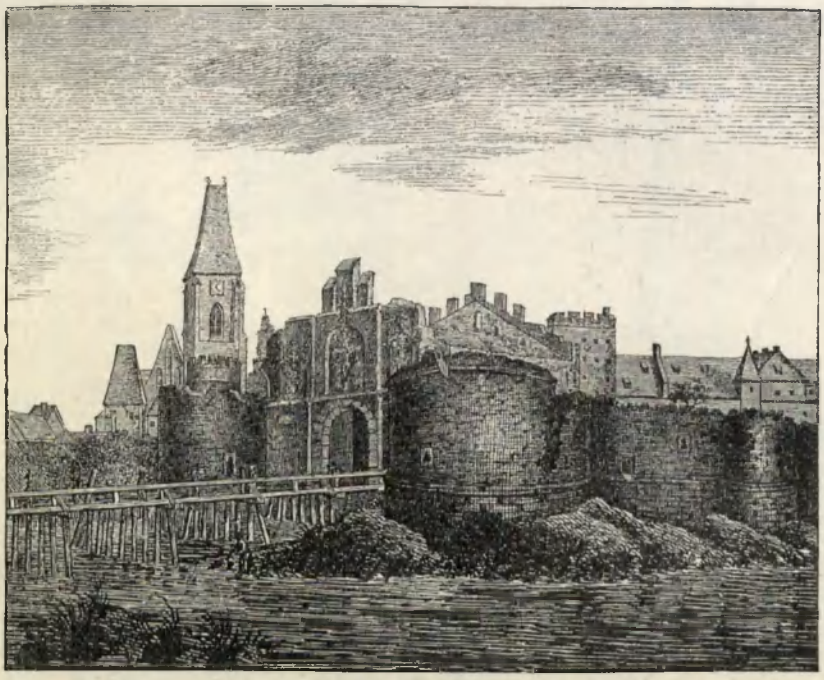


Die Kirche zu St. Elisabeth nach 1486.

Aus „Illustrierte Chronik von Breslau" von F. G. Ad. Weiß.

1471—1504 einem Umbau und führte zugleich das Werk der Vorfahren unter anderem durch die Herstellung der prächtigen Südfront herrlich zu Ende. Die Häuser der Bürger, zunächst wohl am Ring, Salzring und in den besseren Gassen, waren, nachdem große Feuersbrünste gewütet hatten, massiv aufgebaut worden.

Die Vororte, die man schon als „Vorstädte“ zu bezeichnen anfing, waren bloße Dörfer und entwickelten sich sehr träge. Die unter dem Klarenstift stehende Tscheppine (Lange und Kurze Gasse) war südlich bis zur Landstraße vorgerückt. In der Flur draußen waren die Siebenhufen ums Jahr 1450 angelegt worden. Der letzte Vorposten des ebenfalls unter geistlichen Gerichtsbarkeiten stehenden Mauritiusfleckens (Walen- und Krötengasse) war hinter dem Spittel von St. Lazarus das „weiße Vorwerk“. Über der Oder befanden sich die verstreut liegenden Dorfgemeinden des städtischen Elbings mit dem Spittel und Kirchlein zu den elftausend Jungfrauen, des Matthias- und Vincenz-



Das Nikolaitor (nach der Zerstörung 1807).
Aus „Illustrierte Chronik von Breslau“ von F. G. Ad. Weiß.

Elbings mit dem eben gegründeten Polnisch-Neudorf. Von den Dörfern, die jenseit des riesigen „Schweidnitzer Angers“ lagen, gehörte das hinter den „Teichen“ angelegte Leimgruben der Stadt. So war's am Ende des Mittelalters.

Während der Reformationszeit brach sich in Breslau allmählich die Renaissance in der Baukunst Bahn. Es entstanden die noch heute bewunderten Ringhäuser, wohl das älteste die „goldene Krone“ im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts; die anderen wurden zum großen Teil unter dem Einflusse des späteren Barockstils umgebaut, unter dessen Herrschaft z. B. die Ausschmückung der Front der „Sieben Kurfürsten“ fällt. Besonders eindrucksvoll kam die Renaissance im sechzehnten Jahrhundert bei Vollendung des Ratsturmes (1559) und Aufsetzung der Hauben des Elisabethturmes (1532) und der beiden Magdalenentürme, wie auch besonders durch die Erbauung des schönen

Wage- und Leinwandhauses zur Geltung, dessen Fassade der Westseite des Geschäftsvierecks auf dem Ringe bis in die neueste Zeit den Charakter aufprägte.

An die Reformationsperiode knüpften sich die durchgeführten Um- und Neubauten der Befestigungen, die Aufschüttung riesiger Wälle und gigantischer Basteien, z. B. der Taschen- und Ziegelbastion (gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts), womit wiederholt (auch noch im siebzehnten Jahrhundert) die Erweiterung des Festungsringes, z. B. im Süden über das „reiche Spittel" und die Johanniter-Kommende und Korpus Christi-Kirche hinaus, verbunden war.

Mit der tiefen Demütigung der Stadt nach dem Dreißigjährigen Kriege und dem Einflusse der vom Wiener Hofe begünstigten katholischen Geistlichkeit trat am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine vorwiegend kirchliche Bauperiode ein, deren Spuren sich ebenfalls im architektonischen Bilde der Stadt erhalten haben. Dieser Triumph des Barockstils berührte sich mit dem Rokoko in den Bauten und Gärten der Allongeperrücken-Aristokratie des Rates und der Kammer. Die bedeutendsten, auch heute noch durch ihre eigenartige Schönheit in die Augen fallenden Baudenkmäler jener Zeit sind das Orphanotropheum auf der Dominsel, das Matthiasstift (jetzt das katholische Gymnasium), die Kirchen- und Klostergebäude der barmherzigen Brüder (1715), die die dorfartige Vorstadt „überhöhten" und auf lange Zeiten zu einer Art „Wahrzeichen" für diese Gegend wurden, vor allem aber die imposante Leopoldina, die Jesuitenhochschule (1736), die gleich der daranstoßenden neuen Matthiaskirche nach der teilweisen Demolierung der kaiserlichen Burg errichtet wurde. Mittlerweile hatten sich die Reste der alten, inneren Stadtmauer buchstäblich „verkrümelt" und vermutlich zum Teil das Material zum Bau mancher Ohlauhäuser geliefert.

Freilich zog 1741 mit den Trommeln und Pfeifen der preußischen Grenadiere eine „neue Zeit" ein; aber sie war zunächst eine lange, harte Vorschule für ein künftiges Staatsbürgertum. Sie ging an der inneren Stadt fast spurlos (Adaptierung des Königspalais, der Hofkirche, des Hatzfeldtschen Palais oder Oberpräsidal-Gebäudes) vorüber, versah den Bürgerwerder mit seinen Kasernenbauten und brachte nach dem Siebenjährigen Kriege einen großen Erweiterungsbau der Festung. Er verursachte durch Erbauung des großen Sternwerks und des Friedhoftores eine totale Umwälzung der Idylle des „Klarenwerders" jenseit des Sandes und unter anderem auch die Verwandlung der Dom-Oder in einen Wallgraben. Da auch teilweise das Ufergelände des Elbing an der Oderbrücke ꝛc. in die Befestigungen hineingezogen ward, so mußte die Schießstätte der Bürger weiter hinaus verlegt werden, wo jenseit des Sandberges der neue Schießwerder (1777) angelegt ward.

Die „Vorstädte", die im Dreißigjährigen und im Siebenjährigen Kriege bitterböse Zeiten durchgemacht hatten und teilweise in Flammen aufgegangen waren, wiesen zwar neben der „Kräuterei" auch viel gewerbliches Leben auf, trugen aber im allgemeinen noch dörflichen Charakter. Einigermaßen „vorstädtisch" muteten auf dem Elbing, der 1529 durch Demolierung des Vincenzklosters sein ehrwürdigstes architektonisches Inventarstück eingebüßt hatte, nur einige kurze Gassenzüge (Matthias-, Neue Junkerngasse ꝛc.) an. In der Ohlauer Vorstadt galt dies bloß von der Walgasse (bei

St. Mauritius) und einer Partie „hinter den Barmherzigen". Einen guten, durchaus städtischen Eindruck machten das nach dem Brande von 1791 neu aufgebaute Sandviertel und das Domstädtchen, dessen Domherrnkurien sich in behaglich-vornehmer Stattlichkeit aus dem Schutte wieder erhoben. Die gleichzeitig erbaute neue Bischofsresidenz ward eine Zierde des Domes. Bezeichnend für die noch sehr geringe Bedeutung der „Vorstädte" ist, daß sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts kaum 20000 Einwohner besaßen, während die innere Stadt etwa 43000 Einwohner zählte.

Doch nur einige Jahrzehnte, und das Wort „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen", erfüllte sich in schönster Wirklichkeit. Nach der Belagerung von 1806/7 war die von Kaiser Napoleon dekretierte Demolierung



Das St. Vincenz-Kloster auf dem Elbing.
Aus „Illustrierte Chronik von Breslau" von J. G. Ad. Weiß.

der Festungswerke, an denen man 450 Jahre gebaut hatte, binnen wenigen Jahren erfolgt. Zuletzt (1820) sank das schöne Nikolaitor.

In innigem Zusammenhange mit diesem neuen Werden stand die preußische Reformgesetzgebung. Die Städteordnung gab 1809 der Bürgerschaft die Selbstverwaltung. Zugleich sprach sie die Vereinigung sämtlicher Vorstadtgemeinden mit der Stadt aus, und am 1. Mai wurde von der ersten gewählten Stadtverordneten-Versammlung der erste autonome Magistrat gewählt. Mit der Säkularisation der geistlichen Stifte fiel der letzte Rest der geistlichen Gerichtsherrlichkeit über die Vorstädte.

Auf dem eingeebneten Festungsgelände wurde 1814 der breite Promenadengürtel angelegt, der nun in schönen Windungen den südlichen Halbbogen um die innere Stadt beschreibt, der für alle Zeiten in höchst anziehender Weise die Grenze zwischen Alt-Breslau und den Vorstädten markiert und Jahrzehnte hindurch ein für Breslau charakteristischer, lieblicher Vorzug der Stadt vor vielen anderen

Großstädten gewesen ist. Die Taschen- und Ziegelbastion wurden im Zuge dieser Promenade, deren Schaffung auch in hygienischer Hinsicht eine Tat war, in anmutige Parkhügel umgewandelt. Den schimmernden Wasserspiegel des Stadtgrabens überspannten (1813—1816 erbaute) zierliche Brücken an den Ausgängen der Ohlauer und Schweidnitzer Straße und im Ausgange zur Nikolai-Vorstadt, zu denen Jahrzehnte später noch massive Brücken an der Taschenbastion und am Ständehause sich gesellten. Am äußeren Ufer legte man eine Promenadenstraße „Am Stadtgraben" an, deren eine Häuserfront allerdings nur sehr langsam ward. Am inneren Rande der Stadt resultierte aus der neuen Umwälzung unter anderem auch die Anlegung der Wall-, Zwinger- und Burgstraße, die Erweiterung des Exerzierplatzes und die Schaffung der Promenadenanlagen an der Oder, sowie die Freilegung mancher anderer Partien. Auf dem Terrain der eingeebneten Außenwerke entstanden zunächst im Zuge der Klosterstraße, wie nunmehr die ganze Vorstadtader der Wal- und Weingasse hieß, und der in Friedrich-Wilhelmstraße umgetauften Sandgasse nach und nach ganz neue vordere Straßenviertel. Über die eingeebneten Werke des rechten Ufers führte man die Salz- und Sterngasse, wie die Fortsetzung der Neuen Junkernstraße. Im ganzen wurde im Norden und Süden, Osten und Westen viel Terrain für eine spätere bauliche Entwickelung der Vorstädte gewonnen. Das Domviertel hörte durch das Verschwinden des Wallgrabens (der ehemaligen Dom-Oder) auf, eine „Insel" zu sein, die sie seit Urzeiten gewesen war, und ging unmittelbar in den „Hinterdom" über. Auf einem Teile des Bodens des Sternwerks erstand (von 1811 an) allmählich in seiner Pracht der botanische Garten, und auch die Odervorstadt erhielt ihren bescheidenen Park durch Anlegung des Wäldchens auf einem Teichmorast (1816). So wurde innerhalb des ersten Jahrzehntes nach der Entfestigung der Stadt auf der breiten Zone rund um das innere Breslau, sowohl auf beiden Seiten des Stadtgrabens, als auch auf beiden Ufern der Oder, das der Gegenwart vertraute, nur wenig veränderte topographische Bild geschaffen, das allerdings namentlich auf der Vorstadtseite meist erst den Rahmen für die spätere bauliche Entwickelung bot.

Im altertümlichen Gesamtbilde der inneren Stadt brachten die Ersetzung des altehrwürdigen Tuchhauses durch die Tuchhaus- oder Elisabethstraße (1820), der Fall des Schmetterhauses hinter der Riemerzeile, der Bau des schönen Börsengebäudes (1824), die Errichtung des Blücherdenkmals (1827), woran sich die Umtaufe des „Salzrings" knüpfte, und die wenigen Neubauten (z. B. das Henckelsche Palais an der Promenade) im Laufe der zwanziger und dreißiger Jahre keine Änderung hervor. Breslaus Einwohnerzahl war inzwischen bis zum ersten Hunderttausend gestiegen.

Da riefen die wachsende Wohlhabenheit, die zunehmende Fabrikindustrie, vor allem aber der Bau der drei ersten Breslauer Eisenbahnen (1842 bis 1844) eine neue Bauperiode hervor, die sich zunächst auf den Süden und Südosten der Stadt beschränkte. Die kleine Schweidnitzer Vorstadt wurde in wenigen Jahren nicht nur vollständig ausgebaut, sondern ward durch den modernen Stil, dessen charakteristische Kennzeichen das italienische Plattdach, die glatte, weiße Front und öfters auch der Balkon waren, der schönste, von den reicheren Klassen bevorzugte Teil der Stadt.

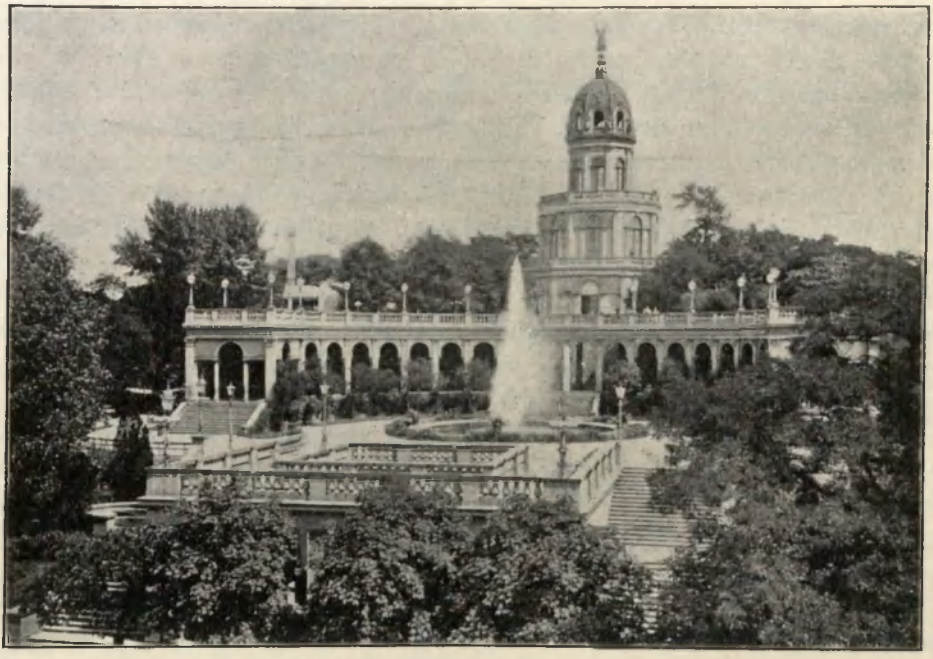
Der bis dahin öde Tauentzienplatz wurde mit seinen imposanten Bauten und gärtnerischen Anlagen ein Schmuckplatz ersten Ranges. Die bisher meist zwischen Zäunen sich hinziehenden Straßen (z. B. die Tauentzien- und Neue Taschenstraße) und der Salvatorplatz (besonders nach dem Brande der Kirche 1854), zu denen als ganz neu die Agnesstraße kam, gelangten nun erst baulich zur Erscheinung. Die neue Bauperiode fand an der Verbindungsbahn (1844 bis 1845) ihre südliche Grenze. Doch kamen jetzt für Breslau die „Mietkasernen" zur Welt.

In der inneren Stadt folgte zunächst bloß die Schweidnitzer Straße dem neuen Anstoß. Der alte „Kreuzhof", die ehemalige Johanniter-Kommende, war abgebrochen. Auf seiner Stätte hatte sich bereits 1841 das neue Theater erhoben. Es folgten (1844) auf demselben Terrain das in prächtiger italienischer Renaissance erbaute Gouvernementsgebäude, auf dem nahen Exerzierplatze (1846) das neue Palais und das Ständehaus und schöne Bauten am Schweidnitzer Stadtgraben, wo teilweise auf dem verschütteten Mäuseteiche (1845 bis 1852) der Riesenbau des „neuen Inquisitoriats" (Stadtgericht und Gefängnis) emporstieg. Es regte sich im Süden der Ohlauer Vorstadt (Bahnhofstraße) und in der Nähe der „Siebenhufen". Hier erhob sich die erste Gasanstalt — und im Frühling von 1847 erstrahlte in der inneren Stadt zum ersten Male die Gasbeleuchtung, deren Strahlen das bald darauf enthüllte Reiterstandbild des großen Königs auf dem Ringe trafen.

Die vorübergehend verlangsamte Baubewegung äußerte sich am stärksten in den nächsten Jahrzehnten in den südlichen Vorstadtgegenden, wo z. B. die „Siebenhufen" der Auffaugung verfielen und die Vollendung des Zentralbahnhofes (1857) den Anstoß zu tiefgreifenden Korrekturen (Verlegung der Strehlener Chaussee) und neuen Schöpfungen gab (Neue Taschenstraße, Fränkelplatz ꝛc.). Sie regte sich am südlichen Rande der Nikolai-Vorstadt und streifte die Odervorstadt, ließ aber trotz des Wintergartens, der schon seit Ende der dreißiger Jahre, später auch als Sitz des Sommertheaters, eine starke Anziehung ausübte, die Sandvorstadt fast unberührt.

Dem ersten Anstoß dieser Baubewegung folgten mehrere großstädtische Reformen. Das Gas verdrängte ganz die alte Öllaterne; eine neue Straßenpflasterung brach sich Bahn; die Kanalisation wurde von 1849 bis 1869 durchgeführt. Dann begann der Baugeist auch an das alte Breslau zu rühren. Leinwand- und Hopfenhaus fielen 1859, damit Raum für ein neues Stadthaus gewonnen würde, das 1863 in schöner Renaissance vollendet war und das bisher heimatlose Stadtparlament nebst der ans Licht der Öffentlichkeit gestellten Stadtbibliothek mit ihren Sammlungen aufnahm. Mittlerweile war durch die Niederreißung der Hauptwache und Verlegung der alten Fischmarktbuden die Westseite des Rathauses freigelegt und das Denkmal Friedrich Wilhelms III. (1861) errichtet worden. Am Rande der inneren Stadt änderte sich manches im Namen der Schönheit. Die allgemach am Zwinger sehr verschönerte Promenade erhielt 1866/67 durch die Bauten der Liebichshöhe (Taschenbastion) einen herrlich aus ihrem grünen Schoße sich hervorhebenden architektonischen Schmuck. Gleichzeitig entstand an der Promenade der neue, schöne Börsenbau. Durch Kassierung der Königsbrücke (1866) wurde der Königsplatz in heutiger Gestalt geschaffen.

Im stillen Norden der Klosterstraße erwuchs ein neues Vorstadtviertel (Lessing-, Garvestraße ꝛc.), dessen Mittelpunkt das 1869 eröffnete Lobetheater wurde. Selbst auf der rechten Oderseite regte sich der Baugeist. Dort waren die Anlegung des zoologischen Gartens in verrufener Gegend weit draußen (1865), die verschönernde Umgestaltung des Scheitniger Parkes, der Bau des Bahnhofs der Rechte-Oderufer-Bahn (1868) und die Vollendung der neuen Universitätsbrücke (1869) Vorboten eines neuen Werdens. Waren doch bereits durch die Eingemeindung der Dörfer Gabitz, Höfchen-Kommende, Neudorf, Lehmgruben, Huben, Fischerau und Alt-Scheitnig im Anfang 1868 die allgemeinen Vorbedingungen einer neuen Bauperiode allerdings



Die Liebichshöhe in Breslau.
Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Delden.

in erster Linie für den Süden geschaffen worden. Die Zahl der Einwohner war dicht an zweihunderttausend herangekommen.

In dieser Zeit legte der Fortschritt im Namen der Hygiene, der soeben auch der „Hirschgraben" an der Sternstraße hatte weichen müssen, Hand an ein altes Breslauer Inventarstück, an die anno 1291 zum Schutze der Stadt geschaffene Stadt-Ohlau, die aber ein halbes Jahrtausend ausschließlich gewerblichen Zwecken gedient hatte, und deren Flußgasse ein in hohem Grade fesselndes, mittelalterliches Bild bot, dessen letzte Reste im Verschwinden begriffen sind. Ihre Kanalisierung erfolgte von 1866 bis 1869. Mit ihr fielen mehrere alte Brücken, das Seidenbeutel und die verzwickte Ketzerkunst-Partie. Die auf dem Grabe der Ohlau geschaffenen Ohle-Passagen und die Münzstraße markieren noch für späte Generationen die Grenze der ältesten Stadt von 1291.

Mit dem der Errichtung des Reiches folgenden wirtschaftlichen Aufschwunge begann eine umfassende und noch heute sich fortsetzende Bauperiode, die sich nicht mehr auf den bisherigen Rahmen der Stadt beschränkte, sondern ganz neue Vorstädte schuf und die Stadtgrenzen hinaus schob. Ihr stilistisches Merkmal waren die verschiedenen Variationen der Renaissance mit farbiger Fassade und Erker- und Türmchenschmuck und der Vorgärten. Allerdings bemächtigte sich dieses Stils bald für die Mietkasernen eine fabrikmäßige Architektonik.

Während die Modernisierung der eingemeindeten Dörfer im Süden nur allmählich vor sich ging, wurde in kurzer Zeit die im Zuge der Kleinburger Chaussee (zirka 1877) entstehende Kaiser Wilhelmstraße mit ihren großstädtischen Verhältnissen das Pracht- und Hauptstück der aus dem Ackerboden der alten Kräuterei emporwachsenden neuen Vorstadt „jenseit der Verbindungsbahn". Rasch und Jahr um Jahr sind neue Parallel- und Querstraßen (Höfchen-, Kronprinzen-, Sadowa-, Schiller-, Moritz-, Nachod-, Sedan-, Viktoriastraße u. a.) entstanden, und es ist hier im Süden der Verbindungsbahn eine ganz moderne, höchst umfangreiche Vorstadt emporgewachsen, deren Vorposten: der Friedeberg, die Kleinburger Villenkolonie und die neue Kürassierkaserne, nun erreicht sind. Den landschaftlichen Abschluß bildet der vor wenigen Jahren in Angriff genommene Südpark. Jedenfalls hat sich auch in dieser noch gegenwärtig fortdauernden Bauperiode der „Zug nach dem Süden" in hervorragender Weise bewährt und bei weitem das Umfangreichste geschaffen. Den südöstlichen Flügel dieses neuen Breslau — Bohrauerstraße ꝛc., die ehemaligen Dörfer Lehmgruben und Huben und das zu einer Vorstadt heranwachsende Gebiet der früheren Teichäcker dafür — überhöhen seit 1876 die Salvator- und seit 1894 die Heinrichskirche, beide in junggotischen Formen.

Ein anderer interessanter Werdeprozeß vollzog sich auf dem letzten Rest echten „Schweidnitzer Angers", wo von 1873 an das prächtige Museumviertel wurde, mit dem schönen Museum der bildenden Künste (1880) in der Mitte, das Breslau als „Kunststadt" zu legitimieren hat. Eine großartige, freilich teilweise im Stil der Mietkasernen gehaltene Entwickelung nahm das Siebenhufener Vorstadtviertel, dessen modernen Rückgrat die aus der Ländlichkeit emporgewachsene Gräbschnerstraße bildet, und das bereits seit Jahrzehnten das neue Trinitas-Hospital („reiche Spittel") und seit kurzem das neue Elisabethinerinnen-Kloster samt Kirche in seinem Gebiete birgt. In der inneren Schweidnitzer Vorstadt und am Stadtgraben, wo unter anderem der formenreine Synagogenbau (1872) emporstieg, wie auch in den jüngeren Teilen der Ohlauer Vorstadt schlossen sich die Lücken, erfolgten Modernisierungen und Neuschöpfungen.

Der 1869 begonnene Versuch, den „Zug nach dem Westen" durch Gründung einer neuen Vorstadt auf der alten Viehweide zu erproben, blieb in unschönen Anfängen stecken, und die moderne Ausgestaltung und Erneuerung der alten Nikolaivorstadt, wo 1882 an Stelle der „abgeschossenen Kirche" eine neugotische Nikolaikirche vollendet ward, erfolgte vorwiegend im Genre der Mietkaserne.

Dagegen begann in der bis dahin vernachlässigten Odervorstadt, und zwar auf dem elendesten und verachtetsten Gebiete im Westen der Matthiasstraße 1873 ein unerhörtes Werden. Hier entstand ein neues Stück Vorstadt. Den Mittelpunkt

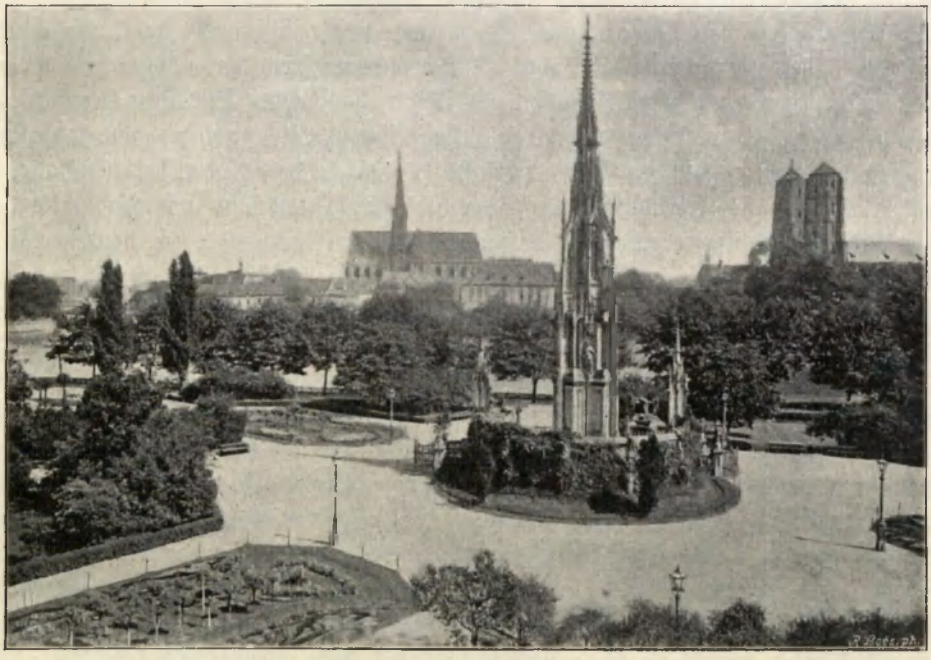
bildete der von 1875 bis 1886 ausgebaute Matthiasplatz, ein Schmuckplatz ersten Ranges. Eine große Anzahl neuer und zum Teil schöner Straßen (Moltkestraße von 1877 an, Bismarck-, Trebnitzer Straße ꝛc.) durchzogen die neue Vorstadt. Gleichzeitig (1875 und 1876) wurde durch den Bau der Königs- und der Wilhelmsbrücke eine Verbindung der Nikolai- mit der Odervorstadt über den Bürgerwerder hinweg geschaffen und dadurch auch neues bauliches Leben auf die südwestliche Zone der Odervorstadt (Schießwerderstraße, Wilhelmsufer ꝛc.) verpflanzt. Die zu derselben Zeit unternommene Gründung einer Villenkolonie auf dem Kletschkauer Terrain glückte damals nur halb. Später lehnte sich die städtische Irrenanstalt daran. In den achtziger Jahren zog die Bautätigkeit auch den Norden der Odervorstadt und ihre noch ländliche Umgebung in ihren Kreis. Sie schuf neue Straßen und Plätze (Waterloo- und Weißenburger Platz) und baute die noch sehr mangelhafte Linie der äußeren Matthiasstraße aus. Die architektonische Zierde dieser teils neuen, teils modernisierten Vorstadtviertel ward jüngst das neue Friedrichs-Gymnasium. Auch in der früher so stillen Gegend des alten Vincenz-Elbing (Lehmdamm ꝛc.) gaben der Bau der neuen, gotischen Michaeliskirche (1871) auf dem Boden des verschollenen Klosters, sowie die Errichtung der Gewerbeschule (1879) und des Hospitals des Vaterländischen Frauenvereins den Anstoß und weitere Anregungen zur baulichen Um- und Neugestaltung ganzer Straßenzüge. Während dieses Werdens verschwand fast unmerklich der letzte Rest des ehemaligen Wallgrabens (der einstigen Vincenz-Oder) am Lehmdamm.

In einem hohen Grade belebend wirkte der Bau der Lessingbrücke (1871 bis 1875). Zunächst wurde der wüste Platz, wo seit 1864 die zweite Gasanstalt stand, aus seiner Verwahrlosung erlöst und Lessingplatz genannt (1878). Größer war die Umwälzung auf dem rechten Ufer, das der Baugeist bisher bloß lose gestreift hatte. Durch Gehöfte und Gärten wurde als südnördliche Hauptverkehrsader des ehemaligen „Hinterdoms“ die Adalbertstraße durchgelegt. Es schlossen sich weitere Neuschöpfungen, teilweise auf dem Boden des Wintergartens, daran, der nach und nach hinschwand. Es verjüngten sich auch die ältesten Teile der Vorstadt. Die als Allee angelegte Tiergartenstraße erleichterte die Verbindung mit dem zoologischen Garten. So erhielt der ehemals so scheel angesehene „Hinterdom“ den Charakter einer großen, selbständigen „Scheitniger Vorstadt“. Wirkte doch ganz besonders belebend auf ihre Entwickelung die Nähe des umgestalteten alten Scheitniger Parkes, dieses Juwels der Wald- und Wiesenpracht, und des im Laufe der siebziger Jahre geschaffenen neuen Parkes mit seinen lieblichen Anlagen und schimmernden Wasserspiegeln.

Bald verschob sich auch jenseit des Sandes vollständig das Bild früherer Tage, als nämlich die Gneisenaubrücke in veränderter Richtung anstelle der alten Doppelbrücke (1883—85) gebaut wurde und sich daran die Schaffung des Gneisenauplatzes mit seinen Anlagen und die Erschließung des Kreuzviertels ꝛc. fügten. In Verbindung mit der Umgestaltung dieser Vorstadtgegend stand auch die weitere Entwickelung der Sternstraße und ihrer Verbindungen mit der Scheitniger und Oder-Vorstadt. Es trat hier, wie auch schon an der Fürstenallee und Tiergartenstraße, erkennbar ein „Zug nach Osten“ hervor. Ein imposanter Ausdruck desselben ist

das im Laufe des letzten Jahrzehnts entstandene und nunmehr abgeschlossene Geviert der Kliniken am inneren Ufer der alten Oder, Alt-Scheitnig gegenüber. In jüngster Zeit hat der Baugeist auch die fast noch unberührten Teile der Vorstadt aufgesucht. Auf vergessenem Anger schuf er die gotische Lutherkirche (1895), in der idyllischen Stille hinter der Kathedrale führte er nach einander monumentale Bauten (das Josephstift, das Konvikt ꝛc.) und am Roßplatz die Bonifaziuskirche auf.

Wahrhaft als Umwälzung gestaltete sich die Entwickelung auf dem Gebiete diesseit der Lessingbrücke. Aus der Straße am Ohlaufer wurde eine architektonisch fesselnde Promenadenstraße. Die Promenade verbreiterte sich auf diesem, den Manen



Das Kriegerdenkmal und die Dominsel in Breslau.
Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Delden.

Göpperts und Knorrs gewidmeten Gebiete, nachdem von 1883 an nach und nach die drei Läufe der Stadtgraben-Ohlau zugeschüttet und kanalisiert worden waren und wuchs in den Lessingplatz hinein, der durch das neue Regierunggebäude (1887) einen herrlichen Renaissancebau erhielt. Die Umlegung der Ohlaumündung, andere Korrekturen und der Bau der neuen Mauritiusbrücke (1883) hatten bereits das „Lessingviertel" nach Osten hin baulich abgeschlossen. Es ist überhaupt bezeichnend für den Charakter der Bauperiode in den nördlichen Vorstädten, daß sie in Verbindung mit einer in Breslau noch nie dagewesenen Brückenbauperiode steht. Wurden doch in den jüngsten Jahren auch eine neue Dom- und eine neue Fürstenbrücke gebaut.

Schon seit Beginn der siebziger Jahre rüttelte die neue Baubewegung teilweise im Anschluß an die Umgestaltung der Ohlaufloßgasse auch am alten Baustande der

inneren Stadt und begann unter den alten, biederen Giebelhäusern aufzuräumen, vorstehende Ecken zu beseitigen und Plätze (bei Maria Magdalena, Elisabeth, Christophori) freizulegen. Sie brach die hübsche Königsstraße (1873—75) über das Marstallgrundstück durch, gestaltete (1874) den Zwingerplatz aus und schuf den Augustaplatz mit seinen Anlagen und dem Kriegerdenkmal. Sie gab in den letzten Jahren sehr altstädtischen Partien durch Errichtung des Sparkassen- und Bibliotheksgebäudes, des Kaufhauses ꝛc. einen schönen, hochmodernen Charakter. Ganz allmählich ist das mittelalterliche Stadtbild des inneren Breslau in seiner Geschlossenheit, namentlich in der Schweidnitzer und Ohlauer Straße und unter anderem durch den Postpalast auch in der Albrechtstraße, in die Brüche gegangen. Dauerhafte Züge vergangener Zeiten aber haben sich in den Steingedichten des Rathauses, das einer verjüngenden Renovation unterzogen wurde, der alten Kirchen und Ringhäuser erhalten.

In allerneuester Zeit hat die Errichtung des neuen Schlachthofes und die damit in Verbindung stehende Einverleibung des alten Dorfes Pöpelwitz (1896—97) den Anstoß zur Entstehung einer neuen Vorstadt im Westen gegeben. Die Vollendung des die Stadt im Zuge der alten Oder im Osten und Norden umkreisenden Großschiffahrts-Kanals (1897), den die neue, gewaltige Oswitzer Brücke überspannt und der 1901 vollendete Bau des städtischen Hafens eröffnen Perspektiven auf eine weitere Entwickelung der rechtsufrigen Vorstädte. Im Süden ist nunmehr das gleichfalls (1897) einverleibte Villendorf Kleinburg der äußerste Vorposten geworden.

In diesem Vierteljahrhundert reiften aber auch allerlei großstädtische Reformen. Man führte mittels des Wasserhebewerkes (1870) das System der Wasserleitung und im Anschluß hieran die Schwemmkanalisation durch (1884). Das Jahr 1877 machte den Anfang mit dem Straßenbahnsystem, das jüngst durch die elektrische Straßenbahn seine Verbesserung erfahren hat. Die Stadtbevölkerung schwillt lawinenartig an: schon sind die 430 000 voll. Breslau gehört zu den wenigen mittelalterlichen Handelsmetropolen, die es, freilich mit Hülfe der Großindustrie, mit Erfolg im Ringen mit den anderen Hauptstädten und Industrie-Metropolen aufgenommen haben. Infolgedessen ist freilich der Stadthaushalt der Gegenwart riesig angeschwollen, und zwar erfordern die Kulturbedürfnisse, in erster Linie die Schule, heute mehr Hunderttausende als in früheren Jahrhunderten Tausende; denn wertvoller noch als alle Siege der Technik ist die Erstarkung der Überzeugung, daß die Volkserziehung die köstlichste Aufgabe jedes Gemeinwesens sein muß, weil sie versöhnt, versittlicht und befreit. Die Großstadtgemeinde kann heute nicht mehr, wie die Stadtgemeinde des Mittelalters, eine Welt für sich sein. Sie muß sich als dienendes Glied dem Ganzen anschließen. Aber sie darf nicht vergessen, daß die Wurzeln ihrer Kraft in jenen hochgemuten Zeiten ruhen, die das Rathaus bauten und die alten Kirchen türmten.

F. G. Ad. Weiß.

Breslau und seine Bedeutung für Schlesien.

Breslau ist hier das Herz des Landes, schrieben die Abgesandten des Kurfürsten von Sachsen von einem schlesischen Fürstentage 1458 an ihren Herrn nach Hause. Diese hervorragende Bedeutung als Herz des Landes verdankt die Stadt in erster Reihe ihrer günstigen Lage in der Mitte der geräumigen Oderbucht, an einer Stelle, nach der von der Natur selbst vorgezeichnete Wege von verschiedenen Seiten hinführten, und an der die Teilung des Stromes in mehrere Arme den Übergang von einem Ufer zum anderen erleichterte. Die ersten Anfänge ihrer Geschichte liegen im Nebel; sie wird aber schon als ein Hauptort bezeichnet, als im spärlich bewohnten Lande noch ausschließlich slavische Laute erklangen. Die frühesten Bewohner saßen auf den Inseln und auf der Polen zugewandten Seite des Flusses. Zuerst, d. i. im elften Jahrhundert, tritt Breslau als der kirchliche Mittelpunkt des Landes Schlesien hervor. Neben dem bischöflichen Dom erhoben sich bald reichbegüterte Klöster und mehrere Kollegiat- und Pfarrkirchen; eine zahlreiche Geistlichkeit verbreitete von hier aus die ersten Keime christlicher Gesittung im Lande. Erst im folgenden Jahrhundert, als sich von dem polnischen Königshause der Piasten ein Zweig absonderte, der Schlesien zur Abfindung erhielt, 1163, ward es auch der Sitz eines weltlichen Herzogs; doch regierte er keineswegs über das ganze Land, sondern nur über den mittleren Teil, während die anderen Teile seinen Brüdern zufielen. Die alten Breslauer Herzöge haben keinen unrühmlichen Platz in der Geschichte der Stadt; das Höchste aber, was sie ihnen verdankt, ist doch die Einführung deutscher Bürger und deutschen Rechts. Nach dem Mongolensturme, der das Land wie ein schweres Hagelwetter verheerte, erhob sich mit Zustimmung der Söhne des bei Wahlstatt gefallenen Herzogs Heinrich II. auf dem linken Oderufer, den älteren slavischen Niederlassungen gegenüber, die mehr ausgedehnt als zusammenhängend waren, eine rein deutsche Stadt. Sie war nicht die erste im Lande,

Löwenberg, Goldberg, selbst Neumarkt sind älter; aber sie überflügelte diese Städte in kurzer Zeit an Größe, Verkehr, Wohlhabenheit und Bedeutung für das in raschem Fluge über das ganze Land sich verbreitende Deutschtum. Damals war alles Städtewesen bis über die Weichsel hinaus von deutscher Art, eine Form des wirtschaftlichen Lebens, die Polen durchaus von den Deutschen überkam. In dem lebhaften Verkehr, der sich damals zwischen dem dichter bevölkerten und in Handel und Gewerbe vorgeschrittenen Westen und den noch unentwickelteren weiten Gebieten des Ostens anbahnte, stärkte und sicherte Breslau seine Lebenskraft; es ward eine der blühendsten Umschlagestellen für die Gewerbeerzeugnisse des Westens und die von Venedig bezogenen Waren des Orients einerseits und für die Naturprodukte des slavischen Ostens anderseits; es gewann in Polen ein kauflustiges und kaufkräftiges Hinterland, in dem es Jahrhunderte lang die Konkurrenz der Hansastädte mit Erfolg bestand. So ward es eine der großen deutschen Handelsstädte des Mittelalters und zeigte sich als solche auch in dem stattlichen Umfange, den weiten Befestigungen und den stolzen Bauten im Innern.

An der Grenze deutschen Landes gelegen, in einer nur halb germanisierten Provinz, mit polnisch-sprachigen Dörfern in der Umgebung, war und blieb Breslau eine rein deutsche Stadt, auf der einen Seite den Einrichtungen der inneren deutschen Städte, zumal Nürnbergs, nachstrebend, auf der anderen ein Vorbild und Muster für die anderen schlesischen Städte. Sein Fürstenhaus starb früh aus, und unter dem wohlwollenden Regiment der luxemburgischen Könige von Böhmen konnte es sich zu einer Selbständigkeit entwickeln, die der der deutschen Reichsstädte fast gleich kam. Eben als die mächtigste und entschlossenste Vorkämpferin des Deutschtums im Lande war Breslau das Herz Schlesiens. In dem hartnäckigen Widerstande, den das in seinem größeren Teile deutsch gewordene Schlesien im fünfzehnten Jahrhundert gegen das dem tschechisch-hussitischen Wesen verfallene Böhmen, in dessen Krone es einverleibt war, mehrere Menschenalter hindurch leistete, übernahm es in leidenschaftlicher Erregtheit die Führung. Im sechzehnten Jahrhundert ward es ein Brennpunkt der Reformation im Lande. Sein Bürgertum erreichte damals den Höhepunkt seiner wirtschaftlichen und geistigen Kraft; Melanchthon spricht mit höchster Anerkennung von der aristokratischen Stadt, von der Bildungsfreundlichkeit seiner Bürgerschaft und seines Rates. Auch noch im Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges war Breslau eine hervorragende Rolle in der deutschen Literatur vergönnt; hier genoß Opitz, der Vater der neueren deutschen Dichtung, seine Jugendbildung, hier wirkten die Häupter der zweiten schlesischen Dichterschule, Lohenstein und Hofmannswaldau, der eine als Syndikus, der andere als Ratspräses. Die Schulen der Stadt genossen eines weiten Rufes, namentlich nach Osten hin, soweit der Protestantismus lebendig war.

Auch das alte Breslau entging seinem Verfalle nicht. Seitdem sich Polen vom Beginn der neueren Zeit ab wirtschaftlich selbständig machte und abschloß, war dem Handel Breslaus die Axt an die Wurzel gelegt. Mit ihm verfielen allmählich die alten Kaufmannsgeschlechter, die Zünfte verknöcherten, die Bildung der Honoratioren wurde hohl und öde. Da kam der junge Preußenkönig und riß die Stadt mit einem

Ruck in eine neue Laufbahn hinein. Die vielen Linien des alten Fürstenhauses waren inzwischen sämtlich ausgestorben; das Land gehorchte jetzt einem einzigen, ebenso festen wie weisen Herrscherwillen. Vor ihm schwand auch die alte Freiheit der Stadt dahin wie der Schnee vor der Sonne. Dafür wurde Breslau nun erst im eigentlichen Sinne die Hauptstadt der Provinz. Es begann eine ganz neue Zeit. Der Handel mußte neue Wege suchen, die Industrie mußte dem folgen, die Bürgerschaft mußte sich unter das strenge, zuweilen harte Regiment königlicher Beamten beugen; die ehedem so freie Stadt wurde nur ein Rad in dem großen Getriebe der preußischen Staatsmaschine. In schweren, ja schwersten Zeiten lebte sich die nach Abstammung, Sprache und Charakter wesentlich mitteldeutsche Bevölkerung in den preußischen Geist ein. Der „Aufruf an mein Volk", 1813 hier erlassen, entzündete auch hier eine zu allen Opfern bereite Begeisterung.

Die alte Handelsblüte hat Breslau nicht wieder erreicht; die russischen und österreichischen Zollverhältnisse, die auf Absperrung des deutschen Handels abzielen, machen der Stadt die Gunst ihrer Lage größtenteils zu nichte, obwohl sie noch immer ein ansehnlicher Handelsplatz geblieben ist und den Vorteil des Oderstromweges jetzt unendlich reicher auszunützen vermag als in früheren Zeiten. Aber in der Hauptsache hat sie sich doch in eine Industriestadt umgewandelt, dank dem erst in den letzten hundert Jahren zutage geförderten unterirdischen Reichtum des Landes, vornehmlich Oberschlesiens. Dadurch hat sich ihre Volkszahl ganz außerordentlich vermehrt; aus den 66 000 Einwohnern, die sie 1807 hatte, als sie aufhörte Festung zu sein, sind am Ende des vorigen Jahrhunderts über 400 000 geworden. Die Niederlegung der Festungswerke, die Einverleibung der früher selbständigen Ortschaften vor den Toren haben diese Entwickelung begünstigt; die Städteordnung hat eine neue, die Stadt innerhalb der vom modernen Staate gezogenen Grenzen wieder selbständig verwaltende Bürgerschaft herangebildet. Eine Weltstadt zu werden, wie es anderen Plätzen von ihrer Größe wohl gelungen ist, ist ihr durch die Ungunst der jetzigen Grenzverhältnisse auf absehbare Zeiten versagt; um so ausgeprägter ist ihr Charakter als Provinzialhauptstadt, als das Emporium einer großen Landschaft mit einer an viele Bedürfnisse gewöhnten, kaufkräftigen Bevölkerung, als der Mittelpunkt aller Verkehrswege, als der Sitz aller provinziellen Behörden, als die Stätte der Landesuniversität, als der Vereinigungspunkt aller wissenschaftlichen und gemeinnützigen Gesellschaften und als der Ausgangspunkt einer die Provinz beherrschenden Presse. Noch immer ist Breslau das Herz eines gesegneten Landes mit begabter und fleißiger, in ihren führenden Schichten allzeit deutscher Bevölkerung.

Prof. Dr. H. Markgraf.

Schlesien im Jahre 1813.

Als die große französische Armee im Herzen Rußlands weilte und der flammende Scheiterhaufen Moskaus seine Garben gen Himmel schleuderte, da schien es, als trüge ein günstiger Ostwind all diese Glut hinüber nach Preußen, um sie hier in froher Siegesahnung in die Herzen der Bevölkerung zu senken und kühne Taten der Vaterlandsliebe zu erzeugen.

In diesen Tagen war es, wo unsere Heimatsprovinz Schlesien die Augen des gesamten Europas auf sich lenkte. Denn hier ging die große Einleitung des gewaltigen Weltdramas in Szene, die das Jahr 1813 erfüllen sollte.

„Schlesien war damals", schreibt Wolfgang Menzel, „der Mittelpunkt der preußischen Kriegsrüstungen. Die ganze schlesische Bevölkerung schwärmte wie ein Bienenstock, und aus den Marken und aus Pommern strömten die Oder aufwärts täglich neue Zuzüge herbei. Alle Schmieden dampften; alle Werkstätten waren in voller Tätigkeit. Die ganze Bewegung aber war von einer Freudigkeit durchdrungen, von der sich keiner eine Vorstellung machen kann, der das nicht mit erlebt hat. Jeder wußte, wem die Rüstungen galten, obgleich es noch niemand sagte. Alles drängte sich freiwillig zu den geliebten Fahnen, denen man die volle Ehre zurückgeben wollte, und wer nicht selber mit zu Felde ziehen konnte, gab den letzten Heller her, um die Armee ausrüsten zu helfen. Die Armut war groß, aber noch viel größer der Zorn und die Kampfeslust. Ein gewisser Humor der Armut trug nicht wenig zu der Freudigkeit der preußischen Heerlager bei. Durch Napoleons langes Aussaugungssystem aller Genüsse des Lebens, oft des Notdürftigsten beraubt, freute man sich, doch noch Eisen in der Faust zu haben."

Am 3. Februar forderte der König zur Bildung freiwilliger Jägerkorps auf. Sein Ruf verhallte nicht erfolglos in den Landen. Von fern und nah strömten Jünglinge und Männer herbei, in diesen freiwilligen Korps zu dienen. Das bei weitem bekannteste von ihnen war das Lützowsche Freischarenkorps, dem von dem fernen Wien her der jugendliche Sänger Theodor Körner zueilte. In der kleinen Kirche zu Rogau bei Zobten wurde das Korps vereidigt. Der Geistliche des Ortes

hielt eine ergreifende Ansprache, in der er alle Teilhaber des Korps aufforderte, für Vaterland und König in den schweren Kampf zu ziehen, das Joch des Fremdherrschers zu brechen und sich den Ruhm zu erringen, der deutschen Freiheit die Wege gebahnt zu haben. Hernach wurde auf die Schwerter der Offiziere der Treueid geschworen. „Bei dem Allmächtigen," schreibt Körner in einem Briefe an seinen Vater, „es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen."

Als würdige Belohnung der Streiter im heiligen Kampfe stiftete der König am Geburtstage seiner verblichenen Gemahlin das Eiserne Kreuz. Einfach und schmucklos, sollte es ein Sinnbild sein von der Kraft und der Energie des deutschen Willens.

In Breslau war es auch, wo das große Bündnis zwischen Preußen und Rußland erneuert wurde. Von hier aus sandte König Friedrich Wilhelm III. den „Aufruf an mein Volk" in die Provinzen, überall dahin, wo noch treue Herzen dem Hohenzollernstamme schlugen. Von hier aus mahnte er das Volk, der großen Vergangenheit und des alten Kriegsruhmes seiner Väter und seines Königshauses eingedenk zu sein.

Und um auch die Deutschen in den anderen Ländern aufzufordern, der heiligen Sache der Freiheit ihren Tribut darzubringen, erließen der König von Preußen und der Kaiser von Rußland gemeinsam von Breslau aus den Aufruf an die Deutschen.



Denkmal Friedrich Wilhelm III. in Breslau.
Nach einer Photographie von Sophus Williams-Berlin.

Wie einige Jahre vorher der Massenaufruf des Sadi Carnot in Frankreich gewirkt hatte, so und noch viel stärker zündeten diese beiden Aufrufe in den Herzen der Deutschen. Die Krone rief. Das Vaterland erhob sich und weihte sich dem Kampfe gegen den Weltbezwinger.

Die feindlichen Heere trafen sich. Es war nicht mehr ein Kampf wie ehedem bei Jena und Auerstädt. Napoleon merkte es gar bald zu seinem großen

Leidwesen. Der Kampf der Verbündeten glich mehr dem Verzweiflungskampfe einer Mutter, der man ihr Kind geraubt hat. Und wenn auch die vereinigten Preußen und Russen noch nicht die Oberhand gewannen, so zeigten sie sich doch dem Korsen ebenbürtig in Kraft und Kühnheit, in Klugheit und Besonnenheit. Darum war Napoleon froh, daß es in Poischwitz bei Jauer in Schlesien zu einem zehnwöchigen Waffenstillstande kam. Denn nun war es ihm doch möglich, seine Rüstung zu vervollständigen und vielleicht auch seinen Schwiegervater, den Kaiser von Österreich, als Verbündeten zu gewinnen. Allein in diesem letzten Punkte irrte er sich. Kaiser Franz verließ keinesfalls im entscheidenden Augenblicke die deutsche Sache. Schwer zwar ward es ihm, nach all den Niederlagen, die er in den vergangenen Jahren erlebt hatte, seinem Volke die neuen Opfer aufzubürden. Aber auch er erkannte wohl, daß kein Opfer zu groß sei, womit die Freiheit gewonnen wird. Der erneute Bund mit Österreich also ward geschlossen, — wiederum auf schlesischem Boden, — und nunmehr gingen die drei geeinten Mächte in den Kampf gegen Napoleon. Eine der ersten Schlachten nach Ablauf des Waffenstillstandes und der Vereinigung zum Dreibunde war die Schlacht an der Katzbach. Blücher meisterte hier den Marschall Macdonald. So ward in derselben Gegend, in der so oft schon Blut geflossen und manche Entscheidungsschlacht gekämpft worden war, im Befreiungskriege das erste Siegesblatt errungen. Der Feldzug drängte sich infolgedessen immer mehr und mehr gen Sachsen hin, wo es gemäß dem Plane der Verbündeten zur letzten Entscheidung kommen sollte.

Aber, wird man fragen, woher kommt es nun, daß gerade Schlesien für das Jahr 1813 eine so hohe Bedeutung gewonnen hat? Warum nicht Brandenburg oder eine andere Provinz?

Alle Segnungen, alle großen Errungenschaften der Jahre 1808—12 teilte das Schlesiervolk mit den Einwohnern der gesamten Monarchie. Was aber gerade das Schlesiervolk auszeichnete, das war der verhältnismäßig hohe Grad individueller Beständigkeit und Freiheitsliebe. Das Schlesiervolk wartete nicht auf den Befehl. Es hielt die Festungen selbst noch zu einer Zeit, da man ihm sagte, daß das Lebenslicht der preußischen Monarchie ausgeblasen sei.

So kam es auch, daß die Macht der Franzosen im Schlesierlande weit weniger fühlbar war, als irgend wo anders. Die Franzosen mußten Achtung vor der Heldenhaftigkeit seiner Bewohner bekommen.

Dazu kam die günstige geographische Lage: Im Süden ragen hohe Gebirge in die Wolken hinein, die einem stärkeren Menschenschlage Luft, Sonne und Nahrung geben und mit ihnen — stärkere Widerstandskraft. Jedes Tal ist eine natürliche Festung, durch wenig Zugänge mit dem großen Hinterlande verbunden. So geschah es denn, daß der Blick des Königs von Preußen gerade auf Schlesien fallen mußte. Hier wurde darum das große Arsenal aufgeschlagen, wo die Waffen geschmiedet, der Stahl geschärft, die Kugeln gegossen, der heldenhafte Mannesmut geübt und geprüft wurde.

O. Kobel.

Breslauer Eigenheiten.



Jede Stadt, und wäre sie noch so groß oder noch so winzig, trägt eine gewisse Physiognomie. Ohne das Wesen und die Art der Bewohner zu kennen, empfängt der fremde Besucher, durch die Straßen wandelnd, einen Eindruck, dem er sich nicht entziehen kann. Ja wenn auch die ganze Stadt menschenleer wäre, so würden doch die stillen Häuserreihen und die stummen Plätze eine eigene Sprache reden und dem einsamen Beschauer Zeugnis geben von der Stadtseele, die innerhalb dieser Mauern gewaltet hat.

Nun ist es unstreitig wahr, daß die rasch bauende Gegenwart stark gleichmachend wirkt und den Originaltypus eines Ortes mattherzig verwischt. Lange, kahle Häusermassen schießen kasemattenartig hervor aus dem teuer erkauften Boden, ohne äußere Schönheit, ohne innere Heimlichkeit. Immer ähnlicher werden sich die großen Städte; ganze Viertel von Berlin und Breslau könnte man getrost austauschen, ohne eine auffallende Wandelung wahrzunehmen. Das vielbesungene teure Vaterhaus erscheint in dieser Gestalt recht unpoetisch. Die hohen, mittelalterlichen Schieferdächer mit ihren kleinen, verschwiegenen Bodenluken brechen im Ansturm der neuen Zeit zusammen wie Kartenhäuser. Mit den flachen Dächern verflacht sich der Sinn. Wenn nur überhaupt ein Dach vorhanden ist, unter dem man höher oder tiefer in irgend einer Ecke hausen kann. Mit Namen getauft werden die Häuser in neuester Zeit gar nicht mehr. Die fabelhaften, naiv kindlichen Namen, womit unsere Altvorderen ihre Hausschilder schmückten, sind längst überlebt. Damals reiste nur die Phantasie in die Ferne, jetzt aber der nüchterne Mensch selbst, und ohne Romantik kehrt er wieder heim. Als in den Kriegsjahren die Herzen heldenmütig schlugen, da verpflanzte sich der Patriotismus selbst bis an die Außenseite

des Hauses; man wetteiferte, die Namen der berühmten Heerführer neben der laufenden Nummer zu verewigen. In der Gründerperiode erlebten wir neue Haustitulaturen. Die kleinen Leute, die sich zu Bauherren aufgeschwungen hatten, statteten liebend der Frau Gemahlin einen Ehrenzoll ab, indem sie den neu erbauten Vierstöcker nach ihr benannten, nur mit dem Anhang „Ruh", um anzudeuten, wie schöne und friedliche Tage die unruhige Hausbesitzerin darin verleben würde. Ach, ihre Ruh' war oft dahin und ihr Herz gar schwer! — Den letzten Anstoß, ganz ahnungslose Häuser mit hohen Namen zu schmücken, bot die Zeit unserer aufgehenden Marineherrlichkeit. Da wurden alle alten Seehelden heraufbeschworen, um über dem Tore zu prangen, als wäre das Haus ein Schiff und als lebten wir in der großen „Seestadt Leipzig". Sonst war von oben bis unten nichts Meerartiges zu entdecken; höchstens konnte ein dünner Flaggenstock auf dem flachen Dachverdeck an ein verkleinertes Mastbäumchen erinnern. Seitdem ist das Häusertaufen fast ganz abgekommen; man begnügt sich mit der Nummer und der Miete.

Und doch, ein kahles, gleichgültiges Steingrab ist unser gutes Breslau noch lange nicht geworden, wird es auch niemals werden. Die alten, oft recht närrischen Originale, an denen Breslau reich war, sind allerdings gänzlich ausgestorben. Die nivellierende Gegenwart läßt dergleichen Typen kaum noch aufkommen. Nur im Gedächtnis leben einzelne Persönlichkeiten mit unvergänglicher Frische fort. Wer könnte das Ellen-Malchen vergessen, den guten Hausgeist des Schweidnitzer Kellers, die zwerghafte Gestalt mit den runenartigen Gesichtszügen, unzertrennlich von ihr der große Korb mit allerhand Kleinkram. Zu der Zeit, als die Elle aus dem Handel verschwand, ist auch das Ellen-Malchen zu den Schatten hinübergegangen.

Der ganze Originalstempel unserer Stadt, den ich, soweit er noch erhalten ist, zu schildern beabsichtige, beruht im Schlesiertum.

Auch behaupte ich nicht, daß Eigenheit immer gerade etwas Löbliches sein muß. Vielleicht bedeutet sie unter Umständen eine recht kritische Schattenseite. Doch gehen wir gleich der Sache auf den Leib.

Das vornehmste Kennzeichen, auf das wir überall zu achten haben, ist die Sprache. In ihr offenbart sich die Volksseele am deutlichsten. „Deine Sprache verrät Dich", sagt die Bibel; aber sie verrät Dich nicht immer gleich. Besonders in Großstädten zeigt die Sprache oft angenommene Manieren, hinter denen der wahre Charakter nicht sofort zutage tritt. Stellen wir einen Berliner und einen Breslauer neben einander. Der Berliner, ich meine nicht den Witzberliner, spricht in raschem, zungenfertigem Tone, mit anscheinender Gemütlichkeit und Anteilnahme. Ein feineres Ohr aber merkt ihm eine innere Kälte an, die durch weiche Endsilben und eingeschobene Wörtchen nur wenig verdeckt wird. Nach einer kleinen Drehung kommt er redselig auf sich zurück, und gehen die Sprecher auseinander, so hat sie der ganze Dialog wenig gerührt. Man kann nicht ableugnen, ein klein wenig weltmännisch separat klingt der Ton, wozu der gezierte Dialekt nicht wenig beiträgt.

Und der Breslauer? Auch seine Sprache hat etwas Angenommenes, aber nach der gegenteiligen Seite hin, so daß es natürlich erscheint, wenn dem echten Berliner

der richtige Schlesier nicht sonderlich behagt. Mag sich auch die ganze Zeit auf den Kopf gestellt und mögen auch die Breslauer Zungen den schönsten Deutschunterricht empfangen haben, an der Breslauer Redeweise ist dadurch so gut wie nichts geändert. Langsam, absichtlich breitgezogen und dumpf, ist sie für harmonisch gestimmte Ohren durchaus kein Wohlklang. Ein reines, helltönendes a ist im gewöhnlichen Verkehr so selten wie ein ausdrucksvolles ö oder ü. Dem a wird geradezu Gewalt angetan, indem es in ein stumpfes o oder u verzerrt erscheint, und sein Nachbar e muß sich die Verwandlung in ein breitgeschlagenes ä gefallen lassen. Weiche Dehnungen werden in kurz abschnappende Schärfungen verkehrt; fisste, gippste u. s. w. Also von deutscher Sprachmusik keine Spur. Aber ein feinhöriger Menschenkenner merkt bald, daß hinter diesem rauhen Dialekt kein grober Klotz steckt, sondern ein gutmütiger, wohl gar weichherziger Kauz, der mit Absicht oder gewohnheitsmäßig die borstige Seite nach außen kehrt, ohne sonderlich damit abzuschrecken. Das ist speziell Breslauer Dialekt. Jenseits der Bahnunterführungen, in den zugeschlagenen Ortschaften, ist man eigentlich schon zehn Meilen hinter Breslau. Dort erhält sich mit unverwüstlicher Zähigkeit der noch viel willkürlichere Dialekt des Flachlandes in weiter Runde. Nur ein Beispiel: In Breslau sagt man: „Kummste mitte?" Da draußen heißt es: „Kimmste meite?" Diese Sprache also hätten wir 1868 nicht mit annektiert.

Zu erwarten steht es ganz und gar nicht, daß der eingefleischte Breslauer sobald eine Sprachläuterung erleben wird. Die Schulbildung kann mit tausend Hebeln arbeiten; unsere Lokalsprache, das „ock, nischte," und wie die wunderlichen Wortblüten alle heißen, läßt sich nicht verdrängen. Daß aber die Schwerfälligkeit des Sprechens nachteilig einwirkt auf das Lesen und Schreiben in der Schriftsprache, liegt auf der Hand. Ich glaube nicht, daß in Breslau viel und gut gelesen wird. Von vielen Lehrern habe ich bestätigen hören, daß die hübschen Bücher aus den Schulbibliotheken nur selten aus der Kinder Hand in die der Eltern übergehen. Nun ja, das sind Jugendschriften. Aber man bedenke, wie schnell verliert sich die Lesefertigkeit, wenn sie nicht fortdauernd geübt wird. Die Lektüre kann also nicht leicht genug sein, und ich vermute, daß viele unter den Alten sich noch gehörig anstrengen müßten, um mit jenen Büchern fertig zu werden. Schwerere, vielleicht gar klassische Werke würden ihnen am Ende so viel Mühe machen, als sollten sie mit dicken Stiefeln einen lehmigen Acker durchschreiten. Der Kolporteur mit Blut- und Schauerromanen findet für seine Ware nicht nur deshalb reichlichen Absatz, weil sie aufregend, sondern auch weil sie leichtverständlich und kurzsätzig geschrieben ist. Nochmals aber behaupte ich, der Dialekt macht am meisten leseträge. Würde jeder von früh bis abends ein gutes, unverfälschtes Deutsch sprechen, so ginge das Lesen viel glatter, und gute Bücher wären mehr begehrt.

Mißlicher noch als mit dem Lesen steht es mit dem Schreiben. Hier drängt sich die tägliche Sprechweise erst recht störend ein. Die deutsche Sprache ist und bleibt einmal in jeder Beziehung bockbeinig, ein leicht absattelndes Roß, die reine Gelehrtensprache; sie schreibt sich schwer, liest sich schwer und spricht sich schwer. Dazu kommt die leidige Orthographie. Gehet doch einmal die Straßen entlang und forschet auf den ausgehängten Schildern und Papptafeln — welche Fülle von Sprachsünden! Zuletzt eine Regel: Fragt die Sprache nicht nach uns, so fragen wir auch nicht nach ihr.

Was ich im Vorstehenden über das Lesen und Schreiben gesagt habe, das mag wohl allenthalben ein wunder Punkt und nicht gerade Breslauer Eigenart sein. Im Anschluß an den Dialekt aber konnte ich nicht darüber hingehen. Wir kommen aber jetzt zu dem gesungenen Wort. Wie stellt sich unsere gute Vaterstadt zu dieser hochwichtigen Lebensäußerung? Eine überaus sangeslustige Stadt ist sie keineswegs. Wenn der Breslauer den Mund öffnet, so quillt nicht gleich ein Lied heraus. Dazu ist er zu langsam und behäbig. Dem Gott der Töne muß er erst einige flüssige Opfer weihen. Ist unser Landsmann und Stadtbruder aber einmal musikalisch angeregt, dann hört er sobald nicht auf. Mit der Dauer steigert sich sein Forte, bis er schwitzt. Seine Zunge hat keinen leichten Schlag; er singt nicht gern Lieder im schnellsten Tempo, sondern jeden Ton, den er anschlägt, will er genießen und mitfühlen. Darum haben alle schlesischen Weisen von alters her etwas Getragenes und Gemessenes. Die leichtgeschürzten und flink hüpfenden Tingeltangellieder sind nicht nach seiner Art; die überläßt er der feinen Welt und bleibt lieber bei seinen breiten Rhythmen. Er ist imstande, in der lustigsten Gesellschaft das wehmütigste Lied zu singen. Sogar die rabiaten Burschen mit den Ballonmützen machen hiervon keine Ausnahme. Des Sonntags, wenn sie aus den Tanzsälen durch die Straßen ziehen, kann man sie höchst seltsam elegische Weisen mit markdurchdringender Stimme singen hören, schmachtend begleitet von den „Damen" der Vorstadt. Man beobachte an einem schönen Sonntage im Sommer die aus Oswitz pilgernden Familienkarawanen. Nur langsame, getragene Weisen hallen den Weg entlang, oft mit verunglückter Zweistimmigkeit; aber friedlich schlafen die kleinen Schreikinder im Stoßwägelchen dabei ein. Da kommt doch wahrlich alte schlesische Art zum Durchbruch.

Für Gesangvereine ist der Breslauer in hohem Grade eingenommen. Dieser Zweig der Kunst treibt darum auch in unserer guten Stadt reiche Blüten. Fast jede Berufsgattung gründet eine kleine Meistersänger-Zunft, in der jeder einzelne nach Noten oder ohne Noten herzlich bestrebt ist, seinen Tenor oder Baß an den Mann zu bringen. Einem Vater mit zwölf Kindern muß es leichter fallen, für alle seine Sprößlinge klangreiche Namen zu ersinnen, als einem neu erblühten Gesangverein, nach lebhafter Debatte endlich einen allgemein befriedigenden Musentaufnamen auszuwählen. Jedoch das ist nicht bloß Breslauer Eigenart.

Ist denn der echte Breslauer auch ein Theatermensch? Nach meinen Beobachtungen ganz und gar nicht. Einfache, gemeinverständliche Musik gefällt ihm; am liebsten, wenn er dabei mitwirken kann. Aber stundenlange, schwere Opern, die mit titanischen Klangmassen auf ihn einstürmen, lassen ihn kalt. Neben mir saß einst ein unverfälschter Mitbürger in der „Walküre". Er gab alle Anzeichen von sich, als würde eine schmerzhafte Operation mit ihm vorgenommen. Noch vor Schluß des ersten Aktes war der Zauberschlaf Brunhildens über ihn gekommen; unter der musikalischen Einwirkung jedoch verlor er Töne, die nicht recht zum Orchester paßten, wenn sie auch urdeutsch klangen. Mit Mühe rüttelte ich ihn auf. Während des Zwischenaktes wollte er die Flucht ergreifen, überwand sich aber auf mein Zureden, um den berühmten Walkürenritt abzuwarten. Lange dauerte es nicht, da hatte die Musik ihn wieder in den tiefsten Schlaf versenkt. Abermals aufgeweckt, erhob er sich mit kühner

Entschlossenheit und drängte nach außen, indem er nur die denkwürdigen Worte sprach: „Weiter nichts als ein Seidel Bier im Pfefferhofe.“ Es war eine Wohltat, ihn laufen zu lassen. Überzeugt aber bin ich, daß der brave Nachbar drüben zu neuem Leben erwacht ist. Die summenden Bierstimmen waren ihm jedenfalls eine angenehmere Musik. Wenn aber die Stammbreslauer alle so wären, dann ständen die heiligen Hallen der Kunst verwaist, zum Schrecken jedes Theaterdirektors. Zum Glück ist mit dem Urstamm viel internationales oder besser interlokales Publikum vermischt.

Ich glaube auch nicht, daß der echte Breslauer für das moderne, realistische Schauspiel nach Ibsenscher Art zu gewinnen ist. Des ernsten Lebens Schattenspiel will er in der Form eines unschuldigen Rührstückes auf der Bühne sehen. Dabei opfert er gern seine Tränen und das frischgewaschene Schnupftuch. Das ist schlesische Art, an der die Zeit nicht viel ändern wird. Als treuer Sohn seiner Provinz hat Holtei ganz in diesem Sinne geschrieben, und seine weichmütigen Schauspiele „Leonore“ und „Lorbeerbaum und Bettelstab“ haben sich für den echten Schlesier, wozu der Breslauer Großstädter doch auch gehört, noch lange nicht überlebt. Daß dieser Dichter im Lustspiel den Dialekt verwendet hat, ist ein durchaus natürlicher Zug. Börne sagt einmal: „Das gute Lustspiel sollte immer örtlich sein, um noch besser zu werden. Die Mauern einer Stadt sind die wahren dramatischen Grenzen eines Lustspiels, das sich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beschränken darf.“ Getreu diesem Rezept wird auch unser Breslauer nie sonderlichen Geschmack finden an feingeschmiedeten Intrigenstücken aus aristokratischer Zone. Seine Forderung ist „Volkstümlichkeit“. Ob aber trotzdem die Bestrebungen einiger schlesischer Dichter der Neuzeit, recht urwüchsige Dialektstücke auf das Theater zu verpflanzen, Aussicht auf Erfolg haben, scheint mir ausgeschlossen. Die große Weltliteratur nimmt auf abgeschlossene Volkskreise wenig Rücksicht, und das geschulte Theaterpublikum hätte nach einigen Proben jener naiven Richtung bald genug. Aber der Anblick der vollbesetzten Galerie im Stadttheater belehrt uns doch, wird mancher einwenden, daß auch der gewöhnliche Mann einen lebhaften Kunstsinn zeigt. Ja wenn er nur reichlicher vertreten wäre! Aber wie selten erscheint hier oben der Arbeiterrock! Was in jenen Höhen unter dem Dache oft Schulter an Schulter dichtgedrängt beisammen steht, das sind Elitetruppen, kunstbegierige Jugend, die, vom ersten frischen Theaterfieber erfaßt, ihre geringe Barschaft gern opfert, um die Idealwelt zu sehen, von der sie träumt.

Zeit ist es nunmehr, vom Theater auf die Kirche überzugehen. Hierbei können wir uns sehr kurz fassen, da bei diesem Kapitel derselbe Maßstab zur Anwendung kommt wie bei dem vorigen. Von zwei Extremen ist der Breslauer gleichweit entfernt. Er liebt es nicht, wenn in der Kirche eine nüchterne Kritik sich in tief wissenschaftlichen und künstlich gewundenen Schlußfolgerungen ergeht, wobei das arme Menschenkind ganz vergessen wird, das hinter seinem Gesangbuche andächtig sitzt und ein schlichtes Labsal für das Herz begehrt. Wie zeitberechtigt Zieglersche und Harnacksche Untersuchungen auch sein mögen, ihretwegen kommt der schlichte Mann nicht in das Gotteshaus. Dazu ist er viel zu sehr altschlesischer Gefühlsmensch, der gerührt sein will, geradeso wie im Theater. Andererseits liebt er es aber auch nicht, wenn starre Dogmatiker einseitig an den Mysterien der Glaubenswelt haften bleiben oder gar einen

übersinnlichen Hochschwung annehmen. Auf ein solches Übermaß von Phantasie ist bei dem echten Breslauer nicht zu rechnen. In seiner Erbauung will er nicht angestrengt sein; er ist ein passiver Kirchgänger. Versteht es ein Geistlicher, so recht aus der Tiefe des Menschenlebens zu schöpfen, naheliegende Verhältnisse aus Haus und Familie in christlich mildem Sinne seinen Hörern erbaulich darzustellen und mit würdigem Ernst zu verklären, so hat er seine Aufgabe erfüllt. Es mag dies eine Kunst sein, an der sich viele Seelenhirten nicht genügen lassen; aber der Breslauer ist danach geartet, nicht mehr zu verlangen.

Von der Kirche zum Kretscham führt der nächste Weg. Hier, im Wirtshause, zeigt sich der Breslauer in seiner Grundnatur. An keinem anderen Orte geht er mehr aus sich heraus. Wie seine Väter und Großväter stellt er an die Kneipe, in der er einen großen Teil seines Lebens zubringt, nur geringe ästhetische Anforderungen, fast gar keine. Die feinen Restaurants mit weiß gedeckten Tischen, schweren Vorhängen, köstlichen Wand- und Deckenschmuck, glitzernden Kronleuchtern und befrackten Kellnern vermögen keine Anziehung auf ihn auszuüben. Aber jene alten, räucherigen Bierstuben mit gebräunten Wänden und geschwärzten Dielen, mit ungelenken Tischen und Stühlen und dem Kassenverschlage für die korpulente Wirtin, ja diese sind seine abendliche Heimat. Nicht von dem Zimmerschmuck soll das Behagen ausgehen, sondern von dem Platze, der ihm angestammt ist. Der verehrte Gast macht schon eine saure Miene, wenn diesen Erbplatz einmal eine andere Person drückt. Fremdlinge sieht er nicht gern im heimischen Bereiche. Die einzigen Figuren, die ihn in diesem Raume anziehen, sind seine lieben Tischgenossen, die ihn beim Eintritt schon laut grüßend empfangen. Das Gespräch erwärmt sich nicht sofort; mit der nötigen Behäbigkeit redet man sich in den Gang. Schnellredner findet man im ganzen selten. Ein besonderer Freund von politischen Gesprächen ist der Breslauer nicht, wie er denn überhaupt in der hohen Staatspolitik auch bei besonderen Anlässen ziemlich laß ist. Aber von der städtischen Obrigkeit spricht er gern ein kräftiges Wort, namentlich von den Schattenseiten. Sein liebstes Gespräch dreht sich, in echt schlesischer Weise, um die nächsten Bekanntenkreise; da weiß er alles, was passiert ist oder noch passieren könnte. Ist er erst im Feuer, dann liebt er es, auch über die besten Freunde herzuziehen und sie mit kräftigen Redensarten zu traktieren; aber alles mit dem nötigen Phlegma, gehörig breit und sehr laut, daß sieben Tische Zeuge sein könnten, wenn diese nicht eben so stark in Anspruch genommen wären. Weiß man nichts mehr zu sagen, so kommt das edle Skatspiel an die Reihe, wiewohl auch hierorts der altväterische Schafskopf sich noch einer großen Beliebtheit erfreut.

Getrunken werden von den alten Breslauern mit Vorliebe die scharfgebrauten Biere. Die gelinden Bräus aller Art, wie sie jetzt aus Bayern einwandern, sind den sonst doch im Grunde weichherzigen Breslauern nur ein Gelegenheitstrank. Die Breslauer Zunge ist auf Bier geeicht; sie spürt sofort die abnehmende Qualität. Wo irgend eine gute Quelle fließt, das ist ein Hauptpunkt der Breslauer Geographie, und kein Mensch wird schärfer mit Nichtachtung gestraft als ein Großbrauer, der mit seinem Biere den Beruf verfehlt. Unter den Nationalgerichten stehen die Eisbeine obenan. Auch die Wurst spielt in Breslau eine unvergleichliche Rolle, wovon jede

Straße beredtes Zeugnis ablegt. Breslau ist in Deutschland eine wahre Wurstkönigin. Von den Vegetabilien behaupten die Klößel in alle Ewigkeit den ersten Rang. Dafür leber wir in einer Mehlprovinz. In manchen Familien trifft man sie von beträchtlicher Größe, wenn auch nicht ganz so groß wie die niedlichen Kanonenkugeln, die noch von der Belagerung her in manchen Häusern stecken.

Ein kurzes Schlußwort noch über Breslauer Vergnügungen. Wie in allen Stücken, so zeigt der echte Breslauer auch hierin eine gewisse Zähigkeit. Von seinen alten, nicht gerade zahlreichen Volksfesten mag er sich ungern scheiden. Die barmherzige Kirmes ist zwar ein wüster Volkstrubel geworden; aber wenn der wohlgesittete Breslauer nur wenigstens von fern einmal in den Knäuel hineingucken und mit einer „Judentulle“ abziehen kann, so fühlt er sich schon erbaut. Beim Wettrennen tritt er mit vollem Pferdeverstande an. Da umwandelt er schwitzend den ganzen Ring der Bahn, die Losnummer am Hutbande, und unterhält sich feurig vom Blauen, vom Roten und vom Gelben. Er reckt sich aus der eigenen Haut heraus, um alle Kurven während des Rennens zu verfolgen. Pferde taxiert er mit Kennerblicken, selbst wenn er nie auf einem solchen gesessen hätte. Und des Abends am Stammtisch erzählt er, einem zweiten Homer gleich, von den siegreichen Kämpfen. Daran also rühre ihm niemand, aber ebenso auch nicht an den Kindelmarkt mit seinem hellen Licht und tiefen Schatten, desgleichen auch nicht an die Christbescherungen im Bezirksverein und anderen Vereinen. Die Träne, die ihm da beim Gesange der Kinder im Auge geglänzt hat, strahlt heller als alle Weihnachtslichter in der Erinnerung nach.

Und kommt das erste Frühlingsgrün, wie gern wandert er dann zum Tore hinaus in die baumreiche Nachbarschaft! Er setzt sich bei solchen Gelegenheiten nicht gern in den Pferdebahnwagen; langsam und gemessen zieht er seines Weges, meist mit Weib und Kind. Tiefe Gedanken macht er sich nicht über die Wunder der wiedererwachenden Natur. Ein Zweiglein bricht er vom Strauche und hält es wie eine Wünschelrute in der Hand. Aber in einen Biergarten muß er einkehren, und mit Wonne setzt er sich auf die frischlackierte Bank. Im Hochsommer macht ihm nichts einen größeren Genuß, als mit dem Lotterieverein oder den teuren Kegelbrüdern eine Extrafahrt in das schöne Schlesierland hinaus zu unternehmen. Da führt er den Großstädter zur Schau, da jodelt er von den Bergen hernieder, und wo nur eine Wegkneipe ist, da kehrt er mit Geräusch ein. Doch auch an trüben Tagen verleugnet er nicht seine treuherzige Schlesiernatur. Wird ein lieber Freund hinausgefahren, weit hinaus auf den stillen Friedhof in die letzte Ruhecke, so wird der gute Kamerad nicht fehlen zum Ehrengeleit, mag es regnen, schneien, donnern oder blitzen.

Damit wären wir am Ziele angelangt. Wir haben der Breslauer Eigenheiten mancherlei geschildert, alle wurzelnd im schlesischen Grundcharakter. Wollte aber nach hundert Jahren eine berufenere Feder über dasselbe Thema verhandeln, wer weiß, ob sich dann eine großartige Änderung zugetragen hat?

W. Köhler.

Theater und Musik in Breslau.

Breslau steht mit der Aufgabe, die schönen Künste sorglich zu pflegen, hinter anderen Großstädten keineswegs zurück. Im Gegenteil. Sieht man von den hochdotierten Hoftheatern ab und läßt einige Großstädte aus dem Spiele, die sich eines ungewöhnlich zahlungskräftigen Publikums erfreuen, so ist Breslau vielleicht diejenige Stadt Deutschlands, in der der theatralischen und musikalischen Kunst am eifrigsten gedient wird.

Das Breslauer Publikum ist in gutem Sinne anspruchsvoll und sachverständig. Jener gedankenlose Applaus, der anderwärts allen möglichen Novitäten gespendet wird, ist hier zum Glücke unbekannt. Man verlangt von einem Autor, der in Breslau zur Geltung kommen will, daß er dem Hörer etwas Neues, etwas Besonderes zu sagen habe. Darum finden bei uns neben den großen, unvergänglichen Klassikern die besten unter den „Neuen" ein wohlgestimmtes Auditorium. Dagegen ist ein unmodernes Repertoire, wie es selbst an bedeutenden Bühnen — ich erinnere nur an das Dresdener Hofschauspiel — gepflegt wird, eine Unmöglichkeit, weil für veraltete, seichte Komödien oder sogenannte Sensationsstücke einfach keine Abnehmer vorhanden sind.

Ein weiteres Moment, das unsere Theaterverhältnisse von anderen wesentlich unterscheidet, ist das Fehlen eines eigentlichen Personenkultus. Zwar gibt es natürlich auch hier die holden Backfische, die für irgend einen „entzückenden" Tenoristen schwärmen und gar nicht begreifen können, wie ein lästerlicher Kritiker sich unterfangen darf, solch ein Ideal beurteilen zu wollen; aber das große Publikum fragt nach der Kunst und nicht nach der Person. Übermütige „Lieblinge des Publikums", die spielen können, wie es ihnen gerade einfällt, kennt man hier nicht. Und mancher hochberühmte Theatergott aus Wien oder Berlin hat hier im bescheidenen Breslau erlebt, daß man ihn gründlich abfahren ließ, wenn er für die „Provinz" statt künstlerischen Eifers persönliche Launen mitgebracht hatte. Zustände vollends, wie sie an sehr

großen Bühnen, besonders an Hoftheatern, gang und gäbe sind, wo Fräulein X. unentwegt die süßen kleinen Mädchen spielt, weil sie seit zwanzig Jahren eine Zierde „unserer Bühne“ ist, oder Herr Y. immer noch erstes Fach singt, da man sich bereits ein Dezennium hindurch an die akute Stimmlosigkeit der verehrten Theaterstütze gewöhnt hat, sind bei uns unmöglich.

Der an sich gesunde Sinn des Breslauer Publikums wird noch durch eine verständige, wohlwollende, aber gegen unkünstlerische Auswüchse unnachsichtige Kritik befördert. An den großen Zeitungen Breslaus wirken fast ausnahmslos Männer, die ein reifes, unbeeinflußtes Urteil mit literarischem Feingefühl verbinden. Bei den Künstlern gilt die Breslauer Kritik als „streng“ und wird von denen, die es nötig haben, mehr gefürchtet als geliebt. Auch in denjenigen Kreisen, die für die jeweiligen Theaterdirektoren eine nicht ganz uneigennützige Sympathie hegen, ist nicht selten der Versuch gemacht worden, die kritischen Besprechungen auf das Niveau unbedingter Lobhudeleien herabzudrücken. Bisher vergeblich. Die Breslauer Kritik hat sich die klare Unabhängigkeit und die unbeirrte Überzeugungsfestigkeit des Urteils stets bewahrt.

Breslau besitzt drei Theater: das Stadttheater, das Thalia-Theater und das Lobe-Theater. Hier kommen als wirklich hervorragend nur inbetracht das Stadt- und das Lobe-Theater. Das Stadttheater befindet sich im Besitze der Stadt und wird nicht nur kostenfrei, sondern noch dazu mit einer stattlichen Subvention, die alles in allem etwa 50 000 ℳ beträgt, an einen Theaterleiter vergeben. Das Gebäude steht in vortrefflicher Lage an der Hauptverkehrsader Breslaus, der Schweidnitzerstraße, und lehnt mit dem Rücken an den weiten Exerzierplatz. Die Vorderfassade ist mit ihrem wuchtigen, von Säulen getragenen Vorbau imposant genug. Die Seitenansichten und die Hinterseite dagegen sind weit weniger schön, ja sie machen in ihrer kastenartigen Starrheit einen mehr als nüchternen Eindruck. Das jetzige Haus wurde nach zweimaligem Brande der früheren Theater im Jahre 1872 eröffnet, ist für einen Theaterbau jener Zeit verhältnismäßig praktisch und komfortabel angelegt, besitzt ausreichend breite Korridore und einen dezent dekorierten Zuschauerraum, der fünfzehnhundert Personen faßt. Seit einigen Jahren ist die gesamte Beleuchtung im Hause elektrisch. Weniger entsprechend ist die Bühne selbst, die zwar genügend tief, aber viel zu schmal ist. Ungenügend sind die Garderobenverhältnisse und verwirrend die labyrinthischen Verbindungstreppen zwischen den einzelnen Probier-, Arbeits- und Depot-Sälen.

Die Saison ist eine achtmonatige. Sie dauert vom 16. September bis zum 15. Mai, und während dieser Zeit werden die Oper, das Schauspiel und das Lustspiel gepflegt. Seit nunmehr zehn Jahren schwingt das Direktionszepter Herr Dr. Theodor Löwe, der, bevor er hier Theaterdirektor wurde, auf wissenschaftlichem, wie auf belletristischem Gebiete schriftstellerisch tätig war.

Es ist hier nicht der Platz, die Geschichte des Breslauer Stadttheaters im einzelnen vorzuführen. Nur soviel sei gesagt, daß diese Bühne auf eine ruhmreiche Vergangenheit blickt und um die Mitte des Jahrhunderts unter den deutschen Theatern einen allerersten Platz behauptete. Eine Zeit empfindlicher Dekadenz fällt in die Jahre von 1870 bis 1890. Das Publikum entwöhnte sich des Besuches der Kunst-

stätte, ein Direktor nach dem anderen verkrachte, und die künstlerischen Leistungen sanken auf den Nullpunkt. Aus dieser Zeit der Misere datiert die hie und da im Reiche anzutreffende Geringschätzung des Breslauer Kunstlebens, gegen die unsere bessere Gegenwart immer noch anzukämpfen hat. Stabilere Verhältnisse führte erst wieder Herr Georg Brandes herbei, ein tüchtiger Opernsänger, der sich neun Jahre hindurch (1882—1891) auf seinem schwierigen Posten behauptete. Leider war er ein zu wenig umsichtiger Bühnenleiter, als daß seine Stellung jemals über das „Sich behaupten" hinausgewachsen wäre. Unter ihm war Breslaus Stadtbühne ein mit anständigen Prinzipien geleitetes Provinztheater dritten Ranges.

Mit einem Schlage änderten sich diese für Schlesiens Hauptstadt nicht gerade ehrenvollen Verhältnisse, als die Stadt — selbst für die Freunde des Kandidaten ziemlich unerwarteterweise — Herrn Dr. Theodor Löwe die Leitung des Stadttheaters anvertraute. Gegenüber der nüchternen Routine seines Vorgängers zeigte sich Dr. Löwe, besonders in den ersten Jahren seiner Tätigkeit, als ein Theatermann mit hohen Zielen. Er stellte von vornherein die hiesige Bühne auf einen ganz anderen Fuß, indem er Kräfte ersten Ranges mit Gagen, die man in Breslau für unmöglich gehalten hätte, gewann, tüchtige Spezialvorstände für die einzelnen Zweige des Kunstbetriebes anstellte, kurz, daran ging, ein Theater großen Stiles zu schaffen. Dieses Vorgehen belohnte sich sofort. Das Publikum gewann wieder Freude am Theaterbesuch, ja es entsprach den vermehrten Anforderungen der Direktion willig, als diese die Preise der Plätze unter Berufung auf die wesentlich verbesserten Leistungen entsprechend erhöhte.

Die Fürsorge der Direktion Löwe ist in erster Linie der Oper gewidmet. Dieser Umstand ist deswegen besonders auffällig, weil Herr Dr. Löwe nicht musikalischer Fachmann ist und dennoch das ihm näher liegende Schauspiel vernachlässigt, um alle seine Kräfte der Oper zu widmen. Auf diesem Gebiete sind die gegenwärtigen Leistungen unseres Stadttheaters trotz einiger Rückschritte in den letzten Jahren immer noch hervorragend. Mehrere Kapellmeister, ein außergewöhnlich starker Solistenkörper, in dem sich Namen besten Klanges und selbst für die „teuersten" Fächer stets mehrere ebenbürtige Konkurrenten befinden, garantieren für den ungestörten Fortgang der sieben bis elf Opernvorstellungen, die in jeder Woche stattfinden. Das Orchester, an und für sich kein Material, das sich durch Quantität und Qualität auszeichnen könnte, ist gut geschult, so daß es sich selbst an den schwersten Aufgaben mit Ehren zu messen vermag. Nur der Chor, durch die fortwährende, entschieden zu große Beschäftigung überanstrengt, steht nicht immer auf der Höhe des übrigen.

Das Repertoire ist ein ungewöhnlich reichhaltiges und umfassendes. Die klassischen Opern werden sorgfältig gepflegt; Richard Wagner ist vom „Rienzi" bis zur „Götterdämmerung" ohne Lücke vertreten. An Opern-Novitäten bringt das Stadttheater alles, was als brauchbar und interessant auf dem Kunstmarkte anerkannt wird. Aber die Direktion begnügt sich nicht damit, den Erfolgen der anderen Bühnen nachzuhinken. Sie widmet sich nicht selten der mühevollen und nicht immer dankbaren Aufgabe, Original-Premieren von wirklich künstlerischem Interesse zuerst herauszubringen und damit anderen Instituten voranzugehen.

Unverhältnismäßig tiefer rangiert das Schauspiel. Hier hat die Direktion niemals jene künstlerische Energie entfaltet, die der Oper so trefflich bekommen ist. Das Drama spielt ausgesprochenermaßen die Rolle des vernachlässigten Stiefkindes. Es ist Herrn Dr. Löwe bisher nicht geglückt, einen Schauspielregisseur von wirklicher Kapazität für seine Zwecke heranzuziehen. Die Darsteller sind in der Mehrzahl mittleren Grades und darunter. Ein stets stichhaltiges Ensemble hat sich nicht zusammenfinden wollen. Man trifft vereinzelte gute Aufführungen; aber die schlechten sind in der Mehrzahl.

Diese wenig günstigen Zustände drücken auch auf das Repertoire. Die Klassiker wollen gut gespielt, sorgfältig einstudiert und nobel ausgestattet sein. Diese Sorgfalt



Das Breslauer Stadttheater.
Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Delden.

wird ihnen selten zuteil, und so versagt das Publikum seine Gefolgschaft. Das hat, da die Direktion trotz aller Mahnungen nicht daran geht, die eigentliche Ursache des Übels zu beseitigen, ein immer stärkeres Überwuchern der besser besuchten Oper zur Folge. Bisweilen findet das Schauspiel auch nicht das bescheidenste Plätzchen im Wochenspielplane, und das Stadttheater ist gegenwärtig nahe daran, zum Opernhause zu werden. Diese Tendenz macht sich besonders stark bemerkbar, seit es Herrn Direktor Löwe glückte, das in Privatbesitz befindliche Lobetheater, die Novitäten-Bühne Breslaus, zu pachten und mit dem städtischen Theater und dem Thalia-Theater unter seiner Leitung zu vereinen, so daß jetzt ein Theatermonopol geschaffen ist, dessen bisherige Ergebnisse von der städtischen Kommission für Theaterangelegenheiten sehr günstig, von Presse und Publikum aber weit weniger freundlich beurteilt werden.

Das Lobetheater ist, wenig günstig, in der Ostvorstadt Breslaus, auf der Lessingstraße gelegen. Seine äußere Erscheinung, eingezwängt durch die umliegenden Mietskasernen, könnte vornehmer sein. Noch prekärer schaut es innen aus. Enge, zugige, übelriechende Korridore, schmale Holztreppen und sonstige Übelstände machen den Aufenthalt zu einem nicht ungefährlichen, trotzdem gerade dieses Haus von Katastrophen bisher verschont geblieben ist. Doch ist jetzt die elektrische Beleuchtung eingeführt und damit eine große Verbesserung geschaffen worden. Der eigentliche Zuschauerraum präsentiert sich vornehm und gemütlich. Er hat ganz den Charakter eines für intime Wirkungen berechneten Schauspielhauses. Das Theater ist 1869 von Theodor Lobe, dem damaligen Leiter des Stadttheaters und späteren Oberregisseur des Dresdener Hofschauspiels gebaut, getauft und eröffnet worden. Unter Lobe, L'Arronge und vielen anderen hat das Haus mannigfache Schicksale gesehen. Die Operette blühte dort, ebenso das Volksstück L'Arronges; aber auch die Misere blieb nicht fern. In den achtziger Jahren wechselten die Direktionen häufig, und nicht selten mußten die Mitglieder, die mitten in der Saison brotlos wurden, auf Teilung spielen.

Eine wahre Blütezeit des Lobetheaters datierte vom Jahre 1887 ab, wo Fritz Witte-Wild, ein früherer Operettensänger, die Direktion übernahm. In diesem kleinen Tenoristen steckte ein Organisator und Regisseur allerersten Ranges für das Drama. Er verstand es, Schauspieler zu werben, die unter seinen Händen zu Meisterdarstellern heranwuchsen. Das Zusammenspiel, das er von der ersten Saison an in unablässiger Arbeit zu formen wußte, ist ein mustergültiges geblieben bis zur heute noch nicht von den Breslauern verschmerzten Scheidestunde.

Die Domäne Witte-Wilds und seiner Leute war das moderne Stück. Die Sudermann, Fulda, Hauptmann, Halbe, Hirschfeld e tutti quanti fanden hier eine feinsinnige, echt realistische Darstellung, von der diese Autoren selbst entzückt waren, und die sie den besten Leistungen der Berliner Bühnen mit Recht an die Seite stellten. Viele Schriftsteller von Rang, wie Roberts, Hartleben, Wolzogen, Lee, brachten Witte-Wild ihre neuen Stücke, um sie hier, einer glänzenden Aufführung sicher, ihre ersten Probeschritte machen zu lassen. So war unser Lobetheater unter Witte-Wild zu einer der besten deutschen Bühnen für das Konversationsfach und die zeitgenössische Dichtung geworden. Als Witte-Wild im Frühjahr 1896 schied, verlor Breslau an ihm einen rastlosen Arbeiter, einen seltenen Künstler, der unvergessen und — unersetzt geblieben ist.

Das Thalia-Theater ist seit Jahren Dependenz des Stadttheaters, dergestalt, daß am Sonntag das Schauspielpersonal der letzteren Bühne irgend ein leicht gewertetes Stück in der Filiale aufführt. Neuerdings hat die Bedeutung des Thalia-Theaters, das in der Schwertstraße gelegen ist, ungefähr elfhundert Personen beherbergen kann und als Bau besonders nach außen einen sehr ärmlichen Eindruck macht, dadurch zugenommen, daß auch in der Woche zwei- bis dreimal auf seiner wenig komfortablen Bühne gespielt wird. Direktor Löwe veranstaltet dort nämlich populäre Vereins- und Arbeiter-Vorstellungen zu ungewöhnlich billigen Preisen, eine Neuerung, die ursprünglich auf die drohende Konkurrenz eines nach Berliner Muster zu gründenden, volkstümlichen „Schiller-Theaters" zurückzuführen war. Diese neue

Bühne ist trotz lebhafter Agitation leider nicht zustande gekommen; aber es steht zu hoffen, daß der aussichtsreiche Plan über kurz oder lang zu einer wünschenswerten Verwirklichung gedeihen wird.

Nicht minder eifrig wie die theatralische Kunst pflegt man in Breslau die Musik. Das wichtigste musikalische Institut ist der von Bürgern begründete und von Bürgern unterhaltene „Orchesterverein". Der Verein veranstaltet in jeder Saison zwölf große Konzerte in dem nicht gerade übermäßig schönen, wohl aber gut akustischen „Konzerthause", dessen Saal annähernd zweitausend Personen faßt. Der „Orchesterverein" besitzt ein eigenes Orchester von ungefähr achtzig Mann, darunter künstlerische Kräfte von Bedeutung. In den Einzelvorträgen treten nur Solisten ersten Ranges auf. Von der großen Vergangenheit des Orchestervereins reden am deutlichsten die Namen der bisherigen Vereinsdirigenten: Leopold Damrosch, Bernhard Scholz und Max Bruch. Bis vor wenigen Jahren schwang Raphael Maszkowski den Taktstock, und dieser feurige Pole war ein glänzender Musiker, um den uns die ersten Konzertinstitute beneideten. Niemals hat sich in Breslau ein Dirigent so andauernder Beliebtheit erfreut wie er. Als Maszkowski, damals noch völlig unbekannt und durch Johannes Brahms für Breslau empfohlen, vor etwa zwölf Jahren bei uns debütierte, schlug er mit dem ersten Stücke, das er leitete, — es war das „Meistersinger"-Vorspiel — das Publikum, wie das Orchester unwiderruflich in seinen Bann. Man jubelte ihm förmlich zu. Leider ist der geniale Künstler, der den Konzerten des Orchestervereins den Stempel einer starken, eigenartigen Persönlichkeit aufzudrücken wußte, vor zwei Jahren gestorben. Zur selben Zeit schied auch der Dirigent des größten Chorvereins Breslaus, der Singakademie, Professor Julius Schäffer, nach jahrzehntelanger, verdienstlicher Wirksamkeit aus dem Leben. Orchesterverein und Singakademie gingen eine Personalunion ein und gewannen in Herrn Dr. Georg Dohrn aus München einen gemeinsamen Leiter. Ein tüchtiger, energischer Musiker, besitzt er nicht die faszinierende Persönlichkeit Maszkowskis. Vorläufig hat er sich jedenfalls die Anerkennung der maßgebenden Persönlichkeiten in reichem Maße zu sichern gewußt. Und wenn ihn Publikum und Kritik auch nicht so enthusiastisch feiern, wie seinen Vorgänger, so widerfährt doch seinem ernsten Wollen und Können volle Gerechtigkeit.

Ein bedeutender, durch Zahl der Mitglieder und künstlerische Leistungen hervorragender Chorverband ist der Flügelsche Gesangverein, dessen Dirigent der Musikdirektor Ernst Flügel ist. Bedeutend kleiner, aber bemerkenswert durch seine Spezialität der sogenannten „historischen Konzerte" ist der Chorverein des Herrn Professors Dr. Emil Bohn. Außerdem mangelt es nicht an Virtuosenkonzerten auswärtiger Künstler. Ihnen gegenüber verhält sich das Breslauer Publikum nicht selten recht spröde. Trotzdem ist kein Mangel an auswärtigen Gästen; und dazu gesellen sich die Veranstaltungen der zahllosen hiesigen Gesangvereine, nicht minder die ortsansässigen Instrumental- und Vokalkünstler, von denen manche vortreffliche Qualitäten besitzen. So reiht sich während der Wintersaison Konzert an Konzert, bis der Lenz in die Welt zieht und die befrackten Künstler den gefiederten Sängern Platz machen heißt.

Dr. E. Freund.



Schloßplatz in Ohlau mit dem Piastenschloß.
Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

Ein kaiserliches Jagdrevier.

„Schirm dich Gott, du deutscher Wald!"

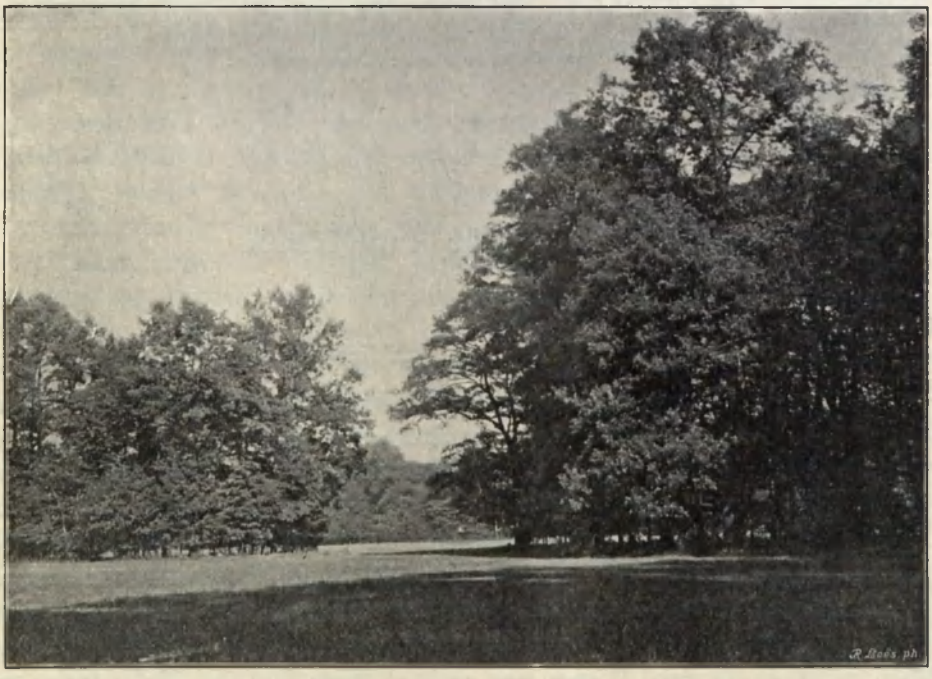
Wohl eilt der Kaiser besonders gern aus prunkendem Palast in den düsteren Föhrenwald der Romintener Heide, um dort dem stolzen Edelhirsch sich anzubirschen, der von einsamer Blöße seinen Kampfruf dröhnend in die fahle Morgendämmerung entsendet, auch mag es das kühne Herz des hohen Weidmanns baß ergötzen, im Grunewald auf edlem Renner der flüchtigen Wildsau nachzusprengen, die, von der „läutenden" Meute verfolgt, durch Rohr und Dickicht bricht; doch auch in den ehrwürdigen Fürstenwald bei Ohlau kehrten Preußens Könige gern ein, das scheue Reh, den flinken Hasen und bunte Fasanen zu jagen. Stundenlang zieht sich zwischen Brieg und Ohlau der stolze Eichenwald am rechten Oderufer hin, eine Perle unter den Wäldern Schlesiens und reich an deutscher Waldespoesie.

Wenn das Brausen der Frühlingsstürme verstummt und in ihrem warmen Atem der Schnee zerronnen ist, dann sprießt es nach linden, still schaffenden Lenzestagen wie ein wunderlieblich neckisches Spottbild auf den geflohenen Winter von neuem auf wie frischgefallener Schnee am Rande des Waldes und drinnen auf dem braunen, modernden Grunde des Eichenhains. Hier ist's der Schlehdorn, der sein stacheliges Strauchwerk mit weißen Blüten ziert, und den Waldgrund deckt ein Meer von blühenden Anemonen. In den knospenden Wipfeln zwitschern die Stare, und durchs Haselgesträuch huscht die Amsel, mit keckem Fuß die Zweige schnellend, daß von den Blütentrauben ein goldener Regen niederstäubt. Wohl möchten wir tiefer hinein schreiten in den Wald, den Langentbehrten zu genießen; aber einer

Hausfrau gleich, die ihren Gast nicht leiden mag in ihrem Heim, das sie zu festlichem Empfange erst schmückt, scheucht der Wald auch seine allzueifrigen Freunde zurück: Straßen, Pfade und Wiesen sind feucht und sumpfig; vielleicht auch hat das Frühjahrswasser den Oderdeich überflutet und seine grauen Wogen, wie schlammige Anspülungen an Stamm und Strauch verraten, bis tief hinein in den Wald gerollt.

Doch zur Zeit der Nachtigallen ist der Brauttag des Fürstenwaldes gekommen.

Ein Strom von frühlingsdürstigen Menschen zieht dann hinaus am sonnigen Maientage, dem jauchzenden, klingenden Walde zu. Durchs junge, zarte Laub der Buchen, Linden und Eschen fließt mild gedämpftes Sonnenlicht herab in die Dämmerung



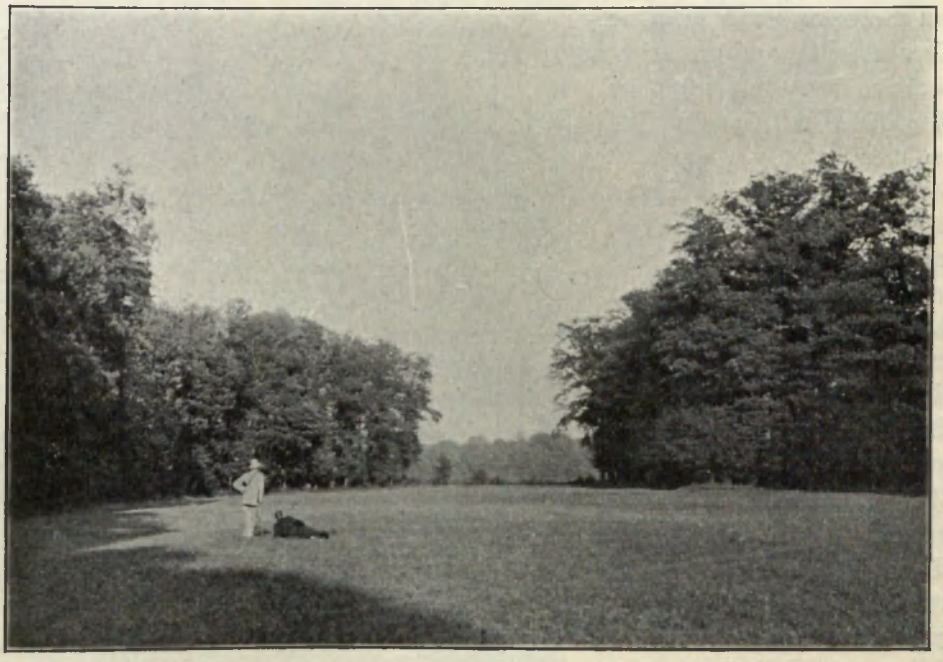
Die Weinertwiesen.

Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

des Waldes und füllt die weite Halle mit goldig smaragdenem Schimmer; nieder am hellen Buchenstamme gleitet es und grüßt mit freundlichem Blick die zarten Blütentrauben der tausend Maiglöckchen, die anmutig den grünen Teppich beleben, den sprossendes Waldkraut über den Grund gewoben hat. Ein leiser Windhauch trägt den keuschen, balsamischen Duft durch den Hain; kecker grüßt uns der Chor der gefiederten Sänger. Zahllose Nachtigallen locken aus dichtem Gesträuch, in den Wipfeln pfeifen und zwitschern die Stare, von hoher Eiche herab tönt das Girren der Wildtaube, der sanfte Gesang der Drossel, im niedrigen Gezweig schmettern die Finken und zirpen die Meisen.

Aber am willigsten und reichsten enthüllt der bräutliche Wald seine Reize dem einsamen Wanderer, der seinen Weg verfolgt abseits von der breiten Straße, auf der die Menge singend und lachend dahinzieht.

Auf schmalem Jägerpfade tauchen wir hinein in die Waldestiefe. Immer näher, immer enger rückt niedriges Gebüsch heran, als wolle es den Durchgang wehren; neckisch strecken die Eichen ihre Wurzeln uns in den Weg, dichter schließen sich die Wipfel über uns zusammen, daß es schier Abend werden will. Jetzt scheint der Pfad zu Ende — wir drängen die wehrenden Zweige zur Seite, noch wenige Schritte, und vor uns liegt eine sonnenbeglänzte, blumige Wiese, umschlossen von dunklem Wald, überdacht vom tiefen, blauen Maienhimmel. Malerische Buchten bildend, zieht sich der Plan mit seinen gaukelnden Schmetterlingen und summenden Blütengästen oft tief hinein in den Wald, und da, wo das grüne, blumige Meer den hochstämmigen



Grüne Tor-Wiese.
Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

Wald berührt, schimmert wie schneeige Brandung am hohen Gestade der weiße Blütenschmuck des wilden Kirschbaumes, der den Waldrand umsäumt. Aber mit Zaubergewalt zieht es uns hinüber zum jenseitigen Ufer, wo eine schmale Öffnung im Randgebüsch den Eingang in neues Waldgebiet verrät. Gewiß eine Fortsetzung der traulichen Wildnis, die wir soeben durchschritten haben! Eine freundliche Täuschung erwartet uns. Der Waldgrund ist frei von Unterholz; die reichbelaubten Kronen schlanker Weißbuchen schlingen sich zu dichtem Dache ineinander, und aus dem Schattendunkel darunter leuchten die hellen Stämme wie zierliche Säulen einer Tempelhalle. Tief hinein in den Wald vermag der Blick zu schweifen, bis dahin, wo aus blauem Düster die Augen des Waldes, märchenhaft verschleiert, geheimnisvoll uns anschauen. Nun wieder eine Wiese, klein und verborgen, in süßer Schwermut

schweigend hingelagert im ewigen Schatten der Eichen. Eine breite Waldschneise kreuzt unseren Weg. Die Baumkronen wölben sich spitzbogenartig über der Lichtung, in ihrer unendlichen Perspektive anzuschauen wie das gewaltige Schiff eines Riesendomes. Aber statt wallender Beter zeigt sich ein zierliches Reh, das in rascher Flucht über die Blöße wechselt. Doch weiter lockt uns der schmale Pfad. Farnkraut erhebt uns zur Seite seine zierlichen Wedel, und wilde Veilchen weben ihr Himmelblau in das Grün des Bodens. Der Wald lichtet sich, ein junges Saatfeld leuchtet durch die Stämme, und blau und glänzend blitzt eine Wasserfläche herüber. Wir erreichen den Waldesrand und sehen die Oder in breitem, ruhigem Wasser vorüberziehen. Ein mächtiger Frachtkahn, mit breitem Bug das Wasser teilend, schwimmt langsam stromab. Am Steuer steht der Eigner des Schiffes, mit brauner Faust den Holm umklammernd; auf dem Verdeck der grünbemalten Kajüte sitzt müßig sein junges Weib und liebkost das kläffende Hündchen. Aus Gartenbäumen und Weidengebüsch erhebt sich am jenseitigen Ufer ein kleines Dorf, und in dämmeriger Ferne grüßen die Türme Ohlaus herüber. Doch uns gelüstet es nicht, heimwärts zu wandern; zurück in die grüne Dämmerung zieht es uns wieder. Ein ehrwürdiger Eichenhain nimmt uns auf, und durch die düstere Waldhalle geht es wie geisterhaftes Rauschen; denn diese Bäume haben Jahrhunderte gesehen. Ein dunkler Wasserspiegel blinkt in der Waldnacht auf. In langgestrecktem, breitem Bette dehnt sich das Gewässer — ein toter Oderarm — dahin. Bis hart ans hochbordige Ufer treten die Ulmen und Eschen und Rüstern, mit weit überragenden Ästen die rätselhafte Tiefe beschattend. Im Schilfe lauert der Hecht, und aus hohem Uferrande hervor schlüpft der stahlgraue Eisvogel und schießt in lautlosem Fluge, ein schimmernder Edelstein, über die dunkle Flut dahin. Eine junge Eichenschonung durchschreitend, in der wilde Kaninchen blitzartig auftauchen und verschwinden, erreichen wir einen breiten Fahrweg, der sich zwischen mächtigen Eichen in anmutigen Windungen hinzieht. Wir folgen ihm kurze



Oder-Schneise.
Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

Zeit. Hundegebell wird laut; ein schmuckes Forsthaus liegt vor uns, mit stattlichem Hirschgeweih am niedrigen Giebel. Hier wohnt der Königliche Fasanenmeister, und in seinem idyllischen Waldheim kehren zur Zeit der Rehbirsch die hohen Jäger ein.

Noch stundenlang könnten wir wandern, ohne Auge und Herz zu ermüden, vielleicht hinüber zur Gruppe der „Sieben-Brüder-Eichen" oder zur ehrwürdigen Königseiche bei Peisterwitz, jenem gewaltigen Zeugen der Urwälder Deutschlands, der sich in einer Höhe von 23 m erhebt, und dessen unterer Stammumfang über 10 m beträgt. Gern auch wallfahrteten wir zum sagenreichen Ritscheberge an der Oder, jenem größten und merkwürdigsten Burgwall Schlesiens, der schon zur Zeit des



Die Alte Oder bei der Fasanerie.
Nach einer Original-Photographie von J. Dolpert in Ohlau.

Sachsenherzogs Heinrich von den Polen zum Schutze gegen die Tschechen errichtet worden sein soll. Doch das Sonnengold auf den Wipfeln beginnt zu verglimmen, aus der Tiefe des Waldes schleicht die bläuliche Dämmerung hinaus auf die sonnigen Wiesen, die singenden Kinderstimmen verhallen in der Ferne. Und wie die Dämmerung geschäftig ihre Schleier webt zwischen Stamm und Strauch und draußen auf dem Wiesengelände, da hebt sich's im Forst mit schwerfälligem Flügel und schnarrendem Rufe vom Boden — „aufbaumende Fasanen" —; dann wird es still: der Wald will schlafen gehen. Allein noch klingt das melodische Lied der Drossel vom hohen Aste, aus niedrigem Gesträuch der sehnsüchtige Lockruf der Nachtigall, ein schlafmüdes Zirpen im Schlehdorn dort, schon huscht mit lautlosem Flügel der Ziegenmelker an uns vorbei: da regt sich's plötzlich geheimnisvoll im tauigen Wiesengrase, die Halme

schwanken, von unsichtbarer Kraft bewegt, possierlich-gespenstisch hebt sich's herauf in die Dämmerung mit gabelnden Löffeln und lässig niederhängenden Läufen, taucht dann nieder ins bergende Gras . . . und dort, uns nahe — wir rühren nicht Hand noch Fuß — schiebt sich durch dichtes Randgebüsch lautlos ein schlanker Körper mit zierlichem Kopf — ein Reh —, die vorgestreckten Lauscher sichern in den schweigenden Abend hinaus, bedachtsam äugt es den Waldrand hinauf und hinab, hinüber zur Straße, — kein Laut —, jetzt steht es mit schlanken Läufen im hohen Grase und bückt sich „vertraut" zur saftigen Äsung nieder. Ein zweites, ein drittes



Die Königseiche bei Peisterwitz.
Originalzeichnung von F. Hampel in Ohlau.

seiner Genossen erscheint, zuletzt der scheue Bock, mit perlgeschmücktem Kreuzgehörn.

Doch die scharfen Umrisse der Wipfel verschwimmen, der bleiche Dämmerschein des Himmels vergeht, mit silbernem Glanze grüßt schon ein Stern aus ferner Himmelstiefe, und durch den träumenden Wald wandern wir rüstig auf breitem Wege dem heimischen Städtchen zu.

Vergebens aber harrte lange Zeit der königliche Wald des Tages, an dem der „Fürstenruf" mit schmetternden Fanfaren verkünde, daß des Landes Herrscher als Waidmann den Jagdgrund betreten habe. Die Rehe und Hasen samt den zahlreichen Fasanen führten ein sorgloses Dasein; denn den Jäger, der auf schmalem Pfade durchs raschelnde Herbstlaub schritt, brauchten sie nicht zu fürchten. Das tödliche Blei aus

seiner Flinte galt nur dem vierfüßigen Raubgesindel, das wildernd durchs Dickicht schlich, oder dem scharf äugenden Habicht, der hoch über den Wipfeln seine majestätischen Kreise zog. Mißmutig wiegten die hundertjährigen Eichen ihre Häupter, die Erinnerung an ihre stolze Vergangenheit wurde wach, und dann erzählten sie wohl mit leisem Rauschen dem jungen, emporstrebenden Nachwuchs, der mit schlanken Stämmen sich neugierig hinaufreckte ins knorrige Astrevier der Alten, von jener Zeit, als noch die Piasten vom Briege mit ihren Weidgesellen unter Horrido und Hussa den Fürstenwald durchstreiften, um dann bei Hörner- und Trompetenschall an steinernen Tischen unter der Piasteneiche ein fröhlich Jägerfest zu feiern. Wohl sind die Tische verschwunden, aber die „Steinerne Tisch-Wiese" ist heute noch zu finden, nicht allzuweit von jenem Plane, auf dem mit flatternder Purpurstandarte sich einst das Kaiserzelt erheben sollte.

Die Eichen am Ritscheberge sind alt. Wer weiß, wie bald des Försters Beil das Todeszeichen in ihre rissige Rinde schlägt! Sollten sie dahin gehen, ohne den großen Kaiser zu grüßen, der das Land der Eichen und der Treue zu Ruhm und Glanz gebracht hat? —

Da eines Tages, im November 1874, — der Wald rüstete sich schon zum Winterschlafe, und schläfrig dehnten sich die Wiesen unter weißer Nebeldecke — wurde es noch einmal lebendig im Revier, so daß die Häher mit lautem Krächzen ins Dickicht flüchteten. Wagen mit raschen Pferden rollten durch den Wald, Forstleute tauchten allerorten auf, Hunderte von Händen waren geschäftig, die Wege auszubessern und in den Waldgrund weiße Stangen zu treiben als Grenzmale der kleinen Bezirke, in die der weite Forst geteilt werden sollte. In langen „Fluchten" eilten ganze Rudel von Rehen durchs lichte Gehölz, im niedrigen Fichtendickicht erst „verhoffte" der Bock, auch die Läufe der Rieken hafteten einen Augenblick wie angewurzelt am Boden, die „Luser" spielten ängstlich, als witterte das Wild die kommende Gefahr; dann ging es wie ein Sturmwind weiter, bis es im Stangenholze verschwand. Mit zusammengezogenen Brauen verfolgt der Förster die Flüchtlinge. „Potz Wetter! Kein Stück des Wildes will er „vergrämen"; denn der Kaiser kommt!"

„Der Kaiser kommt!" rufen die flatternden Fahnen und Flaggen, mit denen Ohlau sich eilig schmückt. Ein Wald von grünumwundenen, wimpelgeschmückten Masten steigt herauf, die Kaiserstraße entlang bis hinaus an den Bahnhof und längs des herrlichen Schloßplatzes, unter dessen stattlichen Gebäuden sich das alte Piastenschloß, alle überragend, erhebt. Und Tannenreis und Eichenkränze und Blumen, soviel der Herbst noch bietet, ob sie in riesigen Gewinden über der Straße schwanken oder in zierlichen Formen die Häuser schmücken bis hoch hinauf an die Mansardenfenster, überall dieselbe frohe Botschaft, ein Jubelruf: „Der Kaiser kommt!" Und dort das schlichte Ständehaus am Markte, in dem der hohe Monarch und die Königlichen Prinzen wohnen sollen, — vermag es denn den Glanz der Majestät zu bergen? Schon leuchtet er voraus in dem Heere von Lakaien und Jägern, die sich allerorten zeigen, in vornehmen Hofequipagen, in stolzen Rossen aus kaiserlichem Marstall, die dröhnenden Hufes das Pflaster der engen Straßen schlagen und hochmütig die feinen Köpfe schütteln.

Und als der große Tag heraufgekommen ist, da strömt es in Tausenden vom Bahnhofe herein, aus allen Teilen der Provinz. König Salomo am Rathausturme Ohlaus, der so lange ohne Einspruch mit Zepter und Krone in luftiger Höhe regiert hat, blickt verwundert hernieder auf das festliche Treiben zu seinen Füßen: Offiziere aller Waffen in blitzenden Uniformen, vornehme Beamte in goldprunkendem Frack, glänzende Equipagen mit edlen Rossen, dazwischen Leibjäger, Reitknechte und Hoflakaien in schimmernden Livreen, Schutzleute zu Fuß und zu Roß, und in unabsehbarer Menge die Tausende, die herbeigeeilt sind, den Kaiser, den Kaiser zu grüßen. Und als die dunkle Novembernacht sich auf die Stadt senken will, muß sie dem strahlenden Festglanze wieder weichen, der in breiten Strömen aus allen Fenstern flutet und taghell die Straßen erleuchtet.

Jetzt ordnen sich die Massen; die Stunde der Ankunft des kaiserlichen Hofzuges ist herangerückt. Noch wogt die Menge ungeduldig vor und zurück und hin und her, da heben plötzlich die Glocken von allen Türmen an, in feierlichen Akkorden ihren Kaisergruß in die Nacht hinaus zu senden: der Monarch hat seinen Fuß auf städtisches Gebiet gesetzt. Der hehre Glockenklang ergreift das Herz; die summende Menge wird still. Doch bald erhebt es sich wie fernes Meeresbrausen, näher und näher dringt es, immer gewaltiger schwillt es an; dazwischen rascher Hufschlag ansprengender Reiter, dort tauchen die schwarzen Helmbüsche der Gendarmen auf, der eskortierende Husarenleutnant, gefolgt von Unteroffizieren, wird sichtbar, der Spitzenreiter erscheint, das stolze Viergespann — und jetzt erschüttert ein tausendstimmiger Jubelruf die Luft, ein Wald von Armen fährt in die Höhe: dort in der weißen Kürassieruniform diese ehrwürdige Gestalt mit den milden, ernsten Zügen, die jeder im Herzen trägt — das ist der ruhmgekrönte Kaiser, und der blonde Recke neben ihm, mit strahlendem Auge die Menge grüßend, des Reiches Kronprinz, Friedrich Wilhelm.

Spät wurde es Nacht und still an diesem Tage, und Ohlau träumte ein Märchen von einem schlichten Mägdlein, das urplötzlich ein Prinz zu Ehre und Glanz gebracht hat. Am neuen Morgen ein neues Bild! Die Uniformen sind verschwunden, das schmucke Jägerkleid regiert. Und während Leibjäger und Büchsenspanner, von Wagen zu Wagen eilend, die letzten Vorbereitungen für ihre Herren treffen und vor dem Ständehause der Kronprinz mit ritterlicher Anmut die anlangenden schlesischen Magnaten und Ehrengäste begrüßt, rüstet sich die Natur zu würdigem Empfange des Herrschers. Die Sonne durchbricht den grauen Novemberhimmel und gießt eine Flut goldenen Lichtes über den herbstlichen Wald, und draußen, an seinem Rande, fegt mit kräftigem Atem ein Ostwind die lungernden Nebel aus dem Weidengebüsch der Oder und streicht über den dunstbezogenen Fluß, daß bald der blaue, sonnige Herbsthimmel sich blitzend im Strome wiederspiegelt. Am Stelldichein harrt die Jägerei ihres höchsten Gebieters. Schon zeigt sich der glänzende Jagdzug in der Ferne, rasch führen die feurigen Rosse die vornehmen Jäger heran. Der Wagen hält, der Kaiser naht. Da schmettern festliche Klänge dem erlauchten Weidmann entgegen, der stolze „Fürstenruf" hallt durch den Wald, und in jauchzendem Echo fliegt's weiter durchs Revier: Der König jagt! Bald sprengen die Ordonnanzen den Waldrand hinab; das Jagen wird angeblasen, die Treiber lärmen, erschreckt fährt

Reh und Hase aus sicherem Versteck und eilt in blinder Flucht übers raschelnde Laub dahin. Nur kurze Zeit noch Stille, bis von dem Kaiserstande her der erste Schuß gefallen ist, dann knattert und rollt es aus allen Ecken. Weidmannsheil!

Nicht weit vom Ritscheberge, auf weitem Wiesenplane an der Oder, hat sich das Kaiserzelt erhoben. Die Purpurstandarte flattert im frischen Herbstwinde, und feine, blaue Rauchwolken wälzen sich über das Gelände: hier brät und braut die Schar der kaiserlichen Köche auf schnell errichteten Feldherden, ein kräftig Jägermahl zu rüsten, woran nach mehrstündiger Jagd der hohe Herr und seine Gäste sich erquicken sollen. Zu Fuß und Wagen ist das Volk hinausgeströmt nach dem Frühstücksplatze und harrt der hohen Jagdgesellschaft. Und als der Kaiser naht, umbraust ihn wieder der Jubelruf des Volkes, daß drüben die Eichen des Fürstenwaldes mit lautem Echo einstimmen in den Huldigungsgruß. Kaiserliche Leibjäger servieren das Mahl auf silbernem Geschirr, das Trompeterkorps der Schillhusaren läßt seine munteren Weisen klingen. Nach kurzer Rast wird aufgebrochen, und wie ein glänzendes Traumbild ist bald der Jagdzug unter den Eichen des Waldes wieder verschwunden. Noch einmal, am folgenden Tage, erwacht das lustige Jägerleben im Walde; dann wird es wieder still, und unter dichtem Schneegerieſel entschlummert der Fürstenwald.

Manchmal noch sah er den Herrscher wiederkehren; aber einst, im November 1888, als zu gewohnter Stunde der stolze Jagdzug hielt und festlich der „Fürstenruf" erklang, war's nicht der greise Held, auch nicht der herrliche Kaisersohn, der mit fröhlichem „Weidmannsheil!" der Jägerei sich nahte: — ein junger Fürst mit ernstem Blick entstieg dem Wagen und schritt hinein in den Forst.

Da ging es wie ein leises Klagen um die gestorbenen Helden durch den Wald; aber zum jungen Erben hoher Kaiserehre, der schweigend unter seinen Wipfeln stand, rauschte es lind herab aus mächtigen Kronen:

„Komm her in meine Ruh!
Mein leises, kühles Rauschen
Küss' Deine Wunden zu."

So walte, du herrlicher Wald, auch fürder deines hohen Zweckes, dem Herrscher zum Heile,

„Daß er im schmucken Jägerkleide
Gestärkt von unsern Gauen scheide,
Um Deutschlands Friedenshort zu sein!"

(E. W. Schön.)

Th. Artopé.

Oberschlesien.

Land, Leute und Geschichte.

Landschaftliches.

Oberschlesien! — Der Name allein schon ist geeignet, dem Unkundigen Gemütsschauer zu erregen und seiner Phantasie schreckensvolle Bilder aufzunötigen. Ganz besonders sind es die an Russisch-Polen angrenzenden Teile, die im übrigen Deutschland einen traurigen Ruf haben, und die üppige Phantasie solcher, die jene Landesteile nur von der Karte oder dem Eisenbahnwagenfenster aus kennen, zeichnet sie ungefähr so: wüste Urwälder, wohl mit Bären und Wölfen bevölkert, unterbrochen von öden Sandflächen und trostlosen Mooren, baufällige Strohhütten, in denen, starrend von Schmutz und Ungeziefer, in traulichster Gemeinschaft mit Pferd, Kuh, Schwein und Ziege die halb wilden, dummen Bewohner, mit mächtigen Weichselzöpfen, ihr stets durch die Dünste des Kartoffelfusels umnachtetes Dasein fristen. — Solch Fabelland weist freilich nichts von Lieblichkeit und Schöne auf, dürfte aber ebensowenig in Oberschlesien, wie sonst irgendwo im weiten deutschen Reiche auffindbar sein.

Ja, Oberschlesien hat seine Eigenheiten, sowohl was ländliches Gepräge, als auch was Sitte und Brauch der Bevölkerung anlangt. Sie sind die Folgen der geographischen Lage des Landes und der Abstammung der Bevölkerung.

Gewiß, Oberschlesien ist reich bewaldet, und zwar hat es nicht etwa dürftiges Gestrüpp und schwindsüchtige Schonungen aufzuweisen, sondern Waldungen, die dem Naturfreunde das Herz im Leibe lachend machen, deren Kiefern, Tannen und Fichten, kerzengerade zum Himmel anstrebend, uns den Begriff von „Hamburger Balken" deutlich zu veranschaulichen vermögen. Freilich, dem verwöhnten Großstädter, dem jeder Anblick von „zu viel Jejend" Unbehagen verursacht, dürfte es im Schatten dieser Waldesriesen unheimlich werden; denn zu deutlich drängt sich ihm in Gegenwart dieser Prachtwerke göttlicher Schöpfungskraft die eigene Kleinheit auf.

Sollte aber der Gegenstand so vielfacher dichterischer Verehrung, dessen sich andere Länder so gern als schönste Zier rühmen — sollte gerade der Wald für Oberschlesien Veranlassung sein, der Gegend den Ruf der Wildheit, des Kulturmangels zu verschaffen? —

Bären und Wölfe lernt auch der Oberschlesier an der berüchtigten polnischen Grenze nicht anders kennen als jeder andere Deutsche, nämlich im Bilderbuch, in der Menagerie oder im zoologischen Garten; dagegen veranlaßt der Waldreichtum das Gedeihen anderer Tierarten, die durchaus nicht zu verachten sind. Hier ist die Quelle, aus der so manche Großstadt mit den verschiedensten Wildsorten reichlich versorgt wird. Dem Umstande, daß die dortigen Flüsse und Bäche noch nicht mit den schädlichen Absonderungen aller möglichen industriellen Anlagen verunreinigt werden, ist es zu danken, daß hier noch ein ergiebiger Boden für Fisch- und Krebszucht vorhanden ist. Mancher „Böhmische Edelkarpfen", der dem Großstädter gar trefflich mundet, dürfte seine Heimat das Land nennen, das so häufig den Gegenstand für den Spott des Großstädters abgibt — Oberschlesien.

Nein, Bären haben Oberschlesiens Wälder nicht aufzuweisen, um so mehr aber Beeren, Heidel-, Preißel- und Erdbeeren, die nun auch nach und nach beginnen ein nennenswerter Ausfuhrartikel zu werden, und wenn Du mit behaglicher Freude das Purpurgefunkel Deines Weinglases bewunderst, wie die in dem edlen Saft sich brechenden glühenden Strahlen des Lichtes Dir feurige Grüße übermitteln drüben von Frankreich oder von Ungarn her — — sieh Dich vor, ob nicht etwa neckische Kobolde aus Oberschlesiens polnischen Wäldern ihre Hand mit im Spiele haben.

Auch an Sandwüsten und Sumpfstrecken haben jene Gegenden nicht mehr aufzuweisen als andere einer vernünftigen Bodenkultur zugänglich gemachten Teile deutscher Lande, von ersteren aber sicher weniger als des „heiligen römischen Reiches Streusandbüchse", die deswegen dennoch nirgends verächtlich befunden wird. Vielmehr rechnet man es dem Märker als besonders lobenswerte Kraftleistung zu, daß er auch diesem unfruchtbaren Boden Erträge abzuringen versteht. Nur ein Akt der Gerechtigkeit ist's daher, wenn wir auch dem Grenzoberschlesier eine unermüdliche landwirtschaftliche Tätigkeit nachrühmen, die, mit Zähigkeit gepaart, es trefflich versteht, sich die mannigfaltigsten Bodenverhältnisse dienstbar zu gestalten. Hierbei ist der oberschlesische Bauer stets bestrebt, seinen vornehmeren Arbeitsgenossen, dem Rittergutsbesitzer, dem Pächter Königlicher Domänen oder einem sonstigen Repräsentanten des Großgrundbesitzes, der in jener Gegend sehr stark vertreten ist, die Fortschritte auf dem landwirtschaftlichen Gebiete nach Möglichkeit abzusehen und seinen kleineren Verhältnissen anzupassen. Daher ist der oberschlesische Grenzpole nicht als geistesarmer Halbidiot, sondern als ein denkender, durchaus tüchtiger Landwirt anzusehen, der dies um so mehr sein muß, als die Landwirtschaft fast einzig und allein seine Nahrungsquelle bildet. Industrielle Anlagen entsprechen seinem Sinn und Geschmack nur wenig, und auch die der Landwirtschaft sonst so nahestehende Viehzucht erweist sich, namentlich was ihre einträglichsten Hauptzweige: die Rind- und Schwarzviehzucht anlangt, für ihn wenig ergiebig, weil die Nähe des auf dem Gebiet der Viehwirtschaft produktiveren Russisch-Polen auf die Preise sehr herab-

drückend wirkt und eine Konkurrenz schafft, gegen die der Oberschlesier nicht aufkommen kann. Allenfalls zieht er wohl gern ein Füllen der dortigen Pferderasse, die sich durch Ausdauer, Anspruchslosigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheitsanfälle vorteilhaft auszeichnet; doch darf man hier nicht etwa an die kleinen, struppigen, langmähnigen und langschweifigen Ponys polnischer Rasse denken. Nein, der Oberschlesier weiß den Wert der staatlichen Deckstationen wohl zu würdigen und benützt sie als treffliches Mittel zur Veredelung seiner Pferderasse, die dadurch an Körperschönheit gewinnt, die vorgenannten Eigenschaften aber als schätzenswerte Beisteuer behält.

C. Luppa.

Auf oberschlesischen Sumpf- und Torfwiesen.

Hurra! Der zweite Heuschnitt ist fort von den Wiesen. Der große, grüne Komplex wird zur Gemeindehutung, ein Überbleibsel von Einrichtungen, die früher allenthalben in Deutschland bestanden. Jetzt beginnt die Glanzperiode für die Hirtenjugend des Dorfes. Nicht braucht die nachbarliche Grenze beachtet zu werden. Durch geht's von einem Ende zum anderen. Eine ganze Karawane belegt die Wiese mit Beschlag. Herbstlich sieht's aus, und dichte Nebel geben der Moorgegend ein düsteres Aussehen, bis die Sonnenstrahlen durchbrechen, ein buntes Bild bescheinend. Vielleicht zum letzten Male beschreitet Freund Langbein sein Revier, wo er so manches Mal die saftigsten Würmer und die fettesten Frösche geschmaust hat. Mit majestätischem Flügelschlage durchschneidet sein grauer Vetter, der Kranich, die Luft, eilend nach dem Sammelplatze, um fernhin nach des Südens Wärme zu ziehen. Am Rande des abgelegenen Dickichts steht träumerisch auf einem Beine die scheue Wildgans, nur hin und wieder den Kopf drehend, um mit einem Auge aufwärts zu gucken, als wolle sie erspähen, ob günstige Fortzugszeit gekommen ist. Plötzlich aufgescheucht, schießt mit Blitzesschnelle unser farbenreichster Vogel, die Mandelkrähe, dahin, die Pracht ihres Kleides den Blicken entziehend. Im leisen Winde säuseln die Erlen ihr Herbstlied, das begleitet wird vom monotonen Murmeln des Wiesenbaches. Lustig knistert das Feuer, das mit dürrem Astholz, Kartoffelkraut und Torf reichlich gespeist wird, und drin liegen die schon halbgebratenen Knollen, die ein lukullisches Mahl in Aussicht stellen. Bald sind sie gar. Salz und Schmalz sind nicht vorhanden. Aber dem bekannten römischen Schwelger Apicius, der sich bei einem Vermögen von einer halben Million das Leben nahm, weil er befürchtete, verhungern zu müssen, schmeckten seine Austern und Flamingozungen und die feinsten Fische nicht so gut wie unseren Hirten die gebratenen Kartoffeln. Da auf einmal ruft eine Stimme: pójdźcie, to będziemy bułkę grać! Das heißt: Kommt, wir wollen spielen! Und sie standen auf zu spielen. Ein starker Stab von 75 cm Länge ist schnell zugespitzt und in die Erde getrieben. In gerader Linie stellen sich die Spieler, mit langen, festen Stöcken bewaffnet, rechts und links von jenem „bułka" auf, setzen ihre Stäbe auf die rechte Großzehe, während sie den oberen Teil lose mit

der rechten Hand halten und schleudern durch einen Schwung des Unterschenkels den Stab so weit wie möglich. Wessen Wurfstrecke am kürzesten ist, der hat nun die Aufgabe, den eingetriebenen Stab zu verteidigen. Nämlich: aus einer gewissen Entfernung werfen alle übrigen Spieler ihre Stäbe in Unordnung um den „bułka“ hin, suchen sie dann zu erhaschen und den „bułka“ damit aus der Erde zu schlagen. Wer von ihnen von dem bułka-Hüter mit seinem langen Stabe dabei berührt wird, muß beim nächsten Wurf den „bułka“ schützen und so weiter. Dieses Spiel habe ich sonst nirgends gesehen. Ist es auch ein wenig monoton, so übt es die Kräfte und macht gewandt. Ein Angstschrei ertönt, und das Spiel nimmt ein jähes Ende. Der Haufe stiebt aus einander. Die Rotschecke steckt im Sumpfe und kann nicht von der Stelle. Entweder hat sie die Grabenbreite nicht richtig beurteilt, oder die eigene Kraft überschätzt. Man eilt ins Dorf; es kommen Männer mit Brettern, Stangen und Seilen und helfen dem Geschöpf heraus. Der betreffende säumige Hirt wird heute gewiß nicht weiter spielen. Noch gefährlicher für das weidende Vieh sind die mit Wasser angefüllten und mit Blattwerk, namentlich dem der Seerose, bedeckten Torflöcher, die nicht selten eine Tiefe von drei Meter haben. Während man klugerweise bespricht, wie man das Einsinken hätte verhindern können, tönt die Begräbnisglocke des entfernten Dörfleins. Bald ist sie verklungen und tönt nicht mehr. Doch es klingt und klingt und will nicht aufhören — es klingt im fernen Sumpfe, wenigstens den Ohren der phantasiereichen Hirten. Das sind die fortgeflogenen Dorfkirchglocken — raunt man sich ängstlich zu. Es geht nämlich in jener Gegend die Sage, daß aufgezogene Kirchenglocken, wenn sie nicht getauft sind und besondere Namen erhalten, den Glockenstuhl verlassen und im Sumpfe läuten. Die Sonnenscheibe naht sich dem Horizont. Nun treiben die Hirten die Herden zusammen und zur Tränke in den staw, d. h. Teich. Es ist hohe Zeit; denn man ist im Bereich des utopiec. Das ist der unheimliche Wassermann mit roter Kappe, der in der Dunkelheit hier seines Amtes waltet, indem er die Badenden mit unwiderstehlicher Gewalt in sein nasses Reich zieht. Wenn die Hirten heimwärts treiben, der Abendstern am Firmamente leuchtet, der Rauch aus den Dorfhäusessen friedlich in die Höhe steigt, dann ertönen weiche Lieder. Die Polen singen bekanntlich in Moll. Auch der Inhalt ist traurig und wehmütig. Ich weiß, daß vor fünfundzwanzig Jahren hier immer noch neue Lieder entstanden. Es wußte niemand, wer sie gemacht hat. Vielleicht waren's Hirten, Pflüger, Arbeiter.

Einsamer ist die geschilderte Gegend im Frühjahre und im Sommer. Nur wenige Hirten weiden hier weit von einander entfernt am Leitseil die Herde von sechs bis zehn Haupt. Die Wiesenschnarre läßt ihre heisere Stimme vernehmen; der Kiebitz, der hier in großen Scharen vorkommt, schreit unaufhörlich, besonders, wenn man in die Nähe seines Nestes kommt. Es ist mir nicht bekannt worden, daß Fürst Bismarcks sinniges Verständnis für den Feingeschmack der Kiebitzeier jemals zum Nestabsuchen veranlaßt hätte. Und so hatten die Kiebitze keine Ursache, ein groß Geschrei zu machen. Im Rohre girrt es, das Bächlein rieselt — rings Stille umher. Wehmut zieht durch des jungen Hirten Herz; er singt seine nationalen Liebeslieder. Oder er legt sich auf den Rücken, drückt mit dem Zeigefinger auf das halb zu-

gekniffene Auge, und Perlenschnüre steigen unaufhörlich auf, verschwindend und sich stets erneuernd. Ist er auch dieses Treibens müde, dann stellt er Betrachtungen an über die Konstruktion des Weltgebäudes, obwohl er noch nie von mathematischer Geographie gehört hat; er ist ein Philosoph im Embryo und bleibt ein solcher. So manche Größe bleibt Anlage und wird nicht ausgebrütet. Ohne Handfertigkeitsunterricht hat der Hirt große Geschicklichkeit, baut Wagen und Pflüge en miniature, versteigt sich gar zu bildnerischer Arbeit. Oder in mehr kindischer Weise stellt er aus Schilf Enten her und läßt sie auf ruhigem Wasserspiegel schwimmen. Oder er liegt für kurze Zeit dem Krebsfange ob, ohne Netz und nur die Hand benutzend. Kommt er nach Hause, da erzählt er: „Denkt, was ich heute aus dem Krebsloch herausgezogen habe". Man rät neugierig: einen Stein, eine Kapsel, eine Wasserratte? Nichts von alledem. „Eine Menschenhand", antwortet er endlich. Grauen liest man auf den Angesichtern der Zuhörer, bis er endlich sagt: „Meine eigene".

J. Koschmieder.

Oberschlesische Dörfer und Häuser.

Umringt von dem Kranze bereits geschilderter Wälder liegen die Auen, Wiesen und Felder des Dorfes und mitten darin dieses selbst. So bildet fast jedes Dörfchen sein eigenes Reich, worüber hinaus der Oberschlesier nur wenig Verkehr treibt, selten Bekanntschaften schließt, noch seltener Verwandtschaften durch Verheiratung eingeht. Vorn am Eingange des Dorfes liegt gewöhnlich der stattliche Gutshof; dahinter winkt uns, umgeben vom stillen Friedhofe, das Kirchlein, und nicht fern davon erschauen wir das Pfarrhaus, die Schule und — das Gasthaus. Weiter reihen sich rechts und links die Dorfstraße entlang die Anwesen der Dorfbewohner. Bretter- und Staketzäune bilden zwei fortlaufende Linien, überschattet von Pappeln, Linden, Weiden, oft auch von Ebereschen. Den Zutritt zum Hofe vermittelt ein breites Tor für Fuhrwerke, daneben ein schmales Türchen für Fußgänger. Auf dem Bauernhofe fällt uns vor allem das Wohnhaus ins Auge, dem dicht zur Seite die Stallungen anhängen. Entfernter davon liegen Scheuer, Schuppen und Speicher. Vorzugsweise sind es Holz und Stroh, die als Bau- und Deckmaterial Verwendung finden, wohl aus Gründen der Billigkeit, dann aber auch, weil diese Baustoffe warme und gesunde Wohnungen sichern. Jedoch macht sich auch hier schon der Fortschritt geltend, so daß Ziegelbauten mit Flachwerkbedachung nicht eben gar zu selten sind.

Den Eingang zum Wohnhause schließen zwei Türen. Die äußere davon reicht nur bis zur halben Höhe der Öffnung und verhindert unberufenen Eindringlingen aus dem Tierreiche den Eintritt, während sie in ihrer oberen Hälfte dem Tageslicht einen freien Einfall in den sonst völlig unbeleuchteten Flurraum gestattet. Die innere, vollständig schließende Tür kommt nur zur Nachtzeit und bei Abwesenheit der Bewohner zum Verschluß.

„Wir müssen unser Haupt beugen, wollen wir durch den niedrigen Eingang den Eintritt ins Zimmer gewinnen, das, ebenfalls niedrig und mit wenigen kleinen

Fenstern versehen, stets in dämmrigen Schein getaucht bleibt. Den meisten Raum darin nimmt der weißgetünchte Ziegelofen mit dem Herde in Anspruch. In nächster Nähe davon finden wir auch den Kamin, den Zeugen so manches traulichen Winterabends. Die Wände der Wohnstube sind weiß getüncht; die Decke bildet zeitgeschwärztes Gebälk. Rings an den Wänden sieht man in katholischen Häusern eine größere Anzahl Heiligenbilder, deren Kunstwert nicht immer über allen Zweifel erhaben ist. Den oberen Raum der Wände umrahmen Holzleisten, hinter denen die Hausfrau ihren Tellervorrat zur Schau ausgestellt hat. Die Teller weisen bunte Malereien und sinnvolle Sprüche auf. Außerdem trägt die Wandleiste unter den Tellern, an Pflöcken hängend eine große Anzahl bunt bemalter kleiner Töpfchen, Gefäße, worin die Hausfrau bei festlichen Gelegenheiten ihren Gästen den wertgeschätzten braunen Trank — Kaffee — serviert. Die sonstige Zeit über dienen jedoch diese Töpfchen außer zu Schmuck und Zier auch noch als beliebter Aufbewahrungsort der verschiedensten Dinge. Einige dieser Gefäße bergen die aus Kräutern und Teesorten zusammengesetzte Hausapotheke; andere enthalten des Hausherrn Vorrat an Stiefelzwecken und Schuhnägeln; bestimmt aber ruht auf dem Grunde eines der Töpfchen die kleine Hauskasse der Hausfrau.

Dem neugierigen Blicke von außen durch die niedrigen Fenster wehren verschiedene Topfpflanzen: Myrte, Fuchsie, Winteraster und nicht zu vergessen die Meerzwiebel, ein geschätztes Hausmittel gegen mannigfache Gebrechen. Die Enge der Wohnungsverhältnisse läßt freilich keine allzu bedeutende Reichhaltigkeit im Hausrat zu. Auffallend wirken durch ihre kolossalen, bis zur Zimmerdecke reichenden Bettmassen die Schlafstellen des ehelichen Paares. Tisch, Stühle und ein niedriger Kasten für Wäsche prangen in dunkelrotfarbenem Anstrich, verziert mit bunten, phantastischen Blattwerk- und Vogelzeichnungen. Die alles sich unterwerfende Kultur leckt freilich auch an diesem Schmuckwerk, und der oberschlesische Fortschrittler liebt es auch schon, seinen Hausrat, besonders Kommode, Glas- und Kleiderschrank, in hellgelber Politur erstrahlen zu lassen.

Unserem Forscherdrange kann jene schmale Tür kein Bollwerk bieten, und wißbegierig überschreiten wir auch die Schwelle zur Kammer, die vielleicht den Schlafraum für die jüngere Generation, meist aber den Aufbewahrungsraum für allerlei Speisevorräte bildet. Kammer und Wohnstube verlassend, erblicken wir im Hausflurhintergrunde, durch den mächtigen Bau der Esse fast völlig verborgen, den Eingang zum „Auszugsstübchen", jener Stätte, wohin der Wirt, nachdem er altersgebeugt und des Schaffens und Sorgens müde dem Sohne das Hausregiment übertragen hat, sich flüchtet, die letzten Lebensjahre der Ruhe zu pflegen.

So haben wir denn gar sorgsam Umschau gehalten in dem Anwesen des Oberschlesiers, und was wir erblickten, es war nicht strahlender Glanz, nicht üppige Pracht, nicht eitler Schimmer, nein einfach, sogar ärmlich traten uns die Verhältnisse entgegen, doch freundlich verklärt vom Hauche der Ordnung und Sauberkeit.

C. Luppa.

An den drei Hauptfesten in Oberschlesien.

Es sind nunmehr fünfundzwanzig Jahre vorbei, als ich, eingeladen von meinem Freunde Franz Otremba, auf Urlaub zum ersten Male nach Oberschlesien kam. Weihnachten sollte ich hier verleben. Es war für mich weniger heimisch als interessant. Der Vater meines Freundes war ein polnisch redender, wohlhabender Bauer, der viel auf die Würde eines Hausherrn hielt. Diese Würde entfaltete er mit großer Wichtigkeit am heiligen Abend. Um sieben Uhr setzten wir uns zu Tisch, d. h. wir umstanden den Tisch, an dem nicht nur die Familie, sondern auch das Gesinde aß. Jeder hatte den Kancyonał, d. h. das polnische Gesangbuch zur Hand. Franzens Vater stimmte an, und alle sangen weniger mit Kunst als mit Kraft ein mehrstrophiges Lied. Dann wurde das Tisch-Benediktus vom Hausherrn gesprochen, worauf wir uns zum Essen setzten. Man tischte der Reihe nach auf: Hanfsuppe, dicken Gries, der in Butter schwamm, Sauerkraut ohne Beigabe, Backobst, Bratfisch und zuletzt Mohnklöße. Es kam vor, daß die Knechte den Leibgürtel um einige Löcher lockerer machten, um weiter essen zu können. Die Mahlzeit mochte gegen zwei Stunden gedauert haben. Da ließ sich der Bauer Zwiebeln reichen. Er löste die Schalen nach einander ab und stellte deren zwölf wie kleine Schüsseln auf, worauf er auf jede Schale eine kleine Menge Salz streute. Nun wurde die Schüssel mit den Zwiebelschalen abseits gestellt, und man schickte sich an, das letzte Gericht, Mohnklöße, zu verzehren. Dann wurde eine Prüfung der Zwiebelschalen vorgenommen. Franzens Vater stellte sie der Reihe nach auf und untersuchte, ob das Salz trocken oder feucht war. Jede Schale bedeutete einen Monat. Nun verwandelte sich der Hausvater in einen Wetterpropheten, und es hieß: Mai naß, Juli sehr trocken, August meist regnerisch u. s. w., worauf alles sorgfältig in den polnischen Kalender von Gerson eingetragen wurde. Den Schluß bildete die Absingung eines Liedes und das Sprechen des Gratias. Wehmütig stimmte es mich, als nach dem Abendbrote kein Christbaum das niedrige Zimmer erleuchtete. Es war eben nicht Sitte. Bei fröhlicher Erzählung von Märchen wurde eine Art Bier getrunken, das die Hausfrau aus gegorenem Rübensaft selbst bereitet hatte. Die Mägde trugen die Schalen der Hanfkörner hinaus in den Garten und streuten sie auf die Obstbäume, damit sie im nächsten Sommer recht viel Früchte trügen. Als ich am ersten Feiertage früh in die Stube trat, standen Schüsseln auf dem Tische, die die Einbescherung für jede Person des Hauses bargen. Das hat die Hausfrau getan, derweil die anderen schliefen. Im polnischen Gottesdienst des Tages ergriffen mich mächtig die gewaltigen Töne des Tedeums, das die Polen an jedem Hauptfeste während des Opferumganges singen.

Auch Ostern hat seine besonderen Gebräuche. Am zweiten Feiertage herrscht der sogenannte „degus“. Das heißt, man begießt sich am Morgen beim ersten Zusammenkommen. Frauen aus dem Bauernstande, überhaupt Respektpersonen begoß man mit Likör. Knaben begossen jedermann, auch vorbeigehende Fremde mittels Holunderspritzen, die mehr als einen Liter Wasser faßten und auf weite Entfernung hin trugen. Knechte begossen Mägde am Ziehbrunnen mit großen Eimern. Dieser letzte Guß gestaltete sich zu einem totalen Bade. Der Begossene war obendrein zur

Verabreichung eines Geschenkes verbunden. Man lohnte mit gekochten farbigen Eiern oder mit Schnaps. Am Nachmittage darauf war im Dorfe ein großes Eierrollen. Ein Unternehmer warf inmitten der Dorfstraße eine vier bis fünf Meter lange, abschüssige und nach der einen Seite geneigte Plattform auf mit einer senkrechten Wand an der unteren kurzen Seite. Die Neigung mündete in ein Loch der unteren Kurzseite. An der oberen kurzen Seite wurde ein langes Lineal auf die Kante gestellt und von den Spielern mit gekochten Eiern belegt. Eins, zwei, drei: das Brettchen wird gehoben, und die Eier rollen aus Leibeskräften hinunter ins Loch. Wessen Ei zuerst hier angelangt, gewinnt die ganze Reihe. Bei jedem Rollen bemächtigt sich eine ungewöhnliche Spannung der Spieler und Zuschauer; ein schallendes Gelächter entsteht, wenn ein Ei zerbricht, gar ausfließt oder in ein anderes, einen Nebenbuhler, eine Bresche schlägt. Wer beschreibt aber die Lachsalve, die folgt, wenn jenes Grüngesprenkelte auf einmal platzt und splitternackt mit der Schale um die Wette ins sandige Loch sich birgt! Für jedes Rollen muß der Unternehmer einen Tribut erhalten. Zum Schlusse sind alle Renner bereits Invaliden. Da geht's hinkend zu. Die etwaigen Steinchen-Hindernisse können nicht mehr genommen werden. Ei und Schale sind ermattet, bleiben hängen und erzürnen rasch den Eigner. Erst der dunkle Abend trennt die Spieler. Eine eigentümliche Ostersitte in Oberschlesien ist das Herumgehen mit dem Hahne. Es sind arme Knaben, die das tun. Sie sind die Boten, die schon am frühen Morgen die Auferstehung des Herrn von Haus zu Haus verkündigen, eine Einrichtung, die anderwärts nötiger wäre, als gerade in Oberschlesien, wo man über schlechten Kirchenbesuch nicht klagen kann. Jene Verkündiger der Auferstehungsbotschaft tragen einen zweirädrigen Wagen mit einer langen Deichsel und einer kreisrunden wagerechten Drehscheibe im Durchmesser von dreiviertel Meter. Nahe an deren Umfang stehen buntgeputzte Puppenpaare in tanzender Stellung, während in der Mitte ein Hahn mit glänzenden Federn thront — siegesbewußt, mit hoch erhobenem Kopfe, als machte er triumphierend die Kunde vom Erwachen des Menschensohnes bekannt, worüber die tanzenden Paare ihre Freude ausdrücken.

Endlich Pfingsten, das liebliche Fest, ist auch in Oberschlesien das Fest der Maienzeit. Als ich am Pfingstsonnabend nachmittags eine Bauernstube betrat, konnte ich bloß an der Wand entlang gehen; der Fußboden war süß und rauchend. Große Fladen frisch gebackener Streuselkuchen bedeckten ihn. Am ersten Pfingsttage war die Diele über und über mit weißem Sand bestreut und mit Kalmus belegt, den man zuweilen weither holt. Das Zimmer machte den Eindruck einer grünen Laube; denn es war an Wänden und Decke mit Lindenzweigen ganz ausgesteckt. Wer im Dorfe eine Linde hat, der muß sie in der Nacht vor dem Feste bewachen, wenn er nicht die betrübende Erfahrung machen will, daß sie am Festmorgen von wahrhaft vandalischer Plünderung zeugt.

Wir scheiden von den oberschlesischen Polen in dem Bewußtsein, daß die eindringende Kultur auch bei ihnen bald die letzten Reste früherer Eigentümlichkeiten abgeräumt haben wird.

J. Koschmieder.

Die Polen Oberschlesiens.

Wenn von oberschlesischen Polen gesprochen wird, so werden damit Schlesier bezeichnet, die in ununterbrochener Ahnenreihe von denjenigen Vorfahren abstammen, die mit den piastischen Herzogen als Polen nach Schlesien eingewandert sind oder die als polnische Autochthonen polnisch geblieben sind inmitten von Städten und Dörfern, die zu deutschem Recht ausgesetzt und mit deutschen Kolonien besiedelt wurden. Es handelt sich also wirklich um Polen nach Sprache, Sitte und Gesichtsbildung. Aber in politischem Sinne wollen diese Polen keine Polen sein, sie sind im Gegenteil sämtlich königstreue Preußen und nebenbei auch sehr gute Soldaten. Alles, was man von einem national-polnischen Geist der Oberschlesier behaupten will, ist entweder Einbildung oder künstlich eingeimpft, und gegen das letztere verwahrt sich der Staat mit Recht mit allen Mitteln. Unter den Polen Oberschlesiens sind natürlich gar große Verschiedenheiten zu bemerken; denn es ist etwas anderes um die Katholiken von Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz als um die Evangelischen von Kreuzburg, Namslau und Groß-Wartenberg. Nur unter den Katholiken wäre es möglich, eine politisch-polnische Agitation zu erregen. Anders sind natürlich die Polen mit rein polnischer und solche mit böhmischer oder mährischer Unterlage. Zugestanden wird, daß die mit Hochdruck arbeitende Germanisierung der Schule und die durch die Sachsengängerei herbeigeführte Selbstgermanisierung an den Polen Oberschlesiens nicht spurlos vorübergegangen ist. Die Germanisierung der Schule erzielt alljährlich am Entlassungstermin das rätselhafte Resultat, daß die Kinder, die mit sechs Jahren als ganz polnische Kinder die Schule betraten, sie mit vierzehn Jahren in überwiegender Mehrheit mit der Fähigkeit verlassen, sich mündlich und schriftlich geläufig deutsch auszudrücken. An sich ist es ja widersinnig, ein Kind, das zur Schule kommt, in einer anderen als in seiner Muttersprache zu unterrichten, und in den ersten Schuljahren geht ja auch viel Zeit verloren; aber das oben genannte Ziel wird von tüchtigen Lehrern in guten Schulen unzweifelhaft erreicht. Die Slaven haben ein hervorragendes Sprachtalent. Es soll hier erinnert werden an eine sprachliche Absonderlichkeit in einer oberschlesischen Dorfgemeinde, die erst vor zwanzig Jahren ihr Ende fand und die obige Behauptung beleuchtet. In Golassowitz sang nämlich eine ganz polnische Gemeinde im polnischen Gottesdienst aus der böhmischen „Cithara Sanctorum“, und zwar sang sie aus dem böhmischen Gesangbuch polnisch. Außer den Polen rein polnischer Herkunft und solchen mit mährisch-böhmischer Unterlage sind noch zu erwähnen die Hussiten von Friedrichsgrätz, Petersgrätz und Tabor.

Allen Oberschlesiern polnischer Zunge ist gemeinsam eine große Kirchlichkeit, die sich sehr oft als wirkliche Frömmigkeit darstellt. Die Polen der ehemals katholischen Piastenherzogtümer Oppeln, Beuthen, Ratibor sind ebenso treue Katholiken, wie die polnischen Bewohner der Herzogtümer Brieg und Öls treue evangelische Christen sind, und zwar durchweg mit lutherischer Schattierung. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Kirchlichkeit oft Gefahr läuft, eine äußerliche zu bleiben, daß Trunk und kleine Felddiebstähle in polnischen Gegenden vielleicht um ein geringes häufiger

sind als in rein deutschen Gegenden der Heimatsprovinz, und daß neben der Kirchlichkeit auch noch für mannigfachen Aberglauben Platz übrig geblieben ist; aber das Vorhandensein einer großen Kirchlichkeit und Frömmigkeit wird den oberschlesischen Polen niemand absprechen, der sie einmal hat eins ihrer beliebtesten Lieder in der Kirche singen hören, wie denn unter den evangelischen Polen das Gesangbuch von Boxhammer (kurzweg mit dem plur. majest. „die Bücher" genannt) in einer Weise Haus- und Handbuch ist, wie kaum je ein deutsches Gesangbuch sich dessen hat rühmen dürfen. Es gibt keine Versammlung, in der nicht jemand, es sei Mann oder Frau, imstande wäre, ein passendes Lied sowohl auszusuchen, als auch anzustimmen. Übrigens sind die beliebtesten Lieder der Polen neben den von Pastor Süßenbach und Rektor Herbinius in Pitschen übersetzten deutschen Kernliedern Lieder eigener Dichtung und Melodie, z. B. viele der Psalmen des polnischen Edelmannes Kochanowski. Unter diesen Liedern sind mehrere interkonfessionell, manche Melodien sind rhythmisch und in Moll gehalten. Der polnische Volksgesang ist zwar noch nicht ganz verstummt; aber die vollständig deutsche Schulbildung der letzten zwanzig Jahre hat wesentlich dazu beigetragen, ihm nur noch ausnahmsweise einmal das Wort zu verstatten. Die Lieder waren meist schwermütig klingende Liebeslieder erotischer, nicht immer reiner Färbung. Ein Zeichen der Religiosität der oberschlesischen Polen sind ihre Grüße, voll großer Mannigfaltigkeit. für Kommen und Gehen, für Säen und Ernten und für die Tageszeiten — in Gruß und Gegengruß sämtlich religiösen Inhalts. Das Schwinden dieser Grüße und ihr Ersatz durch „Guten Tag", „Mahlzeit" oder gar „Speißam" ist aufrichtig zu bedauern. Der deutsche Neujahrsgruß lautet: „Prosit Neujahr!" Der polnische: „Ich wünsche Ihnen Glück und Gesundheit und heiligen Segen von dem lieben Gott zu diesem neuen Jahre, daß Sie es verbringen möchten in größeren Freuden und in kleineren Sünden. Das wünsche ich nicht nur für dies Jahr, sondern auch für die Folgezeit."

Was nun die Sprache der Polen in Oberschlesien betrifft, so wird sie gewöhnlich mit dem Sammelnamen „Wasserpolnisch" bezeichnet und als ein Polnisch dargestellt von zumeist deutschen Worten mit polnischen Endungen. Das ist natürlich übertrieben; indes ist zuzugeben, daß selbstverständlich eine Menge von Kulturgegenständen und Erfindungen der Neuzeit mit deutschen Namen bezeichnet werden, und daß der von der Kultursprache Polens räumlich und staatlich getrennte Oberschlesier, dem jegliche Bildung aus deutschen Quellen zufloß, nicht die Spannkraft des Geistes besaß, die ihm begegnenden neuen Gegenstände mit selbsterfundenen polnischen Namen zu benennen, sondern, daß er deutsche fertige Namen mit polnischen Endungen, die er deklinieren konnte, übernahm und aus der Eisenbahn eine „Bana" und aus den Zeitungen „Caitungi" machte. Übrigens ist das oberschlesische Polnisch von der Schriftsprache viel weniger verschieden als das Deutsch, das um Obernigk und Trachenberg gesprochen wird. Um Ratibor herum wird viel mährisch gesprochen, dessen Anklänge sich noch in manchen anderen Gegenden finden. Um Pleß herum wird anders, und zwar durchschnittlich besser gesprochen als in den Kreisen Kreuzburg und Namslau. In dem letztgenannten und im Kreise Brieg wird wohl am schlechtesten polnisch gesprochen, insofern als hier der Sprache die meisten deutschen Wörter beigemischt sind.

Hinsichtlich der Sprache sind folgende Unterscheidungen zu machen: es gibt Gegenden, wo fast noch alle Landsleute unter sich polnisch sprechen, selbst die Eltern mit ihren die deutsche Schule besuchenden Kindern; dabei verstehen die jüngeren Leute fast sämtlich so viel deutsch, daß sie sich in der Stadt, auf der Post und dem Gericht der deutschen Sprache bedienen können, aber alle besuchen nur den polnischen Gottesdienst. Das tun oft selbst solche Familien, die sich im bürgerlichen Leben vorwiegend der deutschen Sprache bedienen, was auf dem als untrüglich erwiesenen Satze beruht, daß der Mensch am liebsten und innigsten und wirksamsten mit seinem himmlischen Vater in der Sprache zu reden pflegt, in der er mit seiner irdischen Mutter sprach.

Weiter gibt es Gegenden, wo die Bauern und alle, die etwas vorstellen wollen, bereits die deutsche Sprache bevorzugen, mit ihren Kindern deutsch oder zum Teil deutsch sprechen, den Gottesdienst in beiden Sprachen feiern, Trauungen und Begräbnisse deutsch, oder letztere wenigstens deutsch und polnisch vollziehen lassen, aber mit ihrem Gesinde doch polnisch sprechen. Hier ist das Polnische schon zur Sprache zweiten Ranges degradiert und wird nur noch im Gottesdienst angewendet und geachtet.



Bauer aus Chorzow bei Königshütte.

Solche Verhältnisse finden sich vor in den Kreisen Namslau, Groß-Wartenberg und auch schon Kreuzburg. Endlich gibt es Gegenden in den Kreisen Brieg und Ohlau, wo auch der polnische Gottesdienst schon aufgehört hat, außer daß vielleicht ein altes Mütterlein auf dem Krankenbette ihr Sündenbekenntnis polnisch ablegt. In diesen Gegenden nimmt die polnische Sprache etwa die Stellung ein wie das Plattdeutsch im Norden unseres Vaterlandes. Dort würde ein Mensch, der auf der Straße von einem städtisch Gekleideten polnisch angeredet würde, glauben, jener wolle ihn zum Narren haben. Zwischen diesen drei Stufen gibt es natürlich viele Zwischenglieder. Von den Geistlichen, die der polnischen Sprache völlig mächtig sind, wird in den Kirchen nicht Warschauer oder Krakauer Salonpolnisch gesprochen, was töricht wäre, obwohl der Oberschlesier viel besser einen feinen Polen versteht als dieser ihn, ebensowenig die Sprache des Volkes, wie es denn auch in Trachenberg keinem Pastor einfällt, sich im Gottesdienste der Sprache seiner Gemeindeglieder zu bedienen, sondern es wird gepredigt in der ehrwürdigen und reinen, dabei altertümlichen Sprache der polnischen Bibelübersetzung, die zwar natürlich in der evangelischen Ausgabe von der katholischen formell abweicht, aber in beiden sprachlich gleichwertig ist, so daß

die polnische Kirchensprache der katholischen und evangelischen Schlesier im wesentlichen dieselbe ist.

Diese Bibelübersetzung, deren Sprache sich übrigens auch die alte Ölsnische Agende, die Dambrowskische Postille und das Gesangbuch (Kancyonał) bedienen, ist eine ausgezeichnete. Der Verfasser hält sie nach der Luthers für die beste. In der oberschlesisch-polnischen Sprache ist außer einem ganz kleinen Büchlein wohl nichts gedruckt. Gedichte wie „Do Dionysa tego tyranna“ sind unmotivierte Travestien. Im großen und ganzen sind die Tage dieser Sprache gezählt. An der Grenze, wo Verkehr von jenseit ist, wird natürlich die Kenntnis des Polnischen nie aufhören; aber sie weicht in der Gegenwart viel schneller zurück, als es in der Vergangenheit der Fall war, und es sind kaum achtzig Jahre verflossen, seitdem in Kattern bei Breslau polnisch gesprochen wurde. Ein Übelstand der Germanisierung ist der traurige Briefwechsel der auswärts beschäftigten Jugend mit ihren daheim gebliebenen Eltern. Die jungen Leute können nur deutsch schreiben, die alten dieses aber nicht lesen. Es sind daher Mittelspersonen nötig, die den vom Hause abgehenden Brief schreiben und den daheim ankommenden vorlesen und übersetzen. Am besten ist es noch da, wo Geistliche oder Lehrer diese Mittelspersonen sind.



Bäuerin aus Chorzow bei Königshütte.

Es gibt noch besondere Volkstrachten unter den oberschlesischen Polen, obgleich sie wie alle Volkstrachten im Zurückgehen begriffen sind. Besonders auffallend ist die Kleidung der Landleute um Pleß. Männer und Frauen haben hier gleiche Neigung, in Hemdsärmeln einherzugehen und so selbst in der Kirche zu erscheinen; als Umhang darüber tragen jene einen dunkelblauen Tuchmantel, diese ein dunkelgrünes Umschlagtuch. Selbst alte Männer tragen ganz kurze Jacken mit glänzenden Knöpfen. Die Eigentümlichkeiten der Plesser Frauenkleidung sind ganz kurze Taille, die dicht unter der Brust endet, wie wir es an den Damen aus der Zeit der Befreiungskriege sehen, ferner das nur aus einem Tuchrande mit Achselbändern bestehende Leibchen, sowie der stets einfarbige, mit einem bunten Bande besetzte Tuchrock und die um einen Zoll über ihn herabhängende Schürze. Das Umschlagetuch war früher stets einfarbig und meist dunkelgrün. Auch die Landleute um Beuthen herum haben noch eine nicht unschöne besondere Tracht. In den Kreisen Kreuzburg, Namslau, Oppeln wird jeder Kenner des Volkes an der Kleidung, besonders der Frauen, die Konfession des Trägers erkennen. So sieht man z. B. in einer evangelischen Kirche bei

Frauen oder Mädchen nie ein rotes Tuch oder Band. Violett, grün, höchstens noch blau sind da die erlaubten Farben. In konfessionell gemischten Gegenden hat nicht nur jede Konfession ihre besonderen Vornamen, was man wohl auch im Deutschen findet, sondern man wird meist schon aus dem Familiennamen auf die Konfession dessen schließen können, der ihn trägt. Bezüglich der Namen hat das Zivilstandsgesetz, das vielfach von Beamten gehandhabt werden mußte, die des Polnischen nicht mächtig waren, oftmals eine heillose Verwirrung angerichtet, so daß der Name Małyska: Maliska, Malliska, Malyska, Mallyska, Maleska, Malleska geschrieben, aus einem



Oberschlesische Bauern im Hochzeitsstaate.

Wątroba ein Wundrohba und einem Łączny ein Unzni wurde. Was das Äußere der oberschlesischen Polen betrifft, so zeigen sie den wirklich polnischen Typus nur noch selten und unterscheiden sich in Gesichtsbildung und Haltung von den Polen des Königreichs und auch des Herzogtums bedeutend, denen sie, was besonders beim weiblichen Geschlecht auffällt, an Zierlichkeit der Füße und darum auch der Schuhe vielfach nachstehen. Wie übrigens viele oberschlesische Polen in den Garderegimentern unseres Heeres dienen, so gibt es nicht wenige hübsche Mädchen, die allerdings im Arbeiterstande schnell verblühen und in den Bauerndörfern als Frauen oft zur Korpulenz neigen. Wo die Bauernaristokratie nur in ihrem Kreise heiratet, da zeigt sich naturgemäß ein Zurückgehen der körperlichen Entwickelung.

Besondere Sitten und Gebräuche sind viele zu erwähnen. Oft haben sie einen religiösen Hintergrund wie das zu Ehren der Dreieinigkeit gehandhabte dreimalige Heben des Sarges und dreimalige Anrücken des Leichenwagens, das Bezeichnen des anzuschneidenden Brotes mit dem Kreuzeszeichen und eben dieses Zeichen, das der Kutscher mit der Peitsche vor den angeschirrten Pferden macht, ehe er abfährt. Am Weihnachtsabende wird dem Vieh allerlei Gutes in die Krippe getan, und die Obstbäume werden vielfach mit Strohseilen umwunden. Des Wirtes Tod wird Pferden und Kühen ins Ohr geraunt. Das Maul der Wiederkäuer wird stets Mund genannt, mit dem diese natürlich auch essen, während Pferde, Schweine, Hunde u. s. w. ein Maul haben und mit diesem fressen. Das Blut der Tiere, die gegessen werden, führt einen anderen Namen als das Blut von Pferden, Hunden und Katzen. Der Glaube an das Drücken des Alpes (Mora) und den bösen Blick (Przyrok) ist noch ebenso verbreitet, wie ein Bannen von allerlei bösen Krankheiten durch Besprechen mit Zauberformeln (Versegnen) noch vielfach geübt wird. Von Wechselbälgen (wörtlich: Unterschmeißeln), von Feuermännern und Irrwischen wird noch viel gesprochen. Besonders viel eigentümliche Sitten und Gebräuche haben sich bei den Hochzeiten erhalten, und es ist das Übergeben der Braut an den Bräutigam im Hochzeitshause vor der Trauung oft ergreifend und erbaulich. Der Starosta, der es ausübt, ist dann wirklich noch der Speisemeister von Kana. Das Hochzeitsessen wird nie von einer bezahlten Köchin, sondern von Frauen aus der Verwandtschaft als ein Liebesdienst bereitet, wie auch die eingeladenen verwandten Jünglinge als druch oder drużba (uralte slavische Worte) bei Tisch bedienen und schon vorher zur Hochzeit laden, während die Freundinnen der Braut als druchny oder drużki das Brautpaar bei Tisch umrahmen, ihm vorlegen und vorschneiden. Getanzt wird viel, es gibt auch noch besondere Tänze, obgleich daneben schon vielfach eine „Dammpolka“ (= Damenpolka) zur Geltung kommt. Die Dorfmusikanten spielen oft sehr geläufig und nicht unschön und zwar meist nach dem Gehör. Das Spinnen vom Rocken hat dem Spinnrade Platz gemacht, und dieses ist auch schon im Aussterben begriffen, wie der auf offenem Kaminherde brennende Kienspan der Petroleumlampe hat weichen müssen. Von besonderen Speisen seien nur erwähnt die gesunde, mit Sauerteig gesäuerte Mehlsuppe, Żur (d. i. Sauer) genannt, und die aus rohen und gekochten Kartoffeln bereiteten Klöße. Gestampfte, mit Speck angemachte Kartoffeln, mit saurer oder mit Buttermilch genossen, ist das feststehende Abendbrot für den ganzen Sommer. Der auf dem Felde das Gespann leitende Bauer oder Knecht spricht unaufhörlich zu seinen Pferden und behandelt sie meist gut.

Der vorstehende Aufsatz wollte den Dalibor und Ostroga, den Drobek und Mrózek, den Lasota und Wycisk, den Woda und Rzepa, und wie sie alle heißen, ein Denkmal setzen und ihre Bilder unbefangen der Nachwelt überliefern, damit, wenn die Zeit gekommen sein wird, wo aus jedem Drwal ein Triball und aus jedem Piątek ein Freytag geworden ist, das Bild der ausgestorbenen oberschlesischen Polen, die des Königs treue Untertanen und der Kirche treue Glieder waren, wiederhergestellt werden könne, wie es wirklich war.

H. Kölling.

Eigentümlichkeiten der Oberschlesier.

Geradezu staunenerregend ist die Bedürfnislosigkeit des Oberschlesiers in der Magenfrage, und hierin findet man die Hauptursache zur Verächtlichmachung dieses Volksstammes. Nach bekanntem Modus der Übertreibung weiß man sich nicht genug zu erzählen, wie schlecht der Oberschlesier ißt. Ob dies wohl nun gerade ein triftiger Grund der Geringschätzung ist? — Die Geschichte rühmt wohl die einfache Lebensweise eines Sokrates, eines Diogenes, sie preist die Einfachheit in den Ernährungsverhältnissen der Spartaner — die Gegenwart findet auch wohl Bedürfnislosigkeit als schätzenswerte Tugend — nur am Oberschlesier ist sie ihr ein Grund zu tiefer Mißachtung.

Wohl darf sich der Oberschlesier einer ganz ungewöhnlichen Bedürfnislosigkeit rühmen. Die Einfachheit seiner Speisekarte dürfte selbst dem strengsten Asketen imponieren, und jeder Vegetarianer könnte mit Hinweis auf jene Bevölkerung den schlagendsten Beweis dafür erbringen, daß auch eine ausschließliche Pflanzenkost geeignet ist, trotz schwerer Arbeit die Menschen gesund und kräftig zu erhalten. Das regelmäßige Frühstück bilden „Żur“ und Kartoffeln. Der Mittagstisch bringt Kartoffeln, Sauerkraut, Graupe, Hirse und ähnliches. Zum Vesperbrot ist Quark (frischer Kuhkäse) eine gerngesehene Zuspeise. Das Abendbrot besteht wohl wieder aus „Żur“ und Kartoffeln; im Sommer ersetzt jenen mitunter die Buttermilch. Fleisch ist ein Gericht, das beim wohlhabenden Bauer des Sonntags, bei der ärmeren Bevölkerung nur an hohen Festtagen den Mittagstisch ziert. Erfreut ist man schon, wenn einmal ein Hering die Einförmigkeit der Tafelfreuden unterbricht. Kartoffelklöße mit Kürbisbrei sind Delikatessen, die nur besonderen Festtagen, gewöhnlich der Feier der Kartoffelernte, gebühren. Auch der Kaffee ist nur ein Sonn- und Festtagsgetränk, bedauerlicherweise ist dies aber auch der Branntwein, ja gar nicht selten werden seinem Genusse sogar Extrafeste gestiftet.

Wie in des Oberschlesiers Ernährungsweise, so äußert sich auch in seiner sonstigen Lebensart die denkbar größte Einfachheit. Streng lehnt er sich an das biblische Wort: „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber ruhen“, und so fleißig man ihn auch die Woche über in Feld und Hof hantieren sieht, an Sonn- und Feiertagen rührt er keinen Finger zur „knechtischen Arbeit“. Nur die allerwichtigsten Gründe vermögen ihn vom Kirchgange zurückzuhalten. Sein streng kirchlicher Sinn ist auch Veranlassung, daß für ihn von ganz besonderer Wichtigkeit des Jahres Hauptfeste sind, die er denn auch nicht allein aufs gewissenhafteste in kirchlich vorgeschriebener Weise feiert, sondern auch mit einem Kranze eigentümlicher, meist recht sinniger Gebräuche poetisch umgibt. Der heilige Abend z. B. ist ihm ein Zeitpunkt, der ihn mit geheimnisvoll-süßen Schauern erfüllt. Selbst die stumme Natur läßt er Anteil nehmen an dem Wunderwerk der Menschwerdung des Gottessohnes. Es lösen sich die Fesseln des Natürlichen, und übernatürliche Fähigkeiten fallen Pflanzen und Tieren zu. Der entblätterte Obstbaum im Garten, wie starr und tot er auch scheinbar in den Fesseln des Winters liegt, an diesem Abende, da mischen sich seine Säfte mit geheimnisvollem Weben zur künftigen Frucht; daher versäumt auch der Besitzer zur Erzielung

reicher Obsternte niemals, den Stamm mit einem Kranze jenes Strohes zu umflechten, das er während des weihevollen Nachtmahls dieses wichtigen Abends unter das Tischtuch gebreitet hat. Von den Speisen dieses Nachtmahls läßt er auch sämtlichen Tieren seines Besitztums zukommen, und in der nun folgenden Nacht gewinnen diese in wunderbarer Weise die Fähigkeit der Sprache, kündend die unabwendbare Zukunft. Sie zu belauschen aber ist äußerst gefährlich, und die Sage erzählt von einem Horcher, der, im Stall verborgen, in dieser merkwürdigen Nacht die Gespräche seines Viehes belauschend, die Worte vernahm: „In drei Tagen fahren wir unseren Herrn zum Friedhof hin!“ — Und so geschah es. Der Schreck hatte den Lauscher getötet.

In fast noch höherem Ansehen steht das Osterfest. Die langen Wochen der Fastenzeit brachten ihm zwar manche kirchlich auferlegte Entbehrung, und die letzten Tage der Karwoche sahen ihn nicht nur des Tages in der Kirche, sondern sogar die Nächte brachte er am Grabe seines Heilandes bei ernstem Gebet und dem Gesange tieftrauriger, eigentümlich reizvoll melodisierter Lieder zu. Wenn aber noch in der dunklen Frühe des Ostersonntagmorgens das Halleluja des Priesters die Auferstehung des Herrn kündet, dann erblickt man einen langen Reiterzug, die Jünglinge des Dorfes, unter Vorantragung kirchlicher Fahnen die heimische Feldmark umwallen, mit hellschmetterndem Sange jubelnder Osterlieder dem Gedeihen der Feldfrüchte den Segen des Himmels erflehend.

Den pomphaftesten Charakter aller Festlichkeiten zeigt das Ablaßfest, das Patronatsfest der heimatlichen katholischen Kirche. Weit über die dörflichen Grenzen, ja über die Parochie hinaus schlägt es die festlichen Wellen. In feierlichen Prozessionen mit wehenden Fahnen und unter dem Schmettern der Musikklänge wallen die Gläubigen benachbarter Parochien zum Ablaßorte, wo sie mit vielstimmigem Glockenklange empfangen werden. Gellend erschallt die Stimme des Vorsängers, der den zu singenden Liedertext in kurzen Abschnitten vordeklamiert, worauf stets Chor und Musik brausend einsetzen. Der stille Dorfanger unweit der Kirche, sonst nur unbestrittener Tummelplatz friedlicher Gänse, Enten und Hühner, bietet heute ein gar buntes Leben. Aus dem benachbarten Städtchen sind Kaufleute, Händler und Krämer in großer Anzahl herbeigeeilt und haben hier eine lustige Zeltstadt gegründet. Hierher führt mit gönnerhaft schmunzelnder Miene der Bursche sein sich scheinbar sträubendes Schätzchen, ihm die Wahl überlassend unter den mächtigen Pfefferkuchenpaketen mit den sinnvollen Sprüchen, unter den Männern, Pferden und Herzen aus demselben süßen Material. Jener Hütejunge, dem zur Feier des Tages der gutgelaunte Dienstherr den blanken „Fünfböhmer“ (50 Pf.) gespendet hat, trachtet nach reellerem Genuß. Bald schlägt er die kräftigen Zähne in die appetitlich glänzende Wurst, die aus viel Graupe und wenigem Fleisch besteht. Eine saure Gurke beschließt das Göttermahl, dessen Kosten kaum einen Riß von 15 Pf. in seinen Vermögensbestand verursachen. Mit dem Reste aber, o wie reich, wie glücklich dünkt er sich da! — Dort aber, da mustert der sorgsame Hausvater mit Kennerblicken die langen Reihen der Schuhe und Stiefel, während die Blicke seiner trauten Ehehälfte festgebannt sind von der bunten Pracht ausgebreiteter Stoffe und Tücher. Das vorwitzige Söhnchen aber hat schon lange dem

glückverheißenden Rade zugeschielt, bis er mit plötzlichem Entschluß den mächtigen Zeiger in schnarrender Bewegung kreisen läßt, der ihm dann endlich nur weist, daß er — „ein Narr des Glücks“ ist. So erfüllt ein Wogen und Drängen, ein Markten und Feilschen das sonst so stille Dörfchen, als wäre es urplötzlich zur volkreichen, handelsbeflissenen Stadt geworden. Der nächste Morgen aber gibt ihm sein ursprüngliches Gepräge wieder.

So geteilt in „saure Wochen, frohe Feste“ schwindet dem Oberschlesier der Sommer dahin, und die Kirmeß (Kirchmeß, Kirchweihfest) eröffnet mit Tanzvergnügen und „Keilerei“, die in Anbetracht des leichtüberschäumenden Slavenblutes ziemlich programmmäßig zusammengehören, die Wintersaison, deren kurze Tage er meist auf der Dreschtenne zubringt, während die langen Abende dem Spinnen des selbstgebauten Flachses gewidmet sind. Dieser Arbeit suchen die jungen Dorfschönen möglichst angenehme Seiten abzugewinnen, indem sie sich am bestimmten Orte zum Spinnabende versammeln. Mit Eifer ist jede bestrebt, das aufgetragene Pensum möglichst bald zu erledigen. Die flackernd geheimnisvolle, behaglich anheimelnde Kienholzbeleuchtung auf dem Kamin ist trefflich geeignet, trauliche Erzählungen aufkommen zu lassen: schauerliche Märchen, düstere Sagen, abenteuerliche Zaubergeschichten — glutvoll farbenreiche Erzeugnisse einer blühenden Volksphantasie. Versiegt der Quell, dann greift man wohl zum Liede, um sich damit die Zeit zu kürzen. Bald aber erscheinen die Burschen des Dorfes, und ihre fröhlichen Scherze und übermütigen Neckereien machen es den mit ihrer Arbeit im Rückstand gebliebenen Mädchen gar schwer, ihrer Pflicht zu genügen. Wenn aber hierauf Geige und Harmonika lustig erklingen, dann schwingen sich bald die Paare im fröhlichen Reigen. Doch ist die poesievolle Spinnstubeneinrichtung stark im Absterben begriffen.

C. Luppa.

Schmuggel.

Haben wir so den Oberschlesier in seiner Harmlosigkeit kennen gelernt, so darf freilich nicht verschwiegen werden, daß unter seinen Stammesgenossen manche aufzuweisen sind, denen leider auch unangenehme Eigenschaften nicht abgesprochen werden können. Der Oberschlesier zeigt sich in seiner natürlichen Veranlagung meist pfiffig, listig, waghalsig und abenteuerlustig, was Wunder, daß diese Eigenschaften infolge großer Nähe der Grenze ihn zu einem Tun veranlassen, das nach dem Gesetz hart strafbar ist. Es ist der Schmuggel, der, in den meisten Grenzortschaften Oberschlesiens ziemlich schwungvoll betrieben, noch keinem dieser Wagehälse Glück, wohl aber vielen den wirtschaftlichen und moralischen Ruin gebracht hat. Gewinnsucht ist sicherlich nicht das einzige Motiv zu diesem lichtscheuen Tun; denn leicht wäre dann mancher dieser Unglücklichen von seinen schlimmen Wegen abzulenken, und wäre es durch nichts anderes als durch die Unmenge von Beispielen zerstörter Existenzen. Noch niemals nämlich sah man einen Schmuggler in jener Gegend reich werden, wohl aber hat mancher sein behagliches Heim nebst stattlichem Anwesen seiner unbezähmbaren Leidenschaft opfern müssen. Was den Oberschlesier nächtlings über die

Grenze treibt, dieselbe Gewalt ist's, die dem Wilderer die Schußwaffe in die Hand drückt, ihn blindlings mit sich fortreißend in Elend und Untergang, es ist die Leidenschaft, zu wagen, die Lust und Freude an der Gefahr. Erstaunlich und zugleich bedauerlich ist's, zu beobachten, welche Fülle von Kraft, Mut und Intelligenz da verschwendet wird, um einen Transport Rindvieh oder eine Herde Schwarzvieh für eigene oder fremde Rechnung, unbemerkt von den Augen der preußischen Grenzwächter, im heimischen Stalle zu sichern. Geradezu verblüffend wirkt oft das Erfindungstalent, mit dem immer wieder neue Mittel und Wege ersonnen werden, das wachsame Auge des Gesetzes zu täuschen. Vielfach mag es wohl auch gelingen; aber ein einziger mißglückter Fall verzehrt doppelt und dreifach den Gewinn aller früheren. Nicht allein, daß der gefangene Transport für ihn verloren geht, es folgen dem noch sehr empfindliche Geld- und Gefängnisstrafen, so daß wenige solcher Fälle genügen, den wirtschaftlichen Ruin des Täters herbeizuführen. Daß damit auch der moralische Niedergang Hand in Hand geht, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Trotzdem kann dreist behauptet werden, daß die Besserung eines Wilddiebes, eines Trunkenboldes oder eines Spielers in hundert Fällen eher gelingt als die Bekehrung eines Schmugglers; denn es gehört durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten, daß ein Schmuggler, aus monatelanger Haft entlassen, nicht zur Begrüßung von Frau und Kind seinem Heim zueilt, sondern zur Grenze strebt, um die nächste Nacht schon zur Befriedigung seiner Leidenschaft zu benutzen. Keine größere Wonne, kein größerer Stolz für ihn, als wenn er Gelegenheit findet, in einer ihn vor Strafe sichernden Weise dem Grenzer selber zu bekennen, wie oft er ihn schon genasführt habe.

C. Luppa.

Von drüben hinter der russischen Grenze.

Da kommen sie, wohl zwanzig an der Zahl, in regelrechtem Gänsemarsch, alle bartlos, hoch aufgeschossen und sehnig. Den Grenzfluß haben sie überschritten und eilen auf hartgetretenem Fußstege dem nahen Grenzstädtchen zu. Echte Söhne der Natur, übertreten sie manchen ihrer Grundsätze, zu deren Befolgung die Kultur wieder ermuntern muß. Bedeckt mit warmer Mütze, die für grimme Kälte vollständig ausreichen würde, gehen sie im rauhen Herbstwetter barfuß, die Regel vernachlässigend: Kopf kühl, Füße warm. Ein langschößiger Rock, kaftanähnlich, wie ihn Joseph, Jakobs Sohn, mag getragen haben, bildet ihr Oberkleid. Er ist von blauer Leinwand, wozu man selbst gesponnen, die man selbst gewebt hat. Jedes Kind grüßen diese polnischen Gardegestalten; das macht der Respekt vor dem Deutschtum, dem Deutschen Reiche, auf dessen Boden sie dahinschreiten. Es sind Schmuggler von jenseit der russischen Grenze. Bald sind sie am Ziele ihrer Reise und nehmen zuerst einen Imbiß ein. Es ist, als wollten sie frühere Zeiten mit ihrer ungenierten Einfachheit heraufbeschwören. Um den Stadtposeidon mit dem Dreizack lagern sie wie Wüstensöhne um den Oasenbrunnen und waschen den eben erstandenen Hering in seinem eigenen Element, um ihn mit trockenem Brote zu verzehren. Nun kommt das Hauptgeschäft: der Einkauf beginnt. Wir begleiten sie in die Schnittwarenhandlung,

die kein Spezialgeschäft ist und alles vorrätig hat, womit man seine Liebe schmückt. Der Geschäftsinhaber und Ellenhalter ist aber ein Wissender; er kennt seine Leute, kennt ihren Geschmack. Wohl weiß er, daß sie bunte Farben lieben. Der ernste polnische Mann wird zum willenlosen Modellgerüst. Seine Mütze oder sein Hut erhält durch die Kunst des Kaufmanns einen Aufsatz oder zwei, bestehend aus Hüten wie bei einem Klown, dem sein Partner im Zirkus bis zehn filzige Hochspitzer auf dem Kopfe aus der Ferne im Wurf über einander türmt. Ein wahrer Turban von Blumen, Schleifen und Bändern! Um Hals und Schultern schlingen sich ganze Ballen von Spitzen und ein vorgehaltener Spiegel gibt dem Träger ein Bild von der Herrlichkeit, in der bald seine Ehehälfte oder seine junge Liebe strahlen wird. So duftig diese Herrlichkeit nun ist, so schwer wird sie erkauft, und zwar mit kupfernen Kopeken, die großspurig den mächtig angeschwollenen Geldsack füllen, als wollten diese Leute die Zeit des eisernen Geldes in Sparta wiederholen. Da wird's heißen: Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber an Kupfer habe gebe ich dir. Die zweite Hauptstation bildet der Spezereiladen. Wódka (Spiritus) ist hier das, wonach der Sinn am meisten steht. Mächtige Ballons in Form von Schweinsblasen werden mit diesem für die Polen so köstlichen Naß gefüllt. So — um die Bürde leicht zu machen, damit sie bei Verfolgung am Grenzflusse nicht als Senkkörper dauernde Bekanntschaft mit dem Grunde mache. Vor Dämmerung treten sie den Heimweg an mit der Sehnsucht, daß kein Kosak sie entdecke, ihnen nicht den Einkauf raube oder durch das teure Naß sich in sel'gen Zustand versetze. Manchmal schreitet das Verderben sehr schnell. Eine solche Karawane kam einst „vor die rechte Schmiede", eine wirkliche Schmiede meines Heimatdorfes. Neugierig wurde der Jünger Vulkans umstanden, seine Kunst bewundert, als der schwarze Cyklop, da sie seine Bewegungen beim Radbeschlagen stören mochten, den Nichtsahnenden mit glühender Eisenspitze in die Blasen stach, um den schönen Trank seinen freien Lauf zu lassen. — Auf Schleichwegen gehen sie beflügelten Fußes den wohlbekannten Furten des tiefen, träge dahinfließenden Prosnaflusses zu. Mit Argusaugen prüfen sie die Ufer und das daran wachsende Gebüsch, ob hier das Verderben auf sie laure, der Grenzsoldat, dem wódka über alles geht. Die Begierde, mit gebranntem Wasser sich das selige Gefühl eines Schnapsrausches zu verschaffen, schärft sein Auge, spornt seine Aufmerksamkeit mehr, als die ihm auferlegte Pflicht es tut. Glücklich, wenn sie ihm entronnen und daheim die mitgebrachten Kostbarkeiten auskramen können. Aber wehe, wenn sie ertappt werden! Oft schleudern sie entsagungsfähig alles hin, um nur persönlich zu entwischen. Gelingt ihnen auch das nicht, so droht neben dem Verlust sämtlicher Einkäufe die koza (Gefängnis) der nächsten Stadt, wo der nacelnik (Landrat) seines vergeltenden Amtes waltet. Ob diese Schmuggler den Wiederverkauf betreiben, oder ob sie nur ihre eigenen Bedürfnisse auf dem Schmuggelwege befriedigen, habe ich nicht erfahren können. Das aber steht fest, daß sie den Wohlstand der Grenzstädte mehren. Schade, daß der Grenzkordon das produktive und gewerbfleißige Schlesien hindert, seine Erzeugnisse auf den großen Marktplatz des begehrenden Ostens zu bringen. Zum Schlusse muß ich noch eine Episode erzählen, die sich für immer meinem Gedächtnis eingeprägt hat. Es war Ende der

siebziger Jahre, als preußisches Militär an die Grenze geschickt wurde. So harmlos die geschilderten Schmuggler sonst sind, ein Trupp von ihnen ließ sich zum Necken unserer Soldaten verleiten, so daß es zu Feindseligkeiten kam. Aufgescheucht eilen einige Polen durch die Prosna auf russisches Gebiet. Ein deutsches „Halt" ertönt dreimal. Aber mehr vertrauend ihren Füßen, als die preußische Treffsicherheit fürchtend, leisten sie nicht Gehorsam. Es kracht. Sie eilen — der Fluß ist passiert. Einige Schritte weiter, da taumelt einer und sinkt hin — die andern entweichen. Da liegt er — mitten durch die Brust geschossen. Noch nie hat der Tod eine deutlichere Sprache zu mir gesprochen als beim Anblick dieses stattlichen Polen, an dessen fast blutloser Wunde eine Schar Fliegen sich versammelt hatte, die wir wegscheuchten.

Kaum gedacht, ward der Lust ein End' gemacht!

J. Koschmieder.

Versuche, Oberschlesien wieder zu polonisieren.

Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß seit einigen Jahren von gewisser Seite die eifrigsten Versuche gemacht werden, dem Oberschlesier ein polnisch-nationales Bewußtsein einzuflößen und leider nicht ganz ohne Erfolg. In Städten und Dörfern werden polnische Dilettanten-Theatervorstellungen aufgeführt, die durch polnische Theaterzettel angezeigt werden. Das oberschlesische Brautpaar versendet polnische Verlobungsanzeigen und Hochzeitseinladungen, nun, und welche Rolle die polnische Agitation in der Politik spielt, das zeigen die Reichstags- und Landtagswahlen zur Genüge. Dies alles ist das Werk der polnischen Presse, die in den letzten Jahren in Oberschlesien in geradezu erstaunlicher Weise emporgewuchert ist. Wo vor Jahrzehnten kaum zwei polnische Blätter ihr kümmerliches Dasein fristeten, zeigt sich heute eine bedeutende Anzahl polnischer Zeitungen lebensfähig.*)

Doch ist diese Erscheinung eine durchaus vorübergehende und gibt zu keinen ernsten Beunruhigungen Anlaß. Sie erklärt sich einzig und allein aus dem immer größer werdenden Lese- und Fortbildungsbedürfnis des Oberschlesiers, dessen Erweckung ein Verdienst der Germanisierung ist. Die Germanisierung ist aber noch nicht so weit gediehen, um dem Oberschlesier mit polnischer Muttersprache das Lesen und Verstehen einer deutschen Zeitung mühelos und dadurch auch genußreich zu machen. Im Laufe der

*) Es erscheinen gegenwärtig nach der amtlichen Postzeitungsliste folgende polnische Zeitungen in Oberschlesien: In Beuthen: „Dziennik Slązki" — „Swiatło" — „Katolik" — mit den Beilagen „Dzwonek", „Praca", „Rólnik", „Rodzina". In Königshütte: „Gazeta Katolicka" mit den Beilagen „Szkółka niedzielna" — „Gwiazda Górnoslązka" mit der Beilage „Domowy przyjacial". In Ratibor: „Nowiny Raciborskie" mit den Beilagen „Ognisko domowe", „Rólnik", „Praca". — „Postęp rólniczy". In Oppeln: „Gazeta Opolska" mit den Beilagen „Gość niedzielny", „Rólnik", „Praca". In Scharley: „Gwiazda Piekarska" — „Telegraf brukowy". In Neisse: „Pismo miesięczne Slązkiego związku włościańskiego".

Zeit wird auch dieser Mangel schwinden und damit der polnischen Agitation völlig der Boden entzogen werden.

Trotz seiner vorläufig polnischen Lektüre wird sich aber der Oberschlesier stets freuen, auch der deutschen Sprache mächtig zu sein. Sein Herz ist und bleibt deutsch. Nichts erfüllt ihn mit höherem Stolze als seine Zugehörigkeit zu Deutschland; niemanden verachtet er mehr als seinen Nachbar, den Russisch-Polen, und den ärgsten Schimpf, den man ihm zufügen kann, bewirkt die Bezeichnung „Pollake".

Wenn die oberschlesische Bevölkerung, in ihrem Selbstgefühl erstarkend, sich mancher Fessel entäußert, sich zu freiem, unbeeinflußtem Handeln emporrafft und auch ihren politischen Rechten und Pflichten unbevormundet und selbständig nachzukommen bestrebt ist, so ist das eben nur ein Beweis dafür, daß sie die Kraft und den Willen in sich fühlt, mit Hand anzulegen an der Völker Kulturarbeit.

C. Luppa.

Die Schlacht bei Pitschen.

Es handelt sich um eine Schlacht, von der die meisten Leser dieses Buches bisher nichts gewußt haben, von der die in unseren Schulen eingeführten Geschichtsbücher kaum etwas sagen, und doch war es tatsächlich eine Schlacht, nicht ein Gefecht oder Scharmützel. Es begegneten sich zwei Heere, und es handelte sich um einen bedeutenden Preis. Der Kampf spielte sich auf schlesischem Boden ab, und eine arme schlesische Stadt, die an dem Kampfe nicht beteiligt war und für keinen der beiden Kämpfenden Partei genommen hatte, mußte schwer büßen. Sie wurde vollständig ausgeplündert und eingeäschert, weil sich der eine der Kämpfer nach der Schlacht in ihre Mauern geflüchtet und hinter ihnen Zuflucht gesucht hatte. Stephan Batory, einer der besten Könige, den Polen gehabt hatte, war 1586 gestorben, und es entbrannte um den erledigten Thron ein furchtbarer Wahlkampf. Die Wähler umlagerten mit bewaffnetem Gefolge Warschau, und die Gesandten der fremden Mächte suchten durch Geld und Worte den ihnen genehmen Kandidaten auf den Thron zu bringen. Zuletzt gab es zwei solcher Kandidaten: 1) Sigismund, der Sohn des schwedischen Königs Johann und der Katharina, einer jagiellonischen, also polnischen Fürstin. Er war von seiner Mutter heimlich im katholischen Glauben erzogen worden; für ihn war die Partei und Familie der Zamojski tätig. 2) Maximilian von Österreich, von der Partei und Familie der Zborowskis unterstützt. Am 19. August 1587 wurde durch den Erzbischof von Posen Sigismund zum Könige proklamiert, und am 22. August durch den Erzbischof von Kiew Maximilian.

So kämpften also zwei polnische Könige um den Thron als Gegenkönige, anscheinend mit gleichem Recht, das bei Sigismund dadurch um ein weniges gestärkt wurde, daß er von dem anerkannten Primas von Polen, dem Erzbischof von Gnesen*), dem Interrex oder Wicekról zum Könige proklamiert worden war. Es konnten also

*) Noch heute nennen die Polen den Erzbischof von Posen und Gnesen Primas von Polen.

nur die Waffen entscheiden. Maximilian zog gegen die alte Krönungsstadt Krakau, fand aber zu sofortigem, kühnem Angriff nicht den Mut und zog sich nach einigen Verlusten in den Winkel des Kreuzburg-Pitschenschen Landes zurück, wo er sich sicher fühlte. Zamojski, ein schneidiger Heerführer und gelehrter Herr, übrigens Kronhetmann und Großkanzler von Polen, rückte ihm nach. Am 23. Januar 1588 um 23 Uhr kam Maximilian samt den Seinigen ermattet und erfroren in Pitschen an. Ein System von Prosnadämmen in der Nähe, das er hätte zur Verteidigung benutzen können, gab er töricht auf, stützte auch sein Heer nicht an die Stadt,



Georg Wilhelm, der letzte Piast.

Gezeichnet nach dem Bilde in der Kirche zu Karlsmarkt von Heinz Kölling.

sondern wagte am 24. Januar auf freiem Felde vor Pitschen die Schlacht. Vom Kreuzberge aus, auf dem Maximilian selbst während des Kampfes hielt, kann man sich seinen Verlauf noch heute ganz klar vorstellen, eines Kampfes, in dem Maximilians 5000 Mann, die gegen 12000 Gegner fochten, nach kurzem Ringen zurückgedrängt und bald in wilder Flucht in die Stadt zurückgeworfen wurden. Die bei weitem meisten waren in der Schlacht niedergemacht worden. Da an eine Verteidigung der Stadt nicht zu denken war, so ritt Maximilian am 25. Januar ins feindliche Lager, gab sich gefangen und ward nach dem Schloß Krasnostaw abgeführt.

Einer Deputation des Rates, die an diesem Tage vor Zamojski erschien, antwortete der Großkanzler auf ihre demütige Bitte um Schonung und Erbarmung:

„Obwohl der schlesischen Fürsten Kriegsvolk in der Spitze wider mich gestanden, dennoch fürchtet euch nicht; euer Leben schenke ich euch, ihr Kinder.“ Er schenkte ihnen zwar das Leben; aber nachdem die Stadt an diesem Tage Ruhe gehabt hatte und eine Deputation Zamojskis in die Stadt gekommen war und den Heer-Überresten Maximilians Habe, Waffen und den Eid abgenommen hatte, daß sie binnen vierzehn Tagen nicht wider die Krone Polens ein Schwert zücken wollten, und nachdem dieses Häuflein in jämmerlicher Verfassung entlassen und auf Namslau abgerückt war, begann erst das ganze Unglück der armen Stadt. Der Kanzler zog mit seinen vornehmen Herren ab und übergab den Polen, Kosaken und Tartaren die Stadt zur Plünderung. Nach anderen Berichten hat die Stadt noch in des Kanzlers Anwesenheit gebrannt, vor dem der Pastor Bartholomäus Bencke für seine Gemeinde einen Fußfall getan und dem gelehrten Herrn durch ein lateinisches Verslein so imponiert hat,*) daß er ihn durch Speise erquickte und ihm einige Goldgülden schenkte. Der arme Pastor sah schon während dieses gnädigen Empfanges in seinem Rücken die Stadt brennen, und die Kosaken nahmen ihm natürlich die Goldstücke ab, ehe er noch heimkam. Bei der Plünderung der Stadt hatte der Bürgermeister Martinus Waldrzyk und sein Stadtschreiber Johannes Mączka am meisten zu leiden. Es brannte die ganze Stadt ab, und nur die Wartürme und Mauern blieben stehen. Verschont blieb vom Feuer wunderbarer Weise nur die gewaltige Kirche; aber auch sie wurde ausgeplündert, wie wir denn noch heute an dem Epithaphium des ersten evangelischen Geistlichen, Albertus Opala († 1566) die Spuren der Säbelhiebe von Polen und Tartaren aus jener Plünderung von 1588 sehen. Als im Jahre 1888 die dreihundertjährige Gedenkfeier der Schlacht begangen wurde, da konnten wir zu demselben Fenster des Turmes am deutschen Tore eine weiße Fahne heraushängen, durch das sie 1588 hinausgesteckt worden war.



Johann von Zamojski vor den Toren Pitschens.

Nach dem Warschauer Lichtdruck des Gemäldes von Jan Matejko, gez. von Heinz Kölling.

In den Tagen vom 24.—27. Januar jenes Jahres erlitten Pitschen und sein Weichbild einen Schaden von 168 392 Talern, die Stadt allein einen solchen von 27 384 Talern 83 Groschen.

*) Hostis es an hospes? nam quis te dixerit hostem, qui patrio victos victor amore colis?

H. Kölling.

Industriebezirk.

Von Fuhland-Königshütte.

a. Umschau vom Redenberge.

Einen Wald hoher Schornsteine sieht man vom Redenberge bei Königshütte an der Nordseite vor sich. So weit das Auge reicht, von links nach rechts und bis zum Horizonte, erblickt man Schlote. Ihnen entqualmen Rauch- und Dampfwolken; überall Qualm und Dunst. Ein gelinder Schrecken erfaßt beim Anblicke dieser rauch-erfüllten Luft den, der aus Schlesiens Gebirgen mit ihrer himmlisch reinen Luft kommt, und er wundert sich, daß wir in einer solchen Atmosphäre leben können,



Königshütte und der Redenberg mit seinen Parkanlagen.
Nach einer Original-Aufnahme von Steckel in Königshütte.

daß diese Luft unser Lungenbrot sein soll. Allerdings ist für organische Wesen eine solche Luft nicht gerade lebenfördernd; das merken wir an der Pflanzenwelt des Industriebezirkes. Von Obst kommt hier fast nur die Birne fort, weil die Blätter des Birnbaumes so glatt sind, daß Staub, Ruß und andere feste Gemengsel der Luft nicht so leicht an ihnen haften. Kommt Regen, so wäscht er sie schnell rein und alle Poren stehen offen; die Lungen dieses Baumes können also ungestört weiter atmen, und die Birnbäume gedeihen in Holz und Frucht. In der Nähe der Zinkhütten stirbt der Wald ab, und auch der übrige Pflanzenwuchs leidet. Ganz besonders empfindlich gegen die Gas- und Rauchmassen des Industriebezirks zeigen sich die Nadelbäume, und während sie sonst bezüglich des Bodens am genügsamsten sind, beanspruchen sie zu gedeihlichem

Wachstum reinste Luft. Als man vor etwa zwanzig Jahren anfing, Zink aus schwefelhaltigen Erzen zu gewinnen, wurden die Verwaltungen derartiger Hüttenbetriebe angewiesen, sehr hohe Schornsteine zu errichten, damit die entweichenden schwefeligen Säuren in höhere Luftschichten geleitet würden, wo sie nicht mehr schaden können. Zwei dieser Schornsteine mußten 100 m hoch aufgeführt werden. Man kann diese beiden Riesen unter den Schloten vom Redenberge aus sehen: dort im Südwesten bei Antonienhütte und im Osten bei Hohenlohehütte. „Sie bilden heutigen Tages die weithin sichtbaren Signale der hygienischen Technik." Sonst ist es mit der Schädlichkeit unserer Atmosphäre nicht so schlimm, wie es beim ersten Blicke aussieht. Weil der Industriebezirk größtenteils hochgelegen und allen Windrichtungen ausgesetzt ist, weil ferner durch die unzähligen großen und kleinen Feuerstätten fortwährend eine Unmasse erhitzter Luft in die Höhe steigt, haben wir Luftzug und Wind das ganze Jahr hindurch, und sie entführen die schädlichen Luftarten. Ärztliche Statistiken haben sogar behauptet, daß hier die tuberkulöse Lungenschwindsucht seltener auftrete als anderswo. Bei der großen Menge des in den Rauchmassen enthaltenen Kreosots, das ja bei Fleisch erhaltend wirkt, könnte das wohl möglich sein. Dagegen ist bei katarrhalischen und asthmatischen Erkrankungen unsere Luft nicht günstig.

Ein der Meeresbrandung ähnliches ununterbrochenes Getöse schlägt an unser Ohr. Von überallher hören wir zischen, fauchen, brausen, pfeifen, stampfen, dröhnen. Hier vor uns liegt der Hauptherd dieses Getöses: die Königshütte, und ringsherum sind andere große Betriebsstätten gelagert. Hier hören wir Oberschlesien bei seiner Arbeit in Hütten und Gruben. Unaufhörlich tätig Tag und Nacht, wie der Pulsschlag unseres Herzens, ist hier die Industrie. Nur der Feiertag gebietet darin Halt. Von den dreißig Ortschaften, die man vom Redenberge aus sehen kann, haben die meisten, besonders die nach Nord, West und Ost gelegenen, nur geringe Entfernung von einander. Du hast, lieber Leser, eben eine der bevölkertsten Gegenden Deutschlands vor dir. Hier im Kreise Beuthen wohnen auf dem Quadratkilometer fast 1500 Menschen. Nach einer nicht zu langen Reihe von Jahren dürfte der Fall eintreten, daß die Hauptorte alle mit einander zusammenhängen, und wenn die jetzt vorhandenen größeren Lücken zwischen Myslowitz und Schoppinitz, sowie zwischen Gleiwitz und Zabrze geschlossen sein werden, dann wird man von Myslowitz im Südosten bis Gleiwitz im Westen fünf Meilen lang ununterbrochen durch Ortschaften wandern können. Doch ich will lieber sagen: fahren können; denn der Oberschlesier des Industriebezirkes hat es nicht notwendig, durch den Staub der Straßen und den Rauch der Luft langsam zu Fuß zu wandern. Ihm stehen von Ort zu Ort genugsam billige Verkehrsmittel zur Verfügung, in erster Linie die Hauptader des Verkehrs, die Oberschlesische Eisenbahn mit ihren gegen achtzig täglich verkehrenden Personen- und Güterzügen. Dort am Südfuße dieser Höhen zieht sie vorüber. Fast sechzig Jahre schon trägt diese Straße die Güter Oberschlesiens auf den Weltmarkt. Am 31. Oktober 1845 kam der erste Personenzug auf dem Bahnhofe Schwientochlowitz, damals „Station Königshütte" genannt, an. Sodann ist zu nennen die elektrische Straßenbahn, die die Industrieorte Gleiwitz, Zabrze, Zaborze, Ruda, Borsigwerk, Morgenroth, Friedenshütte, Antonienhütte, Godullahütte, Lipine, Schwientochlowitz, Kattowitz, Myslowitz, Königshütte,

Laurahütte, Beuthen, Scharley, Piekar mit einander verbindet und stündliche bezw. halbstündliche Fahrten von Ort zu Ort ermöglicht. Und endlich besteht zwischen mehreren Orten noch Omnibus-Verbindung.

Wir haben bis jetzt unseren Blick nach der nördlichen Seite der Gegend gerichtet. Gehen wir um die kleine Parkanlage des Redenberges herum und sehen nach Süden, so haben wir ein ganz anderes Bild vor uns. Wohl erblickt man auch hier noch einige Betriebsstätten der Industrie, die wie ein Gürtel den Redenberg umschließen: auf der rechten Flanke Schwientochlowitz, auf der linken Kattowitz und als verbindende Glieder zwischen diesen beiden Orten von links nach rechts Kleophasgrube, Bismarckhütte und Rütgers Teerfabrik. Dennoch tritt hier die Industrie zurück, und nur wenige Ortschaften liegen vor uns. In der abwechselungsreichen Hügellandschaft erquicken wohlbestellte Felder und grüne Wiesen, ausgedehnte Wälder und in der Ferne blaue Berge das Auge. Nördlich vom Redenberge zeigt sich Oberschlesien von seiner industriellen, südlich von seiner landwirtschaftlichen Seite. Dort sind die Atmosphäre und der Horizont dunkel und dunstig, hier bei südlichen Winden hell und rein. Schön sieht hier das Land aus. So anmutig und belebt ist nun der ganze Industriebezirk freilich nicht. Die öden Schutthalden voll tauben Gesteins, die die Begleiter der Steinkohlengruben sind; die ausgedehnten Schlacken- und Aschenhaufen, die in der Nachbarschaft der Eisen- und Zinkhütten lagern; die Bruchfelder, die überall, wo der Kohlenbergbau die Erde unterwühlt und ausgehöhlt hat, entstehen, und wo wegen der Gefahr des Einsinkens nichts mehr angebaut wird; die Brandfelder, die öde und verwüstet liegen, weil unter ihnen Kohlenlager in Brand geraten sind und fortwährend weiter brennen: sie geben stellenweise dem Industriebezirke ein trauriges, ödes Aussehen. Aber wenn man bedenkt, daß jene Gegenden durch die vielen unterirdischen Schätze so wertvoll gewesen sind, also ihre Schuldigkeit redlich getan haben, dann ist man mit dem Anblicke auch der trostlosesten Örtlichkeit einigermaßen versöhnt. Das sind, wie gesagt, auch nur einzelne Stellen. Bestellte Felder und frische Grasflächen sind in und bei jeder Ortschaft zu finden, und im Frühlinge, wenn Mutter Natur alles verjüngt, zieht auch der traurigste Ort ein frischgrünes Kleid an, um dem Menschen zu gefallen.

Die Bodenmischung der Ackerkrume ist hier nicht so schlecht, wie manche Schilderungen Oberschlesiens behauptet haben, und die Weizen-, Roggen-, Gerste-, Hafer-, Kraut- und Kleefelder, die man in der Umgebung des Redenberges sehen kann, widerlegen die Behauptung, als seien im Industriebezirke nur notdürftig wachsendes Heidekorn und Kartoffeln anzutreffen. Freilich steht der landwirtschaftliche Betrieb weit hinter der Industrie zurück. Im Kreise Beuthen beschäftigen sich zehnmal so viel Leute mit Gewerbe als mit Landwirtschaft. In den anderen Kreisen, die wir vom Redenberge aus sehen können, wird das Verhältnis zu gunsten der Landwirtschaft verschoben.

In einer kleinen Stunde können wir jene Wälder dort im Süden erreichen, die sich in schier unendlichen Linien und Terrassen weiter nach Süden zu bis an die Grenze Schlesiens hinziehen. Es sind mächtige Forsten, belebt von mancherlei Wild. In den großen Wäldern um Pleß, fünf Meilen von unserem Standorte, die dem Fürsten von Pleß, dem Herrn von Fürstenstein bei Salzbrunn, gehören, wird ein

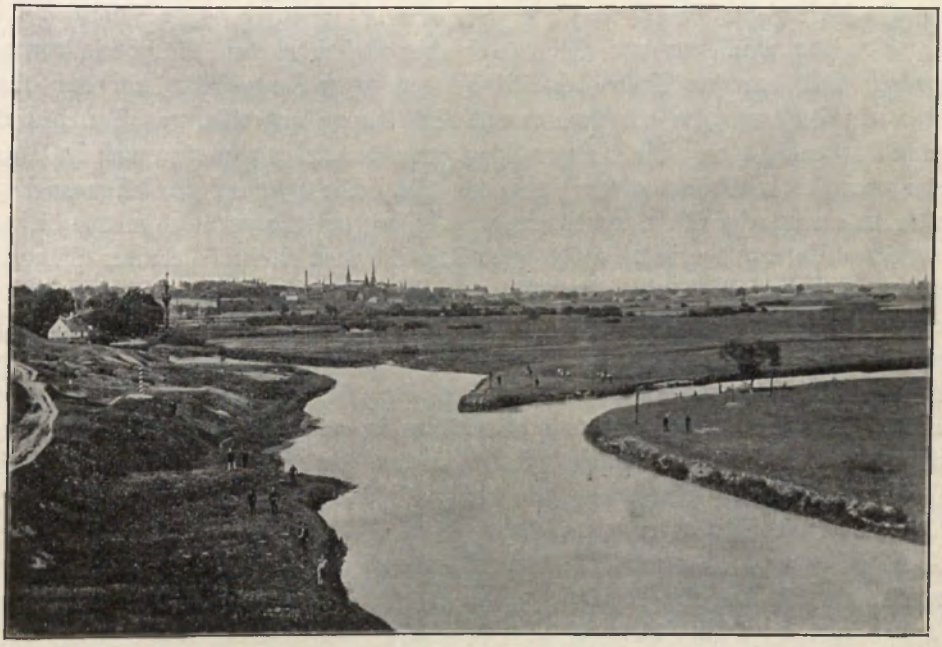
reicher Stand von Rehen und Hirschen gehegt; auch Wildschweine durchbrechen dort grunzend das Waldesdickicht, und in einem kleinen, sorgsam bewachten Gehege kann man sogar einige Auerochsen, ein Geschenk des russischen Kaisers, sehen. Ein kleines Wäldchen kommt von Osten ganz nahe an den Redenberg heran; es ist der Chorzower Wald, der seiner gänzlichen Abholzung entgegensieht. Ein gleiches Schicksal erfahren die nur noch dürftigen Waldbestände, die den Namen Schwarzwald dort im Westen zwischen Antonienhütte, Friedenshütte und Morgenrot führen. Die Fichten können dort stellenweise nicht höher als das Knieholz werden und sind schwarz und verkümmert. Der Wald ist den Zinkhütten zum Opfer gefallen. Beuthen besitzt jetzt noch einen sehr schönen Wald, dreiviertel Stunden nordwestlich auf Tarnowitz zu gelegen, den sogenannten Dombrowaer Stadtwald. An diesen grenzt nach Südwesten der herrliche Miechowitzer Wald, eine Perle der Forstkultur, das Eigentum des Herrn von Tiele-Winkler. Diesen Wäldern haben Rauch und Dunst des Industriebezirkes noch nichts von ihrer Frische und Kraft nehmen können. Im Norden, hinter den Höhen, auf denen wir die Türme des Wallfahrtsortes Deutsch-Piekar liegen sehen, beginnen die Wälder der Herrschaft Neudeck; sie ziehen sich mit anderen zusammen hinter Neudeck und Tarnowitz meilenweit an der Grenze hin bis in die Gegend von Lublinitz. So ist also unser Bild fast ringsum von schönen und mächtigen Wäldern umrahmt, von Wäldern, die uns im Rauch und Dunst lebenden Bewohnern des Industriebezirkes mit ozonreicher Lebensluft versorgen und uns landschaftlich schöne Punkte zur Erholung bieten.

---

b. Die Dreikaiserecke.

Wenn unser Redenberg auch nicht hoch ist, so sehen wir von ihm doch in drei Kaiserreiche hinein. Jener Berg im Nordosten mit dem Kirchlein auf seinem Gipfel ist der Grodzietzberg in Rußland, und die Höhenzüge, die sich links und rechts ihm anschließen, sind mit ihren Ortschaften alle russisch. Nur eine Meile brauchen wir zu gehen, um dort hinter Laurahütte die bewaffneten Männer zu sehen, die die Grenze des mächtigen russischen Reiches bewachen. Nur diese kleine Spanne Raum trennt uns von der Linie, die europäische Kultur und asiatische Barbarei scheidet. Doch so schlimm ist es dort über dem Grenzflusse der Brinitza nicht, wie man sichs gewöhnlich vorstellt. Schon der aufsteigende Rauch und Dampf, sowie die vielen Schlote, die wir im Lande des östlichen Nachbarn erblicken, verraten, daß auch dort Industrie besteht, und wenn wir, mit einem Halbpasse versehen, mit der Bahn über Kattowitz nach Sosnowitz in Rußland reisen, werden wir gewahr, daß es sich auch dort leben läßt — sofern man den Rubel rollen lassen kann. Wenden wir den Blick nach Süden, so sehen wir bei klarem Wetter die blauen Berge Österreichs, die Beskiden. Als höchster, mächtiger Berg liegt vor uns die Babiagóra, die unsere Riesenkoppe noch um 100 m überragt. Rechts davon gewahren wir die Bielitzer Berge, und ganz im Südwesten, von ihnen weit entfernt, ragt die Lissahora bei Teschen empor. Wenn ganz klares Wetter ist, z. B. an kühlen,

trockenen Herbsttagen, sehen wir im Südosten, weit, weit über Kattowitz den alpinen Gebirgsstock der Hohen Tatra mit ihren schneebedeckten Gipfeln und Zinken herüberleuchten und grüßen. Nicht vergeblich ist dieses Leuchten und Grüßen der schönen österreichischen Berge; denn wenn der Sommer kommt, lenkt mancher Oberschlesier seinen Wanderstab dorthin und pilgert immer wieder gern nach dem heiter-gemütlichen, freundlich-schönen Österreich. — Die drei Kaiserreiche Deutschland, Rußland und Österreich stoßen bei Myslowitz, nur zwei Stunden von uns entfernt, zusammen. Dieser merkwürdige geographische Ort, die einzige Stelle, wo die drei mächtigsten, an



Deutschland. Rußland. Österreich.

Die Dreikaiserecke.

Nach einer Original-Photographie von J. Tschentscher in Königshütte.

Macht und Einfluß ebenbürtigen Staaten Europas sich berühren, wird „Dreikaiserecke" genannt. Sie ist deutlich erkennbar als der Punkt, wo die schwarze und die weiße Przemsa zusammenfließen. (Auf dem Bilde ist der Winkel zwischen den beiden Flüssen russisch; rechts ist österreichisches, links deutsches Gebiet.) Die „Dreikaiserecke" ist auch landschaftlich nicht ohne Reiz, und manche Sonntagsausflügler wählen sie als Ziel. Königshütte sendet seine Wasser auch dorthin; denn die Abflüsse aus den königlichen Schächten am Fuße des Redenberges nehmen ihren Weg nach Südosten in die Brinitza, aus ihr in die Przemsa und mit dieser endlich in die Weichsel. Dagegen fließen die Wasser, die zwischen Königshütte und Beuthen und um Beuthen entspringen, nach Westen zur Klodnitz und mit ihr zur Oder. Der Redenberg gehört demnach zu der Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel.

c. Entstehung der unterirdischen Schätze Oberschlesiens.

Der Redenberg liegt so recht im Mittelpunkte des oberschlesischen Industriebezirkes, im wichtigsten Teile des Bergbaues und Hüttenbetriebes. Die Steinkohlen und Erze, die in dieser Gegend tief unter unseren Füßen in der Erde eingebettet liegen, haben den oberschlesischen Industriebezirk dazu gemacht, was er heute ist: ein Gebiet deutschen Gewerbefleißes, eine Quelle volkswirtschaftlicher Wohlfahrt und ein Vorposten und Träger deutscher Bildung. Werfen wir einen Blick auf die Zusammensetzung und Entstehung der Erdschichten, die unter uns lagern und sich bis in große Tiefe ziehen.

Vor den Millionen von Jahren, die der Geschichte der Menschheit vorangegangen sind, war an Stelle des schlesisch-polnischen Landrückens, auf dem wir stehen, ein Tiefland, das, mit Mooren und Schilfbarren angefüllt, von Farren und Palmen bestanden war. Ein üppiger Pflanzenwuchs, wie er jetzt etwa noch im Tale des oberen Nil in Afrika vorkommt, herrschte hier. Die abgestorbenen Pflanzenleiber sanken in die moorige Tiefe, und immer neue Pflanzengeschlechter wuchsen aus diesem fruchtbarem Untergrunde in die Höhe. Als diese Schichten toter und lebender Pflanzen an den tiefsten Stellen viel über 100 m mächtig waren, brachen aus den östlich gelegenen Gegenden große Wasserfluten in das Tiefland. Sie führten Sand- und Schlammmassen mit sich und bedeckten die Pflanzenwelt der Tiefe mit ihren Erdschichten. Durch gewaltigen Druck wurden die Pflanzen zusammengepreßt und verkohlten langsam. Doch an den sich im Osten in die Höhe ziehenden Hochrändern dieser Niederung gediehen ähnliche Pflanzen weiter fort und bewirkten, nachdem die Wasser verschwunden waren, auf den hohen Schlamm- und Erdschichten das Aufwachsen und Gedeihen einer ausgedehnten neuen Pflanzendecke, die sich nun in derselben Weise wie die versunkene bildete. Doch nach anderen Tausenden von Jahren erreichte auch sie dasselbe Schicksal; wieder ergossen sich durch die Täler des hohen Randgebirges im Osten schlammige Wasserfluten in die Niederung und begruben auch die zweite Pflanzenwelt unter sich. Diese Vorgänge wiederholten sich im Laufe der Zeiten mehrmals. Die zusammengepreßten Pflanzenschichten sind unsere Steinkohlenflöze, die an den ergiebigsten Stellen bis 20 m mächtig sind, und die sie bedeckenden Sand- und Schlammschichten sind die heute zwischen den Flözen befindlichen Steinlager. Die üppige Pflanzenwelt hörte endlich ganz auf zu gedeihen; mächtigere Fluten, in denen Kalk aufgelöst war, überschwemmten die ganze Gegend. Der Kalkschlamm setzte sich in ungeheuren Massen zu Boden und erstarrte zu einer dichten Masse. Über 200 m tief waren diese Kalkschichten an manchen Stellen. Der fünfte Schöpfungstag brach an: Tiere in Muschel- und Schneckenhäusern bewohnten diese kalkbringenden Fluten. Ihre Schalen findet man heute noch in den Kalksteinbrüchen bei Chorzow und Michalkowitz. Alle diese Schichtungen und Ablagerungen blieben aber nicht Jahrtausende lang so still und schön wagerecht liegen, sondern die immer und immer wieder zeitweise auftretenden Erderschütterungen, Hebungen und Senkungen veränderten die Lage, zerbrachen auch an vielen Stellen die Schichtungen. Da geschah etwas Merkwürdiges: aus der Tiefe des Erdinnern brachen, von unsichtbaren

Gewalten getrieben, Quellen durch die vorhandenen Schichten und drangen bis in die oberen Lager des Muschelkalkes. Solche Quellen führten ungeheure Mengen aufgelöster Metallsalze mit sich. Sie durchtränkten und zersetzten die Gestein- und Erdschichten und bildeten mit ihnen zusammen wieder neue Mineralien: Erze. So entstanden die mächtigen Blei-, Zink- und Eisenerzlager Oberschlesiens, die in der sogenannten Beuthen-Tarnowitzer Erzmulde abgelagert sind. Bei der Entstehung und Ablagerung der Erdschichten unter dem oberschlesischen Industriebezirke haben alle Wärmegrade mitgeholfen: in tropischer Glut gediehen jene Pflanzen, die uns die Steinkohlen schufen. Siedendheiß mochten wohl die Fluten gewesen sein, die wie der Karlsbader Sprudel, aufgelöste Kalke enthielten. Nach den Bildungen des Muschelkalkes und der Erze traten Eiszeiten auf, und Gletscher bildeten sich in den Tälern. Dort am Südfuße des Redenberges, im Zalenzer Tale, haben einst mächtige Gletscher gelegen und bei ihrem Hinabgleiten von den schon vorhandenen Erdschichten Teile abgerissen. Diese mitgeführten Trümmer und Steinbrocken haben die Gletscher in große Haufen, Moränen, zusammengeschüttet. Beim Abteufen der im Zalenzer Tale liegenden Kleophasgrube hat man in der Tiefe von 40 und 56 m eine solche Moräne und eine andere noch näher der Oberfläche gefunden. Ja die Erde ist ein gewissenhafter Schreiber ihrer eigenen Geschichte; sie hat aus allen Zeitaltern Überreste aufgehoben. Aus jener fernen Zeit hat sie sogar noch Eis aufbewahrt, und wer dies betrachten will, der reise nach der Hohen Tatra. Dort ist in dem diesem Zuge südlich vorgelagerten Liptauer Gebirge vor mehreren Jahren die Dobschauer Eishöhle entdeckt worden, in der ganze Gewölbe, Gänge, Säulen, Wände aus Ureis bestehen. Später wieder nach Tausenden von Jahren, überflutete ein unruhiges Meer unsere Gegend. Es hat aber nicht wie die früheren neue Erdschichten gebildet, sondern es hat die schon vorhandenen Ablagerungen an vielen Stellen ausgewaschen, zerrissen, weggeschweift. Nur die Höhen der Tarnowitzer Hochfläche, zu denen der Redenberg gehört, blieben stehen und wurden in den jüngeren Jahrtausenden mit weichem Lehm, Sand und dergleichen neueren Bildungen bedeckt, worauf endlich in der Zeit der Ruhe ein neues, unser gegenwärtiges Pflanzen-, Tier- und Menschenleben sich entwickeln konnte. — Ein gütiges Geschick hat hier die drei wichtigsten Mineralien zu einer Trias vereinigt: Steinkohle, Kalk und Erze. Ohne diese Dreieinigkeit gäbe es kein industrielles Oberschlesien. Die Grundlage aber ist die Steinkohle. „Sie verleiht der Industrie den wärmenden Pulsschlag, haucht ihr erst rechtes Leben ein.“ Das Steinkohlengebiet in seiner ganzen Ausdehnung über Oberschlesien, Galizien und das frühere Polen umfaßt gegen hundert Quadratmeilen. Von diesem ganzen Gebiete entfällt ungefähr $^1/_{11}$ auf Rußland, $^2/_{11}$ auf Österreich und $^8/_{11}$ auf Oberschlesien. Aber der wichtigste, bei weitem ergiebigste Strich der Steinkohle ist der, auf dem unser Redenberg liegt, ein Strich, der sich von Zabrze im Westen über Königshütte bis nach Myslowitz im Südosten hinzieht. Der Redenberg liegt also auch in dieser Hinsicht in der Mitte des Industriebezirkes. Den geschichtlichen Mittelpunkt dieser Gegend jedoch bildet Beuthen.

d. Ein Stück oberschlesischer Geschichte.

In der Zeit, da Schlesien noch zum Großfürstentum Polen gehörte, soll der Polenfürst Boleslaw der Kühne um das Jahr 1020 an der Stelle des heutigen Beuthen ein Jagdschloß errichtet haben. Öffentlich erwähnt wird die Stadt zum ersten Male in einer Urkunde des Papstes Gregor IX. vom Jahre 1229. Damals führte sie den polnischen Namen Bitum, der auch heute noch im Munde der polnisch redenden Oberschlesier geführt wird. Das war also damals, als Schlesien schon von selbständigen Piastenherzögen segensreich regiert wurde. In jener Zeit wurde besonders von Liegnitz aus durch den Herzog Heinrich den Bärtigen deutscher Sprache, Gesittung und Bewirtschaftung ein solcher Eingang in dem vorher ganz polnischen Schlesien verschafft, daß am Ende des dreizehnten Jahrhunderts fast ganz Schlesien, auch Oberschlesien, deutsch war. Im Jahre 1254 erhielt die Stadt Beuthen und 1257 das Dorf Chorzow deutsches Recht. Schon vor dieser Zeit hatte man zwischen Tarnowitz und Beuthen beim Ackerbau in der Erde silberhaltige Bleierze gefunden. Nach ihnen wurde nun eifrigst gegraben. Die Piastenherzöge unterstützten diesen Bergbau sehr. Er erstreckte sich aber nicht nach der Tiefe, sondern beschäftigte sich nur mit der Oberfläche.

Liegnitz war 1241 zum zweiten Male für ganz Schlesien wichtig geworden insofern, als es die feste Burg war, vor der die wilden Horden der Mongolen zurückprallten und umkehrten, so daß wenigstens nicht ganz Schlesien zur Wüste gemacht wurde.

Den Anstoß zu einer ganz bedeutenden Wendung in der Geschichte Schlesiens gab der Herzog Kasimir II. von Oppeln und Beuthen, indem er der erste schlesische Piastenfürst war, der, um sich gegen die Eingriffe Großpolens zu schützen, 1289 ein Lehnsmann des Böhmenkönigs wurde. Seinem Beispiele folgten bald die übrigen Piasten Schlesiens. So kam ganz Schlesien unter die Oberhoheit von Böhmen. Dieser Vorgang war insofern wichtig, als Schlesien immer mehr dem Einflusse Polens entzogen wurde und in inniger Verbindung mit dem Deutschtum blieb.

Im Jahre 1537 wurde Liegnitz zum dritten Male wichtig für Schlesien, da der dortige damalige Piastenherzog Friedrich II. mit Genehmigung seines Lehnsherrn, des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn, mit dem Kurfürsten von Brandenburg jenen berühmten Erbvertrag schloß, kraft dessen nach einem etwaigen Aussterben der Liegnitzer Piastenfamilie die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an Kur-Brandenburg fallen sollten, ein Vertrag, den der König Friedrich II. von Preußen zur Grundlage seiner Ansprüche auf Schlesien gemacht hat. Vor jener Erbverbrüderung, infolge deren also Schlesien später in den Besitz der Hohenzollern überging, ist aber unsere Gegend hier schon einmal in Besitz und Verwaltung eines Hohenzollern gewesen: der Markgraf Georg von Brandenburg, der Herr von Ansbach und Bayreuth, sowie auch von Jägerndorf, nahm 1526 die Stadt Beuthen und Umgegend von dem Herzoge von Oppeln in Pfandbesitz. Es geschah dies also in demselben Jahre, als Schlesien in österreichische Herrschaft überging. Im Jahre 1532 übernahm der Markgraf Georg dies Gebiet erb- und eigentümlich. Schon 1525 waren der Markgraf

Georg, sein Bruder Albrecht, der Hochmeister der Deutschritter, und sein Schwager Friedrich II. von Liegnitz als Gäste in der Stadt Beuthen gewesen. Hier hatte Albrecht so lange verweilt, bis sein Bruder Georg als sein Anwalt mit dem Polenkönige in Krakau jenen Vertrag abgeschlossen hatte, wonach das bisherige Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum umgewandelt und Albrecht dessen Herzog werden sollte unter der Bedingung, daß er die Lehnsoberhoheit des Polenkönigs über Preußen anerkennen wolle. Bekanntlich hatte Luther dem Hochmeister Albrecht diesen Rat gegeben. In Beuthen hatte Albrecht den Wortlaut jenes Vertrages erfahren, hier hatte er sich entschlossen, ihn anzunehmen; er unterzeichnete ihn später in Krakau. Unter der Verwaltung des Hohenzollern Georg von Brandenburg brachen für Beuthen und seine Umgegend, zu der auch Tarnowitz gehörte, Zeiten wirtschaftlicher Besserung, allgemeiner Ordnung und Stetigkeit an; besonders der Bergbau erfreute sich sorgsamer Pflege. Der alte Bergort Tarnowitz wurde als Stadt neu begründet und hier die erste Bergfreiheit von Markgraf Georg urkundlich erteilt. Aus seinen fränkischen Besitzungen berief er Beamte und Bergleute und gab 1528 die erste Bergordnung. Unter diesem Fürsten, der zur evangelischen Kirche übertrat, sind viele Evangelische in die hiesige Gegend gekommen. Im Jahre 1531 wurde in Tarnowitz die erste evangelische Kirche Oberschlesiens errichtet. Die Reformation hatte hier später so viele Anhänger, daß 1629 evangelische Kirchen auch in Beuthen, Zyglin, Radzionkau, Piekar, Miechowitz, Mikultschütz, Repten, Paniow und Bielschowitz waren. Von ihnen bestehen heute nur noch die zu Tarnowitz und Beuthen. Doch sind in neuerer Zeit dazugekommen die evangelischen Kirchen in Myslowitz, Nikolai, Kattowitz, Laurahütte, Königshütte, Zabrze, Borsigwerk, Rybnik und die Bethäuser in Lipine und Antonienhütte. Bedeutend zahlreicher sind natürlich die katholischen Kirchen, von denen fast jeder größere Ort des Industriebezirkes eine hat. Tarnowitz wurde unter dem Markgrafen Georg größer als Beuthen, und bald drehte sich alles bergmännische Tun und Treiben um diese Stadt.

Fast hundert Jahre verblieb die Herrschaft Beuthen in den Händen der Hohenzollern. Als aber 1621 der Markgraf Johann Georg wegen seiner Anteilnahme an der evangelischen Bewegung von Kaiser Ferdinand II. mit der Acht belegt und seiner schlesischen Besitzungen, zu denen auch die Herrschaft Oderberg gekommen war, verlustig erklärt wurde, kam das Gebiet Beuthen als Entgelt für große, dem Kaiser geliehene Geldsummen an den Freiherrn Lazarus I. Henckel von Donnersmarck. Die Nachkommen dieses reichen Adeligen sind heute noch angesessene Großgrundbesitzer unserer Gegend, haben sich aber in zwei Linien gespalten: die evangelische Linie mit dem Stammschlosse Neudeck und die katholische Linie mit dem Stammschlosse Naklo. Beide Orte liegen in der Nähe von Tarnowitz. Traurige Zeiten machten nach diesem Besitzwechsel diese Ortschaften durch, einmal wegen der Streitigkeiten zwischen Herrschaft und Eingesessenen, das andere Mal wegen des schrecklichen Dreißigjährigen Krieges, dessen Wogenbrandung auch hier am Ende des Deutschen Reiches fühlbar wurde.

Eine geschichtliche Denkwürdigkeit für die hiesige Gegend ereignete sich im Jahre 1683, als die Türken vor Wien rückten und bedrohlich an die Pforten des Deutschen Reiches pochten. Der Polenkönig Johann Sobiesky zog mit seinen Scharen dem bedrängten Wien zu Hülfe. Er überschritt nordöstlich von Beuthen die polnische

Grenze und kam nach Piekar, um in der dortigen Kirche bei dem weit und breit berühmten Muttergottesbilde Hülfe für seinen Kriegszug zu erflehen. Er hat mit seinem tapferen Heere dann bei Wien auch die glückliche Entscheidung herbeigeführt und geholfen, die Türken zu vertreiben. In dieselbe Kirche zu Piekar kam dreizehn Jahre später der Kurfürst Friedrich August von Sachsen auf seinem Zuge nach Polen. Ihm war die polnische Königskrone zugesichert worden unter der Bedingung, daß er seinen evangelischen Glauben verleugne und zur katholischen Kirche übertrete. In Piekar legte er nun das katholische Glaubensbekenntnis ab und zog dann weiter nach Warschau, um Krone und Huldigung zu empfangen.



Die Königliche Berginspektion in Königshütte.

Nach einer Original-Aufnahme von Steckel in Königshütte.

e. Entwickelung der oberschlesischen Industrie.

Der früher schon im Aufblühen begriffene Erzbergbau um Tarnowitz und Beuthen war unterdes immer mehr verfallen. Eine hochbedeutsame, entscheidende Wendung für die ganze Gegend trat aber ein, als Friedrich II. von Preußen Schlesien erwarb. Als echter Vater seines Landes war der große König bemüht, alle natürlichen Ertragsquellen des Landes zu erschließen, zu verbessern und zu vermehren, um seinen Untertanen zu wirtschaftlicher Wohlfahrt zu verhelfen und dem Staate neue Steuerquellen zu eröffnen. Da dem Könige durch seine Beamten berichtet worden war, daß die Erzgewinnung der Tarnowitzer Gegend großen Erfolg verspräche, wenn sie mit Nachdruck, geeigneten Kräften und genügenden Mitteln betrieben würde, beschloß der König, auf Kosten des Staates bei Tarnowitz Blei- und Silbererze graben und

schmelzen zu lassen. Die Königliche Friedrichsgrube und Friedrichshütte wurden gegründet. Der Mann, der dem Könige den Rat, auf Staatskosten Musterwerke zu errichten, gegeben hatte, war der Freiherr von Reden.

Bei dem Graben der Erze auf der Friedrichsgrube wurde bald das unterirdische Wasser sehr störend, und es mußten große Pumpwerke angelegt werden, um es auszuschöpfen. Diese von Pferden betriebenen Göpelwerke kosteten bald so ungeheure Summen, daß Reden beschloß, aus England eine Dampfmaschine nach Tarnowitz kommen zu lassen. Am 19. Januar 1788 wurde sie zum ersten Male in Betrieb gesetzt. Es war dies insofern ein bedeutsamer Tag, als dies die erste Dampfmaschine überhaupt war, die in Preußen in Tätigkeit trat. An jenem Tage also hielt der mächtige König Dampf seinen Einzug in unsere Lande, er, der jetzt in dieser Gegend überall so allgewaltig wirkt und ohne den die Großtaten des Gewerbes unmöglich wären. Jene Maschine wurde auch allgemein als etwas so Seltenes, Wunderbares angesehen, daß von nah und fern Vornehme und Geringe herbeieilten, um den mächtig wirkenden Dampf bei seiner Arbeit zu sehen. Der König Friedrich Wilhelm II. und der Kronprinz besichtigten am 19. August desselben Jahres diese Maschine und den Bergbau, den ihre Ahnen, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, mit so regem Eifer neu begründet hatten. Am 3. September 1790 besuchte Goethe mit seinem fürstlichen Freunde Karl August die Feuermaschine in Tarnowitz. Auf seiner Reise und bei dem Aufenthalte in Oberschlesien empfand er wohl tief den großen Gegensatz zwischen der äußeren Beschaffenheit der Ortschaften, der Armut und geringen geistigen Bildung der polnischen Bevölkerung einerseits und dem regen Schaffenstriebe der deutschen Bergmannskolonie, sowie dem technischen Höhepunkte der Friedrichsgrube andererseits. Dies mag den Dichter veranlaßt haben, in das Fremdenbuch der Friedrichsgrube einzuschreiben:

„An die Knappschaft in Tarnowitz.
Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reichs, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden Schlüssel
Zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt!"

Heute, nach hundert Jahren, sind glücklicherweise bessere Zustände im allgemeinen in dieser Gegend zu finden. Mit der Zeit wurden mehrere Dampfmaschinen aufgestellt. Da ihre Heizung durch Holz bald zu teuer wurde, griff man zu dem neu gefundenen vorzüglichen Brennstoffe: der Steinkohle. Im Jahre 1750 hatte man bei Ruda die ersten Steinkohlen entdeckt. Da der Graf Reden erfahren hatte, daß am Fuße des bei dem Dorfe Chorzow liegenden — ein Ort „Königshütte" bestand damals noch nicht — heute „Redenberg" genannten Hügels sich große Steinkohlenlager befänden, ließ er hier 1791 die erste Königliche Steinkohlengrube „König" abteufen und anlegen. Die geförderten Kohlen verwertete er meistens bei der Friedrichsgrube und Friedrichshütte. Hundert Jahre ist also diese Grube im Betriebe. Hier am Abhange des Redenberges, fünf Minuten von unserem Standorte entfernt, sehen wir zwei Schächte dieser Grube, „von Krug"-Schacht I und II. Weiter in der

Stadt befindet sich der zu derselben Grube gehörige „Bahn"-Schacht und dreiviertel Stunden weit nach Südwesten der „Bismarck"-Schacht. Sieben Jahre später wurde in Zabrze, zwei Meilen von Königshütte, eine zweite Königliche Grube unter dem Namen „Königin Luise" eröffnet. Mit der Erschließung dieser beiden Königlichen Gruben begann die großartige und ungeahnte Entwickelung des oberschlesischen Steinkohlenbergbaus, der sich bald die einflußreichste und erste Stelle im gesamten industriellen Betriebe errang. — Mit der Gewinnung der Steinkohlen wurde auch die Schmelzung und Verarbeitung des Eisens sehr gefördert. Man verlangte damals allgemein und lebhaft eiserne Gußwaren. Da in nächster Nähe, sowie um Beuthen und Tarnowitz große Lager von Eisenerzen gefunden wurden, ließ Graf Reden auch hier in unmittelbarer Nähe der „Königs"-Grube eine Eisenhütte anlegen. — Die erste Hochofenanlage Schlesiens war 1794 in Gleiwitz ins Leben getreten. — Am 25. September 1802 wurde die neue „Königshütte" in Betrieb gesetzt. Sie hat also im vergangenen Jahre ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert. Diese beiden geschwisterlichen Anlagen, „Königsgrube" und „Königshütte", sind die Grundlagen der Stadt Königshütte geworden.

Waren die Tarnowitzer Wasser mittelbar Anlaß geworden zur Eröffnung der großen Königlichen Steinkohlengruben und damit zu einem Segen für das ganze Gebiet, so wurden sie in der Neuzeit auch segensreich in anderer Beziehung. Die Königsgrube mit ihren tiefen Schächten entzog bald unserem Orte das Quellwasser, so daß hier großer Mangel an Trink- und Nutzwasser eintrat. Da griff die Königliche Regierung helfend ein. Dem Gestein der Friedrichsgrube bei Tarnowitz entquellen so klare, gesunde Wasser, daß sie sofort als Trinkwasser benutzt werden können. Dieses Wasser wird nun mittels Röhrenleitung drei Meilen weit durch Dampfdruck bis in einen Wasserturm gedrückt und strömt von da aus in einem Röhrennetz in die Stadt Königshütte und einige Orte der Umgegend.

Wir finden in Oberschlesien: Steinkohlen, Sandsteine, roten Letten, Kalksteine, silberhaltige Blei-, Zink- und Eisenerze, Toneisenstein, Eisenstein, Schwefelkiese, Braunkohlen, Ziegelton, Ziegellehm, Gips, Schwefel, Sol- und Schwefelquellen, Kies und Sand. Am wichtigsten für die Industrie sind natürlich Steinkohlen, Eisen- und Zinkerze und der Kalkstein.

In 51 Gruben wird heute die Steinkohle in Oberschlesien gehoben. Die Grube „König" am Redenberge hat im Jahre 1895 1 263 000 Tonnen im Werte von 6 800 000 Mark gefördert, die Grube „Königin-Luise" in Zabrze zweimal so viel. Die oberschlesische Kohle ist die beste in Schlesien und geht in die Provinzen östlich der Oder und bis Berlin. Die Eisenerze, die auf den Fluren zu beiden Seiten der Königshütte-Beuthener Chaussee, sowie nördlich von Beuthen und endlich um Tarnowitz gefunden werden, werden in 26 Hochöfen geschmolzen und von 37 Eisenhütten verarbeitet. Das bedeutendste dieser Hüttenwerke ist die „Vereinigte Königs- und Laurahütte", bestehend aus der vormals Königlichen „Königshütte" und der eine Stunde vom Redenberge entfernten, im Osten gelegenen „Laurahütte", die beide von einer Aktiengesellschaft geleitet werden. Im Geschäftsjahre 1896/97 beschäftigte diese Gesellschaft nahe an 14 000 Arbeiter, förderte auf ihren Steinkohlengruben 1 730 000 Tonnen Kohlen, erzeugte auf den Hütten Roheisen 180 332,

Gußwaren 8748, Walzeisen 164788 Tonnen, hatte eine Gesamteinnahme von 39975000 Mark und einen Gewinn von 6000000 Mark bei einem Aktienkapital von 27000000 Mark. Ein ausgezeichnetes und äußerst sehenswertes Thomasstahlwerk besitzt die Friedenshütte. Oberschlesische Eisenbahnschienen gehen bis ans kaspische Meer.

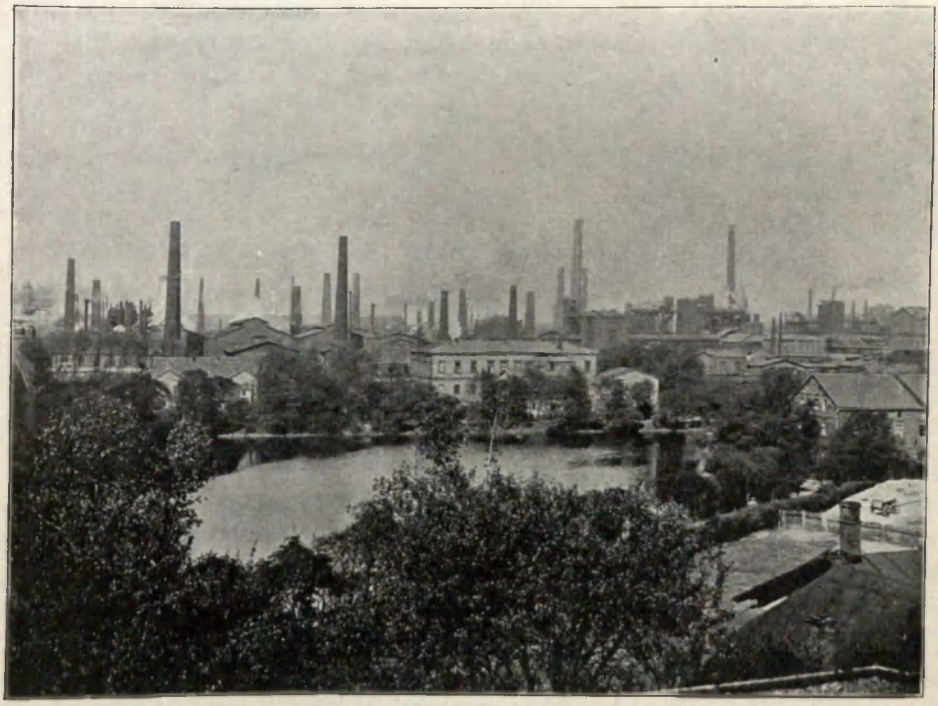
Während die Auffindung und Gewinnung der silberhaltigen Bleierze, aus denen Silber und Blei gezogen werden, den Ursprung des oberschlesischen Bergbaus gebildet haben, treten sie jetzt gegen die anderen Schätze der Erde sehr zurück. Eine ganz bedeutende Rolle spielt dagegen zur Zeit die Zinkgewinnung. Zinkerze kommen hier in doppelter Gestalt vor: als gesäuerte Erze, Galmei genannt, und als geschwefelte Erze oder Blende. Galmei lagert hauptsächlich auf den Fluren rechts und links von der Chaussee Beuthen—Tarnowitz. Der Mittelpunkt des Galmai-Bergbaus war bis in neuere Zeit Scharley. Jetzt sind dort diese Erzlager erschöpft, und um die ganze Zinkgewinnung hiesiger Gegend sähe es kläglich aus, wenn man nicht ungeheure, mächtige Lager von Zinkblenden östlich und nordöstlich von Beuthen und an anderen Orten gefunden hätte. Diese tiefliegenden Zinkerze gewährleisten noch auf lange Zeit eine reiche Ausbeute. In früheren Zeiten wurden diese Erze nicht in Oberschlesien selbst verhüttet. Da erfand gegen Anfang dieses Jahrhunderts der Hüttenmeister Ruberg in Wessola bei Pleß ein eigenes Verfahren, Zink aus den Erzen zu gewinnen. In Scharley wurde die Zinkgewinnung durch Versuche auf der Sigismundhütte als vorteilhaft erprobt. Es wird in Hütten Rohzink aus Galmei durch Destillation gewonnen. Bei der neueren Verarbeitung der Blende dagegen wird Rohzink durch Rösten der Erze herausgezogen. Die bei letzterem Vorgange entstehenden, für Menschen, Tiere und Pflanzen giftigen Schwefelgase müssen durch besondere Vorrichtungen unschädlich gemacht werden. Heute hat der Industriebezirk 22 Zinkhütten, von denen 9 das Abrösten der Blende besorgen. Die oberschlesische Zinkgewinnung ist so bedeutend, daß sie 40 Prozent von dem Ertrage der ganzen Erde ausmacht. Das hervorragendste Zinkwerk hat Lipine. Die dortige „Silesia-Hütte“ liefert von allem schlesischen Zink 66 Prozent. In Lipine ist auch das größte Zinkwalzwerk des europäischen Festlandes; es walzt das Zink zu den großen Platten, die der Klempner zur weiteren Verarbeitung kauft. — In der schon erwähnten Laurahütte befindet sich die Dampfkesselfabrik von W. Fitzner, die schon über 25 Jahre besteht. Im Südwesten liegt das Dorf Schwientochlowitz mit einer Eisenhütte und einer Kohlengrube. Hier war es, wo vor zehn Jahren 43 Bergleute, durch eingedrungene Schlammwasser von den rettenden Ausgängen abgeschnitten, sechs Tage lang in dem finsteren Grabe tief unter der Erde zubringen mußten, von den Ihrigen und der Mitwelt schon tot geglaubt. Die wackeren, todesmutigen Beamten der Grube ließen kein Mittel unversucht, zu den Verunglückten vorzudringen, und was man kaum noch zu hoffen gewagt hatte, geschah: alle 43 wurden lebend aufgefunden und ans lachende Licht der Sonne gebracht. Wohl selten hat ein „Glück auf!“ eine so erschütternde, rührende Wirkung ausgeübt als das, das der erste der Geretteten der tausendköpfigen Menge zurief, die oben an der Mündung des Rettungsschachtes voll banger Erwartung harrte. Noch nie ist auf der ganzen Erde

wohl ein so eigenartiger Gottesdienst unter Gottes freiem Himmel gehalten worden als nach der Heraufbringung des letzten der Geretteten. Der Oberberghauptmann von Schlesien forderte alle Anwesenden auf, dem Schöpfer im Himmel, dem mächtigsten Helfer, ein Dankgebet darzubringen, und von aller Lippen stieg das Vaterunser empor. Das Volk aber stimmte mit mächtigen Klängen in polnischer Sprache das Lied an: Herr Gott dich loben wir. Die Zeiten der Wunder schienen einigen wieder gekommen, und zur dauernden Erinnerung an jene Rettung wurde in Schwientochlowitz eine katholische Kirche gebaut. „Ja, mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen!" — so können die wackeren Männer des Schlägels und Eisens alle Tage ausrufen. — Im Süden des Redenberges liegt die Bismarckhütte; sie fertigt dünne, feine Eisenbleche, die weithin, besonders nach Rußland, versendet werden. Fürst Bismarck hat in seinem Schlosse eine über 1 m hohe Blumenvase stehen, in der ein Strauß heimischer Blumen steckt, die alle aus dem papierdünnen Eisenblech jener Hütte hergestellt sind. — Dicht nebenan liegt Rüdgers Fabrik für Steinkohlenteer-Produkte; sie ist erst einige Jahre im Betriebe und gehört einer Art der Industrie an, die in Oberschlesien bis in die jüngste Zeit nur wenig vertreten war. Bis jetzt hat sich die Industrie Oberschlesiens im großen und ganzen nur mit der Gewinnung von Rohstoffen beschäftigt; „eine Veredelungsarbeit hat bisher nur Anfänge gemacht", und die Verwertung einzelner Nebenprodukte dürfte noch manchem Gewerbszweige dankende Beschäftigung gewähren. Es fehlen: Feineisenindustrie, Herstellung von Werkzeugen, Nähmaschinen, feiner Eisen- und Metallguß, Anfertigung von Gegenständen der Kunstschlosserei und mathematischer Instrumente, ferner Industrien für Chemikalien und Farbwaren.

f. Königshütte.

Unsere Stadt ist vielleicht der jüngste Ort in Schlesien; hat sie doch erst vor 35 Jahren Stadtrecht erworben. Sie wurde im Jahre 1868 aus den Anteilen mehrerr Dorfgemeinden und Ansiedelungen um die „Königsgrube" und „Königshütte" gebildet. In jedem dieser 35 Jahre ist sie durchschnittlich um 1300 Einwohner gewachsen: Bei der Gründung betrug die Einwohnerzahl nur wenig über 14 000; 1903 aber wird sie die Zahl 60 000 erreichen, denn das Jahr 1902 hat sie mit 59 981 beschlossen. Jetzt ist Königshütte die drittgrößte Stadt Schlesiens. Ähnlich sind die meisten unserer Industrieorte gewachsen. Wir haben zwar keinen von hochgiebeligen Kaufhäusern umschlossenen Ring, um den sich ein engverzweigtes Netz breiter Straßen und schmaler Gäßchen mit altertümlichen Gebäuden zöge. Nie ist unsere Stadt von Wall und Graben eingeengt worden; wir können darum nie von den „Mauern unserer

Stadt" reden. Wir besitzen aber deshalb auch nicht die schönen Promenaden, Garten- und Parkanlagen, die ehemals befestigte Städte heutigen Tages an Stelle der Wallgräben geschaffen haben. Wir besitzen kein „Villen-" oder andere „Viertel". Bei uns sind auch keine Jahrhunderte alten Bürgergeschlechter zu finden, in deren Mitte Handwerk und Handel sich hoch entwickelt hätten. Unsere Stadt ist im großen und ganzen eine Arbeiterstadt. Das zeigen schon die beiden das Stadtwappen stützenden Gestalten, ein Berg- und ein Hüttenmann, an; sie ist eine Stadt ernster und schwerer Arbeit, ohne Geschichte, ohne Glanz, ohne Luxus, eine Stadt, die in dem Kampfe ums



Königshütte.

Nach einer Original-Photographie von Tschentscher in Königshütte.

Dasein gegenwärtig danach trachtet, erst „aus dem gröbsten herauszukommen". Aus der Häusermenge ragen vier Gotteshäuser empor; zwei katholische, ein evangelisches und ein jüdisches. Ganz wie ein Kirchturm gebaut ist der „Stephansturm" der Kaiserlichen Post; zierlich und luftig steigt er in die Höhe. Zwei riesigen Armen gleich breiten sich von ihm nach zwei Seiten die Telegraphen- und Telephondrähte über unseren Ort aus. Das Postgebäude ist der Stadt Stolz, weil es das schönste unter den Häusern ist; es ist in bunten Ziegeln aufgeführt. Von dem hohen kameradschaftlichen und vaterländischen Sinne, der in den beiden Krieger-Vereinen unserer Stadt lebt, legt das Denkmal Zeugnis ab, das sie ihren in den Kriegen gefallenen Kameraden auf dem Platze vor der Kaiserlichen Post haben

errichten lassen. Die Germania ist der Figur auf dem Niederwald-Denkmal nachgebildet und in vorzüglicher Ausführung von Martin & Piltzing in Berlin gegossen. Wenn auch nicht so überaus mächtig wirkend wie das Schwester-Bild am Rheinstrome, mit dem es unter demselben Breitengrade, dem 50., liegt, hat dieses Werk vaterländischer Hingebung und Opferfreudigkeit doch in unserer Gegend im äußersten Südosten des Reiches erhöhte Bedeutung. Die Stimmungen, die beim Betrachten dieses Denkmals sich dem Oberschlesier aufdrängen, spiegeln sich in folgenden Strophen wieder:



Das Kaiserliche Postgebäude und das Germaniadenkmal in Königshütte.

Nach einer Original-Aufnahme von Steckel in Königshütte.

Germania an der Ostmark.

Hurra, Germania! Du stolzes Weib,
In Treue grüßen dich des Ostens Brüder.
Dir weih'n voll Lieb wir uns mit Seel und Leib,
Dich schützen bis zum Tode unsre Glieder.
Im Herzen sind wir allen Deutschen gleich:
Wir stehen fest zu Kaiser und zu Reich!

Hurra, Germania! Du stehest hier
Zwar nicht am schönen Rhein, umkränzt von Reben.
Öd' ist die Halb'; Rauch duldet keine Zier;
Doch inn're Schätz' der Erd' voll Fleiß wir heben.
Ist auch die Schale schlicht — der Kern ist reich:
Wir dienen gern dem Kaiser und dem Reich!

Hurra, Germania! Den Blick haſt du
Gen Oſt gewandt, als dräueten die Slaven.
Wir Oſtmark-Hüter ſchirmen deine Ruh'
Wie dort am Rhein die Väter einſt, die braven.
Von welcher Seit' dein Feind rückt, iſt uns gleich:
Wir ſterben auch für Kaiſer und für Reich!

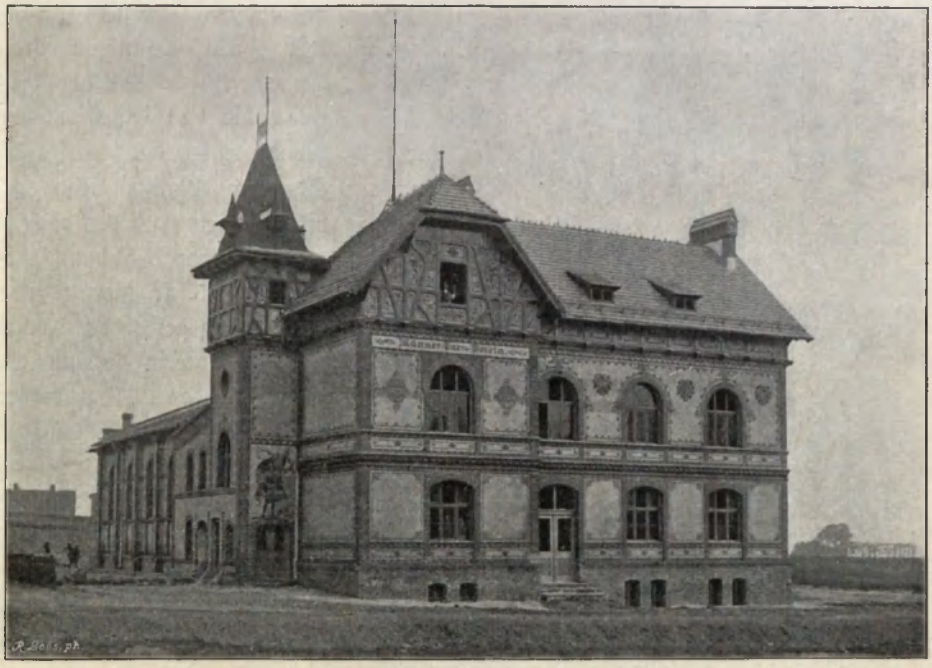


Das Germaniadenkmal in Königshütte.
Nach einer Original-Aufnahme von Th. Tſchentſcher.

Der angenehmſte Aufenthalt während der warmen Jahreszeit iſt im Hüttenpark, den die Hüttenverwaltung dem Beſuche eines jeden offen ſtehen läßt. Am Sonntage iſt in dieſem Parke mittags von $^1/_2$12 bis $^1/_2$1 Uhr Freikonzert der Hüttenkapelle. An ſchönen Sonntag-Nachmittagen aber pilgern viele nach den Anlagen des Redenberges hinauf. Im Jahre 1895 iſt hier auch ein Haus fertig geworden, das ſich der Turnverein erbaut hat, ein reizendes „Turnerheim" mit Halle und Geſellſchaftsräumen. Es iſt das erſte derartige Gebäude in Schleſien. Seit zwei Jahren iſt Königshütte der Sitz des oberſchleſiſchen Volkstheaters. Das Jahr 1897 brachte unſerer jungen Stadt eine hohe Auszeichnung. Unſer Kaiſer beſuchte ſie am 12. November, um die mächtige „Königshütte" in ihren größten Betriebsſtätten: Hochöfen, Eiſenbahnwagenfabrik und Stahlwerk kennen zu lernen und den Oberſchleſier einmal bei ſeiner Arbeit zu ſehen. Am 29. Mai desſelben Jahres hatte ſeine erlauchte Schweſter, die Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen die gräflich Schaffgotſchſche „Hohenzollerngrube" bei Beuthen und dann auch unſere „Königshütte" in Augenſchein genommen.

g. Leben und Treiben.

In den siebziger Jahren, der Zeit des Goldstromes, ist es nicht ungewöhnlich gewesen, daß übermütige Bergleute Champagner tranken, weil sie täglich bis 9 Mark Schichtlohn hatten. Es wird auch jetzt immerhin noch genug Geld verdient, und zwischen dem ein Ministergehalt weitaus übersteigenden Einkommen der industriellen „Spitzen" bis herab zum Schichtlohn eines Kohlen-Häuers von 4 Mark oder eines Schleppers von 2,50 Mark bietet sich dem geistig und technisch gebildeten Beamten, dem fleißigen und redlichen Arbeiter eine große Stufenauswahl. Wir



Das Turnerhaus in Königshütte.
Nach einer Original-Aufnahme von Steckel in Königshütte.

würden es den am Sonntag uns auf der Straße begegnenden, fein gekleideten jungen Leuten nicht ansehen, daß das dieselben schwarzen Gestalten sind, die wir am Werktage treffen, wenn sie aus der Hütte oder Grube kommen. Wer an einem trüben Novembermorgen durch einen bedeutenden Industrieort, z. B. Zabrze, geht, der erhält ja von Oberschlesien nicht das rosigste Bild: grauer Himmel, schmutzige Straßen, vom Rauch geschwärzte Gebäude und nun noch die rußigen Bergleute, vom Scheitel bis zur Sohle, auch im Gesicht schwarz, die Keilhaue in der Rechten, das Grubenlicht in der Linken. Unwillkürlich weicht der Fremdling den brigantenähnlichen, wilden Gesellen aus. Am Abend begegnen wir ihnen wieder; doch gibt es da mitunter schwankende Gestalten, die im Zickzack die Wege kreuzen, oder ehe sie mit ihrer schweren Last den schützenden Hafen erreichen, am Ufer der Straße stranden und nun

als Wrack daliegen. Sofort heißt es dann in der Welt: eine besondere Eigenschaft des Oberschlesiers ist es, daß er stark dem Schnapsgenusse huldigt. Nun, so schlimm ist es denn doch nicht. Wenn man bedenkt, daß diese Männer den ganzen Tag in der dumpfigen, stickigen Luft des Bergwerks tief unten in der Erde zugebracht und nichts weiter in den Magen bekommen haben als ein Stück Brot und eine Flasche kalten Kaffee, dann kann man es verstehen, wenn sie das Wiedererblicken des heiteren Tageslichts gemeinsam mit ihren Genossen bei einem Trunke begrüßen, um sich zu „stärken"; da sie aber vorher keinen „Grund gelegt" hatten, ist es kein Wunder, daß sie bald „abfallen". Freilich ist es nicht wegzuleugnen, daß im Industriebezirk eine ganze Masse alkoholischer Getränke vertilgt wird, und daß der Arbeiter mehr dem Schnaps als dem Biere huldigt; das sieht man an der Menge der „Destillationen" und daran, daß die Bierstuben viel weniger besetzt sind als die großen Zechsäle für die Arbeiter, wie man sie hier bei den meisten Gasthäusern findet. Um ihre Arbeiter vom Branntweingenuß während der Arbeit abzulenken und ihnen die Möglichkeit zu geben, den bei anstrengender Feuerarbeit entstehenden Durst durch ein reines und möglichst billiges Bier zu stillen, haben manche Gewerkschaften in ihren Werkräumen eine sogenannte „Kantine" eingerichtet; es werden in der Kantine der Königshütte gutes Tichauer Lagerbier $^5/_{10}$ l für 10 Pfg. und der Schnitt zu 5 Pfg. verabreicht. — Reges Leben herrscht in den Industrieorten an den Tagen der Löhnung und des Vorschusses, am 15. und 1. eines jeden Monats. Sonntäglich gekleidet gehen am 15. die Leute nach den Orten, wo das Lohn ausgezahlt wird. Ein halber Festtag ist der Geldtag; fröhliche Lieder erschallen am Nachmittage auf den Straßen, es werden Einkäufe gemacht oder die beim Kaufmann gebuchten Monatsschulden bezahlt. Das ist der Erntetag für die Geschäftsleute; am 15. herrscht Hochflut. In einer rühmlichst bekannten Dampfkesselfabrik werden an die ersten Vorschmiede für Blechschweißerei monatlich im Durchschnitt 159 Mark, an die übrigen Vorschmiede 126 Mark, an die Zuschläger 80 Mark gezahlt. Wenn auch viele Arbeiter ihr verdientes Geld schnell aufgehen lassen, so gibt es doch auch eine große Menge Sparer darunter, und so mancher Berg- und Hüttenmann ist Besitzer eines eigenen Häuschens. Manche Gewerkschaften und Verwaltungen kommen dem Bestreben ihrer Arbeiter, sich seßhaft zu machen, dadurch entgegen, daß sie von ihrem eigenen Grundbesitz den Arbeitern einzelne Stücke billig und unter günstigen Abzahlungsbedingungen verkaufen. In diesen Häusern und in fast allen Arbeiterwohnungen im Industriebezirk sieht es reinlich und ordentlich aus. Überall fast erblickt man an den Fenstern saubere Vorhänge und Blumen. Niedrige, mit Stroh gedeckte Häuschen gibt es nur noch in einigen kleinen Dörfern der ländlichen Bezirke. Die Wohnung der Arbeiter besteht fast überall aus Stube und Küche. Die Stube wird meist als „gute Stube" gehalten und nur Sonntags oder bei Familienfesten benutzt. In der Küche spielt sich gewöhnlich das ganze Familienleben ab. Die hausbesitzenden Arbeiter halten sich oft ein oder mehrere Schweine; nur äußerst selten begegnet man einer Kuh, dagegen werden um so mehr Ziegen, auch von Mietern, gehalten, und auf den grasbedeckten Halden und Weideplätzen kann man oft ganze Herden der „oberschlesischen Gemse" erblicken. Für den Verbrauch an guter Milch

und Butter in den Industrieorten sorgen Gutsbesitzer und Molkereien der ländlichen Orte, indem sie überall hin Milchwagen senden, die vor jedem Hause halten und den weißen Lebenssaft verzapfen.

h. Das Redendenkmal.

Siehe ihn dir an, den Schöpfer des heutigen industriellen Oberschlesiens, der die Quellen der Tiefe erschlossen hat, daß die Schätze der Erde einem Siegesstrome gleich diese Gegend befruchteten zu wirtschaftlichem und geistigem Emporblühen, der deutsche Denkkraft, technische Geschicklichkeit und redliche Arbeitsamkeit herauslockte, der dazu beitrug, daß diese sonst so verachtete, an äußeren und landschaftlichen Schönheiten arme Gegend doch eine Perle in der Krone der Hohenzollern, eine Goldgrube für die arbeitsame Bevölkerung und eine Pflegstätte des Deutschtums geworden ist! Hier steht er nun, aus Bronce gegossen, in mehr als Lebensgröße auf einem Sockel von schlesischem Marmor in der Uniform des Berghauptmanns. Der linke Fuß ist auf eine Mulde von Steinkohlen gestellt; auf dem linken Oberschenkel ist eine Grubenkarte ausgebreitet; die Rechte stützt sich auf den Beilstock. Den Blick richtet er gen Norden nach der „Königsgrube", „Königshütte" und nach den Höhen von Tarnowitz, wo er sein Werk bei den Erzlagern begonnen hatte. Die Widmung auf der Rückseite des Denkmals lautet: „Dem Begründer des schlesischen Bergbaues die dankbaren Gruben- und Hütten-Gewerke und Knappschaften Schlesiens 1852." Das Denkmal ist von einem geborenen Königshütter, dem verstorbenen Bildhauer Kalide, modelliert und von der Königlichen Gießerei in Berlin gegossen worden. Im Jahre 1853 ist es im Beisein des Königs Friedrich Wilhelm IV. eingeweiht worden.



Denkmal des Grafen Reden.
Nach einer Original-Aufnahme von Th. Tschentscher.

i. Wohlfahrtseinrichtungen.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für den arbeitenden Teil der Bevölkerung im Industriebezirke sind zum Teil bedeutend älteren Datums als anderswo. Schon lange vor der Einführung der Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung bestand im industriellen Oberschlesien die Genossenschafts-Unterstützungskasse der „oberschlesischen Knappschaft". Sie unterstützt kranke und invalide Berg- und Hüttenarbeiter oder deren Witwen und Waisen; sie hat neun Lazarette im Industriebezirke errichtet. Staatliche und bürgerliche Gewerkschaften sorgen für gesunde und auskömmliche Wohnungen; musterhaft ist in dieser Beziehung die stadtartig angelegte Kolonie Borsigwerk bei Ruda. In der Nähe von Gruben und Hütten sind „Schlafhäuser" angelegt, Unterkunftshäuser für auswärtige Arbeiter, die hier Wohnung und Kost finden, wodurch dem früheren mißlichen Schlafburschenwesen abgeholfen worden ist. Konsumvereine zum Besten der Arbeiter sind durch die Gewerkschaften fast überall ins Leben gerufen worden. Die „Königshütte" unterhält schon lange Zeit eine Fortbildungsschule für jugendliche Arbeiter ihres Betriebes, und der Kommerzienrat Fitzner in Laurahütte hat in neuerer Zeit eine Hauswirtschaftsschule für junge Arbeiterinnen eingerichtet. Die werktätige, große Opfer erheischende Fürsorge der industriellen Verwaltungen für ihre Arbeiter könnte hier durch viele Beispiele beleuchtet werden; doch nur zwei sollen hier noch erwähnt werden. Der Generaldirektor Kollmann von der Bismarckhütte, ein westfälischer Lehrersohn, glühender Verehrer des Fürsten Bismarck und echter Hüttenmann, der das heilige Feuer der Vaterlandsliebe in seinem Bereiche immer wieder zu schüren und neu anzufachen versteht, hat zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Sedanfestes jedem seiner Arbeiter, der den siebziger Krieg mitgemacht hatte, oder dessen Witwe ein Sparkassenbuch mit hundert Mark geschenkt. Fürwahr, eine edle Tat! Die Aktiengesellschaft „Vereinigte Königs- und Laurahütte" hat im Geschäftsjahre 1896/97 für öffentliche und Arbeiter-Wohlfartseinrichtungen 54 400 Mark gespendet. So wird für das Wohl der Arbeiter bestens gesorgt.

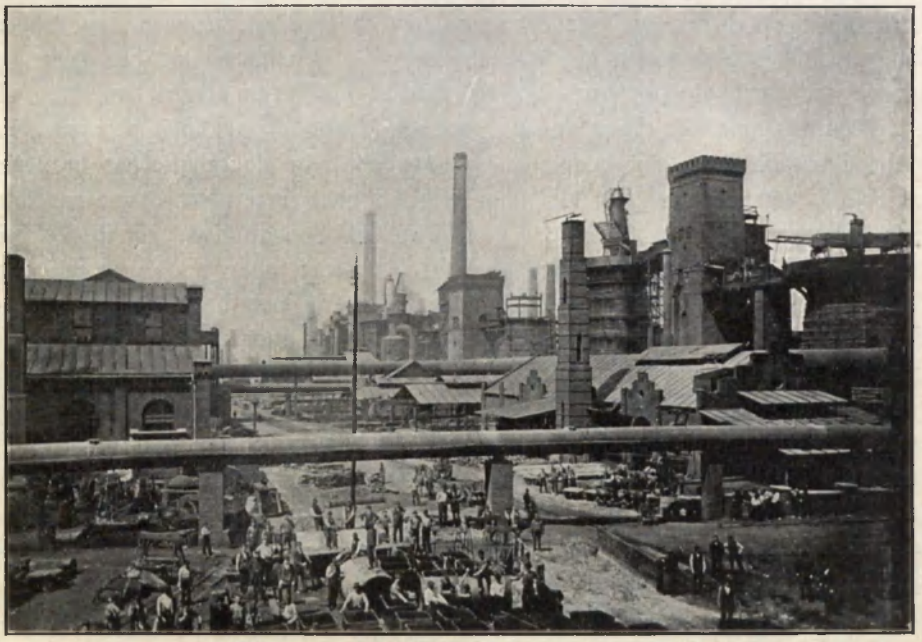
---

k. Oberschlesische Illumination.

(Nachtbild um den Redenberg.)

In der Nacht erscheint der Industriebezirk illuminiert. Über alle anderen Lichter strahlen die weißglühenden elektrischen Bogenlampen, die hier und dort jetzt jede größere Industriestätte verraten. Jener helle, goldige, weit ausgebreitete Schein in der Hütte wird vom „Abstich" am Hochofen verbreitet, wenn die flüssigen, glühenden Schlacken oder das gare, weißleuchtende Erz herausfließen. Hochflammende rote Fackeln entquellen den Schloten der Coaksöfen. Da bricht plötzlich aus einem Hochofen eine haushohe, mächtige Feuergarbe gen Himmel; es ist das Gichtfeuer, die oben abgelassenen brennenden Gase des mächtigen Ofens. Dieser Vorgang wiederholt sich

auch an anderen Punkten des Horizonts mehrmals während der Nacht. Aus dem durchbrochenen Dache des Bessemer-Stahlwerks stürmen unheimlich dunkle, gewaltige Qualmmassen hervor, erst bläulich, dann gräulich, dann braunrot werdend; sie fliehen jetzt, vermischt mit einem flimmernden Funkenmeere, das zuerst nach der Höhe steigt und dann zur Erde hinabsinkt. Endlich schießt aus derselben Öffnung ein blendend weißer, unendlich langer, schnurgrader, scharfbegrenzter Strahl hinauf in den dunklen Himmelsdom: der flüssig gewordene Stahl wird gegossen. Und zwischen den großen Lichtquellen ist der Raum von Tausenden kleiner, glühender Punkte ausgefüllt; ganze Reihen, gleich Feuerperl-Schnüren leuchtend, erblickt man hier und da.



Die Hochöfen in Königshütte.

Nach einer Original-Aufnahme von Steckel in Königshütte.

Wie ein Zaubermärchen kommt uns alles vor. Dazu das Schnaufen und Rasseln, Blasen und Stampfen, Dröhnen und Hämmern; es ist, als habe Vulkan seine Werkstätte hier aufgeschlagen. Denken wir uns nun noch hinabschauend in die Tiefen des Erdinnern. Soweit die Kohle reicht, ist während der Nacht das Innere der Erde belebt. Gleich Tausenden leuchtender Glühwürmchen wandeln die emsigen Bergknappen, ihre „Grubenlichter" in der Hand, in oberen und unteren Gängen, steigen auf den „Fahrten" bis zu einer Tiefe, daß man den höchsten Schornstein des Industriebezirks dreifach über einander stellen müßte, wollte man den tiefsten Arbeitsplatz erreichen. Überall wird emsig gearbeitet. — Da hämmern die Häuer; dort dröhnen dumpf die Sprengschüsse; hier füllen und fahren die Schlepper; dort sausen

die Förderschalen an langen Ketten, blitzartig von Dampfesmacht getrieben, die Schächte hinab und hinauf, beladen mit den aufgespeicherten Schätzen der Urzeit, den „schwarzen Diamanten“. Wahrlich, es ist ein großartiges Nachtbild!

Das Tarnowitzer Glöcklein.

Ein Gesellschaftslied der oberschlesischen Bergknappen.

Schon wieder tönt vom Schachte her
Des Glöckleins lautes Schallen,
Laßt eilen uns, nicht säumen mehr;
Zum Schachte laßt uns wallen.
Drum, Liebchen, gieb den letzten Kuß,
Laß scheiden uns vom Hochgenuß.
Das ist des Schicksals Lauf.
Glück auf!

Leicht fahren wir mit heit'rem Sinn
Die steile Fahrt hernieder.
Ein jeder eilt zur Arbeit hin,
Und alles regt sich wieder.
Man hört des Pulvers Donnerknall,
Des Schlägels und des Meißels Schall,
Der Wagen Räderlauf.
Glück auf!

Und sollte jetzt im dunklen Schacht
Mein letztes Stündlein schlagen,
Wir stehen all' in Gottes Macht;
Er hilft uns alles tragen.
Drum, holdes Liebchen, weine nicht;
Den Tod nicht scheu'n ist Bergmanns Pflicht,
Wir fahren zum Himmel hinauf!
Glück auf!

(Verfasser unbekannt.)

Schlesiens Erze.

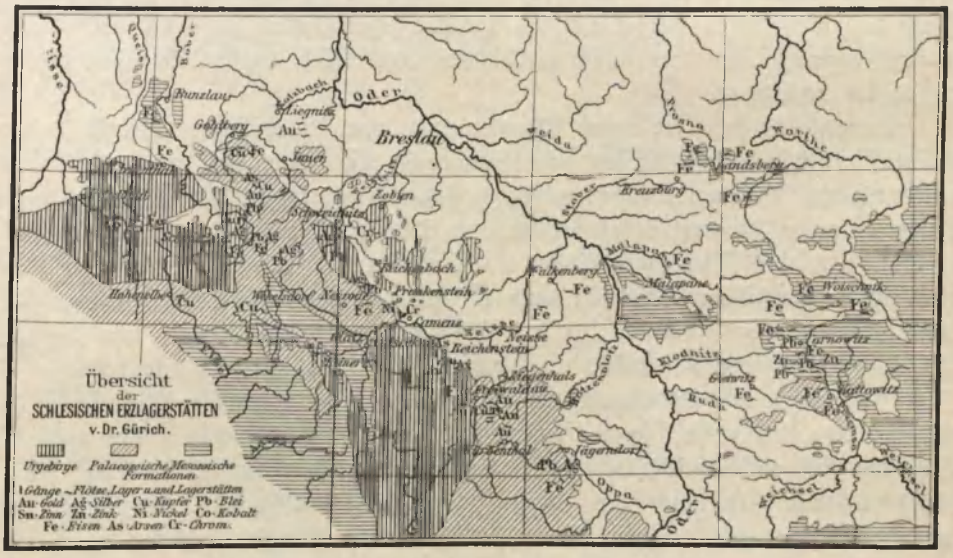
Mit den gold- und silberreichen Nachbargebieten Ungarn, Böhmen und dem Erzgebirge kann sich unsere Heimatsprovinz inbezug auf den Ruhm eines alten gesegneten Erzbergbaues nicht messen. Erst die Massenproduktion weniger nach Geldeswert geschätzter Metalle hat uns den gebührenden Platz auf dem Weltmarkte verschafft. Wie jedes jungfräuliche Land, hat auch Schlesien den ersten Kulturpionieren, den deutschen Einwanderern und Ansiedlern das gewissermaßen vom Boden aufzulesende Gold als leicht zu gewinnenden Lohn der ersten Arbeit dargeboten. Aber die dünne Sanddecke in den Goldseifen war schnell durchsunken, und tiefer mußte man eindringen in das feste Felsgestein, um dem Golde nachzuspüren. So war der Anfang für den Gangbergbau gegeben, der sich in den folgenden Jahrhunderten über das gesamte schlesische Gebirge ausdehnte. Noch mehr als dem Golde galt dieser dem Silber, und oft genug mußte man sich mit den unvermeidlichen Begleitern des Silbers, dem Kupfer und dem Blei, begnügen. Wie in so vielen anderen Beziehungen ertötete auch in diesem aufblühenden Zweige industrieller Tätigkeit der dreißigjährige Krieg jegliches Leben. Erst die friderizianische Zeit veranlaßte ein neues Regen; es erstand eine schwache Nachblüte, die bis in dieses Jahrhundert dauerte. Inzwischen war die Herrschaft der Dampfmaschine angebrochen; die Technik des Bergbaues machte Riesenfortschritte. Er konnte sich nicht mehr mit den kümmerlichen, räumlich beschränkten Spuren der edlen Metalle begnügen; andererseits boten ihm äußere Schwierigkeiten kein Hindernis mehr. Erdreich und Felsgestein werden in früher unerhörten Mengen beliebig schnell von Ort zu Ort gebracht; was dem alten Bergmanne die „ewige Teufe“ war, heute wird es in Tiefbauschächten erreicht, und des Bergmanns schlimmster Feind, die Wässer der Tiefe, sie werden, durch Riesenmaschinen gebändigt, zu Tage gefördert.

So geht der schlesische Erzbergbau unserer Tage hauptsächlich den erzreicheren und zuverlässigeren Lagerstätten im geschichteten Gebirge nach, die früher ihres

Wasserreichtums wegen nur oberflächlich abgebaut und in ihrer Tiefenerstreckung völlig unbekannt waren.

So sind durch die Etappen der Entwickelung der Erzgewinnung auch gewisse Formen der Erzlagerstätten charakterisiert. Die Seifenlagerstätten im aufgeschwemmten Gebirge, dem Diluvium und Alluvium, dann die Erzgänge und anderen Lagerstätten im kristallinischen Gebirge und den aufgerichteten älteren Formationen, sowie endlich die flözenförmigen Lagerstätten in den flacher gelagerten Schichten der jüngeren Formationen.

Es ist bekannt, daß die Gesteine, aus denen die Erdkruste besteht, eine geringere Eigenschwere aufweisen als die Masse der Erde an sich besitzt. Die Schwermetalle und deren Erze sind also nicht heimisch in der äußeren Kruste, sondern in ihr



sind sie nur als Gäste aufzufassen, einer größeren Tiefe entstammend. Mit den glutflüssigen, durch die Spalten der Kruste hindurch gepreßten Lavaergüssen kommen immer neue Massen metallischer Substanz nach der Oberfläche, wo sie in den Kreislauf der Natur aufgenommen werden. Ungemein fein sind die Metalle und ihre Verbindungen in dem Gestein verteilt, so fein, daß man oft nur noch durch die genauesten Analysen gerade eben ihre Existenz nachweisen kann. Nun setzen die atmosphärischen Wasser ihre Tätigkeit ein, auf Haarspalten durchdringen sie das Felsgestein bis in große Tiefen, wo bereits höhere Temperatur und großer Druck die lösenden Fähigkeiten des Wassers verstärken. Hier beladen sich die zirkulierenden Gewässer mit Lösungen metallischer Salze, die sie an anderen Stellen, durch Dämpfe getrieben, wieder nach der Oberfläche zu führen genötigt sind. Nun entweichen Dämpfe und Gase; die Temperatur des Wassers sinkt, und die Lösungen lassen Niederschläge entstehen, in denen die Metalle in viel stärkerer Konzentrierung enthalten sind als ursprünglich in den Gesteinen, denen sie entstammen.

Oder jene Gewässer der Haarspalten in den Gesteinen treten nach kurzer Wanderung in einer Felsenquelle zu Tage; auch sie führen einen, wenngleich minimalen, Gehalt an Metallen, den sie weiter dem Flusse, dem Meere zuführen.

Unter geeigneten Verhältnissen kann auch dieser Metallgehalt gewisser Meeresteile zum Niederschlage gelangen, inmitten der gleichzeitig am Meeresgrunde sich bildenden Sedimentgesteine. So ist eine zweite Kategorie von Lagerstätten erklärt. Am leichtesten verständlich ist eine dritte: die Atmosphärilien zertrümmern das Felsgestein an der Oberfläche der Gebirge und führen es als Kiesgeröll der Ebene zu. Nach dem spezifischen Gewicht ordnet das bewegte Wasser an geeigneten Örtlichkeiten die verschiedenen Gerölle, indem die metallreicheren, schweren Bruchstücke zuerst am Boden zur Ablagerung, zur Ruhe gelangen. Dieser Vorgang, der heutzutage sich noch abspielt, ist in allen früheren Perioden ebenfalls tätig gewesen; besonders auch zu bestimmten Zeiten nach der großen Vergletscherung, wie wir sagen können zur Früh-Alluvialzeit als unsere Flußsysteme, wenn auch vielleicht nur periodisch, wasserreicher gewesen sein müssen als heutzutage.

Damals häuften die vom Altvater und vom Mährischen Gesenke herabströmenden Bäche große Massen von Sand und Kies dort auf, wo das Gefälle sanfter wurde. Daß diese Massen goldhaltig sind, können wir aus den zahlreichen alten Pingen erkennen, die man in großer Zahl im Tale der Freiwaldauer Biele, bei Zuckmantel u. s. w. ohne Mühe auffinden kann. Sie rühren wohl von dem ältesten schlesischen Bergbau im dreizehnten, vielleicht auch im zwölften Jahrhundert her, also aus derselben Zeit, in der so oft besprochene Goldbergbau in der Gegend von Liegnitz, (Wahlstatt, Nikolstadt, Wandris), bei Goldberg, Löwenberg und Bunzlau blühte.

Hier wurde das Edelmetall aus Sanden, die sich in gewisser Tiefe unter der Erdoberfläche finden, in Form feinen Goldstaubes ausgewaschen. Die untersten Schichten sind reich an Magneteisensand und anderen schwereren Mineralien, und in diesen befindet sich auch das Gold. Bei den lückenhaften Nachrichten, die wir aus jener Zeit besitzen, ist es bisher nicht möglich gewesen, auch nur den Versuch einer sicheren Schätzung des in jenen Zeiten gewonnenen Edelmetalls zu machen; die alten zum Teil recht bedeutenden Angaben sind sicher zu verwerfen; darnach hätte die wöchentliche Ausbeute des Goldberger Bergbaues 8—10000 Dukaten betragen. An der Tatarenschlacht bei Wahlstatt beteiligten sich 500 Goldberger, 150 Bunzlauer und 150 Löwenberger Bergknappen; darnach muß die gesamte Belegschaft der Gruben an 4000 Mann betragen haben. Sowohl bei Goldberg wie ganz besonders auch im Süden Schlesiens, an den Vorbergen des Altvaters, ging man aber bald den Spuren des Goldes nach und suchte es im festen Gestein auf. Heute noch kann man am Querberge die alten Schächte bewundern, in denen die Bergleute jener Zeit den schmalen goldhaltigen Quarzgängen nachgingen. Hier kommt das edle Metall zusammen mit Schwefelkies eingewachsen im Quarz vor. Leichter ist es zu beobachten und zu gewinnen im Ausgehenden der Quarzgänge, soweit der Schwefelkies durch die Atmosphärilien zu Brauneisenstein umgewandelt ist. In vielen Sammlungen Schlesiens sind solche von Brauneisen gefärbte Quarzstückchen mit deutlich sichtbaren Goldflimmerchen verbreitet, die von der Goldkoppe bei

Freiwaldau stammen. Hier hat vor einigen Jahren ein unternehmungslustiger Deutschamerikaner den Bergbau der Vorfahren wieder aufnehmen wollen.

Im dreizehnten Jahrhundert noch suchte man auch anderwärts im Gebirge nach Gold, und in jene Zeit sind wohl die ersten Anfänge des Reichensteiner Bergbaues zu verlegen. Bis in das achtzehnte Jahrhundert wurden hier Gold und Silber gewonnen, und erst später beachtete man auch das Arsen, das seitdem der Hauptgegenstand des Bergbaues wurde. Die Erze, hauptsächlich Arsenikkiese, sind hier an Serpentine gebunden, die in Verbindung mit Marmor im Glimmerschiefer- und Gneisgebirge eingelagert sind. Außer diesem Erz treten auf Gängen auch noch andere Kiese und Glanze, sowie Blende auf, die ebenfalls teilweise die Edelmetalle enthalten. Der Goldgehalt der Arsenikkiese ist gering, doch wurden hier von 1850—1861 aus 2326 Tonnen Arsenikkies-Abbränden 67 kg Gold gewonnen. Davon wurden 3 kg zur Herstellung eines Taufbeckens und einer Taufkanne für die preußische Königsfamilie verwendet. Auch die Trauringe Kaiser Friedrich III. und Wilhelm II. sind aus Reichensteiner Gold gefertigt.

Noch dunkler und vielleicht noch älter ist der Ursprung des Bergbaues in Kupferberg, dem hoch über dem Bober gelegenen Städtchen, dessen Namen schon erkennen läßt, daß man es von Anfang an nicht auf edle Metalle abgesehen hat. Lange Jahrhunderte hat hier der Bergbau geblüht, besonders wohl in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts; aber in den letzten Dezennien ist er zum Erliegen gekommen, trotz der immer und immer wieder unternommenen Versuche, ihn zu neuem Leben zu erwecken; die Lagerstätten schienen zu arm, um den Bergbau in größeren Tiefen rentabel zu gestalten. Trotzdem sind neuerdings wieder Versuchsarbeiten begonnen worden. Zahlreiche Gänge hat der alte Bergbau hier in dem äußersten nördlichen Ausläufer des Schmiedeberger Kammes abgebaut. Gerade bei Kupferberg findet in den steil gestellten Hornblendeschiefern eine allgemeine Umbiegung der Schichten statt; infolgedessen ist das Gebirge von Klüften und Sprüngen verschiedenen Alters durchsetzt, die jetzt großenteils mit Erzen ausgefüllt sind. Man unterscheidet nach dem Vorwiegen der Metalle: Kupfergänge und Bleigänge, dann durch das Auftreten von Schwerspat gekennzeichnet: barytische Gänge. Außer diesen Erzgängen lernt man durch den Bergwerksbetrieb auch noch Porphyrgänge kennen; ja auch der benachbarte Granit hat schmale Gänge in das Schiefergebirge hinein getrieben. Es ist nun von großer Wichtigkeit zu konstatieren, wie diese Arten von Gängen sich gegenseitig durchsetzen, um daraus ihr relatives Alter zu bestimmen. Diese Gänge sind ganz anderer Art, als die Goldgänge, die lediglich aus Quarz bestehen und Schwefelkies führen. Sehr oft ist der Gang nicht ausschließlich von Gangmineralien erfüllt, sondern losgebrochene und zertrümmerte Bruchstücke des Nebengesteins bilden mitunter ihre Hauptmasse, und während die eigentlichen Gänge durch scharf abgesetzte Grenzflächen: die Salbänder von dem Nebengestein getrennt sind, ist hier durch die Gesteinstrümmer ein vollständiger Übergang geboten, und die Gänge sind sehr oft, wenigstens auf der einen Seite, innig mit den durchsetzten Schiefern verwachsen. Besonders die jüngsten der Kupferberger Gänge, die barytischen, erwecken unser Interesse, da sie im schlesischen

Gebirge in nur wenig wechselnder Form eine weite Verbreitung haben. Quarz, Schwerspat, seltener Flußspat und endlich Braunspat bilden in wechselndem gegenseitigen Verhältnis die Füllung der Gänge, die sogenannte Gangart, und sulfidische Erze, wie Schwefel- und Kupferkies, Bleiglanz und Zinkblende, selten Fahlerz und noch seltener Rotgültigerz, repräsentieren den Metallgehalt. Dabei gewähren die Kupferberger Gänge keineswegs ein typisches Bild dieser Art Lagerstätten.

Ähnliche Gänge wie die oben genannten barytischen Gänge sind nämlich z. B. aus den Kulmgrauwacken von Gablau und aus dem Porphyr des Hochwaldes bei Gottesberg bekannt. Auch die schmalen Erzgänge von Silberberg im Gneis und die in demselben Gestein des Schlesiertales bei Oberweistritz, Falkenhain ꝛc. auftretenden Gänge gehören in diese Kategorie; auch bei Reichenstein treffen wir sie wieder an. Endlich müssen die Erzgänge im silurischen Schiefer von Kolbnitz bei Jauer und die in den devonischen Schichten von Bennisch in Österreichisch-Schlesien hierher gerechnet werden. Silberhaltige Bleierze sind es zumeist gewesen, die an diesen Orten zu einem Bergbau Veranlassung gegeben haben. Besonders rege ist in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der Unternehmungsgeist unserer Vorfahren tätig gewesen. Allenthalben wurden neue Gewerkschaften gegründet und Gerechtsame verliehen. In jener Gründerzeit am Ende des sechzehnten Jahrhunderts fehlte es nicht an Auswüchsen dieser Bewegung; auch in Schlesien trieben sich Abenteurer umher, die sich widerrechtlich Grubenbeleihungen aneigneten oder die Unternehmungslust Wohlhabender irreführten.

Eine besonders umfangreiche Tätigkeit hatte in jener Zeit der Schweidnitzer Bergmeister Bronner zu entwickeln. Für die damaligen Verhältnisse ist es recht bezeichnend, daß Bronners Nachfolger Unger weder lesen noch schreiben konnte und nur 50 Taler Gehalt, halb so viel als sein Vorgänger erhielt. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn sich dadurch allerlei Mißstände einstellten, die Bergmeister sich auf Spekulationen, Kuxkränzeleien und dergleichen einließen und sie ihre Haupteinnahme aus dem Bierschank entnahmen, der ihnen zwar für die Belegschaft freigegeben war, oft genug aber auch für andere ausgeübt wurde. Auf diese Weise ist z. B. auch der Bierkrawall zu verstehen, der an der Kirchmesse 1605 zu Ober-Weistritz ausbrach (Steinbeck). Die Freiburger Bürger fanden sich hier auf den Werken bewaffnet ein, um das zum Ausschank gelangende „Breslauische Bier (Schöps)" wegzunehmen, da Ober-Weistritz nach Freiburg bierzwangspflichtig war.

Ehe wir zu einer neuen Periode des Bergbaues übergehen, sei hier noch einiger anderer Bergbaue gedacht, die ihren freilich unbekannten Anfang in jenen Zeiten gehabt haben müssen. Hoch über dem Tale der jugendlichen Katzbach liegt das Dörfchen, oder wie es seine Bewohner nennen, die uralte Bergstadt Altenberg. Die Ausdehnung alter Pingen und Halden nur gestattet einen Schluß auf das hohe Alter dieses Bergbaues. Reicher Arsenikkies und schöner Kupferkies sind hier die Haupterze; eingesprengt und in Drusen, kleineren Klüften und Gängen kommen die Erze vor; der Hauptmasse nach aber sind sie gebunden an die Kontaktzone zwischen einem alten Eruptivgesteine (Porphyr) und den durchbrochenen silurischen Schiefern.

Wahrscheinlich hat man auch hier zuerst Edelmetall, dann Kupfer und erst zuletzt Arsenik zu gewinnen gesucht.

Hatten wir eben noch Kontaktlagerstätten erwähnt, vorher es mit Gängen zu tun gehabt, so müssen wir jetzt einige eigentliche Erzlager hervorheben.

Dem Riesengebirgsgranit im Norden sind aus Gneis bestehende Vorberge vorgelagert, die allmählich in die Ebene übergehen. Das Gneisgebirge ist nun durchzogen von einer schmalen Einlagerung von Glimmer- und Talkschiefern, die an mehreren Stellen linsenförmige, an Erzen angereicherte Einlagerungen enthält; diese sind in der Gegend von Giehren und Querbach mehrfach Gegenstand bergbaulicher Tätigkeit gewesen.

Zu den Zeiten, wo diese besonders rege war, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, galt sie dem Zinn, einem sonst auf der Erde nur an wenigen Punkten vorkommenden Metall. Staubartig eingesprengt kommt das Erz, der Zinnstein, in dem Gestein vor, „Zwitter", wie es die Bergleute nennen. Die Erze wurden an Ort und Stelle verschmolzen, und es sollen damals in etwa 15 Jahren 5000 Zentner Zinn gewonnen worden sein. Später wurde in derselben Gegend auf Kupfer gemutet; auch Silber hoffte man zu gewinnen. Ernsthafter wurde dann der Bergbau 1769 wieder aufgenommen, und zwar galt es diesmal dem Kobalt, der auf der Grube Maria Anna zu Querbach gewonnen wurde, um in Blaufarbenwerken zur Herstellung von Smalte zu dienen.

Ebenso wie die Querbacher Erze treten die meisten in unserer Provinz gewonnenen Eisenerze in Form von mehr oder weniger regelmäßigen Lagern auf.

Die ältesten Lagerstätten dieser Art, sowohl was die Entstehung wie den Abbau derselben anlangt, sind die Schmiedeberger Magneteisensteinlager. Wie der in die Vorzeit zurückreichende Name des Ortes andeutet, war hier ein Sitz eifriger industrieller Tätigkeit, und das Schmiedeberger Eisen war in den letzten Jahrhunderten vor dem Dreißigjährigen Kriege ein weit und breit berühmter Handelsartikel. Erst als die moderne Eisenindustrie der gutartigen Erze benötigte, wurde dieser Bergbau wieder in größerem Umfange aufgenommen und ist heutzutage noch im Gange. Das Glimmerschiefergebirge, das sich im Südosten des Riesengebirgsgranites, in der Schneekoppe seinen höchsten Punkt erreichend, nach Norden hinzieht, enthält hier mehrere weit hinstreichende Einlagerungen von Gneis in Verbindung mit Hornblendegesteinen, und in dieser treten linsenförmige Erzmassen auf, die außer Magneteisen auch gelegentlich Magnetkies und andere Sulfide enthalten und durch Aufnahme von „tauben" Gesteinen wie Granatfels, Hornblendegestein oder Marmor mit den einschließenden Gesteinsschichten verwachsen sein können.

In je älteren Gesteinsschichten die Eisenerze auftreten, beziehungsweise je länger sie den umwandelnden geologischen Einflüssen ausgesetzt sind, desto mehr wiegen in den Lagerstätten eisenreichere Eisenverbindungen vor. Sind es im Glimmerschiefer von Schmiedeberg Magneteisensteine, so finden wir in den etwas jüngeren Schiefern bei Schmottseiffen Roteisen in Form von Eisenglimmerschiefer, in den silurischen Schiefern von Willmannsdorf bei Jauer dasselbe Erz in Form von rotem Glaskopf. Hier sind es weniger regelmäßige Lager wie bei Schmottseiffen, sondern mehr stockartig ausgeweitete Lagerstätten, die im innigsten Zusammenhange mit dem ebenfalls in den Schiefern auftretenden alten Eruptivgesteine, dem Diabase, stehen. Der

lange Zeit hier umgegangene Bergbau wird doch vielleicht bei günstigeren Verkehrsverhältnissen von neuem wieder aufgenommen werden. In ganz ähnlicher Weise wie hier sind auch in den devonischen Schichten von Bennisch in Österreichisch-Schlesien Eisenerzlagerstätten mit eingelagerten Diabasdecken verknüpft; entweder das Diabasgestein selbst oder die es begleitenden Tuffe sind förmlich in Eisenstein umgewandelt. Außer Roteisen kommt hier auch Magneteisen vor.

Von ganz anderem Typus wieder sind die in den jüngeren Formationen auftretenden Lagerstätten der tonigen Sphärosiderite oder Toneisensteine. Wir finden sie in typischen Meeresbildungen, besonders aber bei dem Übergange solcher Meeresbildungen in Brackwasserablagerungen oder selbst in Süßwasserschichten. Zumeist treten diese Erze in Form von nieren- oder brotförmigen Konkretionen auf, die zumeist um organische Reste irgend welcher Art sich gebildet haben; nur in einzelnen bestimmten Horizonten erscheinen sie in dünnen, zusammenhängenden Lagen. In den liegenden (älteren) Teilen des oberschlesischen Steinkohlengebirges bildet der Toneisenstein mehr unregelmäßig knollige Partien, die nur gelegentlich bei dem Kohlenbergbau als Erze gewonnen werden, in den hangenden Schichten aber ausgedehntere Lager von linsenförmigen bis zentnerschweren Broten, die meist zahlreiche Pflanzenreste von vorzüglicher Erhaltung enthalten.

In den Wäldern, die sich südlich von Myslowitz und Kattowitz ausdehnen, wurden diese Erze vielfach abgebaut. In Oberschlesien sowohl wie im schlesischen Gebirgsgebiete (Volpersdorf, Gablau) reichern sich die die Steinkohlen begleitenden Brandschiefer stellenweise derartig an Eisenkarbonat an, daß sie als Kohleneisenerz (Blackband) gewonnen werden.

Auch in der Keuperformation der schlesisch-polnischen Grenze aus der Gegend von Rosenberg werden besonders geschätzte Sphärosiderite in verschiedenen Horizonten gewonnen. Etwas nordöstlich von diesem Gebiete, mehr auf polnischer Seite, kommen ebensolche Erze in den Tonen des braunen Juras vor; man kann ihre Herkunft leicht an den darin enthaltenen schönen Ammoniten erkennen, während in den Keupererzen nur Pflanzenreste auffindbar sind. Während in den genannten jurassischen Schichten nur gelegentlich einmal ein verkohlter Baumstamm eines Nadelholzes gefunden wird, treten die Erze im eigentlichen Keuper häufig in Begleitung oder in der Nachbarschaft von förmlichen Kohlenflözen auf.

Ganz dieselbe Erscheinung treffen wir in den Tonen der obersten Kreideformation der Gegend zwischen Bunzlau und Löwenberg an, wo neben schwachen Kohlenflözchen auch Lager von Sphärosideriten mit häufigen Einschlüssen pflanzlicher Reste auftreten.

Während der nächst jüngeren Periode, des Tertiär, reichten die Braunkohlengewässer bis weit nach Schlesien hinein, und hier entstanden entlang ihrer südlichen Umsäumung ebenfalls Sphärosideritlager, die z. B. bei Dammratsch, in der Nähe von Karlsruhe in Oberschlesien, abgebaut wurden. Unmittelbar darauf war ein jüngeres (miocänes) Meer von Süden aus in Oberschlesien eingedrungen, in dessen jüngsten tonigen Ablagerungen am Nordsaume des Beckens wir wiederum Sphärosiderite neben Knochenresten einer interessanten Waldfauna antreffen; auch diese waren früher Gegenstand des Bergbaues in der Gegend von Kieferstädtel und werden es hoffentlich

noch einmal werden, wenn erst eine Eisenbahn in diesem von allem Verkehr etwas abgelegenen Teile unserer Provinz gebaut sein wird.

Seit dieser Zeit sind Sphärosiderite in unserer Provinz nicht mehr entstanden, und die jüngsten Eisenerze, die sich in torfigen, moorigen Gegenden auch heute noch bilden, die Raseneisenerze, sind ganz anderer Natur; es ist Brauneisenstein, bald ockrig, locker erdig, bald feste Krusten bildend, immer aber mit einem gewissen Gehalt an Phosphorsäure, der früher in den Eisenhütten verpönt war, weil Phosphor das Eisen brüchig macht. Jetzt aber werden diese Erze in verschiedenen Teilen Schlesiens wieder aufgesucht, weil die Entphosphorung des Eisens bei gewissen Prozessen keine Schwierigkeit mehr macht und ein Phosphorgehalt für die Gewinnung der Thomasschlacken sogar erwünscht ist.

Ehe ich zu den oberschlesischen Haupterzen übergehe, muß ich noch einige Vorkommen von Kupfererzen erwähnen, die nicht wie bei Kupferberg auf Gängen im kristallinischen Gebirge auftreten, sondern den geschilderten Eisenerzlagerstätten vergleichbar in flözartigen Ausbreitungen dem geschichteten Gebirge der Sedimentärformationen eingeschaltet sind. Wie die Kupferschiefer von Mannsfeld und die bekannten Kupfersandsteine des Gouvernement Perm gehören die schlesischen Lagerstätten auch der permischen Formation an, und zwar treten in der unteren Stufe derselben, im Rotliegenden, südlich vom Riesengebirge z. B. bei Hohenelbe, die Erze in Sandsteinen, Konglomeraten und Schiefern auf. Bei Nieder-Wernersdorf in der Nähe von Radowenz bestehen sie aus nierenförmigen Konkretionen von Kupferglanz, der im Ausgehenden in Malachit zersetzt ist. Nördlich vom Riesengebirge hat man früher Kupfererze in der oberen Stufe dieser Formationen abgebaut, nämlich im Zechstein von Hasel, zwischen Goldberg und Schönau. Hier treten Malachit und Kupferlasur in dünnen Schnüren und Blättchen im Mergel auf.

Obwohl auch ein Eisenerz, wird der Chromeisenstein aus dem Serpentin von Tampadel bei Zobten und der Gegend von Frankenstein nicht des Eisengehalts wegen gewonnen, auch für die Chromgewinnung ist er nicht reichhaltig genug; sondern man gewinnt ihn zeitweilig, weil er sich für die basische Wandung gewisser Öfen in der oberschlesischen Eisenindustrie eignet.

Ebenfalls an die Serpentine von Frankenstein ist ein anderes Erz gebunden, dessen Ausbeutung erst wenige Jahre alt ist. Nickelerze treten hier in einer Art Verwitterungszone des Serpentin auf; der Bergbau scheint sich daselbst zu entwickeln, und es ist wohl möglich, daß sich an dieses Vorkommen eine eigene Nickelindustrie anschließen wird.

So wie in Wernersdorf die Erze in ihrer ursprünglichen Form als Sulfide in der Tiefe anstehen, nach der Oberfläche zu aber durch die Verwitterung zu oxydischen Erzen umgewandelt sind, so finden wir auch im oberschlesischen Haupt-Erzrevier Sulfide in der Tiefe und oxydische Erze nach dem Ausgehenden zu. Nur die Bleiglanze scheinen der Zersetzung länger widerstanden zu haben, und sie sind auch dasjenige Erz, das, unter diesen Umständen von der Oberfläche leicht erreichbar, den Anstoß zu dem oberschlesischen Bergbau schon im Mittelalter gegeben hat. Der Muschelkalk ragt hier in zwei Buchten in das zu Tage tretende Steinkohlengebirge von Westen nach Osten hinein. Im Süden ist es die lange, schmälere Bucht oder Mulde von Beuthen, und nördlich, unmittelbar angrenzend, die Tarnowitzer

Mulde. An den Rändern der Mulden treten die ältesten, mächtigsten Schichten des oberschlesischen Muschelkalkes, der sogenannte Chorzower Kalk, als ein breites ringsum einsäumendes Band hervor. Darüber, also von den Rändern der Mulden nach innen, folgt der wenig mächtige blaue Sohlenkalk, und dann im Innern der Mulde darüber der Erz führende Dolomit, abgesehen von den wenigen noch jüngeren Muschelkalkschichten. Im Dolomit sind nur zwei Erz führende Zonen zu unterscheiden, eine untere unmittelbar auf oder wenig über der oberen Grenze des Sohlenkalkes, beziehungsweise der unteren Grenze des Dolomits, und eine obere in einer gewissen Höhe darüber. Diese Erzzonen ziehen nun in beiden Mulden von den Rändern aus nach deren Innerem in die Tiefe, dem Muldentiefsten, zu. Hier bestehen die Erze in der Beuthener Mulde aus Bleiglanz, Zinkblende und Schwefelkies, die teils körnig mit dem Dolomit verwachsen sind, teils in schaligen Krusten die Dolomitklüfte ausfüllen oder in Form von Zapfen, Knollen und Drusen in deren lettige Ausfüllungen hineinragen. Je mehr sich aber diese Lagen nach den Rändern der Mulde herausheben und sich der Tagesoberfläche nähern, desto mehr gehen sie in oxydische Erze über. Schwefelkies verwandelt sich in Brauneisen, Bleiglanz in Weißbleierz und besonders die Zinkblenden in Zinkspat und in Kieselzink. Im Ausgehenden der Muschelkalkschichten, aber meist noch unter der Bedeckung von tertiären Tonen und diluvialen Schichten verwachsen die Erze der unteren und der oberen Erzzone und verbreiten sich über die Köpfe der benachbarten Muschelkalkschichten; hier sind sie nicht nur durch Gewässer früherer Zeiten (des Tertiär und wohl auch des Diluvium) umgewandelt, sondern auch aufbereitet, transloziert. Bleiglanz tritt nesterartig am Grunde der Lagerstätten auf; an der Grenze gegen den Sohlenkalk bilden die Zinkerze ein Gemisch, weißer Galmei genannt; in und auf Dolomit liegt der rote Galmei, der nach oben zu an Zink ärmer und an Eisen reicher wird, bis er schließlich in Eisenerz übergeht. Diese manganhaltigen Eisenerze, als der beweglichste Teil der Erze, sind auch über die Ränder der eigentlichen Erzmulde hinaus verbreitet und treten in kesselartigen Vertiefungen im Chorzower Kalk auf, überlagert von bunten Tertiärtonen und weißen Tertiärsanden. In der Tarnowitzer Mulde treten Zinkerze zurück, und Bleiglanz bildet in beiden Erzzonen mitunter kompakte Lager, die z. B. auf der bekannten Friedrichsgrube mit Hilfe von Dampfkraft seit nunmehr über hundert Jahren abgebaut werden. Die Blei- und Silbergewinnung in der Beuthener Mulde reicht bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück. Galmei wurde erst gegen 1560 abgebaut und abgeröstet in die Messingwerke verschickt. Die ausgiebige Verwendung der Zinkblende datiert erst aus den letzten Jahrzehnten.

Über die Entwickelung der Erzgewinnung in Oberschlesien gibt folgende Tabelle einen Überblick.

Gewinnung von	Zinkerzen,	Bleierzen,	Eisenerzen.
1791:	1 668 Tonnen.	910 Tonnen.	
1868:	290 362 „	11 047 „	444 887 Tonnen.
1887:	552 614 „	28 580 „	574 451 „
1901:	522 303 „	45 134 „	432 798 „

Dr. Gürich.



Die Überschwemmungen im Hirschberger Tale

im Jahre 1897.

Wer an einem schönen Hochsommertage, als fröhlicher Tourist unsere Gebirgstäler durchwandernd, an den fast ausgetrockneten Betten unserer Gebirgsflüsse dahinschreitet, wundert sich vielleicht über die zahllosen riesigen Granitwürfel, die überall im Flußbett umherliegen. Daß diese zentnerschweren Blöcke, zwischen denen sich ein schmales, silberklares Bächlein, anmutig plätschernd, hindurchschlängelt, seit der grauen Vorzeit hier unbewegt liegen, bezweifelt wohl niemand. Denn wer vermöchte dieses Riesenspielzeug zu bewegen? Auch im Juli 1897, besonders im Anfang dieses Monats, boten die Täler ein Bild tiefsten Friedens. Eine große Anzahl erholungsbedürftiger Menschen suchte und fand hier die Kräftigung ihrer Gesundheit und genoß die Schönheiten der Natur in vollen Zügen. Auch als gegen die Mitte des Monats das Wetter sich änderte, als längere Regenperioden eintraten, erregte das nicht im geringsten Besorgnis. Wußte man doch, daß längere und stärkere Regen im Hochgebirge nichts Seltenes seien und daß dergleichen alle Jahre vorkommen. Voller Interesse beobachtete man das allmähliche Anwachsen des Wassers, das aus einem harmlosen, plätschernden Bache bald zu einem brausenden Bergstrome anschwoll. Freilich die einheimischen Bewohner sahen diesem Schauspiel nicht ohne Sorge zu. Ihnen war ja nur zu gut bekannt, welch gefährlicher Feind der anscheinend so harmlose Fluß für sie und ihr Besitztum werden konnte, und ihre Sorge stieg von Stunde zu Stunde, als der Regen, statt aufzuhören, immer stärker herab strömte.

Am Abende des 28. Juli schien endlich die Kraft des Regens vermindert, und man gab sich der Hoffnung hin, daß die bangen Befürchtungen, deren sich beim Anblicke des ufervollen Flusses auch die mutigsten Herzen nicht erwehren konnten, nicht in Erfüllung gehen würden.

Leider sollte diese Hoffnung nur eine kurze sein. Gegen 9 Uhr begann der nun fast 60 Stunden währende Regen aufs neue, und bald fielen solche Wassermassen vom Himmel, daß auch der Sorgloseste ein furchtbares Unglück voraussehen mußte. Der Fluß, zum Strom angewachsen, rollte donnernd dahin. Was er erreichen konnte, vernichtete er. Alte, hundertjährige Fichten, mit den Wurzeln ausgerissen, trieben auf den brausenden Fluten dahin. Das schöne Waldtal oberhalb Krummhübel war von den Wassermassen fast ausgefüllt, und die Felsen rollten wie leichte Kiesel zu Tal. Wehe dem Leichtsinnigen, der nicht auf seiner Hut war! Wehe dem, der sorglos sich zur Ruhe begeben hatte in dem Glauben, die Gewalt der Fluten habe ihren Höhepunkt schon überschritten!

Gegen 11 Uhr weckten die Signale der Freiwilligen Feuerwehr die Bewohner aus dem Schlafe. Ja, aus dem Schlafe! so unglaublich es klingt; denn nicht wenige hatten in fast unbegreiflichem Leichtsinn sich zur Ruhe begeben.

Brausend und donnernd wälzte sich eine unendliche Wassermasse zu Tal. Dabei strömte der Regen, heulte der Sturm, und das Krachen und Splittern einstürzender Gebäude machte dieses Naturkonzert zu einem wahrhaft entsetzlichen. Dazu kam noch, daß eines der ersten Gebäude, das der Gewalt der Elemente zum Opfer fiel, die Schleifmühle von Ertel war, von der aus ganz Krummhübel elektrisch beleuchtet wird. Mit einem Schlage war der ganze Ort in Dunkelheit gehüllt, so daß sich zu allen anderen Schrecknissen auch noch eine absolute Finsternis gesellte. Entsetzliche Szenen haben sich da in dieser kurzen und doch so ewig lang erscheinenden Sommernacht abgespielt. In wenigen Stunden waren die Erzeugnisse des Fleißes ganzer Generationen vernichtet, gesicherte Existenzen ihres Unterhaltes beraubt, öffentliche und private gemeinnützige Unternehmungen dem Verderben preisgegeben.

Hochherzige Männer aus Krummhübel hatten mit Nichtachtung des eigenen Lebens viele Gefährdete gerettet, und als ein Wunder muß es bezeichnet werden, daß nur ein einziges Menschenleben bei dieser Katastrophe zugrunde ging.

Der kommende trübe und regnerische Tag beleuchtete ein entsetzliches Bild der Zerstörung. Trümmer und wieder Trümmer! Und überall bleiche, vor Schreck und Schmerz versteinerte Gesichter. Aus allen Orten fast kamen die gleichen Schreckensnachrichten, erschollen die gleichen Jammer- und Hülferufe. Und die Hülfe kam. Zwar nicht eine Hülfe, die allen Schaden sofort beseitigte oder das Furchtbare ungeschehen machte, aber eine Hülfe, die lindernd und tröstend überall eingriff, der Gebeugten Mut aufrichtend, die Verzweifelten tröstend. Eine lichte Frauengestalt sah man in diesen Stunden von Ort zu Ort eilen, ohne Rücksicht auf die zerrissenen, kaum fahrbaren Straßen, nicht achtend der tosenden Wasser, die oft auf schwankem Brett überschritten wurden, oft auch durchwatet werden mußten. Und wo sie die Hütten des Unglücks verließ, sah man getröstete Gesichter und hörte zuversichtlichere Worte als vorher. Diese lichte Frauengestalt, der „gute Engel des Riesengebirges", wie sie mit Recht genannt wurde, war die Schwester unseres Kaisers, die Frau Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, die zum Sommeraufenthalt in Erdmannsdorf wohnte.

Tag für Tag sah man die hohe Frau nach den überschwemmten Ortschaften sich begeben, hier Trost zusprechend, dort Geld verteilend und an die Helfenden anerkennende Worte richtend. Wer gesehen hat, mit wie wahrer Herzensgüte und mit welcher Zartheit die edle Fürstin hier waltete, der kann es niemals vergessen, und es ist gewiß, daß in den Herzen der armen, geschädigten Gebirgsbewohner ihr ein Gedenkstein errichtet wurde, auf dem die Worte „dankbare Erinnerung" in flammenden Buchstaben eingegraben sind.



Charlotte Erbprinzessin v. S. Meiningen
Prinzessin v. Preußen

Kleine, aber herzinnige Züge von Menschenfreundlichkeit, wie sie uns die Geschichte von den Mitgliedern unseres Herrscherhauses aufgezeichnet hat, Züge, wie sie besonders bei dem erlauchten Vater der Frau Erbprinzessin so oft zu Tage traten und noch heute in der Erinnerung des Volkes treu bewahrt werden, konnte man auch hier täglich beobachten. Der Besitzer des Waldhauses, Hennig, hatte neben seinem sonstigen enormen Schaden auch noch den Verlust seiner goldenen Uhr zu beklagen, die ihm wahrscheinlich gestohlen worden war. Die Frau Erbprinzessin hatte hiervon kaum gehört, als sie Herrn Hennig eine andere goldene Uhr zum Geschenk machte und ihm diese durch ihre Tochter, die Prinzessin Feodora, überreichen ließ. Auch diese liebreizende Prinzessin wetteiferte mit ihrer erlauchten Mutter im Wohltun und Trösten. Auch sie war in den schweren Tagen nach der Katastrophe überall tätig, um Not und Jammer zu lindern.

Von diesem edlen Beispiel angeregt, kam nun die Hülfe von allen Seiten. Die Privatwohltätigkeit war alsbald angerufen worden und nicht umsonst. Ungeahnt hohe Summen flossen dem Komitee zu. Militärische Hülfe wurde für die Aufräumungsarbeit gewährt, und die Leistungen unserer braven Truppen waren über alles Lob erhaben. Was unsere wackeren 5. Pioniere und 5. Jäger in diesen Tagen geleistet haben, muß als fast übermenschlich bezeichnet werden. Herr Landrat von Küster, der das Vertrauen, das sein kaiserlicher Herr in ihn gesetzt hatte, wie immer auch bei dieser Gelegenheit glänzend rechtfertigte, und der Verfasser dieser Skizze hatten die Beaufsichtigungsarbeit unter sich geteilt. Beide weilten wochenlang in den überschwemmten Gebieten und konnten nicht genug rühmen, wie Staunenswertes das Militär

geleistet hat. Ein Sonnenblick in diesen trüben Tagen war der 21. September, an welchem Tage unsere geliebte Landesmutter, Ihre Majestät die Kaiserin Auguste Victoria, das überschwemmte Gebiet besuchte, um sich persönlich von dem dort herrschenden Zustande zu überzeugen.

Um 9 Uhr traf Ihre Majestät, von Breslau kommend, in Begleitung ihres Gefolges, sowie des Oberpräsidenten Fürsten Hatzfeld und des Regierungspräsidenten Dr. von Heyer in Hirschberg ein. Die Fahrt wurde gleich nach Schmiedeberg fortgesetzt und dieses so besonders arg geschädigte Städtchen einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Der Verfasser dieser Zeilen übernahm hier die Führung. Ihre Majestät verließ häufig den Wagen, trat in die Häuser ein und ließ sich von den so schwer geprüften Bewohnern die entstandenen Schäden zeigen. Ein altes Mütterchen ergriff der Kaiserin Hand und führte sie in ihrem zerstörten Besitztum umher, während andere die Kaiserin dicht umdrängten. Als der Versuch gemacht wurde, die Neugierigen zurück zu halten, da sie der hohen Frau fast allzunahe kamen, drehte sich die Kaiserin lächelnd um und bat, die Leute nicht abzudrängen. Sie äußerte dann, daß dies durchaus keine Belästigung für sie sei, sie sich vielmehr in der Mitte ihres Volkes und umringt von demselben besonders wohl fühle, auch genau wisse, daß sie dort eben so sicher sei, als wäre sie mit einer großen Leibgarde umgeben.

Eine große Anzahl Kinder hatte sich mit Blumensträußen aufgestellt, und jedes Mal ließ die Kaiserin halten, um es so den Kleinen bequemer zu machen, ihre Blumenspenden zu übergeben. Hierbei richtete sie in leutseligster Weise Fragen an die Kleinen, die indessen meist zu befangen waren, um antworten zu können, so daß dann die Erwachsenen Auskunft geben mußten, auf diese Weise Gelegenheit findend, einige Worte mit ihrer Kaiserin zu wechseln. Ein Kindermädchen antwortete auf die Frage, wer die von ihr in der Höhe gehaltene Kleine sei: „Nu 's is doch Dukterſch Lehnchen", eine Antwort, die die Kaiserin außerordentlich amüsierte. „Dukterſch Lehnchen" erschien noch einige Male bei der Umfahrt durch die Stadt und wurde dann jedes Mal von der Kaiserin bemerkt. Ein städtischer Polizeibeamter folgte dem Wagen und versuchte, ihm, als eine Strecke im kurzem Trabe zurückgelegt wurde, ebenfalls nahe zu bleiben. Ihre Majestät hatte dies kaum bemerkt, als sie ihm auch schon gebot, zurückzubleiben, „da das Laufen seiner Gesundheit schaden könne".

Alle diese kleinen Züge beweisen aufs deutlichste, mit welcher Herzlichkeit die Kaiserin ihren Berufspflichten als Landesmutter nachkommt.

Die Fahrt durch Schmiedeberg war ein wahrhafter Trost für die armen Geschädigten. Sie wurden nicht nur von ihrer Landesmutter getröstet, sondern auch überreichlich, in wahrhaft kaiserlicher Weise beschenkt, wobei die Kaiserin den Dank stets mit den Worten „Der Kaiser schickt's" abzuwehren suchte.

Nachdem Ihre Majestät noch das Haus in Augenschein genommen, in dem seiner Zeit Friedrich der Große gewohnt hatte, fuhr sie nach dem Bahnhofe und verließ unter dem Jubel und den Segenswünschen der zahlreichen Bevölkerung Schmiedeberg.

In Hirschberg bestieg sie einen bereitstehenden vierspännigen Wagen und begab sich nach dem Rathause, wo eine Vorstellung der Damen der Stadt und des



Die Kaiserin. Prinz Reuß.

Besuch der Kaiserin Auguste Victoria in Schmiedeberg am 21. September 1897.
(An der Niederschule.)

Frauenvereins stattfand. Leider war die Zeit zu knapp bemessen, um den geplanten Ausflug nach den auch so schwer geschädigten Sechsstätten auszuführen; aber die am meisten Betroffenen waren aufs Rathaus bestellt worden, um dort reiche Gaben aus der Hand ihrer Landesmutter entgegen zu nehmen. Ein altes Mütterchen, das die Kaiserin unentwegt mit „gnädige Frau" anredete, klopfte die hohe Dame vertraulich auf die Schulter. Selten wohl ist eine Kaiserin so mit ihrem Volke in Berührung gekommen wie die hohe Landesmutter an diesem Tage. Da gab es keine Absperrung, keine Etikette; frei war der Verkehr mit Ihrer Majestät für jeden, der sein bedrängtes Herz bei ihr ausschütten wollte, und keiner von den vielen, die dies getan hatten, ging ungetröstet von dannen.

Für alle aber, die diesen schönen Tag mit erleben durften, wird er zu den schönsten Erinnerungen bis ins späte Alter gehören, und neben dem Dank wird aus aufrichtigem Herzen so manches Gebet zum Himmel steigen, das in den Worten gipfelt: Gott segne, Gott erhalte uns noch lange unsere Kaiserin, unsere geliebte hohe Landesmutter!

* * *

Es soll nicht geleugnet werden, daß diejenigen Kreisinsassen, deren Ortschaften zwar auch schwer geschädigt, aber bei dem Besuche der Kaiserin nicht berührt worden waren, sich zurückgesetzt fühlten und betrübt waren, dieser Freude nicht auch teilhaftig geworden zu sein. Wer kann daher ihre Freude beschreiben, als es hieß: „Der Kaiser kommt!" Erst durchschwirrte diese Nachricht nur als unsicheres Gerücht den Kreis; aber bald nahm sie feste Gestalt an, und bei Beginn des Monats November stand diese hocherfreuliche Tatsache fest.

Am 8. November war trotz der vorgerückten Jahreszeit ein Tag angebrochen, wie er wohl im Spätherbst selten ist. Wahres Kaiserwetter! Früh 8 Uhr versammelten sich der Oberpräsident Fürst Hatzfeldt, Regierungspräsident Dr. von Heyer, Landrat von Küster und Oberbürgermeister Richter, sowie der Verfasser zum Empfange auf dem reichgeschmückten Hirschberger Bahnhofe.

Kopf an Kopf gedrängt, standen hier trotz der frühen Morgenstunde die Menschen und sahen dem Kaiserzuge entgegen. Unter brausenden Hurras lief er gegen $^1/_2$9 Uhr ein, und Seine Majestät bestieg alsbald, nach allen Seiten freundlich grüßend, mit dem Oberpräsidenten den von Berlin hierher geschickten Wagen, der mit Postpferden bespannt war. In langsamem Tempo ging die Fahrt durch die Stadt, die sich in würdigster Weise zum Empfange ihres kaiserlichen Herrn geschmückt hatte, nach den Sechsstätten. An der Stelle, wo der Gefreite Dunkel bei den Rettungsarbeiten seinen Tod gefunden hatte, verließ der Kaiser den Wagen und besichtigte voller Interesse ein daselbst aufgestelltes Holzgerüst, auf dem die Höhe des Wasserstandes an den verschiedenen Orten veranschaulicht war.

Das Jäger-Bataillon von Neumann hatte hier Aufstellung genommen und begrüßte den obersten Kriegsherrn mit begeisterten Hurras.

Nach kurzem Aufenthalte wurden die Wagen wieder bestiegen, und auf einem anderen Wege kehrte der lange Wagenzug nach dem Bahnhofe zurück. Nach einer

Fahrt von 20 Minuten traf der kaiserliche Sonderzug in Warmbrunn ein. Die Fahrt von hier aus, an der ich an der Seite Sr. Majestät teilnehmen durfte, glich einem Triumphzuge. Schulen, Gewerke, Fabrikarbeiter, Militärvereine, Feuerwehren wechselten im Spalier ab. Überall die gleiche Begeisterung, überall frohe, dankbare Gesichter, der Ausdruck der Freude über den Besuch des Landesherrn.

In Giersdorf wurden die Wagen verlassen. Der Kaiser besichtigte eingehend die Zerstörungen und betrat wiederholt Häuser, sich stets aufs freundlichste mit den Bewohnern unterhaltend.

Als auf der weiteren Fahrt Seidorf passiert wurde, bemerkte Seine Majestät



Kaiser Wilhelm
mit Prinz Reuß auf der Fahrt zwischen Giersdorf und Seidorf.
(Im Hintergrunde die Heinrichsburg.)

in einem der dort aufgestellten Kriegervereine einen früheren Hornisten des 1. Garde-Regiments, Namens Reiwald aus Stonsdorf. Trotzdem der Kaiser diesen Mann über vierzehn Jahre nicht gesehen hatte, erkannte er ihn sogleich wieder und winkte ihm freundlich zu, dabei bemerkend, „dieser Mann war mein Hornist". Das staunenswerte Physiognomiengedächtnis der Hohenzollern ist auch ihm in hohem Grade eigen. Nichts entging seinem scharfen Auge. Jeder Schaden, auch der kleinste, wurde bemerkt und in sachgemäßester Weise die Abhülfe, sowie die Vorbeugungsmaßregeln gegen zukünftiges Hochwasser besprochen.

Dazwischen erkundigte sich Seine Majestät nach den einzelnen Kriegervereinen, die längst des Weges aufgestellt waren, und nach einzelnen Leuten, die mit dem Eisernen Kreuze geschmückt waren.

Durch Arnsdorf ging es nach Birkicht, wo bei dem entsetzlich zugerichteten Gasthause zum Eisenhammer wieder ausgestiegen wurde. Hier besichtigte der Kaiser auch das Flußbett der Lomnitz, besah die großen Veränderungen, die die Gewalt des Wassers hervorgebracht hatte, und die durch die 5. Pioniere aufgeworfenen Schutzdämme.

Wie früher die Kaiserin, so hatte ihr hoher Gemahl überall ein Trosteswort, auch gelegentlich einen Scherz bereit, und wo er geweilt hatte, wuchs die Zuversicht und die Hoffnung, daß nun Maßregeln würden ergriffen werden, die geeignet seien, dem Wasser wirksam entgegen zu treten.

Teils zu Wagen, teils zu Fuß wurde die Besichtigung bis zum Waldhause in Brückenberg fortgesetzt, wo der Kaiser einen ihm angebotenen Ehrentrank und schlesischen Streuselkuchen aus der Hand der Wirtsleute Hennig entgegennahm.

Zum Andenken hieran hat der Besitzer des „Waldhauses" das Glas, aus dem der Kaiser getrunken hat, aufbewahrt und ein kunstvoll geschnitztes Schränkchen dafür anfertigen lassen. Auf einem Felde der Vorderseite ist eine silberne Platte mit folgenden, von Herrn Sanitätsrat Dr. Baer verfaßten Versen eingelassen:

„Der Kaiser kam in uns'rer Not,
Nahm gnädig, was das Waldhaus bot!
Ein Glas mit edlem deutschen Wein;
Des soll der Becher Zeuge sein."



Landrat v. Küster. Der Kaiser. Amtsvorsteher Kuntze Arnsdorf.
Prinz Heinrich XXVIII. Reuß j. L.

Kaiser Wilhelm in Birkicht.

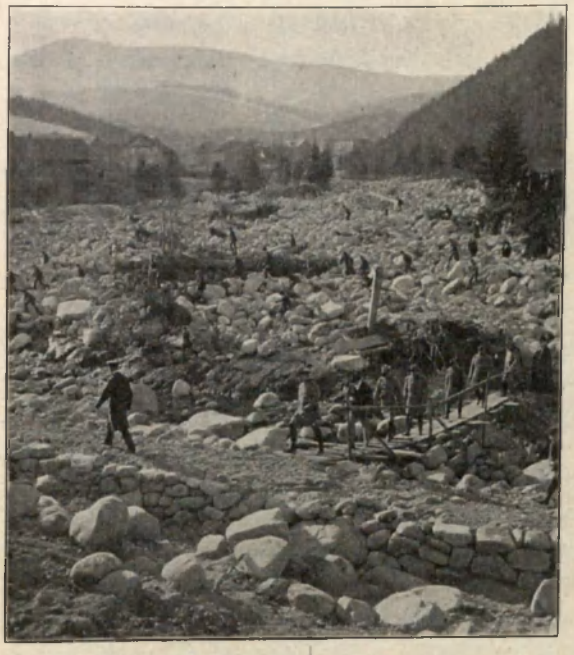
In Krummhübel wurden nach etwa $^3/_4$ stündigem Aufenthalte die Wagen wieder bestiegen und ohne Aufenthalt bis zum Bahnhofe in Zillerthal gefahren, von wo der Kaiser mit dem inzwischen dorthin überführten Sonderzuge den Kreis Hirschberg wieder verließ. Kurz vor der Abfahrt in Krummhübel war noch von einem armen, alten Manne ein kleiner, in Holz geschnitzter Rübezahl in den Wagen gestellt worden. „Für die kaiserlichen Prinzen", sagte der Mann dabei und entfernte sich leider vor der Rückkehr des Kaisers, so daß dieser ihm nicht, wie er wollte, danken konnte. Der kleine Rübezahl ist aber mit nach Berlin gereist und hat den Prinzen viel Spaß bereitet.

Unermüdlich hat der Kaiser, tief ergriffen von der Größe des Unglücks, das einen Teil seiner Landeskinder betroffen hat, darüber nachgedacht, wie weiterem

Unglück zu steuern sei. Er berief von allen Seiten Sachverständige, hielt selbst Sitzungen ab und leitete sie.

Mit welchem Eifer, mit wie hohem herzlichen Interesse, mit welcher Sachkenntnis dies geschah, kann nicht rühmend genug hervorgehoben werden.

Wie vieles schon geschehen ist und noch geschehen wird zum Wohle der Geschädigten und zur Abwehr künftiger Unglücksfälle, lediglich aus dem großen landesväterlichen Herzen des Kaisers entspringend, von ihm angeregt, befohlen und durchgesetzt, das ahnen die wenigsten.



Der Kaiser.

Kaiser Wilhelm in Krummhübel.

Es ist dem Verfasser dieser Zeilen, der an dieser Arbeit teilnehmen durfte, eine hohe Freude, hiervon Zeugnis abzulegen.

Danket Eurem Kaiser! Vergeßt nicht, wie er für Euch sorgt und arbeitet!

Vor allem aber danket Gott, der Euch einen solchen Landesvater gab, der ein Geschlecht an die Spitze Deutschlands und Preußens setzte, aus dem stets aufs neue Herrscher entspringen, voller Liebe zu ihrem Volke, voller Pflichtgefühl handelnd nach dem Grundsatze Friedrichs des Großen „Ich bin der erste Diener meines Landes!“, so möchte ich nicht nur den durch die Katastrophe vom 29. Juli Geschädigten, sondern dem ganzen Lande zurufen.

Gottes Segen ruhe auf diesem Landesvater; Gott erleuchte aber auch sein Volk, daß es erkenne, was für ein Geschenk er ihm mit diesem Kaiser gab, den er uns erhalten möge zum Segen des Landes und zur Ehre und Freude aller, die ihm dienen dürfen!

Heinrich XXVIII. Prinz Reuß j. L.

Schlesiens Aufblühen unter den Hohenzollern.

Durch einen Zoller wurden im zweiten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts die brandenburgischen Marken vom Verderben errettet. Seine Nachfolger vollendeten das Werk. Als König Friedrich Wilhelm I. 1740 die Augen schloß, konnte er seinem Sohne einen festgefugten Staat, ein in der Schule seines Hauses wohlerzogenes Volk hinterlassen. In König Friedrich II. aber „fanden sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Vorfahren zusammen" (Freytag). War nun er vor allem imstande, ein verfallenes Land zum Wohlgedeihen zu bringen, so müssen wir dankbar die Vorsehung preisen, die unser Schlesien in seine Segenshand fallen ließ. Gewiß, der große König legte den festen Grund zu der hohen Kraft und Blüte des schlesischen Landes, deren es sich nach anderthalb Jahrhunderten des Regiments der Hohenzollern jetzt erfreuen darf.

In den Hussitenkriegen, sowie in den folgenden wilden Kämpfen böhmischer, ungarischer und polnischer Könige um die Herrschaft war Schlesien im Reiche in Verruf und der deutsche Zuzug ins Stocken geraten. Seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hatten die Habsburger ihr böhmisches Nebenland Schlesien nicht mehr besucht. Vor dem Beginn der preußischen Herrschaft waren die Abgaben ungleich verteilt. Die Bauern waren der Willkür der Grundherren preisgegeben, und gegen Vornehme war bei den Beamten sehr selten Recht zu finden. Die Landstraßen waren verwahrlost, die Industrie lag infolge massenhafter Auswanderungen danieder. Überall fehlte es an Unternehmungslust, und der Ausschuß der schlesischen Stände klagte gegenüber dem kaiserlichen Oberamte zu Breslau, daß der Bergbau völlig verfallen, Grund und Boden oft kaum für die Hälfte des gerichtlichen Taxwertes verkäuflich sei.

Wie ein Wunderwerk erscheint die Umbildung des Landes aus dem Geiste und der unendlichen Triebkraft Friedrichs des Großen. Mit scharfem Blicke suchte und

fand der neue Herzog der Schlesier die Willkür; im Bewußtsein seiner Fürstenpflicht strafte er sie. Er öffnete auch der Klage des geringen Mannes den Zugang zum Throne. Da drang bis in die Hütte des Ärmsten das frohe Gefühl der Rechtssicherheit, an Stelle des rohen oder gedankenlosen Übermuts der Bevorrechteten das ernste Bewußtsein der Pflicht neben dem Recht. Der König war seinen evangelischen und seinen katholischen Untertanen ein gleich gnädiger Landesvater. Die ersteren kamen durch ihn wieder zu den entzogenen bürgerlichen Rechten und zu freier Religionsübung; noch 1742 bauten sie notdürftig 200 Bethäuser. Die Lage des niedrigen Landvolkes hob sich außerordentlich. Nach der Kriegszeit gab der König Saatgetreide und Brotkorn aus den Magazinen des Heeres; er verteilte 17000 Militärpferde unter bedürftige Bauern, baute zerstörte Gehöfte wieder auf und erließ auf sechs Monate die Steuern. An 120 Millionen Mark gab er in den letzten dreißig Jahren seiner Regierung für Verbesserung des Bodens aus; damals wurden unter anderem viele Brüche an der Bartsch und an der Oder ausgetrocknet. Wenn der König zum Manöver nach Schlesien fuhr, so war es, wie wenn ein Hausvater sein Besitztum durchschritte, um zu überlegen, woran es fehle, und was sich tun lasse. Er bemerkte, wo schlechtes Land zu bessern, die Waldung mehr zu schonen sei, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Mit großem Eifer regte er die Landgemeinden an, zum Heile der kleinen Leute die Gemeinweiden zu teilen. Die verderbliche Brachwirtschaft bekämpfte er ebenso beharrlich, wie er den Anbau der Kartoffeln empfahl. Durch strenge Verordnungen des Königs wurden die erbuntertänigen Bauern gegen übermäßige Strenge des Grundherrn, gegen körperliche Züchtigungen und unbillige Frondienste geschützt. Wehe dem Beamten, der eine berechtigte Beschwerde unbeachtet gelassen hätte!

Andererseits rettete der König dem schlesischen Adel den ererbten, im Kriege schwer verschuldeten Grundbesitz, indem er 1770 einen Kreditverein der Rittergutsbesitzer, die „Schlesische Landschaft" genannt, gründete.

Durch die Einverleibung Schlesiens in den preußischen Staat geriet der schlesische Handelsverkehr in eine schwierige Lage. Alte Verbindungen mit österreichischen Erblanden gingen verloren. Friedrich der Große ließ kein Mittel unversucht, den Weltruf der schlesischen Leinenindustrie zu erhalten. Die Bauern mußten Flachs bauen; Männer, Weiber, Kinder, Knechte, Mägde sollten spinnen lernen. Im Jahre 1783 bestanden mehr als 3000 schlesische Spinnschulen. In den Dörfern des Weistritztales, in Landeshut, in Waldenburg, in Schmiedeberg, vor allem in Hirschberg wurden große Leinwandmärkte gehalten. Die Schmiedeberger Ausfuhr betrug 1746 über 32000, 1786 fast 115000 Schock: vier Jahre vor dem Siebenjährigen Kriege führte Hirschberg 355290 Schock aus.

Des Königs erfinderische Tatkraft suchte vor allem durch neue Erwerbszweige neue Blüte herbeizuführen. Ein Blick nur auf diejenigen von 1742 bis 1756 gegründeten Fabriken, über die das Breslauer Staatsarchiv besondere Aktenstücke besitzt, zeigt deutlich das neue, regere Leben der schlesischen Industrie unter der treuen Mithülfe des Königs. Da entstand z. B. in Breslau eine Fabrik für Kattun nach ostindischer Art, eine andere, die Gold- und Silberstoffe verfertigte; in Reichenbach ward Kanevas,

in dem kleinen Städtchen Prausnitz Barchent hergestellt. Die neue Beuteltuchfabrik in Ohlau beschäftigte beinahe vierhundert Menschen. Die blühende Wohlauer Schmelztiegelfabrik erzeugte bald auch Fayence nach Delfter Art. In Zborowsky bei Lublinitz wurden holländische Tabakspfeifen, in Schmiedeberg Eisenwaren, in Reinerz Papier, in Neusalz Grünspan, Stärke und Haarpuder, in Glogau Schnupftabak bereitet. Se. Majestät half zuweilen durch Vorschüsse, meistens aber durch das verbriefte Recht der Alleinfabrikation in einem bestimmten Gebiet für gewisse Zeit; er regte zum Kaufe der Waren an, schließlich förderte er wohl auch durch Schutzzölle oder gar durch Einfuhrverbote.

Die jämmerlichen Straßen und verwahrlosten Brücken wurden in besseren Zustand gebracht. Einheimische Landstreicher schaffte man in Arbeits- oder Stockhäuser, fremde über die Grenze; das Gelände jeder Ortschaft mußte regelmäßig durchsucht werden. Binnen wenig Jahren der Regierung Friedrichs des Großen erfreuten sich die Schlesier einer Ordnung und Sicherheit, die sie in österreichischer Zeit nicht für möglich gehalten hätten.

Nicht wenig erhöhte es den Aufschwung Schlesiens, daß der König das Land mehr als 60 000 Ansiedlern öffnete. Etwa 200 Dörfer wurden neu angelegt. Die Kolonisten erhielten Haus, Wirtschaftsgebäude, Gartenland und 12 bis 20 Morgen Rodeland und Wiese als freies, vererbliches Eigentum. Auf kleine Gartengrundstücke wurden „Häusler" angesiedelt. Der König unterstützte auch die Grundherren, die auf ihrem Gebiete freiwillig solche Niederlassungen gründeten. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges lagen noch ganze Dörfer wüst. Was aber in hundert Jahren nicht geschehen war, brachte des großen Preußenkönigs rastlose Fürsorge in zehn Jahren zustande. An 250 solcher Ortschaften wurden auf Kosten des Königs neu aufgebaut. Tausende von wüsten Bauernhöfen mußten von den Grundherren neu errichtet und mit erblichen Eigentümern besetzt werden. Die Verwaltung der 108 mittelbaren Städte Schlesiens wurde wie die der anderen unter die Aufsicht des Landesherrn gestellt; bald waltete auch hier der Geist eines wohlgeordneten und pünktlich verwalteten Gemeinwesens.

In den letzten sieben Jahren seiner Regierung begründete der König durch seinen Staatsminister von Heynitz und durch F. W. von Reden, den Leiter des Breslauer Bergamtes, die künftige Blüte des schlesischen Berg- und Hüttenwesens. Jetzt erst begann Oberschlesien recht zur Geltung zu kommen.

Den gewaltigsten Aufschwung aber finden wir in der Seele der Schlesier erzeugt durch die geniale Kraft des neuen Herzogs vom Hohenzollernstamme. Sein Bild war zuletzt in jeder Hütte. Unerschöpflich war, was noch Jahrzehnte nach seinem Tode von ihm erzählt wurde. Unzählige Orte waren durch die Erinnerung an ihn geweiht. Mit stolzem Vertrauen schauten die Schlesier zu ihm empor, der im Heldenkampfe gegen Europas Völker Schlesien behauptet hatte. Indem der fridericianische Geist des selbstverleugnenden Dienstes für das Gemeinwohl die Bewohner des Landes zu durchdringen begann, erhielt die leichte Sorglosigkeit des schlesischen Charakters eine Ergänzung durch das straffe, unbeugsame Wesen altpreußischer Zucht. So sehr war das tiefe schlesische Gemüt von Begeisterung für

den Heldenkönig erfüllt, daß weder kostspielige Neuerungen, noch drückende Heereslasten, noch unbeliebte Zoll- und Akziseverwaltung die Anhänglichkeit an den „alten Fritz" trüben konnten.

Sein Neffe, König Friedrich Wilhelm II., wurde mit großen Hoffnungen begrüßt. Aber die bedrohliche Entwickelung der französischen Revolution, unfruchtbare Feldzüge gegen die französische Republik, der Zerfall Polens und die Gefahr übermächtigen Vordringens der russischen Macht lähmten die Entwickelung im Innern und erschöpften die finanzielle Kraft. Doch verdankt Schlesien der eifrigen Fürsorge des gütigen Königs die kräftige Fortentwickelung des schlesischen Berg- und Hüttenwesens, eine kräftigere Förderung der Lehrerbildung und die Vollendung des Allgemeinen Preußischen Landrechts. Eine große Wohltat für Schlesien waren die Kunststraßen, die er bauen ließ; es waren die ersten im Lande.

Friedrich Wilhelm III., der 1797 den preußischen Thron bestieg, weilte mit seiner liebreizenden hohen Gemahlin, der Königin Luise, im Jahre 1800 längere Zeit im schlesischen Gebirge. Des neuen Königs Zeit sollte nach Gottes Willen eine „Zeit in Unruhe" sein. Schlesien ward in den tiefen Fall des Staates, doch auch in die Erneuerung und vor allem in die ruhmvolle Erhebung hineingezogen — und es stand mit Ehren in der Reihe der altpreußischen Provinzen.

Vom November 1806 an waren die Franzosen zwei Jahre lang Herren in Schlesien. Zehnmal so viel, als das Land jährlich Steuern zahlte, hat es in dieser Zeit für die Feinde aufbringen müssen — ungefähr 145 Millionen Mark. Dann die Besetzung Glogaus, der Durchzug der „großen Armee", endlich die dreimonatige Besetzung Niederschlesiens 1813! Der Verkehr mit England war jahrelang durch Napoleons Kontinentalsperre zerschnitten. Eine Fabrik nach der anderen stand still. Die Bankerotte häuften sich. Verarmte, hungernde Leute durchzogen in Scharen die Straßen. In solcher Notzeit eine Wiedergeburt gedacht und begründet zu haben, ist das unvergängliche Verdienst Friedrich Wilhelms III., der vor allen durch den Freiherrn von Stein und den Kriegsminister Scharnhorst beraten war. Der große Gedanke der bürgerlichen Freiheit und volkstümlichen Selbstverwaltung drang nun auch in die schlesischen Städte, — der große Gedanke eines Volksheeres, in Zucht und Ehre zum heiligen Kampfe mit Gott für König und Vaterland wohl gerüstet, drang nun auch in Schlesiens Krieger, — der große Gedanke einer Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte des Bauernstandes, des bisher von der Erbuntertänigkeit gelähmten, drang nun auch in die schlesische Landschaft.

Nach siegreichem Kampfe erfreuten sich die Bewohner Schlesiens einer langen Friedenszeit. Der Zivilgouverneur Merkel, ein Breslauer Kaufmannssohn, hatte sich in der Kriegszeit so bewährt, daß ihn König Friedrich Wilhelm bei der Neuordnung der Verwaltung als Oberpräsidenten an die Spitze der vier schlesischen Regierungen zu Breslau, Liegnitz, Oppeln und Reichenbach rief, die wenige Jahre später auf die heutigen drei Bezirke zurückgebracht wurden. Die ruhig-ernste und sachliche Verhandlung der Geschäfte seitens des rüstigen Mannes hat viel geholfen, die Wunden der napoleonischen Zeit heilen zu lassen und die großen Reformen des Königs in Schlesien gedeihlich durchzuführen. Die Bauern waren nunmehr überall persönlich frei. Die

Vorspannpflicht war aufgehoben; auch waren die Dorfleute nicht mehr verpflichtet, Mehl, Bier und Branntwein aus den gutsherrlichen Mühlen, Brauereien und Brennereien zu kaufen. Loskauf, Zwang zum Gesindedienst bei der Herrschaft und Schutzgeld hatten aufgehört. Der Gutsherr hatte einen Teil jedes seiner Bauerngüter zurückerhalten und dafür jedem der Bauern den Rest der Besitzung als freies Eigentum überlassen. Beiden gereichte es zum Vorteil. Der Volkswohlstand hob sich stetig. Die verbesserte Steuererhebung, die musterhaft sparsame und geordnete Finanzwirtschaft und die Unbestechlichkeit der Beamten erhöhten das Vertrauen der Bürger und die Kraft des Staates. Dem Bau vieler Kunststraßen gesellte sich die freie Ein- und Ausfuhr nach den anderen Provinzen des Staates und die Eröffnung des großen Zollvereinsgebietes. Für Schlesien zeigte sich das besonders wertvoll, als 1846 Krakau dem österreichischen Staate einverleibt wurde und der dortige Markt dem schlesischen Handel verloren ging; für 15 Millionen Mark waren jährlich dorthin an Waren gebracht worden. Die Handels- und Gewerbefreiheit von 1810 und 1818 entfesselte viele Kräfte, die eine veraltete Zunftordnung zuletzt übermäßig gebunden hatte.

Wer die Kultur des Geistes und des Herzens so hoch schätzt wie Friedrich Wilhelm III., kann selbst in äußerer Drangsal dieses tiefsten Bedürfnisses nicht vergessen. Der verfallenen Leopoldina in Breslau gab er neue Kraft, indem er 1811 ihre beiden Fakultäten mit der alten brandenburgischen Hochschule, die Joachim I. 1506 in Frankfurt a. O. begründet hatte, zu einer vollen Universität in Breslau vereinigte. „Der Staat ist an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken; aber wir müssen sorgen, daß wir an innerer Macht und innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es Mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Sorgfalt gewidmet werde." Ein verwandter Zug verknüpfte den königlichen Hohenzollern mit dem schlichten Schweizer Pädagogen Pestalozzi; es war der hingebende Dienst zur Linderung des Elends der Armen und Niederen. Noch während der Kriegsjahre sandte der König begabte junge Männer nach der Schweiz zu Pestalozzi, daß sie an der Quelle den Geist seiner Erziehungs- und Lehrart schöpften und im Umgange mit Pestalozzi von seinem feurigen Triebe erfüllt würden, ihr ganzes Leben dem Erziehungsberufe zu widmen. Auch in Schlesien, insbesondere am 1816 neu errichteten evangelischen Seminar zu Bunzlau und an den Seminaren zu Breslau wirkten Schüler und Anhänger Pestalozzis mit hohem Eifer.

König Friedrich Wilhelm III. ging am 7. Juni 1840 zu seiner Ruhe ein. In Not und Erhebung, in Kampf und Sieg, in Krieg und Frieden waren die Schlesier ihm immer inniger persönlich nahe getreten.

Noch fester wurde dies Band zwischen Fürstenhaus und Volk, als Friedrich Wilhelm IV. seinen Untertanen und damit auch den Schlesiern Anteil an der Entwickelung der Gesetzgebung des Staates gab, dem sie nun schon länger als ein Jahrhundert zugehörten.

In Kunst und Wissenschaft hervorragende Schlesier fanden ihr Lorbeerblatt an dem Throne des Königs, der allen Fürsten seiner Zeit in der Würdigung geistigen Strebens voranleuchtete. Der Bildhauer August Kiß aus Pleß schuf die Reiterstandbilder Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. auf dem Ringe zu

Breslau; der Maler Adolf Menzel aus dieser Stadt verherrlichte Friedrich den Großen. Aus den innigen Liedern des Freiherrn Joseph von Eichendorff, geboren in Lubowitz bei Ratibor, klingt ebenso die Freude am schlesischen Oderwalde als die Begeisterung des freiwilligen Jägers und tiefe Frömmigkeit. Holtei aus Breslau, der seine „Schläsing" so sehr liebte, begründete aufs neue die Dichtung in schlesischer Mundart, und diese Klänge griffen den „gemütlichen" Schlesiern ans Herz. Ein Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen war durch Büsching, den ersten Landesarchivar Schlesiens, eine gründliche Durchforschung der schlesischen Geschichte begründet worden. Sein dritter Nachfolger, Professor Colmar Grünhagen, hat mit höchstem Erfolge sein Leben diesem Werke geweiht und auch in der hingebenden Leitung des 1845 neu gegründeten Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens sich den tiefsten Dank seiner Landsleute und die Anerkennung des Königs erworben. Professor Weinhold aus Reichenbach durchforschte wissenschaftlich die schlesische Mundart. Professor Göppert aus Sprottau wurde der berühmte Kenner und Bearbeiter der schlesischen Pflanzenwelt. Von der Zeit des Regierungsantrittes Friedrich Wilhelms IV. an entwickelte sich ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen und brachte eine früher unerhörte Wechselwirkung der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte und einen ungeheuren Aufschwung des Handels und Verkehrs zustande. Die erste schlesische Bahn, im Mai 1842 eröffnet, führte von Breslau nach Ohlau, später bis Brieg und Oppeln. Schon im Oktober 1843 fuhr man mit dem Dampfwagen von Breslau nach Freiburg, ein Jahr später nach Liegnitz, nicht lange darauf nach Berlin. Infolge der neuen Verkehrswege stieg die oberschlesische Kohlenausbeute, die 1825 zwei Millionen Tonnen betragen hatte, 1854 auf 8204000 Tonnen. Viele kleine Städte und Landgemeinden des Kohlenreviers wuchsen binnen wenig Jahren zu ansehnlichen Orten. Das Waldenburger Gebiet kam nun erst zu vollem Wert und rechter Entfaltung. Hand in Hand damit steigerte sich allenthalben die Gewinnung der Erze. Görlitz und Liegnitz entfalteten sich zu Großstädten. Breslau ward mehr denn je das Herz des Landes und vereinte 1852 die schlesische Industrie in seinen Mauern zu einer Ausstellung, die außerordentliche Fortschritte bekundete.

Wilhelm der Große, der fünfte Schlesierherzog aus dem Hohenzollernhause, beschritt mit hohem Erfolge die stolze Bahn einer nationalen Politik. Im Jahre 1866 brachte das Wehe über den bevorstehenden Bruderkrieg selbst wackere Preußen zu einem herben Protest gegen den hohen Königswillen. Aber Breslau sprach aus der schlesischen Volksseele heraus damals das mannhafte Wort zu König Wilhelm I., daß die Bürger der Stadt, wenn es die Macht und Ehre Preußens, seine Stellung in Deutschland und die Einheit des gemeinsamen Vaterlandes gelte, den Gefahren und Nöten des Krieges mit derselben Opferwilligkeit und Hingebung entgegengehen würden, wie es die Schlesier 1813 unter Friedrich Wilhelm III. getan hätten. Das war in Maientagen ein „Lichtstrahl" in des Königs Seele, der vor so verantwortungsvollem Entschlusse stand. Der schönste Lohn war die Rettung Schlesiens durch König Wilhelm. Kein österreichisches Heer betrat schlesischen Boden. Und als 1870/71 der Schlußstein im großen Einheitskampfe gelegt wurde, standen die braven Schlesier mit den ihnen nahe verwandten Franken und mit den anderen deutschen

Stämmen vor Paris. Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken. Seit langer Zeit schon hatte sich der schlesischen Volksnatur der preußische Geist aufgeprägt; jetzt drang auch die Begeisterung für Kaiser und Reich tiefer denn je in die Bewohner Schlesiens und mit ihr die hehre Aufgabe, deutscher Sitte hohe Wacht und deutschen Reiches treuer Hüter im Südosten zu sein.

Mit Freude und Stolz schauten wir auf den greisen Kaiser, den gewaltigen Kriegsherrn der Land- und Seemacht des Deutschen Reiches, der ein Schutzherr des europäischen Friedens war, ein milder Versorger der vom Unfall betroffenen Arbeiter, der vom Alter gebeugten, der kranken. Auch an den hochbedeutsamen Reformen des preußischen Staatswesens in dieser Zeit hat Schlesien seinen segensvollen Anteil. Die Selbstverwaltung führte wie seit langem in die Städte, so auch in die Landgemeinden, in die Kreis- und Provinzverwaltung frisches Blut. Durch den Kultusminister Falk brachte König Wilhelm mit großen Opfern eine gründlichere Aufbesserung des Volksschulwesens zustande. Die „Allgemeinen Bestimmungen" vom 15. Januar 1872, von einem Schlesier, Dr. K. Schneider aus Neusalz a. O., verfaßt, vertieften die Volksschulbildung, indem sie ihr, der Zeit entsprechend, höhere Ziele steckten.

Wer als Kind es gesehen hat, wie die Segelschiffe bei ungünstigem Winde oft tagelang still auf der Oder lagen oder mühselig durch Rudern weitergebracht wurden, wie sie so oft aus der wechselnden Fahrrinne auf eine der vielen Sandbänke im Strome gerieten oder sich an den eisenharten Eichenstämmen, die aus dem Grunde hie und da vorragten, beschädigten, der kann den großartigen Fortschritt ermessen, den die schlesische Oderschiffahrt den Königen Wilhelm I. und II. dankt. Die Oder ist von 1868 in achtzehn Jahren bis Kosel hinauf durch zweckmäßige Einbaue verengt worden, damit der stärkere Strom die Fahrrinne vertiefe; die obere Oder von Kosel bis zur Neissemündung wurde dann binnen vier Jahren für Schiffe bis 8000 Zentner Tragkraft kanalisiert. Bei der Mündung des ebenfalls erheblich verbesserten Klodnitzkanals ist ein großartiger Oderhafen gebaut worden. Die Halbinsel, die sich vom Binnenufer zwischen die Hafenbecken erstreckt, ist mit Schienensträngen belegt. Hier mündet die Hauptlinie des Verkehrs aus dem oberschlesischen Hüttengebiete. Der Großschiffahrtsweg um Breslau hat seine Vollendung erfahren. Der Verkehr auf der Oder ist infolge der Regulierung des Stromes ganz bedeutend gewachsen. Stromauf fuhren 1874 nur 7 Dampfer und 447 Segler, 1887 schon 534 Dampf- und 4695 Segelschiffe, 1894 aber 1001 Dampfer und 8096 Segler. Früher war die Oder mit Holzflößen (Martätschen), geführt von Wasserpolen aus Oberschlesien, oft weithin bedeckt; sie sind jetzt selten zu sehen, Segelschiffe sind verschwunden, dagegen ist die Zeit der Schleppdampfer angebrochen.

Ein hochbedeutsames Werk, das von König Wilhelm I. sehr gefördert wurde, ist die topographische Aufnahme des schlesischen Landes. Die 362 großen Meßtischblätter in Steindruck und die 58 Generalstabskarten in Kupferdruck geben ein treues Bild des gesegneten Landes, vor allem auch dessen, was Millionen in Jahrhunderten zustande gebracht haben. Das Schienennetz im Hüttengebiete dünkt uns unentwirrbar. Vor hundert Jahren ward zu Gleiwitz von Preußens König der erste Kokshochofen des europäischen Festlandes geschaffen, und 1896 durften deutsche Eisenhüttenleute

Kaiser Wilhelm II. dankbar zurufen, daß „diese weitsichtige und tatkräftige Förderung des deutschen Eisenhüttenwesens den Anstoß zu der seitdem erreichten 382fachen Vermehrung der Roheisenerzeugung Deutschlands“ gegeben hat.

Allenthalben ist schlesische Betriebsamkeit der Wohlfahrtspflege des Königs freudig verbunden gewesen. Die neuen großen Fischereien des Bartschtals und andere Fischzuchtanlagen waren um so dankenswerter, als die gewerbliche Benutzung vieler Gewässer den schlesischen Fischreichtum gemindert hat. Die schlesische Schafzucht erreichte 1840 mit etwa drei Millionen Stück ihre numerische Höhe; doch die Zahl der ganz veredelten Schafe stieg bis 1867 von 0,84 auf 1,71 Millionen, und auf den großen Wollmarkt zu Breslau kamen 1868 noch 83 000 Zentner. Die schlesische Wolle erlangte infolge sorgsamster Zucht der Schafe und Behandlung des Rohstoffes in aller Welt einen vorzüglichen Ruf. Dem Wettbewerb der aufs billigste erzeugten australischen Wolle konnte später die Wollindustrie Schlesiens natürlich nicht völlig standhalten. Wie eifrig die schlesische Landwirtschaft durch die Hohenzollern bis in die jüngste Gegenwart gepflegt worden ist, bekunden u. a. die bedeutenden Meliorationen in Oberschlesien. Von 1891 bis 1896 sind in Schlesien mit einem Kostenaufwande von 5,14 Millionen Mark 26 640 ha aufgebessert worden, und die Zahl der Verbände ist um hundertneunzehn gestiegen. Die Zuckerrübe, für Landbau wie Industrie hochbedeutsam, wurde 1829 wieder angebaut, und sieben Jahre später begann die Zuckerfabrikation schnell zu wachsen. In den Jahren 1893/94 wurden in Schlesien von 57 Fabriken 12 Millionen Doppelzentner Rüben verarbeitet. (Dr. Partsch.)

Auch das deutsche Wesen ist fortgeschritten. Vor hundert Jahren war das rechte Ufer der Neisse bei Priebus noch wendisch, 60 km nordwärts saßen Polen bei Neusalz, nur 47 km südwärts wohnten Wenden um Löbau, an die sich südöstlich die Tschechen hinter dem Jeschken anschlossen. Kein Wunder, daß ein französischer Geograph hoffte, einst werde sich der Slavenring um Schlesien schließen und hier das Deutschtum ersticken. Aber das waren Wünsche des Feindes. Mit Treue haben die Hohenzollern in der Schule, im öffentlichen Verkehr, im Leben der Soldaten darauf gehalten, daß deutsches Wesen nicht im eigenen Lande wie draußen bei den Nachbarn Schaden leide. Ohnehin lockt ja der wirtschaftliche Zug den deutschen Schlesier mehr nach dem Westen als nach dem Osten. Die Zahl der Wenden ist von 1861 bis 1890 von 32 000 auf 27 000 gefallen. In Oberschlesien sind zu dieser Zeit die Polen auf ihrer Höhe von etwas über 59% der Bevölkerung geblieben, in Mittelschlesien dagegen von 4,2 auf 3,4 % zurückgegangen.

Schlesiens Bevölkerung ist in der Zeit der preußischen Herrschaft von 1,13 auf 4,41 Millionen gestiegen. Die Hauptstadt der Provinz, seit 1860 auf das Dreifache der Einwohnerzahl angewachsen, kennzeichnet in ihren drei großen Reiterbildern die großen Epochen der preußischen Herrschaft in Schlesien. Hier, wo die Kraft der schlesischen Provinz zusammenströmt, muß ja deutlicher als an anderer Stelle das Gesamtergebnis einer hundertfünfzigjährigen Kulturarbeit der Schlesier unter der segensreichen Leitung und Pflege, unter dem starken Schirm und Schutz der Hohenzollern zur Erscheinung kommen. In der Tat kennzeichnet die weit und prächtig gebaute heutige Stadt mit ihren bald 435 000 Einwohnern, mit den Landeserzeugnissen in ihren

Warenlagern, mit ihrer Industrie, ihrem großartigen Verkehr, ihren Bildungsanstalten ihrer Selbstverwaltung, ihren Werken der Nächstenliebe, ihrer kriegstüchtigen Garnison, ihrer Tagesliteratur, ihrer vorzüglichen Kanalisation, Wasserversorgung und Beleuchtung gegenüber dem Breslau von 1740 ein herrliches Aufblühen.

Hier im Königsschlosse hat der unvergeßliche Kaiser Friedrich III. als jugendlicher Prinz ein Jahr in ernster Arbeit geweilt und Land und Leute liebgewonnen. Nur wenige Monate trug der edle Dulder die Krone, und nun ehren die Schlesier in seinem tatkräftigen Sohne Wilhelm II. ihren siebenten Herzog aus dem Zollernstamme, den treuen Träger ihrer Geschichte, ihrer Kraft, den Förderer ihrer Arbeit und Wohlfahrt. Im Februar 1881 hatte er aus Schlesien die hier erblühte edle Fürstentochter Auguste Victoria von Schleswig-Holstein als Gattin heimgeführt. Gern weilen beide in dem schönen Lande. Stürmischer Jubel treuer, dankbarer Schlesier umbrauste das geliebte Kaiserpaar zu Breslau und Görlitz in den sonnigen Septembertagen des Jahres 1896. Mit herzgewinnender Huld suchte Kaiserin Auguste Victoria in Görlitz die Stätten auf, denen ihre Freude an Gottes Haus, an erhabenen Werken der Kunst, an Stiftungen christlicher Liebe, an vaterländischen Denkmälern und an der herrlichen Gottesnatur entspricht. Den ritterlichen Kaiser sahen wir damals in ernster, strenger Arbeit auf schlachtberühmtem Manöverfelde; er will ja der erste Diener des Staates sein. Mit herzerhebenden Worten verließ er sein „schönes Schlesierland". Ein unvergeßlicher Sonnenblick waren diese Kaisertage für die Herzen der Schlesier; mögen sie ein Wahrzeichen künftiger Größe, erhöhter Wohlfahrtsblüte sein!

Von Pestalozzis Hingabe an die Pflicht der Erziehung erfüllt, werden Schlesiens Lehrer wie bisher in die Herzen der nachwachsenden Geschlechter die Liebe zu Gott, König und Vaterland pflanzen. Sie werden mit froher Begeisterung bestrebt sein, die Jugend tüchtig zu machen, daß sie in dem Erwerbsleben der Provinz einst die emporgebildeten allgemeinen Kräfte der Menschennatur selbsttätig weiter entwickle, dem Gemeinwohl opferfreudig diene und von Wahnideen mit klarem Blicke und festem Herzen sich fernhalte. Gott aber segne, was auf Hoffnung künftiger Blüte so gesät wird! Er sei mit dem lieben Schlesierlande, mit dem ruhmreichen Staate, dem es zugehört, und mit dem Deutschen Reiche, dem es stolz sich verbunden weiß! Er segne mit der Fülle des Wohlgedeihens unseren geliebten König und sein Haus!

K. Ernst.

Inhalts-Verzeichnis

zu

Bunte Bilder aus dem Schlesierlande, Band II.

1. Königin Luise von Preußen in Schlesien. Von J. Kunik.
2. Steinerne Urkunden aus Schlesiens Vorzeit. Von Prof. Dr. Gürich.
3. Schlesische Ortsnamen. Von P. Paeschke.
4. Schlesische Rathäuser. Vom Provinzial-Konservator Dr. Burgemeister.
5. Vom Klima Schlesiens. Von Prof. Dr. V. Kremser.
6. Schlesisches Volkstum. Vom Gymnasialdirektor Dr. Drechsler.
7. Die Einführung des Christentums bei den Wenden. Von Ewald Müller.
8. Ein wendisches Kindtauffest. Von Ewald Müller.
9. Wendischer Begräbniskultus. Von Ewald Müller.
10. Die Wendenkönige in Geschichte und Sage. Von Ewald Müller.
11. Die Volksmythen der Wenden. Von P. Dr. M. Rentsch.
12. Jakob Böhme. Von R. Koch.
13. Die Entwickelung der Leibeigenschaft in der Oberlausitz. Von K. Stöckel.
14. Das mittlere Queistal und die Talsperre bei Marklissa. Von E. Mühle.
15. Die Schwenckfelder in Schlesien. Von E. Stelzer.
16. Religiös-soziale Schwärmer des sechzehnten Jahrhunderts in Schlesien. Von Lic. Eberlein.
17. Der Gröditzberg. Von P. Paeschke.
18. Die Bunzlauer Tonindustrie. Vom Direktor Dr. W. Pukall.
19. Aus der niederschlesischen Heide. Von E. Schorsch.
20. Schlesiens Bienenzucht. Von C. G. E. Patzner.
21. Sagan. Von P. Lauschke.
22. Ignaz von Felbiger. Von B. Clemenz.
23. Religiöse Wirren in Sagans Vergangenheit. Von P. Matzker.
24. Der Naumburger Gesandtenmord. Von C. F. Aug. Schulz.
25. Joachim Curäus. Von P. Lauschke.
26. Glogau. Von A. Stallwitz.
27. Glogau unter dem Franzosenjoch. Von W. Mätschke.
28. Anna Luise Karsch. Von Hulda Bluschke.
29. Am Oderstrande. Vier Stimmungsbilder. Von G. Krause.
30. Fischzucht in Schlesien. Von F. Schikora.
31. Schlesische Burgwälle. Von P. H. Söhnel.
32. Die Züge der deutschen Kaiser nach Schlesien im elften und zwölften Jahrhundert. Von P. H. Söhnel.
33. Das Mausoleum der letzten Piasten zu Liegnitz. Vom Baurat Pfeiffer.
34. Friedrich von Logau.
35. Die alte Fürstentumshauptstadt Jauer. Von Dr. Schönaich.
36. Der schlesische Bauer. Von Karl Jentsch.
37. Ein schlesischer Lichtenabend. Von O. Scholz.
38. Johann Christian Günther. Von H. Schubert.
39. Schlesische Lokalpoesie. Von J. Kunick.

40. Goldberg und seine Umgebung. Von L. Sturm.
41. Durch die Sommerfrischen des schlesischen Riesengebirges. Von O. Raupach.
42. Der Wald des Riesengebirges als Förderer der wirtschaftlichen Wohlfahrt. Von O. Fiedler.
43. Alt-Krummhübel, ein Apothekerdorf. Von B. Eberhardt.
44. Rübenzagel. Von Dr. Hüsing.
45. Entstehungsgeschichte der meteorologischen Station auf der Schneekoppe. Von Dr. Nentwig.
46. Grüssau. Von E. Menzel.
47. A Gedenkbloat fer a Dukter Robert Rößler. Von A. Lichter.
48. Im Reiche der Eule. Von W. Rücker.
49. Stadt und Festung Silberberg. Von P. Leßmann.
50. Die schlesischen Weber. Von R. Koch.
51. Gerhart Hauptmann. Von Dr. A. von Hanstein.
52. Der Rummelsberg. Von Dr. Harazim.
53. Wie Breslau einem Bildhauer des siebzehnten Jahrhunderts erschien. Von Prof. Dr. J. Caro.
54. Ein Gang durch das Schlesische Museum der bildenden Künste zu Breslau. Vom Museumsdirektor Dr. J. Janitsch.
55. Die Universität Breslau. Von Prof. Dr. G. Kaufmann.
56. Die Entwickelung des Musiklebens in Breslau. Von Dr. Münzer.
57. Der Jungfernsee. Von A. Kirchner.
58. Streuselkuchen. Von A. Scheibert.
59. Das Piastenschloß zu Brieg. Von H. Schoenborn.
60. Gustav Freytag, ein schlesischer Poet. Von C. Biberfeld.
61. Oppeln, die alte Piastenstadt. Von A. Hoffrichter.
62. Oppelner Portland-Zement. Von K. Lindner.
63. Der St. Annaberg bei Groß-Strehlitz. Von J. Chmielus.
64. Das schlesische Rom. Von Philo vom Walde.
65. Joseph Freiherr von Eichendorff. Von K. Jaenicke.
66. Ratibor. Von J. Wunschick.
67. Das Leben auf der Oder. Von H. Gasse.
68. Beuthen in Oberschlesien. Von J. Werner.
69. Ein altschlesisches Osterspiel. Von Dr. Jantzen.
70. Der oberschlesische Industriebezirk. Von R. Urbanek.
    - Allgemeine Umschau.
    - Brandfelder.
    - Ein Gang durch einen Industrieort.
    - Berg- und Hüttenleute.
    - Schneller Wechsel.
    - Das Leben im Industriebezirk.
    - Nacht im Industriebezirk.
    - Die letzte Schicht.
71. Lublinitz und seine Anstalten. Von Th. Jurock.
72. Pfingstgebräuche in Schlesien. Von G. Tischer.



Adolf Stenzel, vorm. Brehmer & Minuth, Breslau.

Nr. 2816 62.1

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030000617486
III 1575/1
Pracownia Śląska